Das malerische und romantische Westfalen

Levin Schücking





Das malerische und romantische Westfalen.



Das malerische und romantische Westfalen.





Das malerische und romantische

Westfalen.

Von

Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath.

Neu bearbeitet

von

Ludwig Brungert.

Dritte Auflage.

Mit 20 Stahlstichen, 10 Lichtdrucken, 6 Autotypien und 100 Textbildern.



Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1890.

Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — Osnabrück.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als vor dreißig Jahren die erste Auflage dieses Werkes erschien, war Westfalen nicht das, was es heute geworden. Noch durch keine Eisenbahnen in den großen Weltverkehr gezogen, noch ohne die rastlos thätige Verwertung seiner großartigen Bodenschätze und seiner markigen Arbeitskräfte, war es ein stilles, wenig belebtes und auch wenig bekanntes, vielfach als unwirtlich verschrieenes Land. Als der größte lyrische Dichter, den es hervorgebracht hat, die Absicht faßte, ein „malerisch-romantisches Westfalen“ zu schreiben, mußte er noch für dies Unternehmen die Art von Schutzrede nötig halten, welche sein schönes, auf den nächsten Blättern folgendes Einleitungsgedicht bildet.

Seitdem ist ein großer Umschwung eingetreten, eine bewundernswerte Entwickelung nach allen Richtungen hin erfolgt — in dreißig Jahren ist Westfalen eines der bedeutendsten Industrie-Länder der Welt geworden, und neben dem stillen alten „Helwege“, auf dem früher eine rege Phantasie nur die Schatten der römischen Legionen auf ihrem Marsch in die Cheruskerberge oder die Heersäulen der Franken des großen Karl wider den zähen Helden unserer Volkssage in den Kampf ziehend erblickte — neben dem verlassenen alten Heerwege rollen heute Land auf Land ab auf vervielfachten Schienensträngen die Feuerrosse mit unabsehbaren Zügen, und kein Horizont ist mehr zu sehen, der nicht steilrecht durchschnitten wäre von den schwarzen Linien der oft zahllosen hohen Essen.

Wir hoffen, daß die neue Ausgabe unseres Buches etwas wie ein Spiegelbild solchen Aufschwungs und solcher reichen Entwickelung bilde, daß es, wie Westfalen ein anderes Land, ein anderes Buch geworden. Wenigstens ist es unser Bemühen gewesen, ohne jenen Ton jugendlich romantischer Stimmung und schwärmerischer Heimatsliebe, der der ersten Auflage Freunde gewann, zu verwischen, mit festerer Hand zu zeichnen, genauer und gründlicher auszuführen und den Rahmen nach allen Seiten hin zu erweitern. Die Verlagshandlung hat dabei keine Opfer gescheut, um den illustrierenden Schmuck würdig und reich zu gestalten, und so dürfen wir das Werk, welches wir heute abschließen, die durchgearbeitete Ausführung dessen, was in der ersten Auflage flüchtige Skizze war, nennen.

Ein ganzes weites Land genau zu kennen, ist niemandem gegeben; genau kennt jeder nur seinen nächsten Kreis. Darum bitten wir um die Nachsicht des Lesers, der in Beziehung auf seine Umgebung einzelne Irrungen oder falsche Züge in unserer Schilderung gewahren sollte; wir werden dankbar für Berichtigungen sein.

Wir dürfen dies Vorwort nicht schließen, ohne der Förderung zu gedenken, welche uns in jenen, jetzt schon so weit zurückliegenden Tagen der ersten Ausarbeitung ward. F. Freiligrath hatte sie ursprünglich übernommen; er schmückte das Buch mit dem Freistuhl zu Dortmund und der Einleitung. Wenn aber der fernere Text dem Unterzeichneten zufiel, so stand ihm dabei mit reger und thätiger Teilnahme und ihrer Kenntnis von „Land und Leuten" die Dichterin der roten Erde, die Verfasserin der Gedichte auf Seite 160, 170, 244, 251, 342 zur Seite, die mit diesen Bearbeitungen von Sagenstoffen die Schilderung des Landes bereicherte, an dem ihr innerstes Herz hing.

Sassenberg, im Jahre 1871.

L. S.

Vorrede zur dritten Auflage.

um dritten Male soll dies Buch in die deutschen Lande gehen und vom lieben schönen Westfalenlande alte und neue Kunde bringen. Seitdem Freiligrath den ersten Schilderungen des „malerischen und romantischen Westfalens“ seines Freundes Schücking den poetischen Geleitsbrief schrieb, ist vieles in dem Lande anders geworden. Dieser Umschwung in fast allen Verhältnissen, dem Levin Schücking vor nahezu zwanzig Jahren in der zweiten Bearbeitung nach dem Verhältnisse der Zeit Rechnung trug, hat seitdem größere Bahnen eingeschlagen, und nicht nur längs des alten breiten Helwegs dampfen die hohen Essen, rasseln die unabsehbaren Eisenbahnzüge, auch in den dunklen Waldthälern des Süderlandes, in den Hügeln und Bergen der alten Stifte von Paderborn, Minden und Osnabrück hat das gewerbliche Leben, Handel und Verkehr auf weitverzweigten Eisen- und Steinwegen selbst die entlegensten Dörfer und Weiler in sein Bereich gezogen. Den früher stillen münsterländischen Tieflandbusen bedeckt ein dichtmaschiges Netz neuer Verkehrsstraßen, auch hier ragen aus dem grünen Gebüsch neben den altersgrauen Türmen oft zahlreiche dampfende Schlote empor. Die unbekannten Bauerschaften und Höfe, welche vor zwanzig Jahren kaum eines Fremden Fuß betrat, sind jetzt auf wohl gebahnten und gepflegten Wegen bequem zu erreichen.

So hat die neueste Zeit das ganze Land geöffnet, es liegt frei vor unsern Augen, vielartig gestaltet und reich an Schönheiten der Natur und Kunst. Hier reichen die älteste und neueste Zeit sich innig die Hände und die heutigen Bewohner halten noch mit Zähigkeit fest an der alten Eigenart. Gradheit und Biedersinn, Festigkeit und Treue, Arbeitsamkeit und Heimatsliebe, diese Eigenschaften haben von jeher einen guten Boden trotz des Wechsels der Zeiten und der regierenden Herren im westfälischen Lande gefunden.

Dieses Buch, welches in anmutiger und lebensvoller Schilderung von den alten und neuen Geschichten, von den Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Landes erzählte und sie durch vielerlei Bilder dem Auge anschaulich zu machen suchte, wird jetzt in einer neuen und erweiterten Bearbeitung den lieben Heimatsgenossen vorgelegt. Von

den Hinterbliebenen Levin Schückings ersucht, hat der Bearbeiter es gern unternommen, dem Werke die der Gegenwart angemessene Gestaltung zu geben. Er glaubt auf seinen vielfachen Wanderungen in den westfälischen Gauen und durch das Lesen zahlreicher Schriften heimatskundiger Männer die verschiedenen Gebiete Westfalens kennen gelernt zu haben, so daß er, obwohl in der Ferne lebend, mit frischem Mute und lebhaftem Herzensdrang an die Bearbeitung gehen konnte. Er hat sich dabei angelegen sein lassen, die dem Buche eigenartige Begeisterung und Heimatslust zu wahren und die mannigfaltigen Änderungen und Zusätze, welche die Zeit erforderte, im Sinne und Tone des verstorbenen Verfassers auszuführen. Denjenigen, welche ihn bei der Bearbeitung und Verbesserung in so liebenswürdiger Weise unterstützt haben, spricht er hierdurch seinen herzlichen Dank aus. Zugleich auch erlaubt er sich die vielen Freunde des Werkes zu bitten, ihm oder der Verlagshandlung durch freundliche Mitteilung über irgend welche Mängel und Unrichtigkeiten in den Schilderungen Kenntnis zu geben; jede Mitteilung wird bei einer hoffentlich folgenden Bearbeitung mit Dank verwertet werden. Der Bearbeiter hofft besonders bei seinen westfälischen Freunden und Bekannten hier keine Fehlbitte zu thun.

Die bisherigen Stahlstiche, deren recht schöne Ausführung stets die verdiente Anerkennung gefunden hat, sind mit Ausnahme einzelner Städtebilder, welche in ihrer Darstellung veraltet sind, beibehalten; zu denselben und den früheren Holzschnitten des Textes sind noch mehrere Lichtdruckbilder, Autotypien und andere Textbilder neu aufgenommen worden, so daß ein reicher und mannigfaltiger Bilderschmuck das Werk zieren wird.

So gehe es denn in die deutschen Lande, und wo es einen Westfalen trifft, da spreche es mit dem alten Vemegruße:

Ick gröte ju leiwe Mann!

Inowrazlaw, 16. November 1889.

Ludwig Brungert.

Inhalt.

Einleitungsgedicht von Ferdinand Freiligrath S. 1—7.
Porta Westfalica. Zur Einleitung von Ferdinand Freiligrath S. 8—13.

1. **Das Weserthal.** S. 14—63.
Minden, Gründung der Stadt; Germanicus an der Weser, Schlachtfelder bei Eisbergen und Leese; Geschichte des Mindener Bistums; Schlacht bei Minden 1759; Weserscharte; Kaiser Wilhelms I. Denkmal auf dem Wittekindsberge. S. 14—31.
Rehme; Oeynhausen; Blotho; Kloster Möllenbeck; Rinteln; Der Süntel, Sagen; Schönheit des Weserthals, Gedicht von Fr. Dingelstedt. S. 31—39.
Hameln, Sage vom Rattenfänger; Der Köterberg, Sage; Lügde; Pyrmont, Grab Schückings; Bolle. S. 40—47.
Corvey und Höxter, Gründung Corveys; Geschichte des Klosters, Sagen; Höxter; Wehrden; Fürstenberg; Blankenau; Herstelle; Karlshafen, Helmarshausen. S. 48—63.

2. **Der Oberwaldische Bezirk des Fürstentums Paderborn. — Das Fürstentum Lippe.** S. 64—153.
Ober- und Niedermarsberg; Warburg, Lage, Geschichte, Eisenhoit; Wormeln; Der Desenberg, Gedicht von Fr. Oebbecke. S. 64—80.
Der Osning; Irmensul; Bullerborn; Kloster Hardehausen; Willebadessen; Neuenheerse; Altenbeken; Driburg; Bad, Grafen von Sierstorpff, Gemälde-Sammlung; Die Iburg. S. 80—95.
Das Nethethal; die Hinnenburg, die Grafen von Bocholtz-Asseburg; Schloß, Sage; Brakel; Rheder, Sagen, Gedicht: Der Trompetersprung von F. W. von Krane; Dringenberg; Schmechten; Bökendorf; Thienhausen, F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden“; Kloster Marienmünster; Steinheim; Schieder. S. 95—114.
Horn; Externsteine; das Hermannsdenkmal; Geschichte des Fürstentums Lippe; Volkslied vom „Herrn von Falkenstein“; Brake; Lemgo; Detmold; Berlebeck. S. 114—131.
Herford; Enger, Wittekinds Grab, Sagen vom König Wieking; Örlinghausen; Sparrenburg; Bielefeld; Wilhelmsdorf. S. 131—153.

3. **Das Emsthal.** S. 154—240.
Ravensberg und Ravensburg. Tatenhausen, Rothenfelde; Iburg, Benno von Osnabrück; Dörenberg; Ort der Varusschlacht; Sieben Quellen; Georgs-Marienhütte. S. 154—171.
Osnabrück, Geschichte, Bauwerke; Justus Möser; Tecklenburg; Lengerich; Dörenther Klippen; Der blonde Waller, Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff; Ibbenbüren, Gravenhorst. S. 171—187.
Die münsterländische Heide; Bauernhof, Gedicht von W. Junkmann; Vorgeschichte, Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff; Schloß und Bad Bentheim; Burg Steinfurt, das Bagno. S. 187—199.

Münster, Stadt, Schloß, Liebfrauenkirche; Dom, Rathaus, Friedenssaal, Gedicht von Ferd. Freiligrath; Die Kunst in Münster; Lambertikirche, Dominikanerkirche, Liudgerikirche, Denkmäler; Geschichte der Stadt, Westfälischer Friede, Bernard von Galen. S. 199—226.

Annette von Droste-Hülshoff; Rüschhaus, Hülshoff; Sagen des Münsterlandes; Das östliche Münsterland, Angelmodde, Wolbeck, Freckenhorst, Warendorf, Sassenberg, Vinnenberg, Haus Langen, St. Mauritz; Das westliche Münsterland, Die Bomberge, Schloß Darfeld, Stromberg, Schloß Rheda, Schloß Gemen, Schloß Nordkirchen. S. 227—240.

4. **Das Lippethal.** S. 241—299.

Cappenberg, Kloster, Minister von Stein; Dortmund, die Veme, Geschichte Dortmunds, Bauten; Soest, Soester Fehde, Soester Daniel, Simplicissimus, H. Aldegrever, Bauten; Drüggelte. S. 241—277.

Herzfeld; Lippstadt; Lippspringe; Neuhaus; Paderborn, Geschichte der Stadt, Bauten; Die Wewelsburg, Kurt von Spiegel, Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff; Böddeken; Salzkotten; Büren; Alme; Brilon; Das Fegefeuer des westfälischen Adels, Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff. S. 277—299.

5. **Die Thäler der Ruhr und Lenne.** S. 300—424.

Der Kahle Astenberg; Bruchhauser Steine; Der Wasserfall; Ramsbeck; Olsberg; Die Velmeder Höhle; Eversberg, Meschede, Schloß Laer. S. 300—309.

Arnsberg, Schloßruine, Geschichte, Freistuhl; Rodenburg; Bilsteinerhöhle; Schloß Herdringen, Die Fürstenberg. S. 309—324.

Fröndenberg; Das Hönnethal, Menden, Klusenstein, Sanssouci, Balve, Sundwicher Höhle und Felsenmeer. S. 324—331.

Das Lennethal, Grafschaft, Wilzenberg, Schmallenberg; Altenhundem, Adolfsburg; Burg Bilstein; Attendorn, Schnellenberg, Drolshagen. S. 331—336.

Grevenbrück; Lenhausen, Schwarzenberg; Plettenberg, Walter von Plettenberg; Werdohl, Pungelscheid, Theodor von Neuhoff. S. 337—349.

Altena, Die Grafen von Altena und von der Mark; Gewerbe zu Altena, General von Wolffersdorff; Letmathe; Hohenlimburg; Elsey, Joh. Friedr. Möller; Dechenhöhle, Gedicht von Rittershaus. S. 349—368.

Iserlohn; Billigst; Schwerte, Westhoven, Hohenirburg; Vinckedenkmal; Herdecke; Volmarstein, Stein- und Harkort-Denkmal; Witten; Hardenstein; Blankenstein; Hattingen; Isenburg; Steele; Essen, Stift, Krupps Werke, Alfred Krupp; Werden, Abtei, Codex argenteus, Heliand; Kettwig. S. 368—399.

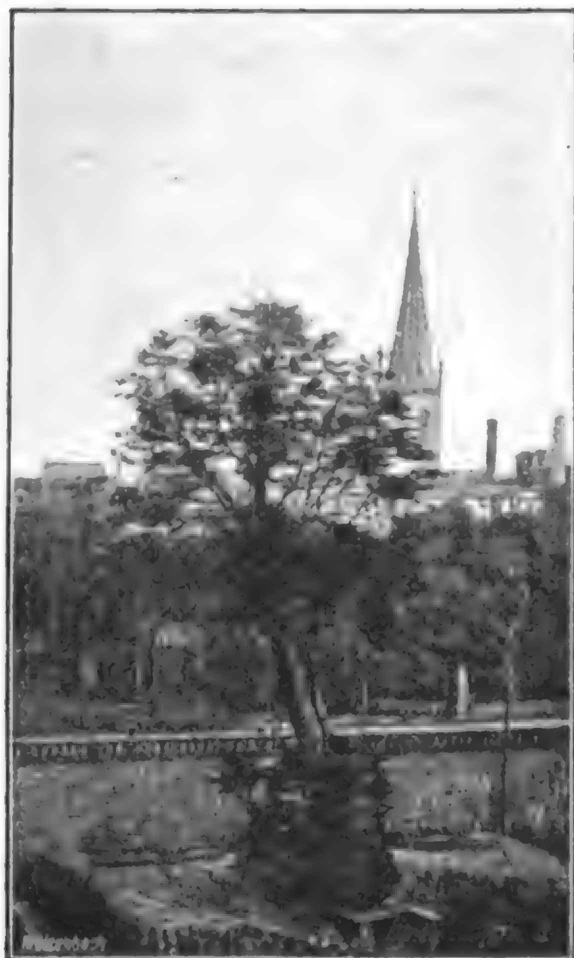
Die Thäler der Volme und Ennepe; Hagen; Gevelsberg; Erzbischof Engelbert von Köln; Friedrich von Isenburg; Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff: Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln; Die bergischen Höhen; Schwelm und Schloß Martfeld; Elberfeld und Barmen; „Westfalenlied" von Emil Rittershaus. S. 399—413.

Das Siegerland; Krombach; Freudenberg; Die Hauberge; Die Höhen des Kreises Siegen; Bergbau; Müsen; Hilchenbach; Grund, Jung Stilling; Die Eder; Berleburg; Girkhausen; Neuastenberg; Saßmannshausen; Schloß Wittgenstein; Stadt Siegen; Johann Moritz von Nassau-Siegen; Rubens; Diesterweg; Druidenstein; Die Freusburg; Kirchen. S. 413—421.

Schluß. Gruß an Westfalen, Gedicht von Joseph Wormstall. S. 421—424.



Tropfsteinhöhle bei Warstein.



Freistuhl zu Dortmund.

Stock, Stein, Gras, Grein.
Losung der Veme.

Dies sind die Linden; beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Ästen aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; hart unterm Lindenpaar
Erhebt er sich; du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch überm Thor,
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein tot Getier! — Der Welschland überflog,
Um Syriens Palmen kühne Kreise zog,
Das heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,
Der mit dem Wappenleu'n Castilias
Auf Einem Deck, auf Einer Flagge saß,
Und durch die Wälder der Kaziken stürmte: —

Die Zeit erlegt' ihn! — Steine sind sein Pfühl!
Wer weckt des Kaisers trotzig Federspiel?
Im Steine träumt es, wie der Falk im Ringe. —
Sein Träumen aber? — Schlachtfeld und Gelag,
Blutbann und Blut: — auf diesem Tische lag
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.

O, träume zu! — Der Wandrer stört dich nicht!
Und doch — auch Er will hegen ein Gericht!
Er weiß das Wort; er ist befugt, zu schlichten!
Ein neuer Freigraf tritt er kühn heran;
Sein Auge blitzt: — in roter Erde Bann
Die rote Erde selber will er richten!

Sein eigner Frone schritt er durch das Land!
Er that den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Turmespforte,
In Burg und Kloster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jedem Kreuzweg dräuend er die Worte:

„Horch auf! — Die Ladung! — Du verschrie'ner Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!
Keck vor dem Stuhle laß dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle dich, Westfalen!

Du bist vervemt, es ruht auf dir die Acht,
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht!
Begegn' ihm stolz! was schlummerst du am Herde?
Die Rüger harren — rings die Lande sind's!
Sie rufen laut: das Fohlen Wittekinds,
Ein Schlachtroß weiland, sank zum Ackerpferde!

Nicht schallt sein Wiehern wild mehr im Gefecht;
Nicht zäumen Freiherr mehr und Edelknecht
Sein trotzig Haupt zu ritterlichem Stechen.
Sein Aug' ist glanzlos, und sein Mund ist stumm;
Auf öden Heiden treibt es sich herum,
Und weidet träg an namenlosen Bächen.

Auf seinem Nacken herrscht ein rauher Stamm;
Er treibt es ab auf steiler Berge Kamm,
Er läßt es träumend über Moore schwanken,
Zahm und geduldig schirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd seine Flanken.

Wo sich der Thorweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp sassisch noch umzäunt;
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen;
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege steht;
Da lebt es dumpf, und hat verlernt das Schlagen! —

Kannst du es hören? — In den Klageruf,
Der dich befehdet, donnert nicht dein Huf? —
O, jag' heran, laß deine Mähne fliegen!
Mit deinen Eideshelfern: Berg und Fluß,
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und übersieb'ne deiner Feinde Rügen!

In ihr Geschelt und in ihr lautes Drohn
Mische des Feldbachs und der Quelle Ton,
Die um das Eisen deiner Hufe lecken!
Wirf ab die Hülle — deiner Thale Duft!
Laß deine Berge steigen in die Luft,
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur sich recken!

Laß deine Wälder flüsternd dich umwehn,
Laß deine Klippen dir zur Seite stehn,
Laß deine Burgen sich ins Stromthal neigen!
Laß deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,
Laß deiner Gilden alte Pfeile sprühn —
All deine Helfer, laß sie nahn und zeugen!

Mein Ruf gilt allen, ernst und richterlich!
Durch deine Pforte, blaue Weser, brich,
Und flute sanft um deine Buchenhügel!
Die Herde blökt, das weiße Segel schwillt,
Auftaucht die Stadt — o so, wie einen Schild,
Zeige den Klägern deinen Wellenspiegel!

Und ihr — gerötet von der Hämmer Glut,
Als färbte Zornesfeuer eure Flut;
Umblitzt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus
Vernehmt die Rüge! schäumend tretet aus,
Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen! —

Dann ihr im Sande! — Springt und wühlt euch durch!
Frisch durch den Schutt der Tempelherrenburg!
Frisch durch der Senne dorniges Gestrüppe! —
Laßt Waffen reden: — an das Ufer werft
Hastatenschwerter, die einst Rom geschärft!
Laßt eure Schädel reden, Ems' und Lippe! –

Und nun ihr Berge, steil und laubverkappt!
Wie ihr voll Trotzes euch gelagert habt
Rings an der Flüsse kiesigen Gestaden;
Wie euch umtönt des Habichts kurzer Schrei,
Wie euch durchbricht des Hirsches braun Geweih:
So kommt und zeugt, und so auch seid geladen!

Nicht ihr allein: — auch was auf euch gebaut! —
Die von den Bergen ihr herniederschaut,
Graustirn'ge Mahner dem Geschlecht im Thale,
In eurer Trümmer moosbewachsner Pracht
Hört meine Stimme schallen durch die Nacht,
Burg und Kapelle, Schloß und Kathedrale!

Und euch auch mein' ich, morsche Bilder ihr!
Sei's unter Harnisch, Helmbusch und Visier,
Sei's mit der Inful und dem Hirtenstabe,
Versehrt vom Regen und vom Wetterstrahl —
Verlaßt des Münsters und der Burg Portal,
Und schreitet her, umkreist von Dohl' und Rabe!

Wandeln die Steine, mag das Erz auch nahn!
Weithin erglänzt es: — Male ruf' ich an
Der Patrioten und der Volksbefreier!
Das Schwert in Händen und die „Phantasie'n",
Legt ab eu'r Zeugnis: Möser und Armin!
Du schon erhöht, — du noch im Essenfeuer!

Und du zuletzt, der alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig' es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten!

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen!

Ich lad' euch vor, ich lad' euch allesamt!
Die Nacht ist um, die Morgenröte flammt,
Das Schwert ist nackt, der Schöffenkreis geschlossen!
Er ist mein Volk! Er steht und wartet still,
Dem Munde lauschend, der euch richten will,
Barhäuptig stehn sie, meine Vemgenossen!" — —

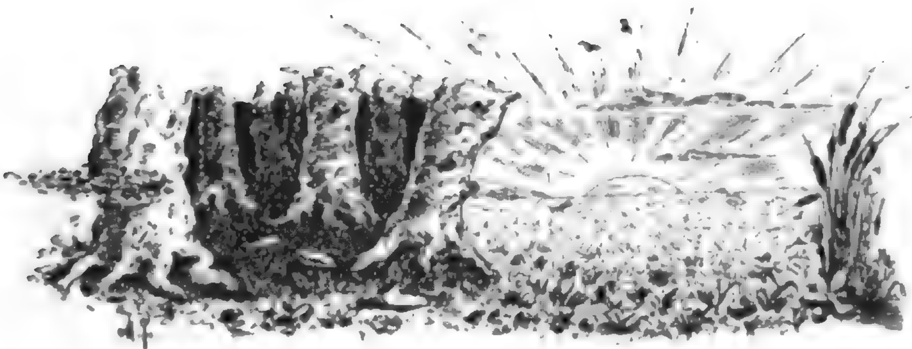
So scholl sein Ruf! Die Ladung ist geschehn!
Und jetzo harrt er, wo die Linden stehn;
Die Sonne wirft ihr Streiflicht durch die Blätter.
Wohin er schau'n mag, Licht und Leben nur!
Vor ihm des Hellwegs reiche Ährenflur,
Und über ihm des Lerchenlieds Geschmetter!

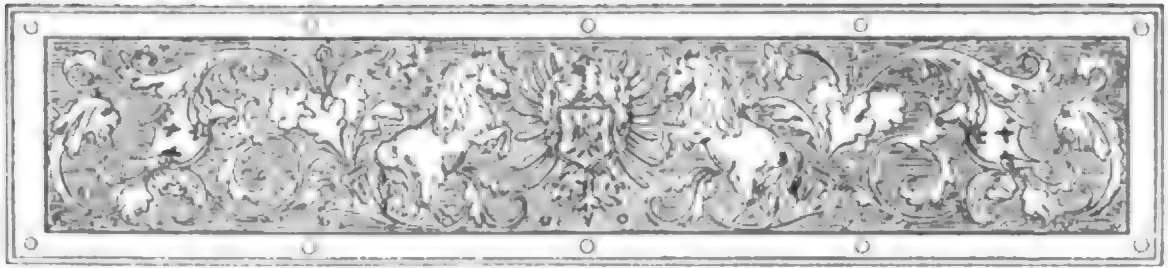
Und dort die Mauer, zackig einst umzinnt,
Die Reinold schützt, das kühne Heymonskind,
In die er einzog, eine blut'ge Leiche!
Auf der, ein licht und strahlend Heldenbild,
Er oft erschienen ist mit Schwert und Schild,
Und abgewehrt hat der Belagrer Streiche! —

Die Sage dringt, das Leben auf ihn ein! —
Die er berief, sie nahn in dichten Reih'n;
Durch seine Seele dröhnen ihre Schritte.
Er hört des Fohlens trotzig Hufgepoch;
Die Sonne blitzt — so saß kein Richter noch
Auf diesem Stuhl in der Geladnen Mitte!

Und so denn freudig hegt er sein Gericht!
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht:
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe!

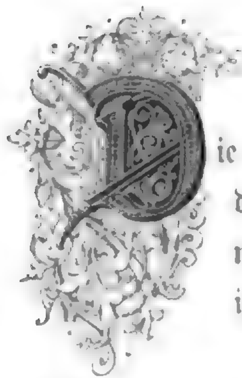
F. Freiligrath.





Porta Westfalica.

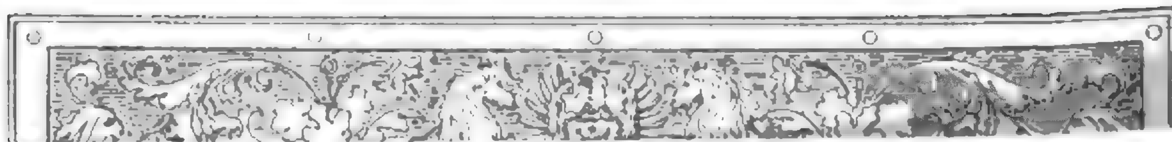
Zur Einleitung.



Die Porta Westfalica ist die Pforte unseres Buches. Habt ihr zuerst den Brückenkopf des einleitenden Gedichts genommen, so müßt ihr nun noch das Thor der Festung erstürmen. Durch die Porta führ ich euch in das Land, nach dem sie heißt.

Wer von euch stand bei Sonnenuntergang auf der Weserbrücke bei Minden? Aus den Moor- und Heidestrecken des nordwestlichen Westfalen kommend, deren ödes Grau in Grau nur zuweilen ein Architekturblitz aus dem Mittelalter durchleuchtet, der Osnabrücker Dom etwa oder der lichte, giebelzackige Strahl des Rathauses zu Münster, schritt er vielleicht trüb genug in die alte Stromstadt Minden hinein, und weder das buschige Glacis noch der stattliche Simeonsplatz, weder der freundliche Domhof noch die engen, altertümlich düstern Straßen waren imstande, ihn eine nahe glänzende Verwirklichung seiner bisher meist unerfüllt gebliebenen Träume von einem „malerischen und romantischen Westfalen“ hoffen zu lassen. Endlich hat er das Thor an der Wasserseite der Stadt erreicht. Kühler Hauch des Stromes weht ihm entgegen. Noch ein paar Schritte und er steht auf der siebenbogigen Brücke; unter ihm, nordwärts hinab in die weite, unabsehbare Fläche, schießt die Weser, und wendet er das Gesicht stromauf, rechts nach Süden, so sieht er die Berge, die der Prall der Wasser vor Jahrtausenden durchbrochen, stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westfalica*) liegt vor ihm, nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor (nur der östliche, der Antonius- oder Jakobsberg, wird unmittelbar von der Weser bespült), sondern ein nicht allzu schmales

*) Die Ansicht stellt sie von der entgegengesetzten Seite, Minden im Hintergrunde, dar.





PORTA WESTFALICA.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Querthal, das außer dem Strome Wiesen und Ackerland anmutig ausfüllen, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken zerschnitten hat; links und rechts, dort unter den Namen des Süntels oder des Wesergebirges κατ᾽ ἐξοχήν, hier unter dem des Wiehengebirges streichend, zeigt er dem Blicke des Beschauers keine einzige Kerbe, keinen einzigen tieferen Einschnitt; nur der gewaltige, weitklaffende zwischen Jakobs- und Wittekindsberg liegt vor Augen, und ist nun, abgesehen davon, daß durch ihn der Fluß aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergießt, in seiner Einsamkeit um so mehr einem imposanten Thore, einer Weserscharte, wie die umwohnenden Landleute die Pforte nennen, vergleichbar, als die Entfernung ein scheinbares Aneinanderrücken der getrennten Bergmassen bewirkt, und das Wiesengelände dazwischen in so geringer Breite zeigt, daß nun fast Berg neben Berg emporzuragen, und die Weser hart am Fuße beider sich zu schlängeln scheint. — Das ist die Porta, und wer sie so gesehen hat, nach mühsamer Durchwanderung des Flachlandes, von der Mindener Brücke aus, felsig und waldig, und von den heißen, sehnsüchtigen Tinten eines Sonnenunterganges zu Ende Mai's magisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hochauf vor Freude, und er lauschte lechzend hinab in das murmelnde Geschwätz des Flusses, der alle Märchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien. Silberfarben, hier und dort einen Scheideblitz der Sonne zurückwerfend, kam er durch Wiesen und Weiden herangeschossen; einsame Kähne schwammen stromunter; drüben noch eine vollständige Mast, „Bock“ und „Hinterhang“ und „Bulle“, die von keuchenden Pferden sich hinauf ziehen ließ nach Hausberge; Herden am Ufer; — ein heiteres, lachendes Idyll lag vor ihm, dessen Grundton, den der Ruhe und des stillen ländlichen Friedens, selbst der am Fluß gelagerte Kriegsmann — Minden — nicht zu stören vermochte.

So und in solcher Stimmung war's, daß ich selbst vor ein paar Monaten die Porta erblickte. Die Fläche lag hinter, die Berge lagen vor mir, und es trieb mich, den Staub der einen an den Büschen der andern von den Kleidern zu streifen. Noch eine Nacht und einen Vormittag in Minden, und dann unter dem fernen Gegroll mählich sich auftürmender Gewitter auf den Wittekindsberg, die westliche Pfortensäule, die neben jenem Namen auch noch den üblicheren der Margaretenklus führt! — Wollt ihr sie mit mir besteigen? — Ich führe euch gleich auf die Spitze. Dicht mit Buchen bewachsen, läßt sie euch auf trocknem Laubfall einen kühlen, schattigen Waldweg entlang gehen. Zweige schlagen euch ins Gesicht, Waldmeister duftet um eure Füße, und wenn ihr den Hut mit Geisblatt oder mit einer keck geschwungenen Farrnkrautfeder schmücken wollt, so braucht ihr nur die Hand auszustrecken. Plötzlich

steht ihr vor einem mächtigen Wartturm; nicht vor einer grauen, mit Moos und Epheu bewachsenen Ruine, einer zerbröckelnden Trümmer aus den Zeiten des Feudalwesens, die euch, wenn ihr sie besteigen wollt, ein geharnischter Türmer erschließt oder ein buntjackiger Schloßzwerg: ein Werk der letzten Jahre ist's, das euch zur Rundschau auf seine Zinnen ladet, und ein Mütterchen, das im Schatten einer benachbarten Buche die ärgste Schwüle des Mittags beim Spinnrade verstreichen läßt, öffnet euch freundlich die Thüre des modernen Lug-ins-Land. Ihr tretet ein, eine Wendeltreppe empfängt euch, zweiundsiebenzig Stufen fliegt ihr hinan — und nun steht ihr oben auf der Plattform, und biegt euch hinab über das schützende Geländer. Welch' ein Anblick! Nördlich das Flachland bis zum Meere, südlich ein beschränktes, dafür aber auch bunteres und von Wald und Fluß mannigfach belebteres Gebiet, und zwischen beiden, eine Turmhöhe unter euch, knochig und langgestreckt, und von der gewitterschwülen Sonne des Mittags stechend beschienen, der Rücken des Gebirges. Ein zusammengesunkenes Roß, liegt es euch zu Füßen, seine Laubflanken zittern vor Erschöpfung — wär' ich ein Gigant, ich spräng' ihm auf den Nacken und ritt es in die Nordsee — zur Schwemme!

Und hier, eh' ich euch ein Führer werde durch den Landstrich, der tief unter euch wie eine Karte aufgerollt daliegt, eh' ich mit dem Finger auf seine Berggipfel und auf seine Turmspitzen deute, eh' ich seine Burgen mit euch durchklettere, und mit euch eintrete in seine Hallen und Kreuzgänge, lasset mich ein Wort der Verständigung zu euch reden! Wenn ich euch zu einer Schweizerreise aufforderte, oder zu einem Ausflug ins Tirol, oder gar zu einem pittoresken Zuge durch beliebige Wüsten, so bedürfte es dessen nicht. Ihr wüßtet dann von vornherein selbst, was ihr zu erwarten hättet, und wenn die Reise nichtsdestoweniger euren Erwartungen nicht entspräche, so könntet ihr deswegen nur mit dem Ungeschick oder der Unwissenheit des Führers rechten, nicht aber mit der Gegend selbst, durch die ihr euch führen ließet. Ein anderes ist es, wenn ich euch eine Wanderung durch Westfalen vorschlage, durch ein Land, dessen Los es seit Jahren gewesen ist, mehr gescholten und geschmäht, als gepriesen zu werden. Seit Justus Lipsius im Jahr 1586 seine schweinsledernen Briefe über Westfalen bald „aus der Barbarei bei den Breifressern", bald „aus dem Schweinstall, den sie Wirtshaus nennen", datierte, hat sich die Schärfe einer Unzahl von Federspitzen an uns versucht. Ich glaube wirklich, daß ich euch vorher Mut einsprechen muß, und dazu ist gerade hier, wo wir aus einer Höhe von 800 Fuß auf einen großen, und wahrlich nicht den schlechtesten, Teil des verschrieenen Gebiets hinabschauen, der rechte Ort, wie mich dünkt. Setzt euch drum in die Runde; stoßt mir aber die Reisetasche nicht von der Brüstung, und um euch von vornherein mit

westfälischer Mund- und Landesart zu befreunden, so thut erst einen „Schluck" aus meiner ledernen Feldflasche.

Bestimmen wir zuerst die Grenzen unseres Gebiets. Westfalen, — mag der Name nun von Falen, d. h. Fohlen, dem springenden Pferde in Wittekinds Banner, abzuleiten sein, das wir noch heute sein Nunquam retrorsum auf dem Braunschweigschen Wappen wiehern hören; oder von dem Grenzpfahl, der die West- von den Ostfalen getrennt haben soll; oder von einem altdeutschen, dem englischen fellow entsprechenden Worte Phal; oder von einem andern Worte: Falen, d. i. Gegend, plaga, regio; oder gar, wie einige Etymologen wollen, von den Vandalen — Westfalen ist uns, wie Karl dem Großen, das gesamte Land zwischen Rhein, Weser und Emse, wie wir dagegen die Striche zwischen Weser und Elbe unter dem Namen Ostfalen zusammenschlagen, und von dem, zwischen beiden in der Enge liegenden dritten Hauptteile des alten Sachsenreiches, Engern, für den Zweck unserer Wanderung so viel noch zu Westfalen rechnen, wie wir nach Strich und Lauf des Gebirgs und des Flusses sowohl, als nach Übereinstimmung in Gesittung, Volkscharakter und Mundart für gut finden und verantworten zu können glauben. Es ist uns das Land, das zu Tacitus' Zeiten Brukterer und Sigambrer, Marsen, Angrivarier und Cherusker inne hatten; das ganze, von den Legionen zertretene Gebiet im Nordwesten Deutschlands, das dem Historiker zu seinem Bilde von den Sitten und dem Kulturzustande des alten Germaniens vorzugsweise die Umrisse lieferte. Es ist uns der gesamte Strich um Weser und Emse, Ruhr und Lippe, der in der rohen Kraft und der schlichten ursprünglichen Weise seiner Bewohner, zumal aber in dem Eichengrün und der Weltabgeschiedenheit seiner einzelnen an Quell oder Bach liegenden Bauernhöfe — sicut fons aut nemus placuit —, an deren rauchgeschwärztes, erntekranzgeschmücktes Scheunenthor die Zeit und der Fortschritt nur leise und in großen Zwischenräumen angepocht haben, ganz an jene Schilderungen in der Germania uns erinnert. Es ist ein derber, urkräftiger Menschenschlag, die Westfalen. Als der Kronprinz von Preußen auf einer seiner Reisen durch die Provinz (Sommer 1839) einen Tag in Soest sich aufhielt, ritt auch eine Deputation aus der „Börde" bei ihm vor, an die zwei- bis dreihundert Bauern stark. Ein prächtiger Zug! Stämmige Männer und stämmige Pferde, hellblaue Röcke und breitkrämpige Hüte, wenig Sporen und die Zügel meist in der rechten Hand, aber die Fersen in den Flanken, die Linke mit dem Hut hoch in der Luft, und so in Trab oder Galopp, wie es dem Gaul eben anstand, mit Hurrahruf an dem Prinzen vorbei. Ich habe lange nichts gesehen, was mich mehr gefreut hätte. So, denk' ich mir, muß ein Angriff der Brukterer gewesen sein: wenig Ordnung, aber Mut und Feuer, und wo er einhaut, da wirft er. Es mag

dem Kronprinzen Glänzenderes und Feineres auf seiner Reise veranstaltet worden sein, aber Ehrlicheres und Nationaleres schwerlich. Er hat auch herzlich gelacht, als er aus dem Fenster herab dankte, und es war nicht das Lachen des Spottes oder der Geringschätzung. Wie wollt' es auch? Aus solchen Stämmen haut sich die Staatsburg ihre Palissaden zurecht: das siebente Armeecorps ist eins der stämmigsten und markigsten im ganzen Heere.

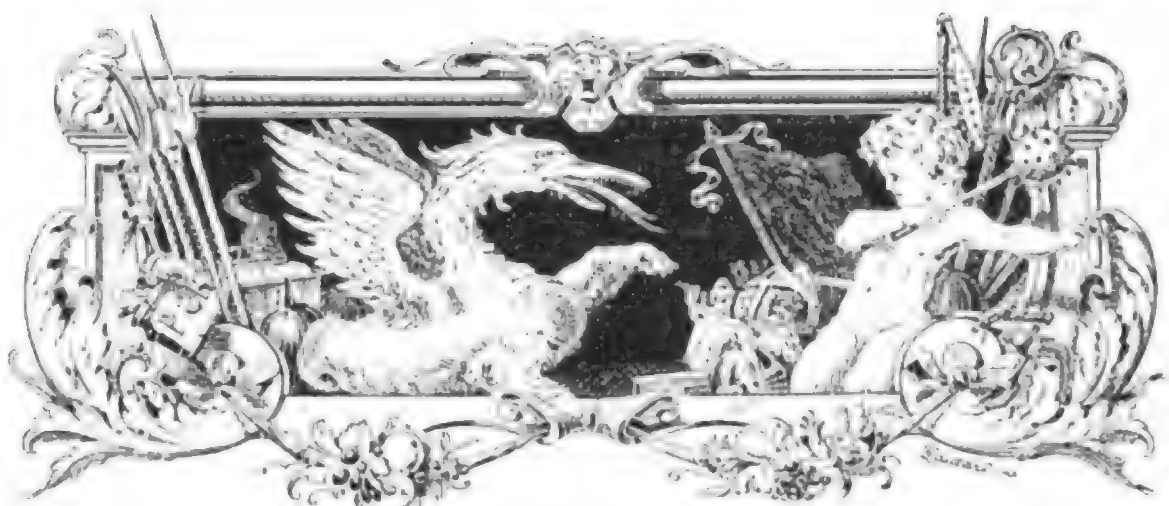
Wir halten uns also ans Volk und an die Gesittung. Wo wir den Hof des Tacitus, wo wir die Kämpe des Sachsen noch finden, da ist Westfalen. Wir beschränken uns demnach weder auf das Herzogtum Westfalen, das sogenannte Sauer- oder Süderland, früher zum Gebiete Heinrichs des Löwen gehörend, und nach dessen Ächtung von Friedrich Rotbart an das Erzstift Köln geschenkt, noch auf die jetzige preußische Provinz Westfalen, noch greifen wir über in die überrheinischen Bestandteile des ehemaligen westfälischen Kreises, zu dem u. a. selbst Lüttich, Stabelo und Aachen gehörten, woraus, wie der alte Merian sagt (beiläufig der erste Herausgeber eines „malerischen Westfalens“, wenn wir seine westfälischen Städteansichten so nennen wollen), „woraus zu ersehen, daß dieses ein weitschweiffiger Cräiß“ gewesen sein müsse. An das Länder- und Ländchenaggregat zu denken, das unter Jerome den Namen eines Königreichs Westfalen führte, kann uns vollends nicht einfallen. — Lasset uns den Bezirk abschreiten, den wir betrachten wollen! — Links, in südöstlicher Richtung, die Weser hinauf bis nach Herstelle, der Feste des großen Frankenkaisers. Von dort südwestlich den Saum der hessischen Gebirge entlang bis an die Quelle der Sieg, wo die Sprache des Volkes schon in der Weise des Oberlandes erklingt, und wo uns der Westerwald zur Grenze nach Süden wird. Jetzt nordwestlich, immer den Rand der heutigen preußischen Rheinprovinz hinab, in die wir gelegentlich einen kleinen Abstecher machen. Die Mündungen von Sieg und Wupper, von Ruhr und Lippe bleiben uns links, wo fast in paralleler Richtung der Rhein seine Wogen hinabwälzt. Haben wir die Lippe überschritten, so wenden wir uns nordöstlich, da wo das Städtchen Anholt uns die Grenzen der Marschen und Ebenen Hollands gezeigt hat, lassen später das Münsterland und Osnabrück im Süden, Ostfriesland und Oldenburg im Norden, bis wir zuletzt, etwa bei Petershagen, wieder auf die Weser stoßen, an ihr hinaufschreiten bis zur Porta, und so wieder zur Margaretenklus, zu dem Punkte gelangen, von dem wir ausgingen.

Das ist der Länderkomplex, den wir unter der Gesamtbenennung Westfalen für uns in Anspruch nehmen, und ich denke, daß man uns ungefährdet in seinem Besitz lassen und die grün-weiß-schwarze Fahne, die wir rings auf Berg und Burg aufpflanzen, ruhig flattern lassen wird. Möchte man uns irgendwo eines Einfalls in

fremdes Gebiet beschuldigen, so könnte es nur drüben am rechten Weserufer sein, wo die Schaumburg hell und freundlich aus dem Grün des Nesselberges hinter Rinteln hervorschaut, wo der Hohenstein mit seinen Klüften und Felsenrissen, mit seinen Wichtelmännchen und seinem Druidenringe ernst und düster sich erhebt, und wo der Langenfelder Wasserfall schäumend hinabstürzt in die Tiefe. Es sind das alles Punkte, die in der Sachsenzeit zu Engern, zum Buckigau gehörten und die jetzt post varios casus einem Ländchen zu eigen sind, das sich die Grafschaft Schaumburg hessischen Anteils nennt. Und fast fürcht' ich, daß der goldene Löwe seine Errungenschaft wahren und mein dreifarbig Banner mit gehobner Klaue antasten wird. Ein malerisches und romantisches Weserthal ist angekündigt. Franz Dingelstedt ist sein Schildhalter, und schon seh' ich den Kampf entbrennen in den wiederhallenden Schluchten des Süntels. Die Fähnlein flattern, die Trompeten schmettern, die Schaumburg wird berannt hüben und drüben, und wessen Banner oben fliegen wird, bleibt den Schwertern überlassen. Es soll aber ein ehrlicher und lustiger Kampf sein; wir wollen uns Lieder zusingen während des Streites, und zuletzt, denk' ich, sprengen wir mitten im Gefecht auf einander los, lüften den Helm und machen es, wie Wittekind und St. Herumbertus, der erste Bischof von Minden. Ich weiß nicht recht, sprach Wittekind es aus oder der Bischof — so viel aber etymologisiert die Sage: als der Herzog den Mönch einführte in seine Burg am Weserstrande, da fiel zwischen ihnen das Wort: Min — Din, d. h. der Fleck sei mein, wie er dein ist! Und so, rat' ich, halten wir es auch mit der Grafschaft Schaumburg hessischen Anteils! Einst den Cheruskern, ist sie nun den Katten; ehedem sächsisch, ist sie nun fränkisch; — mögen darum beide Banner ruhig nebeneinander auf den Zinnen der Schaumburg flattern, Dingelstedts neben dem meinigen, der Löwe des Hessen neben der Trikolore des Westfalen! —

F. Freiligrath.





Das Weserthal.



In dem Weserthal also beginnen wir die Wanderung durch das Gebiet der „roten Erde“, um ihre zahlreichen malerischen Punkte aufzusuchen, in unserer Hand als Wanderstab die Wünschelrute, die stille steht, wo einer der Schätze, denen wir nachgehen, sich birgt, wo das Gold der Poesie versteckt als alte Sage in den Trümmern alter Burgen und Edelsitze ruht; oder wo Städte mit grauen Türmen über ihrem Mauerkranze ragen und den Hort von Erinnerungen hüten, welchen die Geschichte dort zurückließ. Wir werden unsre Einbildungskraft die Gestalten verschollener Jahrhunderte neu heraufbeschwören lassen und die Menschen einer rauhen und dunklen Zeit in ihren schweren faltenreichen Gewändern, oder im Schmucke ihrer wunderlichen Bewaffnung, ihres wuchtigen Rüstzeuges erblicken; zuweilen in Frieden und öfter in Streit, — denn Streit war die Losung der Vorzeit und ihre schweren Waffen unterscheiden sich von unsern nicht allein durch die Form und Gestalt, sondern mehr noch dadurch, daß selten eine darunter war, die nicht Blut getrunken hatte, während Gottlob unter den unsrigen diejenige selten ist, welche wirklich vom Blute eines Menschen gerötet wurde.

So werden wir viel des Schwertergeklirrs und des Waffengerassels vernehmen, aber durch den Streit und das Gewühl, das mit eisernem Fußtritt die Geschichte an uns vorüberziehn läßt, auch andere, mildere Klänge, die wie fernes Glockengeläut an einem schönen Sommerabend warm und innig zum Herzen dringen, vernehmen. Aus den Gründen steigen sie empor, von den Bergen tönen sie herab, Felswand und Gestein hallen sie leise wieder; und unter den Wohnungen der Menschen sind es zumeist die niedrigen, die von Holz gebauten, mit strohgedeckten Dächern, in die sie

einziehn und forttönen. Die Silberglocken der Sage sind's, von denen ich rede. Das ganze Land durchzittern sie; überall, wo ein abgeschlossenes Waldthal euch aufnimmt, oder wo ihr einsam über die braune, baumlose Heide einherschreitet, oder wo raschelnder Epheu ein morsches Gemäuer umklammert, sind ihre Töne zu vernehmen. Wahr ist's, die Sagen unsres Landes haben nicht ganz das Tiefe und Poetische, oft auch nur neuartig Aufgeschmückte, das die Sagen anderer Gegenden Deutschlands, namentlich die des Rheines, auszeichnet. Keine Lurlei singt auf einem Felsen des Ruhr- oder Weserthales ihre verlockenden Weisen, keinen solchen Roland hat Westfalen, der düstern Blicks im hohen Fensterbogen steht und hinuntersieht auf das Eiland seiner Liebe; und wenn ihr nachts an einen schwarzen, schilfumrauschten Waldteich tretet, so harrt ihr vergebens auf die weiße Nonnenhand, die, wie jene des Laacher Sees, flehend emportaucht aus der Tiefe. Die Sagen Westfalens sind derber und einfacher, ausgestreut aber sind sie, wohin ihr immer lauschen mögt, eine allzeit frische, nie verwelkende Volkspoesie. Durch die Straßen Hamelns zieht Bundting, der seltsame Rattenfänger; in den Kirchenstühlen Corveys glänzt die totweissagende Lilie; durch die Schlösser des Hauses Lippe schreitet gespenstisch die weiße Frau; tief im Köterberge blitzt es von Gold und Schätzen, und im Desenberge bei Warburg sitzt verzaubert Karl der Große, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand. In Westfalen schlug er seine Schlachten, am Rhein aber pflanzte er seine Reben, baute er seine Pfalzen und Burgen, und ruhte er aus in den Armen der Liebe. Darum auch läßt ihn der Rhein bei nächtlicher Weile durch die Weinberge schreiten und seine Trauben segnen; darum läßt er ihn bei Aachen am stillen Wasserspiegel sitzen und Fastradens gedenken, Westfalen aber bannt ihn in den Desenberg, wo er einst im Sachsenkriege ein unterirdisch Hoflager gehabt haben soll. Da sitzt er und träumt, der Bart wächst ihm durch den Tisch, wie Friedrich dem Rotbart im Kyffhäuser, und gleich diesem wird auch er einst wiederkehren, als der große friedebringende Hort einer neuen Zeit.

Wenden wir uns nun zuerst nach Minden zurück, das wir von unserer Höhe herab mit seinen Türmen und seiner massiven Weserbrücke überschauten. Eine andere Erklärung, wie die vorhin von Freiligrath angeführte leitet den Namen von „Minnen" her, um der minniglichen Lage der Stadt willen, und stützt sich dabei auf das nahe „Himmelreich", „Amorkamp" und „Venusbach" (jetzt Venebeck), eine Erklärung, die wie so manche andere ohne alle Kenntnis der Geschichte und Sprachentwicklung gemacht ist. Ob der Name nun von dem Bergmunde der Porta Westfalica oder von der Mündung der Bastau, wo die alte Burg Minden lag, oder von dem alten deutschen Worte „min" = gering herstammt, Mindens minnigliche Lage hat schon Meiboom, der alte Geschichtschreiber, in lateinischen Versen besungen:

Ibi rivi, ibi fontes,	Dort sind Bäche, dort die Quellen
Ibi aquae nec non montes,	Aus dem Berg heilkräftig schwellen,
Et brutorum pascuae;	Dort der Herden reiche Au'n;
Inibi videntur frontes	Dort sind Frauen mit der hellen
Dominarum et insontes,	Reinen Stirne, dort die Wellen,
Ibi torrens Wiserae.	Die die Weser wälzt, zu schaun. —

Die ältesten geschichtlichen Erinnerungen der Stadt knüpft die Sage an den Sachsenherzog Wittekind, der hier im Engernlande seine hauptsächlichsten Besitzungen, auf den Bergeshöhen, welche von der Weserscharte aus gen Nordwesten sich erstrecken, seine Burgen hatte, wenn auch sein eigentlicher Wohnsitz ungewiß bleibt. Der Bergzug heißt auch der Wedigen- oder Wittekindsberg, und aus Wedigenberg scheint Wiehengebirge hergenommen zu sein, wenn wir nicht an den Wih = heiligen Berg (Odins?) denken wollen. Da, wo der Dom zu Minden steht, hat Wittekind, so heißt es, ein festes Schloß gehabt, von dem noch ein starker Turm bis zum Jahre 1613 erhalten worden, wo ihn der Dompropst hat wegräumen lassen; da seien in seinen unterirdischen Verließen steinerne Särge, Gerippe und irdene Gefäße gefunden worden. Daß aber Wittekind seinen Hof hergegeben habe zur Erbauung des Christentempels, sei also gekommen: der gewaltige Sachsenführer hatte sich einst in das Gewand eines Bettlers geworfen und so einen Weg in das Lager Karls des Großen, des verderblichen Feindes seines Volkes, gefunden. Hier feierte man das Fest der Weihnacht, in welcher das Christkindlein den Menschen erschien, und Wittekind sah, wie dem Frankenkönig und den Seinen das Brot des Abendmahls dargereicht wurde. Bei diesem Anblicke wurden seine Augen aufgethan und er sah in der dargereichten hl. Hostie ein wunderschönes Knäblein, bald freundlich, bald traurig, je nachdem der Sinn des Menschen war, der die Hostie empfing. Da warf der heidnische Held zerknirscht die Verhüllung ab und trat zum großen Karl, um ihm die Friedensrechte zu bieten und ihn um Priester zu bitten, die solche Wunder wirken könnten. Karl versprach sie ihm und einen Bischof dazu: eine weiße Gans bezeichnete den Ort, wo die Bischofskirche zu erbauen sei.

Platen hat eine schöne Bearbeitung dieser Sage in einem Gedichte geschaffen, dessen Schluß hier folgt:

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß,
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß:
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!



Schloß Darfeld.

Die Sage bezeichnet auch einen „Königsborn" bei Minden als die Stelle der Taufe des Sachsenherzogs: da aber diese zu Attigny in Frankreich nach geschichtlicher Überlieferung stattgefunden hat, so schließt man mit mehr Recht, daß der Born seinen Namen von Konrad dem Salier erhalten habe, der um 1026 in Minden war und hier einen Reichstag hielt.

Jedoch ist das Weserufer bei Minden oberhalb und unterhalb der Gebirgslücke, durch welche der Fluß ins Tiefland strömt, schon in früherer Zeit der Schauplatz großer Heereszüge und Heldenthaten gewesen, und sowohl eine genaue Nachforschung in den Werken des großen römischen Geschichtschreibers Tacitus als auch eine eifrige Aufspürung der Höhen und Hänge des Wesergebirges lassen es als gewiß erscheinen, daß mehr denn 800 Jahre vor Karl dem Großen die römischen Heere den altgermanischen Stämmen der Cherusker und Angrivarier hier mehrmals gegenüberstanden. Hier zu beiden Seiten der Weser hatten die Angrivarier ihre Wohnsitze, die nach links bis an die Hunte reichten; hier bei Minden und Lohbusch, unterhalb und oberhalb der Weserscharte, fanden die Übergänge der römischen Legionen in den Jahren 15 und 16 nach Chr. statt; an letzterer Stelle vielleicht hatten die beiden feindlichen Brüder Arminius und Flavus jene denkwürdige Unterredung, dieser im römischen Dienste im glänzenden Gefolge des Imperators Germanikus, jener an der Spitze seiner kampfbegierigen Germanen, beide im Angesichte ihrer Heere, und den Strom herüber und hinüber in deutscher und lateinischer Rede tönten die Worte der Brüder, voll Hohn, voll Erbitterung und zorniger Kampfeslust, also daß sie die trennenden Fluten kaum achteten, Flavus nur mit Gewalt zurückgehalten vom Feldherrn Stertinius.

Und wo die Weser oberhalb Blotho ihre Wasser gen Westen wälzt, einen ziemlich breiten hügeligen Streifen des Wesergebirges nach Süden begrenzend, dort faßte der Imperator in einer großen Schlacht die Germanen derart, daß sie in die waldigen Schluchten der nördlichen Gebirgskette sich zurückziehen mußten. In der Nähe von Eisbergen ist der campus Idistaviso zu suchen, ebenfalls das von Germanikus errichtete Siegesdenkmal. Aber das deutsche Heer war keineswegs vernichtet. Germanikus verfolgte von Minden aus die in der Richtung auf Stadthagen abziehenden Feinde, wurde dann aber selbst von links angegriffen. Nun wandte er sich nach Norden und auf der schmalen Fläche zwischen einem jetzt toten Arme der Weser und den Rehburger Höhen fand die letzte Schlacht im Innern Deutschlands zwischen Römern und Germanen statt. Bei dem heutigen Dorfe Leese, gerade an der Grenze des Regierungsbezirkes Minden, sind noch die Reste des alten Angrivarierwalles zu sehen, der das Land der Angrivarier zwischen der Weser und den Brüchen der Aue gegen feindliche Einfälle verrammelte. War auch Germanikus der Sieger über einen

Teil des germanischen Heeres, er hat sich doch wieder zurückziehen müssen, und selbst Tacitus konnte nun Arminius »bello non victum« im Kriege unbesiegt nennen. —

Das Bistum Minden wurde gestiftet im Jahre 803 oder schon 780; sein erster Bischof war Herumbertus. Ihm folgten noch 59 andere, bis das Werk Karls d. Gr. umgestürzt, und im Westfälischen Frieden das Fürstbistum, welches in den traurigen Zeiten des langen Krieges als treuer Bundesgenosse des Kaisers entsetzliche Drangsale ausgestanden hatte, aufgehoben wurde, während das Stiftsgebiet dem brandenburgischen Kurfürsten zugesprochen ward, der nun mit der Mark und Ravensberg einen ansehnlichen Besitz in Westfalen hatte.

Die Geschichte der Mindener Bischöfe bietet wenig Bedeutendes dar: Erwerbungen von Grundeigentum, Errichtungen von Freistühlen der Veme, Reibungen mit dem Domkapitel, mit der nach demokratischer Regierungsform strebenden Hauptstadt, später die Unruhen, welche die Verbreitung der Reformation in ihrem Gefolge hat, Fehden mit den Nachbarn u. s. w., das ist es, wovon fast einzig ihre Jahrbücher zu melden haben. Und das ist überhaupt die Geschichte eines solchen westfälischen Bistums, die in ihren Grundzügen fast immer dieselbe bleibt, bei Minden so wie bei Paderborn, den Stiftern Engerns, bei Münster so wie bei Osnabrück, den Stiftern des eigentlichen Westfalens. Zuerst hat weite unendliche Waldung über der Gegend gelegen, nur gelichtet, wo der Sitz eines Adalings oder der einzelne Hof eines Freien mit den Hütten der Liten umher seine Strohdächer über den schlechtgefügten Quadern oder den moosverstopften Balken der rohen Wände erhebt; lange Zeit erst, nachdem das Christentum jenseits des Rheins bei den Franken verbreitet war, wagen seine Apostel sich bis hierher, um die Nacht der Gegend und den Sinn des Volks zu hellen und das Wort zu bringen, wo man nichts als die rohe That kennt. Das geschieht um die Zeit zumeist, wo die ersten Karolinger als Hausmeier das Frankenreich beherrschen, im siebenten Jahrhundert. Die Apostel kommen aus Franken, am häufigsten aber aus Irland oder England herüber, wo schon seit Papst Gregor dem Großen, durch Überzeugung und friedliche Belehrung verbreitet, das Christentum blühte: es ist wunderbar, wie überhaupt jene britischen Inseln uns voraus gewesen sind, wo immer ein neues Werden, eine neue Erscheinung der weltgeschichtlichen Idee für Jahrhunderte sich vorbereitet. Sie haben uns aus Irland die ersten Apostel des Christentums gesandt: sie haben in Wiclef den Anfang der Glaubenstrennung bezeichnet, dann in Baco von Verulam und Locke die beiden Thorsäulen am Tempel der Philosophie der neuern Zeit errichtet, in Bolingbrocke, Shaftesbury und andern die ersten Fackeln der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts entzündet; und jetzt, sind sie nicht wieder die ersten gewesen, welche die gewerbliche Richtung unsrer erfindungsreichen Zeit eingeschlagen

haben? Ihres staatlichen Vorgängertums nicht einmal zu gedenken. Doch dies im Vorübergehen — obwohl wir bei unsrer Wanderung durch Westfalen noch auf manches stoßen werden, das uns in Klima, Eigenart der Einwohner, Sprache und Beschaffenheit der Gegend an England erinnert; sind die Vorfahren der Bewohner Englands doch desselben, sächsischen, anglischen, friesischen Stammes.

Die christlichen Glaubensboten gewinnen nun durch die begeisterte Macht ihres Wortes, durch die Kraft, die den Grundlehren des Christentums innewohnt, und den Mut, der sie die Hand an die geweihte Irmensäule oder die heiligen Eichen legen läßt, dem harten Sinn des Volkes einen Glauben ab, der zuerst noch störrisch mit allerlei wunderlichem Heidentum gemischt, der christlichen Lehre mannigfache Zugeständnisse abringt, dafür aber die Taufe annimmt und mithilft an der Erbauung kleiner Waldkapellen, bei denen einer oder ein paar der frommen Männer zurückbleibt zum Dienste des erkannten Gottes. Oft aber werden die Apostel Opfer ihres Eifers: oder sie müssen tagelang ohne Labung durch die Wälder ziehen, oft flüchten, sich verbergen, um sich vor der verfolgenden Roheit zu retten. Fromme Frauen, bei denen ihre Lehre zuerst Eingang gefunden, beherbergen und pflegen sie; sie wirken Wunder zu deren Belohnung, wie bei ihrem Grabmale ebenfalls Wunder geschehen; sie verscheuchen die Unzahl schädlicher Vögel, wie Liudger die wilden Gänse zu Billerbeck, sie lassen Quellen in der Einöde aus Felsen entspringen, heilen Kranke u. s. w.; äußerliches Wohlthun wird die Gewähr für die innere Wohlthat ihrer Lehre. Viele Sagen erhalten das Andenken daran. Die alten Heldenlieder der Sachsen sind uns verloren. In diesen Heiligensagen stellt sich uns unsre älteste Poesie dar, nicht wie die spätere Poesie des Mittelalters, eine blühende, in Glanz gekleidete und verlockende Jungfrau, die voll selbstbewußter Schöne keck in dem Sattel ihres milchweißen Zelters sich schaukelt und mit ihm durch den Tann einhersprengt, den mutigen Falken auf der Faust, den liebesiechen Minnesänger und den begehrenden, ungestümen Paladin in ihrem Gefolge; — es ist die weißverschleierte Gestalt der Legende, die in Nonnentracht und mit dem schwarzen Kreuz auf dem ruhigen Busen, ihren nackten Fuß scheu und doch voll Gottvertrauens auf das Waldesmoos setzt und zum Beten niederknieet, wo unter dem Laubdach einer Linde die herzgeformten Blätter ein verwittertes Steinkreuz oder ein Marienbild beschatten. Sie hat keine stolzen Siegeskränze, um ihre Getreuen damit zu krönen; aber wem sie segnend die weiße, der Ehre Gottes geweihte Hand auf die Locken legt, um dessen Haupt leuchtet die Glorie des Heiligenscheines: so hat sie die Ewaldsbrüder, die heilige Ida, den heiligen Suitbert, des Earl Siegfried von Northumberland Sohn und viele andre gesegnet.

Karl der Große kommt, um mit geharnischter Rechte der Bannerträger des

Kreuzes in diesen Gegenden zu werden: aber wenn auch als Eroberer seine Kampfhelden durch die Waldungen Westfalens ziehen, so bringen sie den Krieg doch nur als den Diener des Friedens: nicht wie die Römer, als sie bis zum Rhein und zur Weser vordrangen, legt der Frankenkönig feste Plätze und Kastelle in dem eroberten Lande an, um es im Zaum zu halten, sondern Kirchen und Stifter werden die Haltplätze seiner Gewalt, und wehrlose Priester die Burgmänner, die sie beschützen sollen. Die Unterwerfung des Landes wurde um so dauernder durch diese Festungen, welche die Gemüter in der Furcht Gottes hielten, nicht die Leiber in Furcht vor fränkischem Wurfgeschütz, das die sassische Kraft nach Karls Tode doch wieder überwältigt hätte.

Karl der Frank, der grimme Bauherr,
Geistesmächtig sondergleichen,
Sinnend unter Völkertrümmern
Stand er auf zerschlagnen Reichen.

Mit dem Schwerte auf und nieder
Maß er die zerworfnen Blöcke,
Und mit Hünenhänden wälzte
Berg auf Berg der starke Recke;

Berg auf Berg granitne Quader
Sich zur Pfalz, darin zu schalten,
Und wie Gott der Himmelsfesten
Hier des Erdenreichs zu walten.*

Auch an Karls des Großen Erscheinung knüpft die Legende Wunderwirkungen, wie die Sage mannigfache Mären; so schlägt er mit einer Gerte einen Felsenblock bei Osnabrück in Stücke, der als heidnischer Opferaltar gedient hatte. —**

* S. Dreizehnlinden. (Von F. W. Weber. Paderborn bei F. Schöningh.)

** Dem großen Karl, dem „aisken Schlächter", wie ihn die Sachsen in ihren Verwünschungen nannten, soll Westfalen nach A. W. Schlegels Behauptung noch einen Vorzug verdanken, der sich seit so vielen Jahren schon, was man auch sonst von unsrem Lande sagen mag, seiner allgemeinen Anerkennung erfreute. Schlegel hat davon in seinem Trinklied auf Karl den Großen also gesungen:

Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße
Mit seinem Becher an!

— — — — — — — —

Am Rüdesheimer Berge
Hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge
Um Hattos Turm getanzt.

Wenn wir den Rheinwein trinken,
So werde sein gedacht;
Auch die westfälischen Schinken
Hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen;
Es war ein strenges Muß;
Er zog sie bei den Fachsen
Wohl in den Weserfluß.

Die heidnischen Westfalen,
Die schlachteten nicht ein;
Die Mönche drauf befahlen
Ein fett St. Martinsschwein.

Den heil'gen Mann zu ehren,
Hing man sie in den Rauch;
So sah man sich vermehren
Den lobenswerten Brauch.

Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße
Bei seinem Namen an!

Errichtet wurden jene Stifter wohl, wo ein bedeutender Hof als Mittelpunkt größerer Bevölkerung, wie in Minden der Wittekinds, vorhanden, wo die Gewohnheit seit je zur Gottesverehrung oder Volksversammlung an altgeheiligten Stätten zusammenführte. Die Kirche aber wurde da erbaut, wo ein wunderbares Zeichen, das nächtliche Leuchten einer Flamme, das Stillstehen eines Gespanns von Stieren, die Stelle als Gott wohlgefällig bezeichnet hatten — in Minden ist es eine weiße Gans, welcher die Legende diese Rolle giebt. Gar manche Kirche wurde mitten in einem Walde oder in einem heil. Eichenhaine erbaut, dort wo die Bewohner früher den Wodan oder Donar verehrten. Adam von Bremen spricht von einem Bischofe, der die Haine, welche die Bewohner in thörichter Verehrung besuchten, umhauen und dann dort Kirchen bauen ließ. Bekannt ist des Papstes Gregor des Gr. Vorschrift, nicht die heidnischen Heiligtümer zu zerstören, sondern mit geweihtem Wasser zu besprengen, dort Altäre zu bauen und Reliquien hineinzubringen damit das Volk um so lieber an den Stätten, wo es gewohnt war, sich versammelte. Die Sitte der Götzenopfer sollte in christliche Feierlichkeit umgewandelt werden. Daher stimmen christliche und heidnische Kult-Stätten und Kult-Zeiten noch überein. Der Westfale feiert das Weihnachtsfest als Mittewinter, der St. Johannes-Mittsommerstag ist sein größtes Fest im Sommer, das Erntefest wird als Michaelisabend und das Frühlingsfest, die Feier des Lichtes, wird bei den auf Höhen lodernden großen Feuern am Abend des Ostertages begangen. Daß aber die Gotteshäuser an oder in einem heiligen Walde errichtet wurden, dafür sind die meisten Dörfer und Städte Westfalens schon in ihrem Namen ein dauernder Beweis geblieben. Hier „reuteten die frommen Glaubensboten des Urwalds Riesen, Dorn und Farn und wüste Kräuter, zogen Wall und Zaun und Hecke, Hirsch und Keiler abzuwehren, daß im Thale wohlumfriedet grünten menschenholde Ähren".*

Wie nun eine Stadt umher ersteht, wie der Bischof zu der Ausübung seiner rein geistigen Mission nach und nach auch die weltliche des Grafenamts in seinem Gau fügt und endlich Landesherr wird: wie der Bischof sein Eigen von dem des Kapitels scheidet; wie die alte Regel des Zusammenlebens der Domgeistlichen umgangen und Chrodegangs von Metz Vorschriften über die klösterliche Einrichtung der Stifter vergessen werden u. s. w., wird in der allgemeinen Geschichte des Deutschen Reiches geschildert. Die deutsche Reichsgewalt und ihre Träger hatten wenig Macht über die westfälischen Verhältnisse; die Sitze der Kaiser waren entfernt, und der Weg zu ihnen weit: man sagt ja, ein Bischof von Osnabrück habe ein volles Jahr Zeit gebraucht, um sich gen Worms zu Kaiser und Reichstag auf den unwirtbaren und unsichern

* S. Dreizehnlinden.

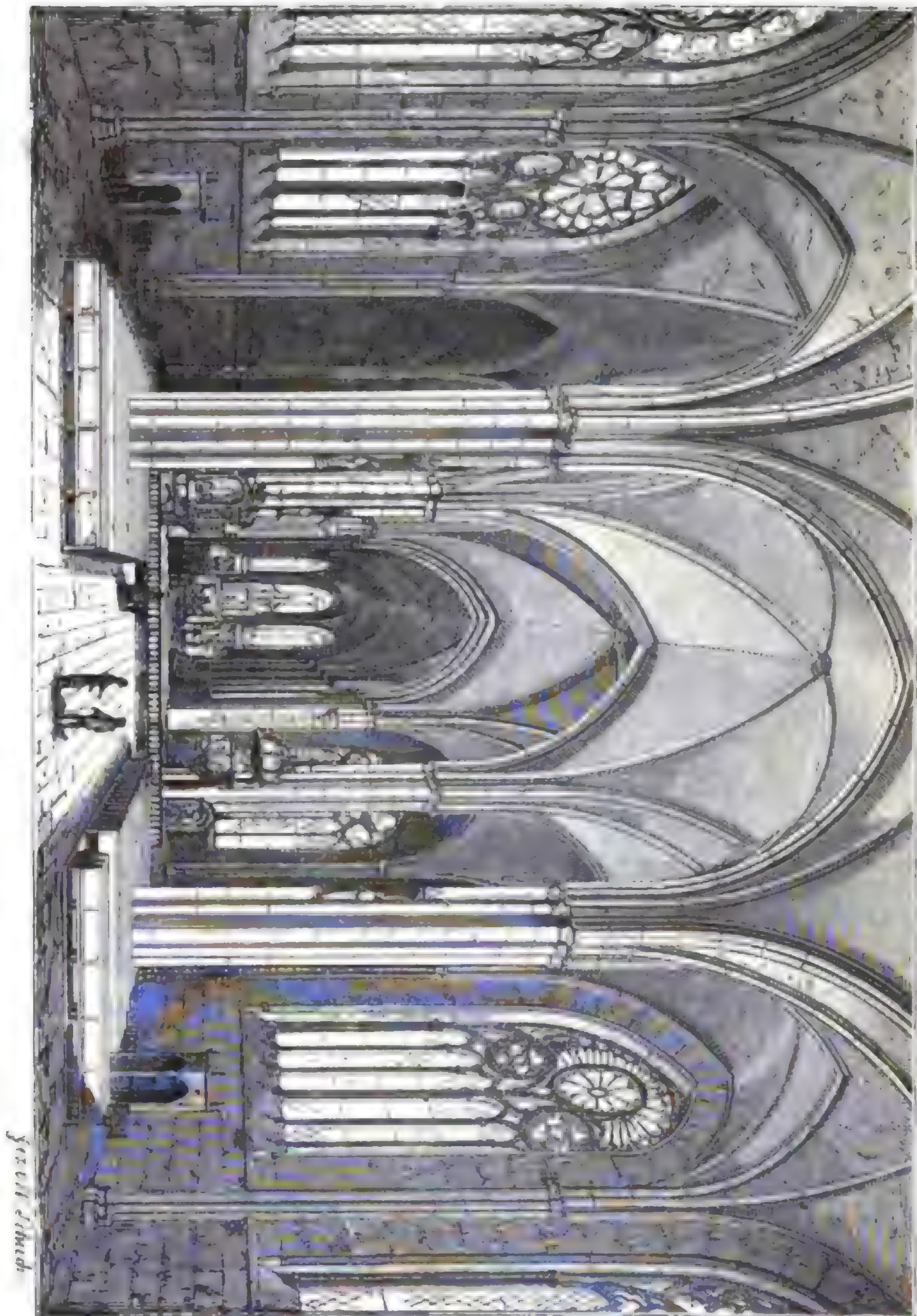
Straßen durchzuarbeiten: die Herzogsgewalt aber war gebrochen seit den Tagen, in welchen Heinrich der Löwe geächtet. Desto strafloser konnte der Hang zu roher Gewaltthat sich austoben, und Fehden und Raufereien, Sengen und Brennen verwilderten desto toller das Land. Die benachbarten Dynasten sind es, die unter sich, oder verbündet gegen das Stift den Kampf beginnen; die Bischöfe treten als friedenwirkende Vermittler oder als Sühner und Rächer begangener Unbilden darin auf, wenn sie nicht selbst angegriffen — oft von dem eignen Schirmvogt ihrer Kirche — sich in den Stegreif erheben und den Hirtenstab mit dem Schwerte, die Inful mit dem Helm vertauschen. Sie sind meist siegreich in diesen Fehden, wenn nicht etwa ein Friedrich von Isenburg meuchlerisch sie erschlägt, wie den heiligen Engelbert von Köln; — sie wissen dann auch den Sieg zu benutzen, wie davon die Burggrafschaft Stromberg, und die schönsten Besitzungen der Grafen von Tecklenburg zeugen, die unter die Herrschaft des Krummstabs gebracht wurden mit gewaffneter Hand. So z. B. auch Ottenstein, die feste Burg des Grafen von Solms, die Bischof Otto IV. von Münster acht Jahre lang belagerte und endlich durch Hunger zu der Kapitulation zwang, die Weiber sollten frei mit so vielem ihrer Habe, als sie zu tragen vermöchten, ausziehen, die Männer aber sich gefangen geben. Als darauf das Thor der Feste sich erschloß, sah man eine schöne, kräftige Jungfrau mit einem schweren Manne auf ihren Schultern, in ihrer Schürze wertvolle Urkunden und Geschmeide, herausschreiten: es war die Tochter des Grafen Heinrich, die so ihren Vater aus den Händen des grimmen Bischofs, den man den Hektor Westfalens nannte, rettete und gegen seinen Zorn Schutz bei dem in der Nähe mit vielen Reisigen haltenden Geliebten, dem jungen Grafen von Steinfurt fand, der jetzt nicht zögerte, sie auf seine Burg heimzuführen.

Einen langwierigen und öfter gegen sie ausschlagenden Kampf hatten die Bischöfe mit den Hauptstädten ihres Landes zu bestehen: die westfälischen Städte waren fast alle in den Bund der Hansa aufgenommen und wurden blühend und reich dadurch; das Bewußtsein ihrer immer wachsenden Macht leitete sie bald zu dem Streben nach Unabhängigkeit, welches den Trieb des Mittelalters nach mächtigen Vereinigungen belebte, und welches so manche Stadt im Deutschen Reiche groß machte: so entzogen sie sich nach und nach dem Grafenamt oder der Landes-Hoheit des Bischofs und beförderten die Vemegerichte, um sich der geistlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen: unterdes bildete sich, meist nach dem Muster des Soester oder Magdeburger Stadtrechts, ihre innere Verfassung aus, gewöhnlich von anfangs aristokratischen Formen zu demokratischen übergehend; den Bischöfen aber blieb in ihrer eigenen Hauptstadt oft nicht das Recht des Übernachtens, und daher kam es, daß die von Minden in Petershagen, die

von Osnabrück in Iburg, Fürstenau, auf der Petersburg, die von Paderborn in Neuhaus, die von Münster endlich in Wolbeck, Sassenberg oder Bevergern, nur nicht in Münster residierten. Doch wußte in dem letztgenannten Stifte die Thatkraft Christoph Bernhards von Galen alle Rechte und Ansprüche des bischöflichen Stuhles gegen die Hauptstadt auf eine so unwiderstehliche Weise geltend zu machen, daß der stolze Magistrat sich endlich sogar gefallen ließ, einmal im Jahre bei der „Großen Prozession" den glänzenden Zug zu verherrlichen.

Die religiösen Neuerungen dringen endlich auch bis in das gläubige Westfalen, und mit ihnen kommt eine Zeit voll Wirren und Unruhe; das neue Licht offenbart sich wie ein Wetterleuchten im Sturme; es kommt dem Blitze gleich, der ein blutigrotes Kreuz durch die Wolken wettert: dem geschichtlichen Verlaufe dieser Erscheinung aber haben wir im allgemeinen hier nicht mehr zu folgen, hier, wo wir das Malerische und die Romantik des Landes und seiner Geschichte aufsuchen; die Glaubenstrennung ist ja die Tochter des Zweifels und dieser ein Gegensatz zum Romantischen.

Die Geschichte des Bistums Minden hat wenig, was sie vor diesem allgemeinen Verlaufe auszeichnet. Der erste Bischof von Minden hieß Herumbert und ging aus dem (alten) Kloster Corvey in Belgien hervor. In den stürmischen Zeiten Kaiser Heinrichs IV. saß Folkmar, ein Anhänger des Kaisers, auf dem bischöflichen Stuhle; er wurde ein Opfer der Parteiwut jener Tage — der Mord aber wurde dem Patrone des Stifts, dem heiligen Gorgonius zugeschrieben, welcher zweien Kirchendienern erschienen sein und zum Wahrzeichen seiner That das blutbefleckte Altartuch vorgezeigt haben soll, woran er sein himmlisches Schwert abgewischt hatte. Der 38. Bischof Gottfried, Graf von Walbeck († 1324), wählte zu seinem Aufenthalte die Burg zu Huckelen, Huckulvi, sein Nachfolger Gerhard von Schaumburg vergrößerte diesen Ort und nannte ihn Petershagen. Bischof Otto III., der letzte des Geschlechtes zum Berge († 1398), brachte die väterliche Herrschaft mit allen Gütern dem Stifte zu. — In unsaubere Hände geriet das Stift durch die Wahl des der Glaubenstrennung anhängenden Hermann, Grafen von Schaumburg, um 1566, der sich in tausend Streitigkeiten verwickelte, namentlich mit dem Kloster Loccum, dessen Abt er auf öffentlicher Straße mit Schlägen mißhandelte. Als er die lange vorenthaltene päpstliche Bestätigung endlich erhalten, entsagte er seiner Würde, um sich auf die Arensburg zurückzuziehen und dort ein Bauernmädchen zu heiraten. Er starb 1592. Der letzte der Bischöfe Mindens, der 60., war ein kräftiger Mann, den das Schicksal viel umher warf und durch das Auf und Ab des Lebens schleuderte. Es war der Graf Franz Wilhelm von Wartemberg, Bischof von Regensburg, Osnabrück, Minden und Verden und endlich Kardinal der römischen Kirche. Der dreißigjährige Krieg hatte ihn aus all diesen

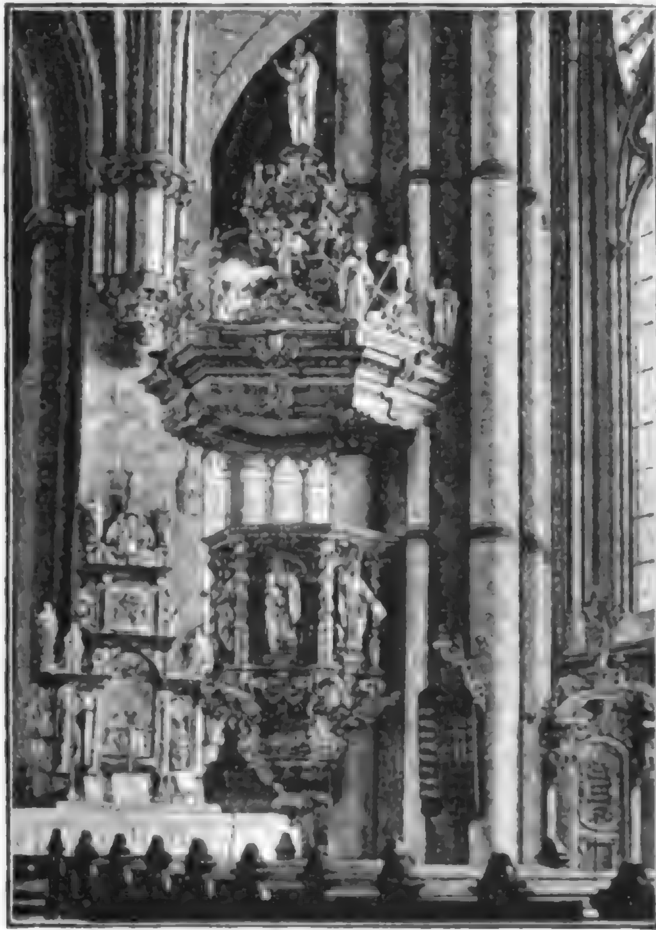


Dom zu Minden.

reichen Pfründen vertrieben, er mußte eine Zeitlang von den Einkünften seines Archidiakonats an der Kirche des heiligen Cassius zu Bonn leben; dann aber tritt er als Gesandter Kurkölns in Wien, Regensburg, Rom, auf, zuletzt als einflußreicher Teilnehmer am Friedens-Kongreß zu Münster, wo er seine Stifter und außerdem Köln, Lüttich, Hildesheim, Paderborn, Münster, Eichstädt, Chur, Corvey, Stablo und Bergtesgaden vertrat, so daß er 15 Stimmen in seiner Person vereinigte. Sein Bistum

Minden jedoch sich zu erhalten gelang ihm nicht; es wurde dem Hause Brandenburg für die Ansprüche auf Pommern durch Beschluß des Friedens-Kongresses übergeben. Am 15. Oktober 1649 trat der schwarze Adler an die Stelle der zwei gekreuzten silbernen Schlüssel im roten Felde, dem Wappen der Stadt, und am 1. Februar 1650 nahm der Große Kurfürst persönlich die Huldigung entgegen.

Seit 1816 hatte man Minden in eine Festung nach den Regeln der neuen Befestigungskunst umzuschaffen begonnen, welche den Übergang über den Strom, die Straße vom Rhein nach dem Osten hüten soll. Doch hat seitdem kein Feind ihre



Kanzel im Dom zu Minden.

Widerstandsfähigkeit auf die Probe gestellt; sie hat höchstens entwaffnete Feinde als Gefangene in ihren Mauern gesehen und einen unentwaffneten im Jahre 1837. Nach dem Kriege 1870/71 aber sind die Festungswerke abgetragen, der gewonnene Raum ist von der Stadtgemeinde erworben. Die seitdem dort errichteten neuen Gebäude und Anlagen geben der Stadt einen besonderen Schmuck, so daß sie bald zu den schönen und anmutigen Städten Norddeutschlands zu zählen sein wird. Groß war die Rolle, welche Minden in der Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts

gespielt hat, in den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Der Erbprinz von Braunschweig hatte im Jahre 1758 den Marquis von Morangies aus Minden vertrieben, und in der Stadt befehligte nun General Zastrow eine preußische Besatzung, als im Sommer 1759 ein großes französisches Heer, unter dem Marschall Contades und dem Herzog von Broglio über den Rhein drang, das vom Herzog Ferdinand von Braunschweig angeführte Heer der verbündeten Preußen, Hanoveraner und Engländer vom Main bis tief in Westfalen zurückschob und sich Minden nahte. Ein Bauer, Sander, aus Aulhausen — auf seinem Hof ruht noch heute, sagt das Volk, ein Fluch — verriet den Feinden eine Furt durch die Weser und machte ihnen möglich, die Stadt nächtlich zu überrumpeln, wonach die mit ihnen kämpfenden Reichstruppen unter dem Obersten Fischer lustig zu plündern begannen, bis die verbrüderten Franzosen selbst sie wieder zur Stadt hinauswarfen. Dieser Verlust Mindens bestimmte den Herzog von Braunschweig, der seine Verbindung mit der Weser und Niedersachsen bedroht sah, angreifend mit seinem Heere von 50 000 Mann gegen die 80 000 Franzosen vorzugehen. Von Osnabrück her näherte er sich der Weser und marschierte an ihrem linken Ufer herauf bis Petershagen; südlich von diesem schlug er das Lager auf und rückte dann noch weiter vor, bis Todtenhausen, Kutenhausen, Stemmer und Südhemmerde. Das französische Heer war ihm gegenüber, hinter dem Bache Bastau gelagert, die Höhen des Wittekindsberges u. s. w. im Rücken. Seine Reserve unter dem Herzog von Brissac stand bei Rehme und Gohfeld. Der Erbprinz von Braunschweig hatte sich mit einem abgesonderten Corps bei Quernheim aufgestellt.

Die Zurüstungen zur Schlacht vermochte der Herzog von Braunschweig mit ruhiger Muße zu machen — dank einem ehrlichen Bürgersmanne aus Minden, Jobst Heinrich Lohrmann genannt. Der Marschall Contades hatte nämlich vom Bürgermeister von Minden einen zuverlässigen Boten verlangt, der dem Herzog von Brissac nach Herford ein Paar Schuhe als Muster für die 2000 Paar Schuhe überbringen solle, welche die Stadt Herford zu liefern habe. Dazu wählte der Bürgermeister unsern Jobst Heinrich, der als Matrose und Steuermann die Welt gesehen hatte und französisch und englisch sprach. Lohrmann verstand also auch, was, als ihm die Schuhe übergeben wurden, die Franzosen mit einander redeten und dies genügte ihm. Er machte sich auf den Weg, eilte jedoch, als er den Franzosen aus dem Gesichte war und die Porta hinter sich hatte, in weitem Umkreise rechts über die Berge ins Lager des Herzogs, wo man die Schuhe untersuchte und zwischen den Sohlen einen Eilbericht fand, nach welchem am 1. August der Angriff der Franzosen stattfinden und Brissac gleichzeitig den Erbprinzen angreifen sollte. Nachdem Abschriften von dem Berichte genommen, wurden die Schuhe wieder wohlverpackt und

Lohrmann war mit Anbruch der Nacht richtig mit ihnen in Herford. — Die gewonnene Kunde aber wußte namentlich Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu gebrauchen, der mit seiner auserlesenen Heeresabteilung unter dem Herzog von Braunschweig diente und nun für seine ausgezeichnete Artillerie Stellungen vorbereitete und Entfernungen abmaß.

In der That rückten die Franzosen am Morgen des ersten August aus ihrem Lager vor und gingen auf 19 Brücken über die Bastau. Aber sie ordneten sich langsam, ihre Bewegungen zeigten keinen Zusammenhang; die Anführer ließen die Bewegungen ohne Übereinstimmung ausführen; die Reiterei, welche seltsamer Weise (wie bei der großen Niederlage der Franzosen bei Höchstädt 1704) in die Mitte gestellt war, griff aufs tapferste an, wurde aber von der Infanterie der Verbündeten zurückgeworfen, und dies entschied auch die Niederlage der zerrissenen Infanteriecorps; die Schlacht war für die Franzosen bald verloren, wie es Contades selbst schon im Anfang der Schlacht seinem Adjutanten vorhergesagt hatte. Kein Wunder bei Zuständen, wie damals die französischen waren, wo ein Heerführer sich für zu vornehm hielt, dem andern zu gehorchen, wo, wie einer der geschlagenen Befehlshaber, von dem gehaltenen Kriegsrat redend, sich ausdrückte: C'est un crime de parler, c'en est même un d'oser penser, et pour vivre tranquille il faut devenir automate. Von solchen uns heute nicht mehr faßlichen Zuständen lieferte die Schlacht bei Minden jedoch auf der Seite der Verbündeten ebenfalls ein Beispiel. Als die Infanterie derselben ihre Aufgaben glänzend gelöst und den Feind auf allen Punkten geworfen hatte, befahl der Herzog von Braunschweig dem Lord Germain, der die englische und deutsche Reiterei befehligte, die Verfolgung zu beginnen, welche die völlige Vernichtung des französischen Heeres herbeigeführt hätte. Lord Germain aber, der auf den Kriegsruhm des Herzogs von Braunschweig eifersüchtig war und den Oberbefehl für sich erstrebt haben soll, gehorchte nicht; er gab vor, den Befehl des Herzogs nicht zu verstehen, obwohl drei Adjutanten, darunter zwei Engländer, hinter einander an ihn abgesandt wurden. Dadurch wurde es Contades und Broglio möglich, sich in ziemlicher Ordnung zurückzuziehen, mit einem Verlust von 7000 Mann, 25 Geschützen und vielen Fahnen und Standarten. — Lord Germain wurde in England vor ein Kriegsgericht gestellt und seiner Stellung enthoben; Georg II. strich in dem Buche, worin seine geheimen Räte aufgezeichnet waren, den Namen des Lords Germain mit eigner Hand aus, und das Volk drohte, ihn in Stücke zu zerreißen . . . hatte doch dieser selbe Lord Germain als Mitglied des geheimen Rats an der Verurteilung des Admirals Bing teilgenommen, der drei Jahre vorher erschossen worden war, weil er es an einer Tapferkeit hatte fehlen lassen, welche, wie man voraussetzte, England die Insel Minorka hätte retten können. Aber

trotz alledem wurde Lord Germain unter König Georg III. später Kolonialminister und veranlaßte die ersten unglücklichen Kriegsunternehmungen in Amerika, die den Kampf um die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten einleiteten. Den Namen Sackville, mit dem ihn unsere Geschichtschreiber bezeichnen, nahm er erst später an — es ist der Titel, den der älteste Sohn des Herzogs von Dorset führt. —

Der Herzog von Brissac, welcher an demselben ersten August den Erbprinzen von Braunschweig vernichten sollte, wurde von diesem angegriffen und geschlagen — die Franzosen wurden dadurch genötigt, nachdem sie Minden noch am selben Tage übergeben, sich nach Hameln, Münden, Kassel zurückzuziehen.

Unter den Gebäuden Mindens zeichnet sich nur der Dom aus, und auch der ist eben kein Muster von der hohen Vollendung, welche die Baukunst des Mittelalters da, wo sie „versteinerte Musik" schaffte, sonst erreichte. Im Jahre 1062 zerstörte eine große Feuersbrunst, als gerade Kaiser Heinrich IV. in Minden sich aufhielt, die früher an der Stelle stehende kleinere Kirche, die dem heiligen Gorgonius, Laurentius und Alexander geweiht war: da baute man die jetzige Kathedrale in ungefähr zehn Jahren auf, und aus dieser Zeit — 1062 bis 1072 — stammt zunächst wohl der romanische Turmbau, der plump und völlig schmucklos ist. Die östlichen Bauteile sind ebenfalls romanischen Stils; zwischen Turm und Chor hinein ist das gotische Langhaus gestellt, das eine Hallenkirche bildet, d. h. drei Schiffe von gleicher Höhe mit hoch und kühn aufstrebenden Kreuzgewölben besitzt und namentlich wegen der Fenster merkwürdig ist, welche von einer ganz seltenen Schönheit, einer bewunderns-würdigen Mannigfaltigkeit in der Anlage des Maßwerkes sind und unübertroffen genannt werden dürfen. Der Schatz des Domes hat einige beachtenswerte Kleinode, ein romanisches Reliquiarium und ein Kruzifix, an dem eine dasselbe verzierende große Kamee merkwürdig ist, ein Sardonyx mit dem Bilde eines römischen Kaisers, in welchem der gelehrte Eckard einst das Abbild Karls des Großen gefunden zu haben glaubte. Und so ist unser Sardonyx Gegenstand einer sehr gelehrten Abhandlung »De imaginibus Caroli magni«, Lüneburg 1719 in Quart, geworden.

Die zwei andern größern Kirchen Mindens sind nach dem Muster des Domes erbaut. Die Marienkirche enthält das Grabdenkmal des streitbaren Ritters Georg von der Holle, des westfälischen Sickingen, wie man ihn genannt hat. Ritter Georgs kriegerische Thätigkeit fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts, und seine Thaten, von denen das Denkmal sagt, daß sie

Complecti hac tabula singula nemo potest,

sollen noch im Munde des Volks in der Gegend Mindens leben, obwohl ihr Schau-platz zumeist die Fremde war — er diente König Philipp von Spanien im Kriege

wider Frankreich 1557 und dem Dänenkönig wider Schweden 1563. Daß Ritter Georg mit seiner Streit- und Fehdelust seiner Vordern würdiger Sproß gewesen, darauf deutet das niedersächsische Sprichwort:

Halt zum Freunde Mönchhausen, Holle und Halle,
So behältst du deine Kuh im Stalle.

In der Martinskirche wird ein Gemälde gezeigt, auf welchem der h. Martin seinen Mantel teilt und die Hälfte einem armen Manne darreicht; es ist ein Altarbild und wird Lukas Cranach zugeschrieben.

Das Domkapitel hat das Bistum überlebt. In dem Homagialrezesse von 1650 bestätigt, ward es erst 1808 aufgehoben. Andre Stifter hatte Minden mehrere, darunter das Chorherrnstift zu St. Martin und das (seit der Glaubenstrennung) freiweltliche adlige Fräuleinstift zu St. Marien. — Wenden wir nun das Auge ab von den Türmen und Bastionen der besprochenen Stadt und von den Erinnerungen aus alter Zeit, welche sich für uns daran geknüpft haben, und lassen es den ruhigen Spiegel der Weser hinaufgleiten, die von der Porta an durch eine fruchtbare bebaute Ebene ihre Wässer den Bogen der Mindener Brücke zuwälzt. Vor uns in der Porta, höchst malerisch am rechten Weserufer an dem Berge sich hinaufziehend, welcher der letzte Höhenpunkt des Süntelgebirges ist und den man nach einem früher darauf angesiedelten Invaliden den Jakobsberg genannt hat — liegt Hausberge, das „Haus der edlen Herrn vom Berge", eines mächtigen Dynasten-Geschlechts, das bis zu seinem Erlöschen am Ende des 14. Jahrhunderts die erbliche Schutzvogtei über die Mindener Kirche besaß und als Nachkommen Wittekinds, dessen Namen fast alle Glieder der Familie trugen, betrachtet wurde. Sie hausten da unten in der jetzt verschwundenen Schalksburg (scalcsburg), in welcher 1018 Kaiser Heinrich II. mit dem Sachsenherzog Bernhard III. zusammenkam. Der Stammsitz der Herrn vom Berge scheint ursprünglich auf der Höhe gelegen zu haben, welche uns als Standpunkt dient und in Urkunden als mons Wedigonis mit einem castellum Widegenborch vorkommt. Dieser Berg erhebt sich 834 Fuß über den Weserspiegel und bildet die erste wie die höchste Spitze des „Wiehengebirgs". Minoritenmönche erbauten im 13. Jahrhundert die Margaretenklause darauf. Die Verehrung der heil. Margarete war in dem Weser- und Osninggebirge sehr verbreitet, mehrere Wallfahrtskapellen waren dort errichtet, wovon noch einzelne Bergzüge den Namen Margareten-Egge führen. Im 10. Jahrhundert lebte am Wedigensteine, wie noch jetzt das am Fuße des Wittekindsberges halb im Walde versteckte Gehöft heißt, eine fromme Frau, Theutwif, welche gleichgesinnte Frauen um sich sammelte, um mit ihnen nach der Regel des heil. Benedikt dort ihr Leben dem Gebete zu weihen. Bischof Milo baute ihnen ein Kloster, das

sie aber bald verlassen haben, um sich in der Stadt selbst anzusiedeln, wo das Fräuleinstift zu St. Marien daraus entstanden ist. Man hat das bekannte schöne Volkslied vom Fräulein vom Berge an diese Örtlichkeit, die Ruinen des Schlosses in Hausberge und das jetzt verschwundene Kloster am Wittekindsberge, geknüpft. —

Ehe wir das romantische Durchbruchsthal des Weserstroms verlassen, wollen wir noch einen Blick in die Zukunft richten. Wir schauen hinauf zur grünen, mächtigen Kuppe des Wittekindsberges und sehen im Geiste schon in den blauen Himmel hineinragend das hehre Denkmal des großen Helden unserer Tage, des ersten Kaisers des neuen deutschen Reiches. Hoch zu Roß, den Blick gen Osten zur aufgehenden Sonne gerichtet, nach der Brandenburger Mark und weiter zur preußischen Ostmark hin, wird das eherne Bild des Heldenkaisers allen entgegenleuchten, die von den Straßen des weiten norddeutschen Flachlandes zum grünen Rheinstrom ziehen und von den kahlen Küsten des deutschen Meeres den Fluß hinauf ins romantische deutsche Bergland fahren. Hier am Weserstrande haben unsere Vorfahren in den langwierigen Kämpfen gegen die Römer hartnäckig und standhaft die deutsche Freiheit und Sitte, deutsches Recht und Gesetz verteidigt. Hier haben sie sich um den kühnen Wittekind geschart gegen die fremden Franken, sie haben wohl ihren Nacken gebeugt, um den Segen des Christentums zu empfangen, aber ihre Eigenart haben sie den Franken nicht hingegeben. Dieselben Sachsen haben dann unverdrossen und unermüdlich das deutsche Wesen festgehalten und weitergetragen in die östlichen Länder jenseits der Weser über die Elbe, wohin nach den großen Völkerfluten des sechsten Jahrhunderts ein fremder Slavenstamm, die Wenden, eingedrungen war. Und aus der sächsischen Nordmark, gegründet von den Sachsenkaisern Heinrich und Otto, ist unter unablässigem Ringen zwischen Germanentum und Slaventum die brandenburgische Markgrafschaft und Kur-Brandenburg emporgewachsen. Und wieder war es vornehmlich die sächsisch-westfälische Ritterschaft, welche dem deutschen Orden seine tapfersten Söhne zusandte, als dieser im fünfzigjährigen Kampfe die schönen preußischen Lande von der Weichsel bis zur Memel und weiter hinauf an den baltischen Gestaden für christliche und deutsche Art und Sitte gewonnen hat. Zwar sank des deutschen Reiches Macht in den folgenden Jahrhunderten darnieder, aber von den brandenburgischen Marken und dem kleinen Königreich Preußen aus haben die thatkräftigen Hohenzollern das mächtige Königreich geschaffen, das wieder nach Westen hin bis zur Maas und Saar die Norddeutschen einet, und Kaiser Wilhelm der Siegreiche hat in glänzenden Kriegs- und Friedensjahren die deutschen Stämme zum neuen mächtigen deutschen Reiche vereinigt. Sein Andenken wird in dem Herzen des Volkes fortleben, und überall, in allen Provinzen in den großen Städten und auf hohen Bergen soll seine Helden-

gestalt in dauerndem Erze als Erinnerung an die große Zeit, die wir erlebten, aufgestellt werden. Ein rühmlicher Wetteifer ergriff auch gleich nach Kaiser Wilhelms Tode die königs- und kaisertreuen Westfalen, und es stritten die Bewohner der Mark und des Süderlandes, die Münsterländer und Paderborner, die Mindener und Ravensberger um die Ehre, das Denkmal inmitten ihres Gaues zu errichten. Es kämpften die Höhen der Ruhr bei Witten und Herdecke und Arnsberg mit der ehrwürdigen Bischofsstadt Münster und der sagenreichen Iburg im Nethethal, und gegen alle diese die stolze, von der Geschichte geweihte Höhe des Wittekindsberges an der Porta Westfalica. Und dieser Berg errang den Sieg. Die Stände der Provinz haben jüngst diese Höhe für das Kaiserdenkmal ausersehn. Und so wird das Denkmal prangen auf dem waldbekränzten Gipfel desselben Weserberglandes, wo das erste Denkmal deutscher Einheit mächtig in die deutschen Lande leuchtet, das die Hand des ehrwürdigen Heldenkaisers noch vor wenigen Jahren dem deutschen Volke geweiht hat. Fürwahr, tapfere Degen, Hermann und Wilhelm, grüßen da ihr treues Volk!

Wir wandern nun an den Gestaden der Weser hinauf in südwestlicher Richtung und gelangen so zuerst nach Rehme, in dessen Nähe die aus dem Osning an Herford vorüber fließende Werre in die Weser mündet. — Unser Strom ist hier von der großen Brücke für die Schienenbahn von Köln nach Minden überspannt. Zwanzig Minuten westlich von Rehme entfernt, bei der Königlichen Saline „Neusalzwerk", liegt das vielbesuchte Bad Oeynhausen, das seine erste Anlage dem Jahre 1845 verdankt, nachdem man im Jahre 1829 eine Bohrarbeit auf Steinsalz begonnen, welche jetzt auf eine Tiefe von fast 2500 Fuß niedergedrungen ist und eine Solquelle von seltener Ergiebigkeit und Heilkräftigkeit hervorgebracht hat. Schon im Jahre 1847 hatte man das Flözgebirge, welches die Umgegend von Neusalzwerk bildet, bis auf 2220 Fuß Tiefe durchbohrt; Alexander von Humboldt nennt schon in seinem Kosmos dies Bohrloch die größte relative, d. h. unter den Meeresspiegel hinabsteigende Tiefe, welche die Menschen bisher erreicht hatten. Bei der auffallenden Heilkräftigkeit, welche die aufsteigenden Wasser zeigten, beschloß die Regierung die Anlage einer Badeanstalt, welche im Juni 1845 mit drei Badehäusern eröffnet wurde — zehn Jahre später gab die persönliche Teilnahme des Handelsministers von der Heydt den Anstoß zu einer größern Entwicklung der Anlagen, und heute erhebt sich um das zweckmäßig erbaute, gut entworfene neue Badehaus ein ganz neuer Ort, mit allem, was zum heutigen bequemen Badeleben gehört. Drei Eisenbahnen berühren den Badeort; zwei Kirchen sind in letzter Zeit erbaut. Den Namen dieses neuen Orts aber wählte man zu Ehren des verdienten Mineralogen, des Berghauptmanns von Oeynhausen, der die Bohrarbeiten geleitet hatte. — Im prächtig angelegten Kurgarten erhebt sich das



Oeynhausen.

weite Kurhaus, wo sich alljährlich im Sommer 3—4000 Badegäste einfinden, um hier in den Thermal- und Solbädern Heilung besonders von Gicht- und Nervenleiden zu finden. Die Umgebung ist anmutig, der nahegelegene Kappenberg gewährt eine weite und hübsche Aussicht.

Der nächste Ort am linken Weserufer — und dies, als das westfälische, ist das, welches wir hauptsächlich im Auge behalten — ist Vlotho, die Fluthau, ein freundlicher, gewerbthätiger Flecken im eng von Hügeln umgebenen Thale, das uns ebenfalls ein anmutiges Landschaftsbild zeigt. Die schmucken Häuser liegen in grüner Umfassung am Ufer, und ein altes Schloß beherrscht sie von der Höhe herab. Einst stand unten im Thale, von dem Flusse umströmt, eine Burg, deren Besitzer, die edlen Herrn von Blothow, im 13. Jahrhundert ausstarben. Sie hatten eine zweite Burg, von der noch dürftige Spuren zu erblicken, auf der Höhe dicht am Ufer sich erbaut, nachdem sie die erste zu einem Kloster für Cisterzienser-Nonnen hergegeben, das Segenthal, vallis benedictionis genannt; viel Segen scheint bei der Klosterstiftung jedoch nicht gewesen zu sein, denn später trieben Benediktiner-Mönche die Nonnen aus, um selbst wieder der Reformation zu weichen. Nachdem die alten Besitzer von Burg und Flecken Vlotho aus den Reihen der Lebenden geschieden, schien ihr Eigen vom Schicksal verurteilt zu sein, nie darüber zum klaren Bewußtsein zu kommen, wer eigentlich nun Herrschaft sei. Es ist beinahe kein Dynastengeschlecht im Lande ringsum, in



Wittekindsberg.



Hausberge.



Schloß Gemen.

dessen Hände Blotho nicht einmal geraten, durch Tausch oder Verpfändung, Kauf oder Abtretung; bald hatten die guten Heimbürger von Blotho den Grafen von Ravensberg, bald den von Tecklenburg, bald den von Oldenburg, von Bentheim, von Braunschweig, von Waldeck, von Jülich u. s. w. als Landesvater zu lieben und zu verehren. Mit dem Ravensbergischen kamen sie endlich aus der Jülich=Cleve=Bergschen Erbschaft an Brandenburg, um sich nun unter einer steten Herrschaft zu der Gewerbsamkeit und dem Wohlstande zu erheben, der heute den Flecken auszeichnet. Nahe bei Blotho bietet uns der Winterberg eine überraschend schöne Aussicht auf das Weserthal und Gebirge; weiter südlich erhebt sich der mehr denn 1000 Fuß hohe Bornstapel, den der Teufel einst vom Osning her getragen haben soll, um bei Blotho die Weser zu verstopfen und das ganze Land zu überschwemmen. Aber hinter Lemgo wurde der Bergfelsen ihm zu schwer, der Teufel fiel zu Boden, der Berg bedeckte ihn; das ist der Bornstapel, unter dem der Teufel noch heute bisweilen sich erhebt und die Erde erbeben macht. Hinter Blotho beginnt Lippesches Gebiet. Das alte Schloß vorm Holte (vor dem Walde) zeigt sich auf einer von der Weser umflossenen Höhe. Jetzt heißt Varenholz der uralte und seit je edlen Junkern von der Lippe zugehörige Sitz. Früher hüteten ihn Burgmänner, Ministerialen „von Varnholte“; pfandweise bekamen ihn die Herren von Wendt — ob schlechter Nachbarschaft berufen — dann Herren von Westphalen, Saldern, Caldorf, und seit 1548 die Familie von Donop; 1595 war er wieder eingelöst, denn in diesem Jahre erbaute Graf Simon VI. von der Lippe aus dem alten Burgstall das jetzige ansehnliche Gebäude, das heute von einem Domänenpächter bewohnt wird, der damit die größte Domänenpachtung des Lippeschen Landes inne hat.

Ebenfalls auf der linken Seite des Flusses bietet die Anhöhe in der Nähe der jetzt erneuerten Kirche des alten freiadligen Frauenstifts Möllenbeck eine anmutige Aussicht über die breiten flachen Ufer der Weser zwischen Blotho bis Rinteln.

Das Kloster Möllenbeck gründete im Jahre 896 eine edle Matrone Hildburg mit einem Priester Folkart aus Minden, worin Jungfrauen und Frauen sich zurückziehen und ohne strenge Klosterregel, im schwarzen Gewande und weißen Schleier, nach des hl. Benedikt Regel, ihre Tage dem Gebete widmen sollten. Im 14. Jahrhundert war eine der Stiftsfrauen Adelheid vom Berge, von der eine seltene lateinische Druckschrift erzählt, daß sie so schön wie reich an Geist und Kenntnissen gewesen. „Bei dem Auf= und Untergange der Sonne, heißt es darin, sah man sie auf dem benachbarten, damals mit einem Kreuze geschmückten Hügel stundenlang mit gefaltenen Händen regungslos dastehn, indem ihr Geist den Banden des Körpers entschwunden zu sein schien. Nach ihrem frühen Tode fand man von ihr mehrere Gedichte in

lateinischer Sprache, welche einen tiefen Schmerz über ihr Leben aussprechen." -- „Du bist", besingt sie eine Quelle, „das Sinnbild meines Herzens: Deine schauerliche Grotte ist entfernt von den Stürmen und Leidenschaften der Welt; du hörst nichts als das Girren der Holztaube und die Klagetöne der Nachtigall. Im Scheine des Abendrots umspielt dich das Eichhörnchen und der junge Hase; aber vergoldet die Glut auch deine rieselnden Wellen — mein Herz umwölkt eine düstre Mitternacht. Der Duft des Veilchens erstirbt unter meinen ermatteten Füßen und keine deiner Blumen erinnert mich an einen Freund: nur der Tod bietet mir den kalten Arm und wenn ich mit ihm gegangen, wird niemand bald mehr wissen, wer Adelheid vom Berge war."



Kloster Möllenbeck.

Die Stiftung der edlen Frau Hildburg zerfiel im 15. Jahrhundert; die Frauen gräflichen und fürstlichen Stammes, welche die Äbtissinwürde nach einander einnahmen, wußten die geistliche Zucht nicht zu erhalten und die völlige Auflösung drohte dem Kloster, so daß Bischof Adalbert von Minden 1441 dasselbe dem Augustinerorden abtreten ließ; die Augustiner aber mußten 1558, nachdem der Propst den lutherischen Lehrbegriff angenommen, protestantischen Konventualen weichen, und nach abermals hundert Jahren ward das Kloster durch den westfälischen Frieden zu einer hessischen Domäne. Die Klosterkirche ist gotisch und stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; eine Hallenkirche mit zwei runden Türmen aus älterer Zeit in schlanken Verhältnissen war sie zum Teil sehr schlecht erhalten, wurde aber für den evangelischen

Gottesdienst 1835 wiederhergestellt, während das Kloster als Kornlager benutzt wird. Die Wasserleitung aus dem nahen Paterbrunnen ist noch heute im Gebrauch; sie ist im Jahre 1011, wie eine Inschrift besagt, angelegt.

Die Berge weichen hier von der Weser auf dem linken Ufer zurück; die nächste Stadt, welche der Fluß bespült, Rinteln, liegt in einer Ebene. Es verdankt seine Entstehung dem Grafen Adolph V. von Schaumburg, der im Jahre 1238 das Cisterzienser Nonnenkloster zu Bischopperode bei Stadthagen hierher verlegte. Ein Ritter Gerslaff von Eckersten, dem das Stift Minden seine Reisekosten auf einer in Stiftsangelegenheiten gemachten Fahrt nach Rom durch Begabung mit Land und Zehnten an dieser Stelle ersetzte, baute sich neben dem Kloster seinen Hof; von jenseits der Weser zogen nun die Bewohner eines älteren kleinen Orts Rentelen auch herüber und so entstand Rintelen, das gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Stadt genannt wird, und in welchem die Grafen von Schaumburg 1621 ihre Landesuniversität errichteten, die, durch den 30jährigen Krieg brach gelegt, von der Gräfin Elisabeth von Schaumburg 1642 wieder hergestellt und 1810 durch König Jerôme von Westfalen aufgehoben und mit Marburg vereinigt wurde. In den Räumen der alten Universität ist jetzt eine Schule für verschiedenartige Gewerbe. Unter den Lehrern der früheren Hochschule waren Leute von rühmlichem Namen wie Lotichius, Thomas Abbt, Wachler, Wegscheider. Aber es scheint nicht, daß das Licht, welches von ihr ausging, je ein hellleuchtendes gewesen sei, es würde sonst die blutigen Flammen der Scheiterhaufen nicht neben sich geduldet haben, die man im siebenzehnten Jahrhundert mit solcher Wut in dieser Musenstadt schürte, daß kein altes Mütterchen ihres Lebens mehr sicher war. In den Jahren 1653 bis 60 soll der weise und fürsichtige Stadtrat von Rinteln im Hexenverbrennen das Stärkste geleistet haben, was unsere Landesgeschichte kennt. War es deshalb, daß gerade in Rinteln der edle Jesuit Friedrich von Spee 1631 sein berühmtes Werk: cautio criminalis contra sagas herausgab? Man weiß nur, daß es dort wenig fruchtete.

Hinter Rinteln bilden auf dem rechten Weserufer die jähen und steilen Höhenzüge des Süntels (Suntal, Sonnenthal, wie man wohl abgeleitet hat,) auf dem linken Ufer die mehr sich abflachenden Gebirge, die vom Osning oder Teutoburger Walde aus durch das Lippesche sich in Wellenlinien bis hierher ziehen, eines der freundlichsten Stromthäler in Deutschland. Die höchst malerischen Punkte des Paschenberges mit dem alten Schlosse der Schaumburg, des Hohensteins, der wie der Stammvater des ganzen Süntels ragt, darzustellen muß ich dem Maler und Zeichner überlassen; und auch sie können den Zauber nicht wiedergeben, den dies gesegnete Thal mit seinen frischen reichbelaubten Waldhöhen, mit seinen fruchtbaren Stromgefilden

auf uns übt. Der Blick schweift von der Höhe der Paschenburg, so wird sie im Volke genannt, über die ganze herrliche Landschaft von den Portabergen bis nach Hameln, das mit seinen Türmen am Horizonte auftaucht: gegen Nordost ragen die Gipfel des Deistergebirges, südwestlich ihnen gegenüber die Hügelrücken Pyrmonts und des Lipper Waldes, ja bei heiterm Himmel im Osten, wolkenhaft, ganz in die blaue Ferne gerückt, ragt die Spitze des Brockens empor; unten schlängelt sich in behaglicher Ruhe der Fluß, von Hameln bis Rinteln nach Nordwesten, von da nach Vlotho ganz nach Westen strebend. — Aber man wähle welchen Standpunkt man will, auf den Luhdener Klippen, auf dem Hohenstein, auf der kahlen Höhe des Papenbrinks, überall blickt man auf ein Gefilde, das mit Recht das Sonnenthal heißt.



Schaumburg und Paschenburg.

Die Geschichte und die Sage hat diese Landschaft geweiht; im Westen zwischen der Weser und der Arensburg, wo das Gebiet der Cherusker und Angrivarier zusammenstieß, wurde die Schlacht des Germanicus auf dem Felde Idistaviso geschlagen; weiter nach Osten, wenn wir von der Kanzel, der Felsenklippe des Hohensteins in der Richtung auf Langenfeld, eine tiefe Schlucht durchschreiten, finden wir das Totenthal, wo im Jahr 782 Geilo und Adalgis, Karls d. Gr. Feldherrn, als sie unter dem vermeintlichen Schutze sächsischer Wegweiser den Süntel überschritten,

um im Osten die sorbische Grenzmark zu gründen, mit ihren Frankenscharen gänzlich vernichtet wurden; und in der Nähe, beinahe am Weserufer bei dem Dorfe Segelhorst, kämpfte 1633 der Herzog Georg von Lüneburg, um mit Hülfe der Schweden sein Gebiet zu behaupten. Ligatruppen unter dem kaiserlichen General, dem Grafen Merode, hatten bei Hessisch-Oldendorf und Segelhorst eine feste Stellung eingenommen, um dadurch Hameln zu schützen. Da der Lüneburger diese feste Stellung nicht anzugreifen wagte, führte der Rittmeister Karl Meyer, der vordem Schäfer in Segelhorst gewesen war und jeden Pfad und Weg im Gebirge genau kannte, die Lüneburger Reiterei wider Vermuten der Feinde über das Gebirge und dann wurde Merode von zwei Seiten angegriffen. Überrascht ließen die Kaiserlichen bald vom Widerstande ab, aber tausende von Leichen bedeckten das Schlachtfeld, noch mehr wurden zu Gefangenen gemacht; Merode selbst starb an der im Kampfe erhaltenen Wunde. —

Auf dem Hohensteine, der durch senkrechte Klüfte zerrissen ist und mit steilen Felsklippen zu den bewaldeten Höhen abfällt, gestattet ein Steinblock, Altar oder Kanzel vom Volke genannt, uns eine großartige Aussicht auf die schönen Kuppen der langgestreckten Bergzüge und die grünenden und lachenden Felder und Wiesen-Auen des ruhig und ernst dahinfließenden Stromes. Hier wie auf der Paschenburg waren die Opferstätten, wo die alten Germanen dem Donar und der Ostara (Paschen = Ostern) ihre Opfer spendeten, und die Paschenfeuer, die später in christlicher Zeit das Auferstehungsfest mit lodernder Flamme verkünden, wurden auf der burgartigen Felsklippe beim Beginne des Frühlings der Lichtgöttin zu Ehren entzündet. Eine Burg hat hier nicht gestanden, erst einige hundert Meter weiter und tiefer grüßen uns die Ruinen der Schaumburg, des Stammschlosses der alten und berühmten, aber nun ausgestorbenen Schaumburger Grafendynastie. In den Ruinen schaut man aus einem alten Thore, die Himmelspforte genannt, in eine wahrhaft paradiesische Landschaft hinein; eine uralte noch grünende Linde auf dem alten Burghofe ist der Sage nach erwachsen aus einem kleinen Reis, das ein beschuldigtes Mädchen einst vor dem Grafen Otto I. in die Erde steckte, um ihre Unschuld zu beweisen und ihre Ehre zu retten. — Die Sage von dem Paschenberge, die Feier des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, des glänzenden Lenzes konnte leicht mit ihrer freudigen heilbringenden Erscheinung zu der christlichen Darstellung des Auferstehungsfestes umgewandelt werden. Noch lange nachher behauptete der Volksglaube, die Sonne thue beim Aufgehen am ersten Ostertage drei Freudensprünge, das Wasser, das man am Ostermorgen schöpfe, sei heilig und heilkräftig, wie das der Weihnacht. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich auf Ostern, zur Zeit des heimkehrenden Frühlings, in den

Felsenklüften und auf den Bergen sehen lassen, gemahnen noch an die alte Göttin. Auf den Bergen umher haben ehemals Riesen und Unholde gewohnt, die in der christlichen Zeit zum Teufel geworden sind, sie sind hinüber- und herübergeschritten über den Strom und haben Hügel und Berge sich zugeworfen wie Bälle. (Vgl. Grimm, Myth. S. 182. — Vgl. die Hünensagen von der Weser in Kuhns Sagen aus Westfalen.) An der Paschenburg ist eine höhlenartige Kluft, die vom Volke das Männekenloch genannt wird; darin hausete einst eine wunderschöne Zwergin oder ein Wichtelweibchen; das verliebte sich in den Grafen von der Schauenburg, der in ihren Gründen jagte, und warf ihre zauberhaften Netze um den schmucken Ritter so geschickt, daß er sich bethören ließ und täglich sich wegschlich von seiner braven Gemahlin, um seine reizende kleine Buhle zu sehen. Die Gräfin aber war klug und durchschaute ihren Gemahl; eines Tages folgte sie ungesehen seinen Gängen und fand ihn in dem Männekenloche schlummernd, sein Haupt mit dem dunklen Lockenhaar an dem Busen der verliebten Elfe, die neben ihm schlafend auf dem Mooslager ruhte. Da schlich die Gräfin leise näher, schnitt eine Locke von dem langen Goldhaar der Verführerin und eilte dann rasch auf die Burg zurück, um weinend ihren Raub, den Beweis seiner Treulosigkeit, ihrem Gemahl zu zeigen. Da ging der Graf in sich und fühlte den Zauber gelöst und erhielt Verzeihung von seinem edlen Weibe; als er nun aber nicht mehr zu der Höhle kam, hörte man nachts die herzzerreißenden Klagetöne der verlassenen Zwergin die Burg umschwirren, bis sie durch Gebet gebannt wurden.

Man nimmt in Deutschland gewöhnlich den Rhein mit seinen Gestaden zum Maßstab für jedes andere schöne Flußthal. Mit ihm verglichen hat die Weser weniger großartige und wildromantische Gegensätze zwischen Fluß und Fels, Thal und Berg; ihre Gebirgsmassen sind weniger zusammengedrängt, aber sie ist idyllischer und hat auch die tieftrüben Verließe des Rheines nicht, wo die schwarzen Schieferfelsen, bedeckt von den höchst kümmerlich nur mit Nachhülfe der oft gefährlichen Menschenarbeit wachsenden Rebengärten, euch in ihren engen Kesseln von der Welt für ewig zu sondern scheinen; die Weser ist überall ein freundlicher Fluß, sie schlängelt sich durch ein offenes, helles Gefilde mit voller Freiheit der Bewegung, denn die errichteten Grundgesetze für ihren Lauf, die Bergeszüge, scheinen sich nach ihr gerichtet zu haben, nicht sie von ihnen bestimmt worden zu sein. Und bei dem Wechsel, den der Rhein in allen möglichen Formen bei seinem Durchbruche von Bingen bis Koblenz, von Andernach bis Godesberg uns darbietet, drückt die Kahlheit und die Eintönigkeit der großen Schiefermasse, die er durchschnitten hat. Wenn auch jene schönen Dome von Mainz und Speyer und Köln sich in seinen Fluten spiegeln, finster und klagend schauen die Berge und Klippen auf die neue Völkerwanderung da

unten, die in Lärmen und Lust, aber ohne Ruhe und Rast auf tosenden Dampfschiffen über die Wasserbahn oder auf rasselnden Schienen die Ufer entlang hart an der abgeschnittenen Felswand vorbei oder den dunklen Berg hindurch sich drängt. Frei und heiter aber wenden die blauen Wellen der Weser sich von einem Bergzuge zum andern, jeder mit anderer Richtung, mit andern Kämmen und Kuppen, gekrönt mit dunklen Waldungen, die der beständige Sinn der Anwohner schont und schützt. Im Rheingebiete stoßen die Völker Europas zusammen, sei es im friedlichen Verkehr wetteifernd, um die Güter des Friedens zu erlangen, oder im Getöse der klirrenden Waffen, so war es seit Jahrtausenden, so ist es noch jetzt. Im Wesergebiet ist das Land der seßhaften Germanen seit Tacitus' Zeiten, und die Menschen und Stämme, die dort wandeln und wirken, handeln und schaffen, sie sind vom alten Stamme der Chatten und Cherusker, der Angrivarier und Sachsen, und wie die Sitte und Sprache der Väter, so auch die Sitte und Sprache der Söhne, stets sind sie gewesen der Schutz und Schirm deutscher Kraft und Freiheit. So mag hier Dingelstedts dichterische Schilderung der Weser folgen:

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir wert und lieb vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen.
Ihn hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpen dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen;
So windet sie mit leisem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder,
Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär' erfahren;
Und ihre stille Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren.
Sie sah in ihrer Wälder Schoß
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor der deutschen Arme Stoß
Der ew'gen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte.
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden,
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden.

Und so erzählt sie manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen,
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen.
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster und der Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Des Turmes und der Segel Schimmer.

So rollt sie durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde,
Die Wellen leicht und frisch hervor,
Wie jugendliche Traumgebilde.
In ihren Tiefen, klar und rein,
Hörst du es seltsam wehn und rauschen,
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wunderlied belauschen. —

Weiter aufwärts führt der Strom nach Hameln, der schönsten, so sagenreichen Weserstadt. Das Thal hat sich hier geöffnet zu einer mit waldreichen Bergen umkränzten fruchtbaren wohlhabenden Ebene, drei kleine Nebenthäler führen uns in die weiteren Hügel und Berglande, die sie durch ihre Windungen verschönern. Der schön bewaldete steil abfallende Klüt tritt hier dicht an die Weser; von einem Aussichtsturm, der aus dem zerstörten Fort auf seinem Gipfel errichtet ist, haben wir eine ebenso anmutige als mannigfaltige Aussicht, von hier sehen wir in der alten Stadt ein neues Leben, einen regen Verkehr sich entwickeln.

Schon Bonifatius soll von Fulda aus den Grund zur ersten Ansiedlung gelegt haben, doch die gewissere Überlieferung weiset auf Karl den Großen hin, auf das Ende des 8. Jahrhunderts. Hamelau wird es von der Hamel, einem kleinen hier mündenden Bache genannt; zur Bezeichnung der großen Mühlen, die dort am Strom standen und auch heute in noch ausgedehnterer Weise in Thätigkeit sind, wird es auch Mühlen-Hameln genannt; sein Wappen führt deshalb den Mühlstein oder das Quereisen. Anfangs stand der Ort unter dem Kloster Fulda, zu einer Stadt emporgeblüht trat sie in den Bund der Hansa. In einer Fehde 1259 kam sie nach der für die Einwohner unglücklichen Schlacht bei Sedemünster an Braunschweig. Der Wohlstand der Stadt stieg besonders im 16. und 17. Jahrhundert; Zeuge dessen sind die mit großer Pracht und feinem Kunstsinn errichteten zahlreichen Gebäude. In der dänischen und schwedischen Periode des dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt viel zu leiden. Christian von Dänemark, sowie Tilly haben sie besetzt, ebenfalls die Schweden. Auch im siebenjährigen Kriege und 1806 hat sie die Feinde des Landes aufnehmen müssen.

Dem Besucher, der vom Bahnhof in die Stadt geht, zeigt sich bald das Haus, dessen Inschrift an die Sage erinnert, welche Hameln auch weit über die Kreise unsers deutschen Landes bekannt gemacht hat. Uns liegt eine alte Handschrift vor, welche diese durch Grimm am weitesten bekannt gewordene Sage in folgender Überlieferung mitteilt:

Historia von der Ausführung der Kinder auß Hameln im Landt der Hessen an der Weser gelegen: welche beschreibet Joannes Staritius in seinem Heldenschatze im ersten Theil. Dan alß auf eine Zeitt ein Mauß- oder Rattenfenger in ermelte Stadt kommen unnd der Bürgerschaft einß worden, daß umb eine benantliche Summa Geldeß, so man ihm zu geben versprochen, Er alle Ratten und Meuse auß der Stadt verbannen wolle, gestalt auf Vorgehende Zusage der Zahlung er auch praestiret unnd geleistet, dermaßen, daß nach erthönung eines pfeiffleinß, so er aus dem Sack gezogen, ihm alle die Ratten und Meuse, so in der Stadt, nachgefolget,

Weiter aufwärts führt der Strom nach Hameln, der schönsten, so sagenreichen Weserstadt. Das Thal hat sich hier geöffnet zu einer mit waldreichen Bergen um-



DIE ARENSBURG.

Deponirt

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn

undt in der Weser ertrenkt worden. Alß nun besagter Rattenfenger nach Vollenzogener seiner Zusag, seiner Belohnung hinwiederumb erwarttet, unnd ihm aber selbige zum Theill disputiret unnd nicht gefolget werden wollen: hatt er endlich viel Warnung vorher gethan, unnd daß man ihn in Güte befriedigen wolle, Instendig gebeten: Welcheß, da eß alleß nicht verfangen, habe er sein pfeifflein auß dem Sack gezogen, darein geblasen, worauf ihm alle die Burgerß Kinder in der Stadt mit Hauffen gefolget, biß vor einen Berg, darein er mit ihnen gezogen, unnd sich der Berg nach ihnen zugeschlagen, dahero noch diesen heutigen Tagk unbewust sein solle, wo er fernerß mit ihnen hinkommen. Unnd meldet die gemeine Sage, daß in geburtsbriefen, unnd andern Schriftlichen Uhrkunden, die Obrigkeit gedachter Stadt Hameln biß dato nicht schreibe, Nach Christi geburtt, sondern nach Unserer Kinder Außgang. Unnd meldet er ferner, daß ihn der Ortt des Bergeß und eine Grube oder Lucken, da sie hineingegangen sollen sein, im Vorüberreisen selbst soll gezeiget worden sein. Unnd wehre ihm berichtet, als sollten selbige Kinder in Siebenbürgen oder Ungarn gebracht sein worden, welcheß sie Vermuthen wollen 2c.



Rattenfängerhaus.

Diese Historia soll geschehen sein den 26. Junij am Tage Johannis unnd Pauli der Römischen Märtirer im Jahr 1284. Hiervon sein folgende Reimen:

Im Jahr M.CCLXXXIIII Nach der Geburt
Tho Hameln utgeförth worden
Hundert unnd dröttig Kinder daselbst geboren
Durch Einen Piper daselbst verlohren. —

Diese Verse der alten Handschrift erinnern an die beiden Inschriften, die sich an dem Rattenfängerhause und Hochzeitshause befinden: Die erste lautet:

Anno 1284
Am Dage Johannis et Pauli
War der 26. Junii
Dorch einen Piper mit allerley Farwe bekledet
Gewesen CXXX Kinder verledet
Binnen Hamelen geboren
To Calvarie bi den Koppen verloren.

Und am Hochzeitshause steht geschrieben:

Nach Christi Geburt 1284 Jahr
Gingen bei den Koppen unter Verwahr
Hundert dreiszig Kinder, in Hameln geboren
Von einem Pfeiffer verfurt und verloren.

Diese Sage, wiederholt poetisch behandelt, kann nicht genügend erklärt werden. Einige finden darin eine Beziehung zu der Schlacht bei Sedemünster, wohin die Hamelner die junge Mannschaft gegen Wedekind von Minden führten, andere erkennen darin eine Sage, die auch in anderen Ländern sich findet, wie die vom Tannhäuser, vom getreuen Eckart, und führen sie auf die alte deutsche Götterlehre zurück. Hat sich in dem Rattenfänger von Hameln vielleicht die Erinnerung an einen Führer oder Werber erhalten, der eine Schar von sächsischen jungen Kriegern nach Ungarn und Siebenbürgen geführt hat? — Allerdings werden auch eine Reihe Vorberge des Süntels die „sieben Berge" genannt.

Wie erwähnt, ist Hameln reich an schönen kunstreichen Gebäuden aus der Zeit der deutschen Renaissance. Außer den beiden genannten, dem Rattenfänger- und dem Hochzeitshause, werden den kunstverständigen Besucher noch das etwas später gebaute Rathaus und eine Reihe von Bürgerhäusern erfreuen. Die Wesergegend bietet überhaupt nicht bloß in den größeren Städten, sondern auch in den kleineren Orten und Dörfern zahlreiche Muster der deutschen Renaissance; eigenartig ist die reiche Ornamentik in den Holzbauten an den der Straße zugekehrten Seiten, die auf den Steinfüllungen angebrachten Malereien hat die Zeit zumeist zerstört.

Auch die Kirchen Hamelns fesseln uns bei unserm Rundgange, sowohl die dreischiffige gotische Marktkirche als auch besonders das Münster des heil. Bonifatius, das in seinen einzelnen Teilen aus allen Bauperioden deutscher Baukunst stammt und noch daran erinnert. Es hat viele Schicksale überstanden, alle seine

reichen Kunstwerke im Innern sind entwendet oder verschleppt, der Bau selbst aber ist jüngst durch einen kundigen Meister erneuert worden.

Von hier verlassen wir über die schöne Kettenbrücke (der ältesten in Deutschland) die Stadt und erfreuen uns sowohl der schönen Aussicht als auch des Lachsfanges, der hier infolge der quer durch den Fluß gelegten „Schlagten" oder Wehren lohnend ist; dann kommen wir auf schönen und schattigen Wegen zum Klüt. Noch einmal halten wir Rundschau von den Zinnen des Turmes auf das Weserland; wir schauen auf das Waldthal des Wiehengrundes, in das weit sich ausdehnende Hummethal. Im Norden schauen wir zurück auf die Höhen, welche wir durchwandert haben, den schönsten Blick bietet uns das obere Weserthal, dem wir nun zueilen. Doch haben wir noch zweier Punkte zu erwähnen, welche nah dem Thale am linken Ufer liegen. Der erste ist die Höhe, welche den ganzen Bergzug des linken Weserufers beherrscht, der 1807 Fuß hohe Köterberg (Götterberg?), eine Stelle heidnischer Gottesverehrung, berühmt durch seine Sagen. „Er ist innen voll Gold und Schätzen, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Auf der nördlichen Seite sind Höhlen, da fand einmal ein Schäfer den Eingang und die Thüre zu den Schätzen: aber wie er eingehen wollte, in demselben Augenblicke kam ein ganz blutiger, entsetzlicher Mann übers Feld gelaufen und erschreckte und verscheuchte ihn. Südlich auf einem waldbewachsenen Hügel am Fuße des Berges stand die Harzburg, wovon die Mauern noch zu sehen, und vor kurzem Schlüssel gefunden sind. Darin wohnten Hünen und gegenüber, auf dem zwei Stunden fernen Zierenberg, stand eine andere Hünenburg. Da warfen die Riesen sich oft Hämmer herüber und hinüber. Auf dem Köterberge hütete vor Zeiten friedlich ein Schäfersmann, da stand, als er sich einmal umwandte, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: „Nimm die Springwurzel und folge mir nach". Die Springwurzel erhält man dadurch, daß man einem Grünspecht oder einem Wiedehopf sein Nest mit einem Holz zukeilt; der Vogel, wie er das bemerkt, fliegt alsbald fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen, denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt er heraus, wie vom stärksten Schlag getrieben. Hat man sich versteckt und macht nun, wie er herankommt, einen großen Lärm, so läßt er sie erschreckt fallen (man kann aber auch nur ein weißes oder rotes Tuch unter das Nest breiten, so wirft er sie darauf, sobald er sie gebraucht hat). Eine solche Springwurzel besaß der Hirt, ließ nun seine Tiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein; kamen sie zu einer Thür oder einem verschlossenen Gang, so mußte er seine Wurzel vorhalten und alsbald



Aus Pyrmont

sprang sie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da saßen noch zwei Jungfrauen und spannen emsig; der Böse war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tisch, vor dem die beiden saßen, festgebunden. Ringsum waren in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlusterte: „Nimm dir, soviel du willst". Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder hinaus wollte, sprach sie: „Aber vergiß das Beste nicht!" Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war die Springwurzel. Wie er nun hinaustrat, ohne die Wurzel, die er auf den Tisch gelegt, schlug das Thor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weitern Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte einbüßen können. Die großen Reichtümer brachte er glücklich nach Haus, aber den Eingang konnte er nicht wieder finden.* — Der Köterberg gewährt von seinem kegelartigen, oben mit einer Warte gekrönten Gipfel

* S. Grimms deutsche Sagen. Vergl.: A. Kuhn und W. Schwartz, Nordd. Sagen, Leipzig, 1848, S. 240.

eine weite und schöne Aussicht. Wir haben die Blicke nach drei verschiedenen Richtungen von hieraus zu wenden: erst nordwestlich auf das nahe Schwalenberg, wo einst von der hochgelegenen Burg herab ein mächtiges Grafengeschlecht sein gebirgiges und waldiges Gebiet überschaute; sodann nach Norden hin, wo das Städtchen Lügde (sprich Lüde), die alte Villa Liuhidi Karls des Großen, liegt. Lügde, die Stadt des vom Waldecker- und Lipper-Lande eingeschlossenen westfälischen Amtes Lügde, hat auf seinem Friedhofe ein uraltes romanisches Kirchlein, in dessen Absis man merkwürdige romanische Wandgemälde entdeckte, braunrote Umrisse mit leichter braunroter Schattierung; eine Malerei aus romanischer Zeit, welche in Norddeutschland selten gefunden wird. — Hinter Lügde versteckt sich unserm Blick das schöne, das berühmte Pyrmont. Dieser freundliche Ort ist eigentlich nur eine lange, von Gärten und Höfen unterbrochene Straße, an deren Ende das Brunnenhäuschen mit seinem kräftigen Heilquell sich erhebt; im rechten Winkel schließt sich die 220 Jahre alte, breite prächtige Linden-Allee mit den Kur- und Restaurationssälen, dem Theater und hellen Sommerwohnungen daran. Nach Norden und Osten hin umschließen es schützende Waldgebirge, die Pyrmonter Berge, nach den andern Seiten ist die Gegend ebener; das Fürstlich-Waldeckische Residenzschloß liegt hart am Orte; ebenso in entgegengesetzter Richtung, nach Süden, eine beträchtliche Saline mit ihren Solbädern, und unfern die Quäker-Kolonie Friedensthal. Der Königsberg mit seiner schönen Aussicht, das Denkmal der Königin Luise, das Monument aus schwarzem Marmor zum Andenken an



Schloß zu Pyrmont.

Friedrich den Großen, der hier den Brunnen trank, die „Dunsthöhle", eine Kohlensäure aushauchende Grotte, sind die Sehenswürdigkeiten des Ortes. Pyrmont heißt in den ältesten Urkunden Peremunt (Mündung des Vere- oder Pere-Baches?) und wurde von einem Grafengeschlecht beherrscht, dessen Ursprung so dunkel, wie seine Geschichte glanzlos ist. Der Mineralquellen erwähnt zuerst der Chronist Heinrich von Herford, der 1370 starb; er nennt sie den heiligen Born; im sechzehnten Jahrhundert begann ihr häufiger Besuch und hielt sich, bis der dreißigjährige Krieg auch sie verödete; gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber war Pyrmont mit Spaa vielleicht das besuchteste Bad Europas. Das Schloß zu Pyrmont ist von den Grafen von Spiegelberg erbaut, welche dem ältesten Grafengeschlecht im Besitze folgten; als der letzte dieser Grafen von Spiegelberg 1557 in der Schlacht von St. Quentin blieb, fiel das kleine Land an dessen Schwager, den Grafen Hermann Simon von der Lippe, und dieser ist es, welcher das Schloß ausbaute, befestigte und mit Wall und Graben umgab. Seit 1668 ist Pyrmont ein Besitztum der Grafen von Waldeck.



Levin Schücking.

Wir dürfen Pyrmont nicht verlassen, ehe wir seinen Friedhof besucht haben. Daselbst hat Levin Schücking, der Verfasser dieses Buches, der hochbegabte Schriftsteller, einer der besten und treuesten Söhne Westfalens, seine letzte Ruhe gefunden. Im Jahre 1883 Ende Juni war er, von Reisebeschwerden ermattet, aus Italien krank in sein stilles Heim zu Sassenberg zurückgekehrt. Auf Anordnung seines Sohnes begab er sich müde und siech, aber in der Hoffnung, „mit Gottes Hülfe durch die ärztliche Kunst dieses Sohnes" geheilt und gekräftigt zu werden, zu den Heilquellen von Pyrmont. Aber nur wenige Tage sollte er dort noch weilen, am 31. August entschlief er sanft und ruhig. Viele Kränze, von allen Seiten geschickt, schmückten das Grab, in welchem er gebettet liegt. Das sinnigste Andenken sandte Emmi von Dincklage, die Dichterin des Emslandes, einen Heidekranz mit folgenden Worten:

Still, ernst und groß, der Heideheimat Sohn,
Ein Geist, der stets sich selber treu geblieben,
Bist sorgsam Du dem lauten Schwarm entflohn
Und hast aus tiefstem, innerm Drang geschrieben. —
Ruh' sanft in roter Erd', ein hehrer Glanz
Auf Deiner Gruft wird lang' nach uns noch leuchten,
Nimm, braver Mann, der Heimat Heidekranz,
Den schwere Freundesthränen feuchten. —

Wahr sind die Worte, die ein Freund des Verstorbenen ausgesprochen hat: „Welche Fülle von Kenntnissen, Erinnerungen, Fähigkeiten geht mit dem Verstorbenen dahin! Für Westfalen ist niemand, der ihn ersetzen könnte". —

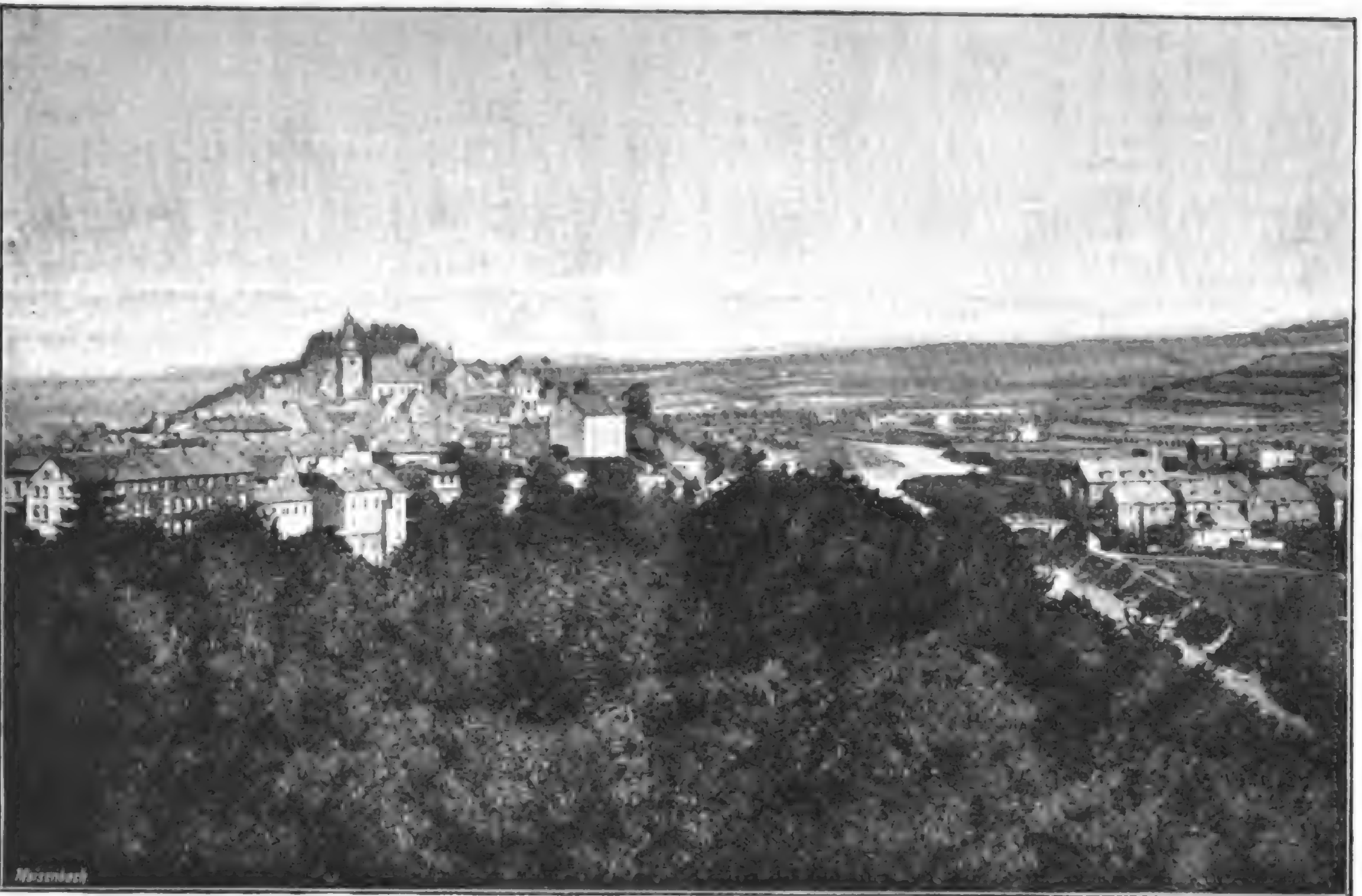
Kehren wir jetzt ganz zur Weser zurück: die Strecke, welche wir von Rinteln bis Hameln besuchten, gehört schon der hannöverschen Provinz an, ist aber echt sächsischer Boden: in der Gegend von Polle schlägt sie einen majestätischen Bogen, eine mächtige Krümmung und wird von hier an bis Herstelle hinauf wieder Grenzfluß Westfalens. Polle liegt auf der nach Westen geschweiften Höhe jenes Bogens. Es ist ein Flecken mit den Ruinen eines alten Schlosses, von Tilly zerstört, das Haus Polle genannt, das früher zu den Besitzungen der im Sollinger-Walde begüterten Grafen von Everstein gehörte. Was es uns anziehender macht, ist die malerische Schönheit der Gegend, in welche es uns zurückversetzt. Die bewaldeten Berge treten oft dicht an die Weser heran, hier und da ragen steilrechte Felsenwände wie aus dem Strome empor und die Steinmühle, welche das anliegende Bild darstellt, ist ein so



Polle.

romantischer und malerischer Punkt, wie nur irgendwo in der Weser ein anderer sich spiegeln mag. Der Fluß behält diese anmutige Schönheit mehr oder minder durch den ganzen Gau, der ehemals Tilithi hieß, wie in dem höher liegenden Auga-Gau, dessen schönste und denkwürdigste Punkte Corvey und Höxter bilden.

Die alte gefürstete Reichsabtei Corvey liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, inmitten ihrer Gärten und Alleen, als ein schönes und anziehendes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein großes aus Bruchstein erbautes Viereck, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner vielen Räume den steifen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stuccaturen, Deckengemälde u. s. w., kurz die ganze Roccocco-Herrlichkeit, welche man vor fünfzig Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammensucht. Die Wände eines der geräumigen Klostergänge sind mit den Brustbildern der Äbte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt. Die Inschrift unter dem letztern lautet: Sanctus Adelhardus Senior S. Caroli Magni Imp. ex Bernardo Caroli Martelli Filio Consobrinus. — Electus Abbas novae Corbeiae in Solling D. CCC. XXII. Der letzte Abt aber heißt: Ferdinandus L. B. de Lüninck Episcopus Corbejensis et S. R. I. Princeps, natus in Ostwig ducatus Westphaliae, 25. Febr. 1755, Electus episcopus Corbejensis Anno 1794. Deinde ad episcopum Monast. vocatus etc. obiit Corb. 14. Mart. 1825 seriem Praesulum Corb. Eccl. finiens. — Der große Saal der Abtei zeigt Fresken aus der biblischen Geschichte und Kaiserbilder. Fünfzehn Säle des Schlosses im nördlichen Flügel enthalten die Bibliothek, nicht die alte Klosterbibliothek, deren Hauptschätze jetzt in das Provinzialarchiv und in die Bibliothek zu Berlin übergegangen sind, sondern eine vor etwa 70 Jahren durch den Landgrafen von Hessen-Rotenburg, der Corvey nach der Säkularisation als Mediatfürstentum zur Entschädigung erhielt, gestiftete Büchersammlung, welche in schönen Schränken aus Mahagoniholz aufgestellt über 150 000 Bände von Werken der beiden letzten Jahrhunderte enthält und der Hoffmann von Fallersleben, der bekannte Gelehrte und Dichter, in seinen letzten Lebensjahren 1860—1874 als Bibliothekar vorgestanden hat. Auf dem Friedhofe bei der Kirche ist das Grab Hoffmanns. In der an den südlichen Hauptflügel des Klosters sich anschließenden Kirche zieht uns vor allem die merkwürdige fünfschiffige aus Ludwigs des Frommen Zeit stammende, in ihren Gewölben, Kapitälformen und Profilen noch sehr an die Antike erinnernde Krypta an. Der Überbau über der Krypta ist altromanisch; er hat ein Mittelschiff und zwei niedere Seitenschiffe in Basilikenform; die reich geschmückten Balken der Decke deuten auf eine



Arnsberg a. d. Ruhr.



Krypta zu Corvey.

ehemalige reichbemalte Holzdecke hin. In spätgotischer Zeit hat man einen Neu- oder Erweiterungsbau nach Osten hin aufgeführt, der in der Roccocco-Zeit eine neue Einwölbung erhielt.

Corvey ist eine der ältesten und bedeutendsten Klosterstiftungen in Deutschland und viele Jahrhunderte hindurch segensreich für nah und fern gewesen: seine Gründung fällt in die Zeit der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen (822). Damals hatte das Frankenreich schon viele Klöster, wohin die Söhne der bekehrten Sachsen gesandt wurden, um in ihnen den Unterricht zu empfangen, den noch keine Anstalt der Heimat bot. So hatte Bathilde, König Chlodwigs Gemahlin, im Jahre 660 in der Gegend von Amiens, an dem Bache Corbie, der in die Saone mündet, dem Orden des heiligen Benedikt von Nursia ein Kloster gestiftet, das rasch aufblühte. Man nannte es Corbie oder Corbeia aurea; seine Mönche mußten nach Benedikts Regel, welcher damals alle fränkischen Klöster folgten, ihre Stunden zwischen Gebet und der Arbeit teilen, welche, der Wissenschaft zugewendet, dem Benediktiner-Orden so große und bleibende Verdienste um die Kultur des Mittelalters erworben hat. Der Abt Adelhard von Corbie, ein Enkel Karl Martels, faßte zuerst den Plan, nachdem sein Vetter, der große Karl, im Lande der Sachsen die ersten Bistümer errichtet hatte, nun auch durch Brüder seines Ordens eine Pflanzschule des Christentums dort zu stiften, welche Lehrer und Priester des bekehrten Volkes erziehe. Unter den Sachsen, die sich in Corbie befanden, war ein Bruder, Theodrad genannt: der

versprach, als er von dem Plane des Abtes vernommen, auf den Gütern seines Vaters einen passenden, einsamen, mit einer Quelle versehenen Ort dem Orden für die Stiftung auszuwirken. Adelhard willigte gern darein und sandte nun Theodrad selbst in die sächsische Heimat; dieser aber traf auf unerwartete Schwierigkeiten, und Abt Adelhard ward von Kaiser Ludwig in ein entferntes Kloster verwiesen: erst seinem Nachfolger in Corbie, der auch Adelhard genannt wurde, gelang es, die Stiftung ins Werk zu richten. Theodrads Verwandte bewilligten jetzt den Platz, und das neue Kloster erstand, auf Kosten der alten Kongregation, an einem stillen abgelegenen Orte, Hethi genannt, tief im Sollinger Walde, wo durch frühere Einsiedler der Stätte schon eine Art Weihe gegeben war (später Neustadt, Jagdschloß Neuhaus). Die Stiftung gedieh, aber nicht in dem Maße, wie man erwartet hatte: wohl wuchs die Zahl der Mönche, nachdem Corbie mehrere seiner Brüder unter dem ersten Präpositus Adalbert herübergesandt hatte, rasch genug, daß die Genossenschaft unter drei Priore dreifach geteilt werden mußte: aber der Boden widerstand den Kulturversuchen hartnäckig, Wetter und Erdbeben zerstörten die Quelle, welche Wasser spendete, und als der alte verbannte Adelhard, jüngst begnadigt, herüberkam, um nach dem Werke zu schauen, das er zuerst beschlossen hatte, fand er den Zustand der Brüder so, daß er sich an den Kaiser um die Erlaubnis wenden mußte, einen passenderen Ort für die Stiftung auswählen zu dürfen. Der fromme Ludwig gewährte gern. Die Stelle, wo jetzt Corvey liegt, im Bezirke der königlichen Villa Huxori, bot in ihrer Lage eine Ähnlichkeit mit dem den Brüdern teuren alten, goldenen Corbie dar, und wie die Erinnerung an die Mutter-Stiftung sie schon früher für ihre Anlage denselben Namen hatte wählen lassen, so bestimmte dieser Umstand nun auch die Wahl des Ortes. Auf der erkorenen Stätte ward ein Zelt errichtet für den Bischof und die Heiligtümer, umher scharten sich die Brüder in feierlicher Versammlung und sangen Psalmen und beteten Gottes Segen auf ihr Werk herab: Bischof Badurad von Paderborn aber, in der goldenen Gewandung und mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, segnete den Boden mit dem Wasser der Weihe ein und pflanzte mit mächtiger Hand das Kreuzeszeichen in den Grund, da wo man den ersten Stein zum Hochaltare der Kirche legen sollte.* Nun wurde rüstig gebaut, gemeißelt und gefügt: noch der Herbst desselben Jahres (822) zeigte den Bergen und Schluchten des Sollings

* „Bei dem Legen des Grundsteins fand man eine Säule von rötlichem, geglättetem Marmor, welche man für die Irmensäule hielt und als solche auch nach Hildesheim gebracht, dort im Chore aufgestellt und mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau geschmückt hat. Vielleicht war es ein Heiligtum von dem nahen Brunsberge". So Piderit in den geschichtlichen Wanderungen durch das Weserthal.

ein Schauspiel, wie es nicht vorher oder später je gesehen. Da schritten in feierlichem Aufzuge die Mönche durch den Wald, von Hethi fort, wo sie fast sieben Jahre geweilt, der neuen Wohnung zu. An ihrer Spitze schritt der greise Adelhard über das gelbe rauschende Laub einher; ihm folgten sein frommer Bruder Walo und die Männer, so vom goldenen Corbie herübergekommen, „die großen Lehrer, mit denen er dem neuen Kloster unsterblichen Ruhm zuführte", der heilige Ansgar, Skandinaviens Apostel, mit seinem Neffen Nortfried, Witmar und der edle Autbert und viele andre: nach ihnen trugen die übrigen Brüder das Kruzifix und die Reliquien und die heiligen Geräte des Gotteshauses. So zogen die schwarzgewandeten Männer durch das Dunkel des Sollinger Waldes und sandten das: vexilla regis prodeunt und andere Gesänge zum Preise Gottes zu den rauschenden Wipfeln der Eichen empor, zu denen früher nur heidnische, schlachten- und blutesfrohe Weisen hinaufgetönt. Von nah und fern waren die Sachsen herbeigeströmt und durchlärmten die stille Waldeinsamkeit: wo aber der Zug nahte, da scharten sie still sich zur Seite, die wilden Männer mit dem wirren langen Blondhaar und den schreckbaren Antlitzen, die das Kopffell erschlagener Bären und Eber deckte: oder sie reihten fromm dem Zuge sich an und schritten mit hinab in das freundliche Weserthal, und sahen, wie vor einer unabsehbaren Menschenmenge Karl Martels Enkel und der Bischof der Paderstadt in dem neuen Kloster das erste feierliche Hochamt hielten.

„Aus den Tannenwipfeln ragte
Eines Türmchens spitzer Kegel,
First und Giebel eines Klosters
Nach St. Benediktus' Regel.

„Jüngst erst waren weise Männer
Angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
In der Hand des Friedens Zeichen;

„In der Hand die fromme Waffe,
Die mit Mut beseelt den Schwachen,
Die durch Huld bezwingt die Völker
Und besiegt, um frei zu machen;

„Ernste Männer, vielgeprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihten,
Dem Gebet und der Betrachtung;

„Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten".

Weber, Dreizehnlinden.

Die junge Stiftung nahm rasch einen glänzenden Aufschwung: Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Judith beschenkten sie reichlich mit Freiheiten und Gütern, Immunität und Münzrecht; Hilduin, der Abt von St. Denis bei Paris, verschaffte dem

Kloster die Reliquien des heiligen Vitus, eines Knaben aus Lucana in Lydien, der in seinem zwölften Jahre unter Diokletian den Martyrertod erlitten hatte; er wurde mit dem Protomartyr Stephanus, dem Heiligen von Corbeia aurea, Schutzpatron unseres Corbie, und als dem letzteren der Kaiser Lothar, Ludwig des Frommen Sohn, die eroberte und von corveyischen Glaubensboten bekehrte Insel Rügen schenkte, da wurde auch hier der heilige Vitus als Patron verehrt. Die Männer von Rügen aber empörten sich nicht lange nachher, schlugen ihre Glaubensboten tot und führten



Thor von Corvey.

den heidnischen Kultus wieder ein: doch in wundersamer Begriffsverwirrung ward nun, wie spätere Überlieferungen erzählen, der christliche Heilige ihr Hauptgötze, und Sankt Vitus als Swantowit in scheußlicher Gestalt auf den blutigen Altar ihres Tempels zu Arkona gestellt.*

* Swantewit, Swiatowit ist der Jupiter der Slaven; er ist bei den slavischen Stämmen der Gott des Lichtes und Krieges; sein Name bedeutet: der Allsehende; deshalb wird er abgebildet mit vier Gesichtern, die nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Die Eroberung Rügens durch Lothar ist ungeschichtlich, und Swantowit hat mit St. Vitus nichts zu schaffen.

Reicher aber als durch alle Schenkungen, glänzender als durch seine Reliquien oder die feierlichen Einzüge mehrerer Kaiser in seine Mauern, wie Heinrichs II. und Kunigundens, des heiligen Herrscherpaares, ward Corvey durch seine großen Männer, durch seine Verdienste um Glauben und Wissen der Vorzeit. Unter jenen nenne ich nur Bruno, der als Gregor V. die schwarze Kapuze von Corvey mit der Tiara vertauschte, Ansgar und seinen Nachfolger Sankt Rembertus, die ersten Erzbischöfe von Hamburg und Bremen und des Nordens rastlos eifrige Bekehrer: dann Rhabanus Maurus, der aus Buchenau im Stifte Mainz, seinem Geburtsorte, nach Fulda zur Erziehung gesandt, als Lehrer nach Corvey ging: Paschasius Radbertus endlich, der aus Frankreich den ersten Gründern in das Land der Sachsen folgte. Was Mönche von Corvey für die deutsche Geschichtsschreibung gethan haben, ist bekannt (z. B. Widukind, Rektor der Schule zu Corvey im Anfange des elften Jahrhunderts): weniger wohl, daß ohne ihren Eifer auch für die klassische Litteratur die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus für uns verloren sein würden. Sie wurden im Juli 1514 in der Kloster-Bibliothek wieder aufgefunden und dem Papste Leo X. zum Geschenk gemacht, der sie im folgenden Jahre durch den Druck vervielfältigen ließ. Das Manuskript befindet sich jetzt in Florenz. Ehemals mußte im Skriptorium der Mönche zu Corvey der Tacitus jährlich zehnmal abgeschrieben werden. Auch den ersten Schriftsteller im modernen Sinne und die erste Flugschrift hat Corvey hervorgebracht: ein Mönch verfaßte sie um das Jahr 1073 gegen Kaiser Heinrich IV.

So wurde Corvey mächtig, berühmt und einflußreich: von allen Seiten verlangte man Lehrer, Äbte, Bischöfe von ihm: von allen Seiten strömten die Söhne der edelsten Geschlechter dorthin, um ihre Erziehung in dem gelehrten Kloster zu erhalten: die Zahl der Mönche stieg einst auf 300. Zugleich erhöhte mit dem Ruhm und Reichtum die Schönheit des Äußeren sich, und immer geschmückter und sorgfältiger bedacht ward seine Kirche; Abt Adelgar bauete drei hohe, schöne Türme; Thiatmar ließ sechs prachtvolle eherne Säulen setzen und die große fernhin schallende Glocke Cantabona gießen; neben Abtei und Kloster ward sogar auch ein Kaiserhaus erbaut zur Aufnahme der Kaiser, welche nach Corvey kamen. Noch jetzt sind die klangreichen Glocken, sowie der Reliquienschrein, der sog. Vituskasten, berühmt. Und auch die Sage verherrlichte das segensreiche Gotteshaus in unzähligen Legenden und Wundern. Wem ist die schöne Märe von der weißen Lilie zu Corvey nicht bekannt? Sie hing in alten Zeiten auf dem Chore an einem ehernen Kranze: wann aber das Ende eines Mönches nahte, dann fand er sie in der Frühe, wann er zur Matutin in die Kirche ging, auf seinem Chorstuhle liegen. Einst war es der junge Konventuale Marcward von Spiegel, der sie auf seinem Sessel fand: er erschrak, daß er sein

junges Leben lassen sollte, während so viele ältere Mönche da waren, die an der Grenze der Lebensjahre standen; deshalb legte er heimlich und rasch die Lilie dem greisen Weribold in seinen Stuhl. Der alte Mann entsetzte sich, daß er in eine schwere Krankheit fiel: aber er genas, Marcward von Spiegel jedoch starb nach drei Tagen. Seit der Zeit erschien die Wunderblume nicht mehr. — War einer der Mönche krank und konnte im Chore nicht erscheinen, dann hörte man den Gesang eines Engels von seinem Platze her: auch konnte man, wenn die Knaben der Abteischule das Gloria patri ꝛc. sangen, aus der Ferne des oberen Chores her, wo St. Viti Reliquien verwahrt wurden, die Stimmen der Engel mit wunderbarer Lieblichkeit das Sicut erat in principio ꝛc. intonieren hören. — Am Vitusfest kamen zwei lebendige Hirsche aus dem Sollinger Walde herübergeschwommen und schritten durch das Thor, das noch später die Hirschpforte hieß, in die Küche: einen behielt man und ließ den anderen in die Wildnis zurück; hinter dem Altar in der Kirche sprudelte zugleich ein mächtiger Quell des besten Weines auf. Das geschah lange Jahre, bis man einst beide Hirsche zurückhielt und von dem Weine zuviel trank: da hörten die Wunder auf. In jenen glücklichen Tagen des Klosters sah man oft auch den Schatten des heiligen Adelhard durch die Kirche schweben: zwei Engel erschienen jährlich im Chore und leiteten die Gesänge, bis die dreiste Frage eines Präpositus, wer sie seien, und woher sie kämen, sie auf immer verscheuchte. — Ein Ereignis aus den Zeiten des zweiten Kreuzzuges wird also erzählt: Eine Schar räuberischen Gesindels, das die Abwesenheit der edlen Ritterschaft zu seinen Gewaltthätigkeiten benutzte, machte einen Angriff auf Corvey. Die Räuber kamen plötzlich zu Schiffe die Weser herunter, drangen bei nächtlicher Weile in den Garten und erstiegen dann die Kapelle der hl. Jungfrau Maria, erbrachen ein Fenster, das in die Kirche führte, wo man alle Kleinodien und kirchlichen Prachtgewänder unverschlossen aufbewahrte, und wollten sich schon in die Kirche niederlassen, als sie plötzlich eine Schar bewaffneter Reuter den Altar umgeben sahen. Die unten geblieben waren, glaubten es nicht und stiegen auch hinauf; aber alle sahen dieselbe drohende Erscheinung. Da suchten sie, noch voll Zweifels, den Haupteingang der Kirche: und sieh, auch dieser war mit Bewaffneten besetzt. Noch einmal machten sie einen Versuch, von Osten her in das Chor und in die Sakristei zu dringen; sie erstiegen ein Fenster, sahen aber wieder jene bewaffnete Schar und hörten nun zugleich den Gesang der Brüder und das Läuten zur Frühmesse; das Morgenrot glänzte über den Bergen auf; die Räuber mußten weichen und gestanden später selbst, daß Gespenster sie vertrieben hätten. So erzählt die Geschichte von Corvey und Höxter, die Wigand geschrieben hat und worin man die ferneren Ereignisse in der merkwürdigen Abtei, ihre Beziehungen zu

Kaiser und Reich, zu ihren Nachbarn und Untergebenen, zu den sich fortbildenden Gestaltungen und Entwickelungen der alten und ältesten Zeit lehrreich und in klarer Darstellung beschrieben findet.

Nachdem die gefürstete Reichsabtei Corvey glücklich der drohenden Säkularisation durch den westfälischen Frieden entgangen war, und schon ihrem tausendjährigen Jubiläum entgegensah, machte der Frieden von Lüneville dieser Hoffnung und ihrem Bestande ein Ende. Der Erbprinz von Oranien, dem sie zur Entschädigung übergeben, mußte sie bald dem neuen Königreich Westfalen einverleiben sehen: dessen Erbe wurde Preußen, welches dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg, den es zu entschädigen hatte, die Standesherrschaft über das Stift einräumte: als Teil der Hessen-Rotenburgischen Erbschaft ist es jetzt an den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor und Corvey, gekommen.

Eine schöne hohe Kastanienallee führt von Corvey nach dem nahen Städtchen Höxter, das an einem schlanken Bogen des glatten Stromes wie eine schmucke Maid vor ihrem Spiegel steht. Leicht und anmutig gleitet die Weser um die Pfeiler einer neuerbauten Brücke, als ob sie mit ihnen tändeln wolle: die Berge umher sind weder steil noch sehr hoch, aber schön bewaldet und im Lenz voll Nachtigallenschlag; — sie sind ein zahmes Geschlecht, unter dem nur, nah am Stadtthore, der Ziegenberg mit seinem roten Gesteine höher und kräftiger sich aufreckt. Aber man hat nichts destoweniger sein stolzes Haupt und die starren Glieder mit Anpflanzungen bedeckt, die Kultur hat auch ihn bezwungen, und wie mit grünen blühenden Banden gefesselt, daß er zu dem vorherrschenden Bilde lieblicher Anmut das Seine beitragen muß. Ein andrer Berg hart an der Stadt, nach Norden hin, ist zu einem Vergnügungsort umgeschaffen: es ist der Räuschenberg, eine wahre Nachtigallen-Kolonie, aus deren frischen Baumwipfeln hier ein zierliches Dach, dort ein Zelt, drüber eine halbversteckte Bank hervorlauschen: eine kleine Bergfläche ragt, mit Mauer und Geländer umgeben, wie ein großer Balkon vor: zündet ein abendliches Fest (St. Viti) dort oben seine Lampen an, dann erscheint der Berg vom Thale aus wie ein riesiger Elfenhügel, von tausend Flämmchen umzuckt, die sich nach einem Punkte zusammendrängen, wo man das lustige Geistervolk, die tanzende schöne und unschöne Welt, seine leichten Sprünge machen sieht, nach dem Takte einer Musik, von der nur einzelne Accorde wie träumend zu uns herüberschweben. Der Anblick ist magisch: „weiße Elfen, sich mit dunklen Gnomen drehend, unter des gebräunten Pilzes Dach“. Der Pilz ist das Zelt, unter dem man Erfrischungen reicht und das wirklich der Champignon heißt. Wer dagegen oben am Berge aus dem grellen Lampenlichte zu einem dämmerigen Vorsprunge flüchtet, erhält ebenfalls einen seltsam gespenstischen Eindruck von dem

entschlafenen Städtchen Höxter mit seinen Dächern und Turmspitzen, die in bläulichten Duft gehüllt da liegen, während der Spiegel des Stroms unter dem blassen Scheine des Mondes zittert gleich einem bleichen Vorgeschichtenseher, den der Mondschein quält und ängstet. Einzelne verspätete Boote gleiten sacht wie dunkle Särge über die Fläche des Flusses hin, mehr bezeichnet als erhellt durch die matte Laterne vor dem Steuer, deren dunstiger Widerschein nebenher schwimmt wie ein bläulich huschendes Totenlicht.

Höxter, ehemals das königliche Kammergut Huxori, oder noch früher Huxelei, verdankt den Äbten Corveys (Saracho 1058) seine Entstehung, seiner Lage an dem Handelswege von Antwerpen und Brügge über Köln und Soest nach Braunschweig seine mittelalterige Bedeutung als Mitglied der Hansa. Im dreizehnten Jahrhundert nahm die Stadt, blühend, wehrhaft und nach freier Selbstbestimmung, wie die meisten Städte jener Zeit sie besaßen, verlangend, das Dortmunder Stadtrecht an, welches diese Selbstbestimmung der Gemeinde zu Grunde legte. Zwei Bestimmungen daraus, welche für die Sitten verschollener Tage bezeichnend sind, mögen hier Platz finden. „Wenn zwei Weiber mit einander streiten, sich angreifen oder mit „verlorenen" Worten schelten, so sollen sie zwei Steine, welche durch eine Kette aneinander hängen und zusammen „eynen Cynteneren" wiegen, auf dem gemeinen Wege durch die Länge der Stadt tragen. Die Eine soll sie zuerst tragen, vom östlichen Thore nach dem westlichen und die andere mit einem eisernen Stachel, welcher an einem Stock befestigt ist, sie treiben, wobei beide »in camisiis suis« gehen müssen. Alsdann soll die Andere die Steine auf ihre Schultern aufnehmen und sie zum östlichen Thore zurücktragen, die Erste aber sie hinwieder mit dem Stachel treiben. — Ferner: Wenn ein Bürger den anderen bedroht, schlägt, festhält, angreift »mit hesten muode«, fervido animo, so hat er sechs Ohmen Wein, welche auf Deutsch ein Fuder Weins genannt werden, der Obrigkeit zu erlegen". Ob er das Recht hatte, mitzutrinken, wenn die patriarchalische Obrigkeit von Höxter seine „Brüchten" zweckdienlich verwendete, wird nicht angegeben.

Wie die Lage Höxters an einer Haupthandelsstraße und seine Brücke über die Weser die Stadt blühend gemacht hatte, so diente derselbe Umstand später dazu, nicht endende Kriegsdrangsale über sie zu bringen. Früher wiederholt Werbeplatz für deutsche Landsknechte, die man dem Dienste der Ligue in den französischen Religionskriegen unter Karl IX. gewinnen wollte, ward sie im dreißigjährigen Kriege nach einander von allen streitenden Parteien und Völkern genommen und gebrandschatzt; der tolle Christian von Braunschweig kam zuerst mit seinem Heerhaufen von 10 000 Mann, den er angeworben hatte ohne mehr als zehn Thaler in seiner Tasche, dann zweimal

Tilly, und nacheinander Dänen, Schweden, Hessen; endlich stürmten am 13. April 1634 die Kaiserlichen den Ort und hausten, daß nur dreißig Bürger aus dem „Blutbad von Höxter" das Leben gerettet haben sollen; 1673 war Höxter Turennes Hauptquartier.

Von den Bauwerken Höxters sind nur die Kilianskirche mit zwei schlanken romanischen Türmen aus dem 12. Jahrh., die kleine, jetzt unbenutzte frühgotische Minoritenkirche, das Tillyhaus mit reichem Schnitzwerk und das hübsche alte Corvey-Thor zu erwähnen.

Eine Wanderung von einer halben Stunde die Weser aufwärts bringt uns an den Fuß des steilen und kahlhäuptigen Brunsbergs, der das Thal von Godelheim beherrscht. Oben soll eine Brunsburg oder ein festes Lager Brunos, des Bruders oder Schwähers von Wittekind gelegen und am Fuße Karl der Große 775 die blutigste Schlacht im ganzen Sachsenkriege zu bestehen gehabt haben, eine Schlacht, daß die Wellen der Weser davon sich rot gefärbt haben. Die Volkssage läßt Carol Magnus mit einem ungeheuren Heere auf dem Brunsberg und dem gegenüber liegenden Wildberg hausende Riesen bezwingen, und in Höxter und Godelheim sodann Kapellen stiften. Auf dem Rücken des Brunsberges erinnern „Sachsengräben" noch jetzt an das sächsische Kastell, sparsame Trümmer an eine jüngere Burg, welche Abt Widukind von Corvey 1191 aus dem Gemäuer der älteren hier errichtete. Jene verherrlicht ein altes carmen de Brunsburgo Christoph. Elschlebii, welches in des Historikers Paullini „Syntagma" zu finden ist.

Wir ziehen an dem hohen Wildberge mit den wenigen Trümmern einer gleichnamigen corveyischen Burg vorbei nach dem Freiherrlich Wolf-Metternichschen Schlosse Wehrden, das nur durch einen schmalen smaragdgrünen Wiesenstreif von der Weser getrennt ist, deren Ufer hier sacht sich bis unmittelbar an die Wellen abdachen. In Wehrden ist der runde alte Turm für uns zu erklimmen, der herrlichen Aussicht wegen, die sich oben bietet, in ein Thal voll üppiger Kornfelder und Wiesenfluren, stundenweit sich dehnend und doch nicht zu ausgedehnt, daß nicht die Formen der umgebenden Berge klar und deutlich hervorträten. Nördlich zeigt der Wildberg seine riesige Sargesgestalt, überragt von düstern Fichtenkandelabern, schwarz, steil aufsteigend; die Burgruine liegt verdeckt, nur wer den Wildberg selbst ersteigt und sich durch seine Baumknorren und Gestrüppe geschlagen hat, steht mit einem Male vor den eingesunkenen Gewölben der Burg, wie am Rande eines Steinbruchs; denn was über der Erde war, ist verschwunden, nur der unterirdische Teil hält sich wie die Wurzel eines gefällten Riesenbaumes noch immer fest in den Grund geklammert; zahllose Ranken von Epheu, Steinbrech und andern Schlingpflanzen drängen sich aus



Schloß Wehrden.

jeder Spalte, und der Boden ist besäet mit Maiblumen, die hier wie verwünschte Schönheiten in der Drachenhöhle einsam blühn und welken. Der Grund zeigt vielfache Spuren von Schatzgräberei. Dem Wildberge gegenüber sieht man von unsrem Turme aus den dunkelroten Kathagenberg, ein ödes gespaltenes Felsgeklippe, scharfkantig, in wüsten Trümmern zusammen geschleudert, um deren Zacken pfeifend die Habichte kreisen. Jenseits der Weser dehnt der Solling seine anmutig wogenden Formen und trägt, Wehrden fast gegenüber, auf einem seiner Vorberge die braunschweigische Domäne Fürstenberg, ehemals eine Burg, jetzt eine Porzellanfabrik. Diese, schon 1750 angelegt, hatte früher einen bedeutenden Ruf, ihre älteren Erzeugnisse gehören zu dem besten, was im vorigen Jahrhundert in dieser Art hervorgebracht ist. Von ihrem weißen Gemäuer zieht eine breite Fahrstraße zum Flusse sich hinab, von der die Luft das Knarren der Wagenräder und das Schnalzen der Peitschen herüberträgt, während näher die Segel der Schiffe dicht an der Gartenmauer von Wehrden herflattern und man das Ächzen der geplagten Gäule und das Rauschen der Zugleine im Grase hört. Das Innere unsres Turms, den einst Franz Arnold Wolf-Metternich zur Gracht, Fürstbischof von Münster, Paderborn und Corvey bewohnte, um hier neben der alten „Türkenruine," deren Reste ziemlich wohl erhalten dicht an Wehrden stehen, ein neues Schloß um sich her erstehen zu sehen — ist mit seiner altertümlichen Einrichtung und seiner Aussicht ein höchst poetischer Aufenthalt, dem auch die Weihe durch Sage und Gespensterglauben nicht fehlt. Im Dorfe Wehrden erzählt euch

jedes Kind, daß der alte Bischof nächtlich dort bei seiner Studierlampe sitze: dann sind die Fenster des Turmes alle mit einem blaulichten Lichte umgossen, daß das Gebäude aussieht wie ein großer Leuchtwurm, und je finstrer die Nacht ist, desto heller leuchtet der Turm auf.

Der nächste Ort ist Blankenau, im alten Nethegau, mit seinem Amthaus, das, jetzt preußische Domäne, ehemals eine Feste war, die im dreizehnten Jahrhundert Corvey zur Beschützung der „blanken Aue" errichtete; dann folgt in einem schönen Thale, welches die Bever bildet, das Städtchen Beverungen. Bis hierhin hat die Gegend einen auffallend wilden Charakter getragen; die Gebirge weichen zurück und lassen Steinmassen vortreten, die von bloß steilen Ufern sich allmählich zu hohen Klippen steigern und früher kaum dem Fahrweg Raum ließen. Jetzt führt eine neue Steinstraße nach Carlshafen am linken Weserufer her, wo von Beverungen an die Berge dem Flusse zwar noch immer nahe bleiben, aber auf dem rechten Ufer fruchtbares Flachland die Berge des Sollings von dem Strome trennt, bis sie Herstelle gegenüber sich wieder ans Gestade stellen, um zu schauen, wie ihr ruppig Angesicht in dem jüngeren Gewässer sich ausnimmt, dessen neckende Najade in tausend Wellchen plätschernd durch zitterhafte Verzerrungen der Graubärte spottet. Am schönsten ist das stille helle Stromthal, wenn man in einem Nachen sich hindurch schaukeln läßt, dem Geschwirr der Wellen horcht, die der Ruderschlag des Fährmanns über die Uferkiesel streichen macht, und den Schwalben zuschaut, wie sie, mit ihren schillernden Flügeln das Gewässer streifend, blanke Furchen ziehen: wenn man den ganzen Frieden in sich saugt, in den der echt deutsche Strom seine treuen Kinder einlullt: er ist so ruhig, so sanft bewegt, der blaue Himmel, den er spiegelt, so großartig stille gespannt, so voll einer Majestät, aber keiner, die euch gespenstisch bedrängte wie ein rothflammiger Winterhimmel über Alpengletschern; unendlich, aber keine Unendlichkeit, die euch geheimnisvolle Schauer ins Herz hauchte: er ist wie das deutsche Gemüt, stille, klar, voll ernster, unendlicher Ruhe.

Herstelle ist jetzt ein neues Gebäude, das in halb gotischem Stile errichtet mit seinem schweren zinnengekrönten Turme und chorartigen Ausbau halb den Eindruck einer Zwingfeste aus der Ritterzeit, halb den einer Kirche macht. Es liegt auf einer senkrecht aufsteigenden Felsenklippe, an seinem Fuße ein Dorf beherrschend. Auf dem Hofe des Schlosses fand man vor Jahren in einer Art verschütteter Grube einen beispiellos reichen Schatz von Altertümern, und zwar zuerst Gegenstände, die etwa dem sechzehnten Jahrhundert angehören mochten, Krüge mit Wappen und Bildern, Sporen u. s. w., darauf Sachen aus älterer Zeit, dann noch ältere, immer altertümlicher die Formen und Stoffe, als ob man immer tiefer in graue Jahrhunderte

sich senkte: ganz zu unterst lag die Römerzeit in Metallspiegeln, Waffenresten und einem zierlichen Trinkgefäß aus römischer Erde begraben. Ein ursprünglich römisches Kastell hat man längst Herstelle genannt: gewiß ist, daß es den Sachsen als Feste diente. Karl der Große bestimmte es zum Waffenplatze und nannte es danach Heeresstelle, oder gab ihm den Namen Heristallum saxonicum nach der Stammburg seines Ahnen Pipin, dem fränkischen Heristal (Héricourt bei Lüttich). Auch sollte es zum Schutze der Glaubensboten dienen, die ihm folgten, Sturmios z. B., des Gründers von Fulda, und des würzburgischen Hathumar, falls dieser derselbe ist, der später den Bischofssitz in der Paderstadt einnahm. Nach der Bezwingung Westfalens hielt Karl in Herstelle 797 die Feier der Weihnacht und des Osterfestes, um jetzt den Sachsen die Pracht seines Hoflagers so blendend zu entfalten, wie er überwältigend die Macht seiner Waffen ihnen gewiesen hatte. Das Heer lag im Lande verteilt umher. Er aber ließ die ganze nie gesehene Herrlichkeit eines fränkischen Königshofes glänzen vor dem staunenden Volke der Wisuraha, das nie von Ähnlichem auch nur geträumt, dessen kindlich beschränkte Einbildungsgabe dem gewaltigsten seiner Götter, dem einäugigen Wuotan, nur einen breitrandigen Regenhut, den grauen Mantel und das weiße Roß Sleipnir mit den acht Füßen als Ausstattung seiner Erscheinung zu gewähren wußte, nebst einer Fülle goldbraunen Mets in goldenem Trinkhorn. Hier war mehr als Wuotan! Die armen Sachsen hätten sich gewiß lieber mit dem Schwerte bekehren lassen, den hohen Carol Magnus selber zu verehren denn die gepredigten durch Fasten und Abtötung großen Heiligen seiner Glaubensboten, als sie so seine ganze Pracht über Herstelle aufgehen sahen, als man unter ihnen das in Purpur und farbiger Seide prangende Gezelt Harun al Raschids aufschlug für den Frankenkönig, und das Wundertier, des Kalifen von Bagdad ungeheurer Elefant Abulabaz, mit den kostbaren Gewanden und Spezereien des Morgenlandes beladen, hoch den Zug wallonischer und normännischer Rosse überragend, den Felsen von Heristal hinaufschritt oder schlürfend aus dem deutschen Strome trank. Und nun er selber erst in der ganzen überwältigenden Majestät seiner einfachen und doch so hehren Erscheinung, mitten in dem glänzenden Gedränge seiner Paladine: denn sie alle waren um ihn her, Olivier und das dreiste Haimonskind Rinald und Oger von Dänemark und wie sie alle heißen, die trutzigen Gestalten, die Turpinus' Chronik sagenhaft verklärt — nur Roland nicht, der arme Roland, den längst Herzog Lupus von Baskonien und Ganelon „der Schuft" in der Mordhöhle von Ronceval seiner trauernden Hildegunde erschlagen lassen. Unter ihnen setzte Karl sich in Herstelle zu Throne; seine Söhne, der männliche Pipin von Italien und der milde Ludwig von Aquitanien, traten an seine Seite; der stolzen Frankenführer und der ernsten

Sachsenherzoge Reihen öffneten sich, und, vor seiner Hoheit sich beugend, trat der Maurenheld Abdallah, den Spanien huldigend gesandt hatte, vor das Antlitz des Gewaltigen; es kamen die Boten Galiziens und Asturiens, um ihres Emirs Geschenk, ein köstliches Gezelt, anzubieten; ihnen folgten, die aus fernem Ungarland gesandt waren, Männer aus dem Volke der wilden Avaren, und so beugte in seinen Fürsten und seinen Abgesandten ein großer Teil des römischen orbis terrarum sich zu Herstelle vor dem großen Karl. Das war der glänzendste der Tage, die Herstelle erlebt hat; seine spätern Geschicke, als es Malstätte unter Königsbann oder im siebzehnten Jahrhundert Wohnsitz der aus Höxter verjagten Minoriten-Mönche war, bieten keine besondere Erwähnung fordernde Erscheinung dar. Paderbornisches Lehn kam es als Pfand im vierzehnten Jahrhundert an eine Familie von Falkenberg, deren Sproß Theodor (Dietrich) von Falkenberg als schwedischer Oberst Magdeburg gegen Tilly verteidigte, bis der Untergang der unglücklichen Stadt auch ihn unter den Trümmern derselben begrub. Sein Bruder Moritz aber stand eben so warmen Sinns auf der Seite der Katholischen und geriet kurze Zeit vor der Schlacht von Lützen in die Gefangenschaft des Schwedenkönigs: Gustav Adolf entließ ihn jedoch ohne Lösegeld um seines Bruders Dietrich willen. Als in der Schlacht von Lützen nun den rekognoszierenden König seine Kurzsichtigkeit zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reuter hatte kommen lassen, da soll Moritz von Falkenberg, der im Götzischen Regiment als Lieutenant diente, die tödliche Kugel auf Gustav Adolf abgeschossen haben, in demselben Augenblicke jedoch von einer schwedischen Stückkugel selbst niedergeschmettert sein. Ein anderer Paderborner, Johannes Schneeberg aus Böckendorf, Lieutenant desselben Regimentes, gab dem Könige den Rest und nahm ihm seinen Schmuck, die goldene Halskette, ab, „damit nicht andere, weil sich auch Feiglinge nach dem Siege den Ruhm anmaßen, den Paderbornern die Ehre dieser That nehmen“, erzählen die glaubwürdigen monumenta Paderbornensia also die Umstände von des Schwedenkönigs Tod, auf die vielfachen Versicherungen von Augenzeugen sich stützend. — Nach dem Aussterben des Falkenbergischen Geschlechts wurde die Familie von Spiegel zum Desenberge mit Herstelle belehnt; diese verkaufte es an eine Freifrau von Zuydtwyck, welche den jetzigen altertümlichen Wohnsitz auf der Felsenhöhe erbaute. Von oben in das Thal hinab führen zwei gleich romantische Pfade; der eine an dem frühern Kloster, jetzt der Pfarrwohnung, nah vorüber, eine breite steinerne Treppe herab, die an Länge einer Jakobsleiter nicht nachgiebt; der andere wie ein Gemsensteg längs der Klippe, daß man schwindelt, sieht man Träger, die unter ihren Lasten keuchen, Mädchen mit Milcheimern auf den Köpfen oder kaum flügge Kinder so ruhig wie Nachtwandler über die turmhohen Felszinnen gleiten; man preßt jeden Laut zurück, als ob er die

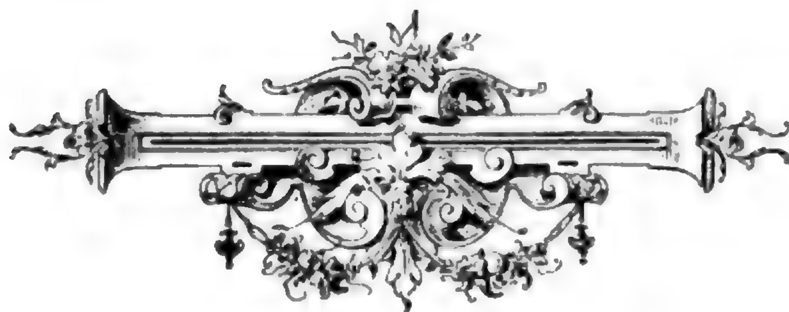


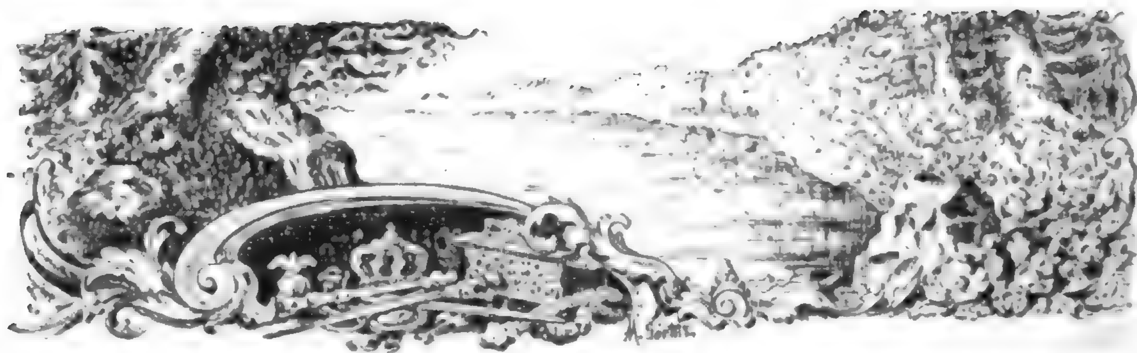
Karlshafen.

Träumer wecken und zerschmettert vor unsern Fuß schleudern könne. Die schon früher wild und trümmerhaft geformte Wand hat durch Steinbrüche an malerischem Aussehen noch gewonnen; überall weite Risse, Zacken und vorspringende Flächen, die, wenn man der erwachenden Kletterlust nachgäbe, leicht in die halsbrechende Lage weiland Kaiser Maximilians brächten.

Unweit Herstelle, über ihm, mündet die Diemel in die Weser. An der Mündung erbaute Landgraf Karl von Hessen um 1700, um seinem Lande Teil an der Weserschiffahrt zu verschaffen, einen Hafen und die Stadt Karlshafen, zu deren Bevölkerung er fleißige französische Kolonisten, die schon vor der Aufhebung des Edikts von Nantes vor erregter Verfolgungssucht flüchtig geworden, herbeizog. Ursprünglich hieß der Ort Siburg, der Name Karlshafen datiert von 1717, in welchem Jahre die Stadt als ausgebaut betrachtet wurde. Der so regelmäßig gebaute stille Ort hat die Erwartungen, hier einen verkehrreichen Platz zu schaffen, trotz des Hafens und anderer Anlagen, nicht erfüllt. Aber gerne kehrt der Naturfreund hier ein, um die Schönheiten des Weserthals und der nahen Bergfelsen zu genießen. Von der Juliushöhe, die schön angelegt ist und eine vortreffliche Aussicht bietet, führt ein angenehmer Pfad zur Krukenburg, einer malerisch gelegenen Ruine, deren Türme einst zum Schutze des Klosters Helmarshausen erbaut wurden. Der Blick auf das vor uns liegende Diemelthal ist prächtig, zumal am frühen Morgen, wenn die hellen Strahlen der Sonne die dichten Nebel des Thales zerreißen. Die Benediktiner-Abtei, an deren Stelle

jetzt das Städtchen Helmarshausen liegt, an der durch einen von schroffen Bergwänden eingeschlossenen Wiesengrund dahinrauschenden Diemel, ward 998 von einem Grafen Ekkehard gestiftet und mit reichen Gütern und Rechten ausgerüstet. In den ersten beiden Jahrhunderten seines Bestehens war der von der Welt so abgelegene Klosterwinkel eine Heimstätte mittelalterlicher Kunst, bedeutende Kunstwerke in edlem Metall, geziert mit herrlichem Schmelz, sind hier entstanden. Auch der berühmte kunstvolle Tragaltar, ein Kasten mit Schmelz- und getriebener Arbeit, zu Paderborn, unter dessen Schutze das Kloster gestanden hat, soll in Helmarshausen gefertigt sein. Später kam das Kloster unter kölnischen Schutz und verwilderte, bis der letzte Abt Georg von Marenholt 1534 dasselbe an den Landgrafen Philipp von Hessen verkaufte. Seitdem gehört es zu Hessen. Wir haben damit auch Westfalen verlassen und wenden uns wieder zum Westen, der Weg führt uns durch das Diemelthal.



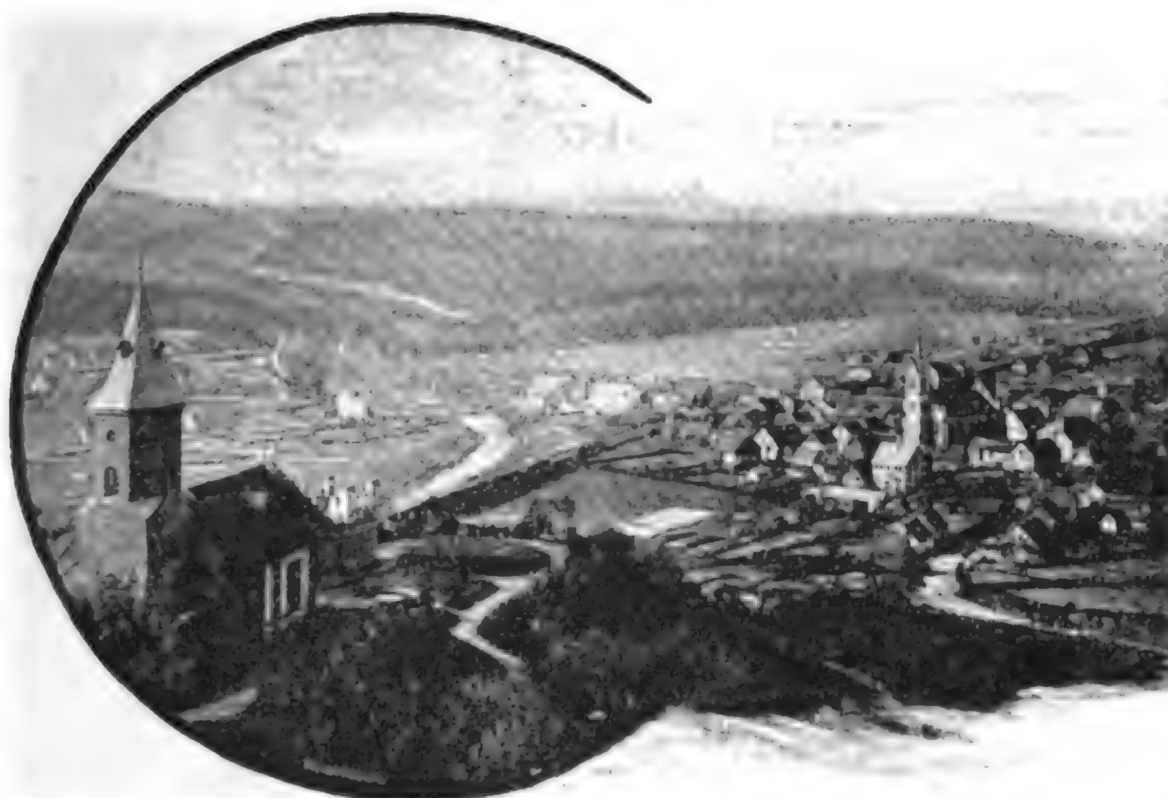


Der Oberwaldische Bezirk des Fürstentums Paderborn. — Das Fürstentum Lippe.



Die Diemel entspringt vom hohen Pön, dem östlichen Pfeiler der gewaltigen Gebirgsmauer im südlichen Süderland, der kahl vom Fuß bis zum Scheitel nur mit Heidekraut und Moos, woraus die blutroten Preißelbeeren hervorglänzen, bekleidet ist, und seltsam absticht gegen die stolzbewaldeten Höhen der nahen Ruhr- und Hoppekeberge. Der Fluß verläßt gar bald das westfälische Land, betritt dann das Waldecker „Uppland", bis er dann wieder auf süderländischem Gebiet die ragenden Burgtrümmer des Padberg, das ehemals berühmte Kloster Bredelar begrüßt. Dann windet sein Lauf sich um und durch die steilen Höhen der alten Eresburg, wo wir zuerst verweilen. Hier ist Stadtberge oder Marsberg, der Doppelort mit doppeltem Namen — denn das hoch und freundlich gelegene Städtchen teilt sich in zwei getrennte Orte, Ober- und Nieder-Marsberg.

Stadtberge, die 772 von den Franken erstürmte Eresburg, ist der Ort, der stets in Verbindung mit der Irmensäule genannt wird, weil von hier aus Kaiser Karl seinen Zerstörungszug gegen das Heiligtum richtete. Von diesem wird später die Rede sein, hier möge nur Raum finden, wie die Überlieferung und der sagenfrohe Sinn des Volkes späterer Jahrhunderte es sich ausgemalt haben: — das sind die



Ober-Marsberg.

Quellen der Schriftsteller, auf deren Ansehen hin die ungedruckte ursprüngliche Handschrift von Paullinis Geschichte von Corvey also von der Irmensäule redet: „Irmensaül ist eine dem Irmo oder Irmino dienende Saüle, worauf sein Bildniß gestanden hat. Andre machen aus Irmensul einen Saahl oder Kirche, darin man diesen Götzen verehrte; dieser Tempel ist gewesen bei Eresberg, welches nach Etlicher Meynung so viel sein soll als Ehrenberg oder Heresberg, von Hera, die Griechen sagen Ἡρα, ist bei den Lateinern die Abgöttin Juno, da weiland die Sachsen die Hera geehrt und der Wahn beim gemeinen Pöbel gewesen, als ob diese ertichtete Göttin zwischen Weynachten und heil. drei Königen Fest in der Lufft herumflöge, masen, nach der Poeten Wahnwitz, Juno eine Regentin der Lufft seyn soll: — In diesem Mers- oder Eresberg nu in Westfahlen war ein schöner großer ansehnlicher und weit berufener Götzentempel, darin das blinde Volk die Irmensaül verehrte. Dies Götzenbild war in Gestalt eines gewaffneten Manns, der stund unter dem blauen Himmel im grünen Feld in den Blumen bis an den Leib, mit einem schwerd umgürtet. In der rechten Hand hielt er ein Pannier, darin eine rothe Rose oder Feldblume war, in der linken eine Wage. Auf seinem Helm stund ein Wetterhahn, auf dem Schild ein Leue und auf der Brust ein Bähr. (So ist die Gestalt in Holzschnitt abgebildet in den annales Circuli Westphalici Stangefols.) Was nun zu Eresberg eigentlich für

eine Religion und was für Ceremonien dazumal üblich gewesen, können wir wegen der faulen Trägheit der damahligen Scribenten nicht gründlich erwähnen. Dieß ist gewiß, daß viele Priester, sowohl Männ- als Weiber diesem Tempel gedient haben. Die Weiber zwar waren nur mit den weissagungen geschäfftig, die Männer aber Warteten der opffer und des übrigen Götzendienstes. Die Priester nahmen allezeit diese Irmensaül mit in den Krieg, und nach gehaltenem Treffen schlugen und strafften sie die Gefangene oder die sonst etwa nicht frisch gefochten hatten, nach Verdienst. Es war der Gebrauch, daß die Priesterinnen den Gefangenen im Lager mit blosen Degen entgegen lieffen, solche bey einen ehernen Rost schleppten, in die Höhe huben, die Gurgel entzwey brachen und hernach aus dem Blut ihre weissagungen nahmen. Das erhellet auch aus einem altsächsischen Lied, darin ein Sächsischer Printz sehr wehmüthig klagt, daß er wegen eines unglückseligen treffens dem Priester zum Schlacht Opffer-worden:

Schol ich nun in Godes fronen Hende
in meinen allerbesten tagen
Geben werden, und sterben so elende,
das müß ich wol hochlich klagen.
Wenn mir das glücke füget hätte
des Streites einen guten Ende,
Dorfft ich nit leisten diese Wette,
netzen mit Blut die hire (heil'gen) Wände.

In dem Tempel zu Eresburg sind überaus viele Köst- ja unschätzbare Kleinodien, Kronen, Schilt, Fahnen u. d. m. von lauter Gold und silber funden worden: alles dies bekam Karl zur Beute; das Bildniß selbst, so auf der zierlichen Säule stund, hat er Vermaledeyet, zu Boden geschmissen und zermalmet. Also ist der prächtge Tempel samt dem Bild gänzlich zerschleifft und zerstört worden, worüber man drey tage zugebracht." — Die weitere Erzählung Paullinis mitzuteilen, wie Karl die Irmensäule nach Corvey habe führen lassen, wo man sie wieder gefunden und die Inschrift daran gelesen „Vorzeiten bin ich der Sachsen Herzog und ihr Gott gewesen, mich hat das Volk Martis angebetet" — wie sie sodann nach Hildesheim gebracht mit großer Fährlichkeit wegen auflauernder Heiden — wie man am Samstag vor Lätare jährlich dort sinnbildlich ihren Sturz sich erneuen lasse u. s. w., verbietet trotz ihres Interesses uns hier der Raum. Naiv ist vor allem Paullinis Deutung der sinnbildlichen Beigaben der Irmensäule: von der Rose in dem Panier sagt er, die Rose „sey aus dem schweiß einer Frauen, so Jona geheißen, entsprungen. Dieses Weibes Natur soll gewesen seyn, daß sie in der Frühstund weiß, im Mittag roth,

gegen Abend grün geschienen hat. Nu die grüne, als eine beständige Farbe, ist das merkmahl der Ewigkeit, als ob die nacht, der Tod ihr die unsterblichkeit gebe. Wahre Ritter schämen sich unter dem hinckenden Pöbel allhier zu kriechen, deßwegen schwingen sich ihre Sinnenflügel sternen werts, um Seel und Ruhm, Leib und Geist mit dem Burger Recht der ewigen zu beschenken."* —

Stadtberge ist, wie erwähnt, ein sehr freundlich liegender Ort. Die Diemel schlägt einen Bogen um den Fuß des steil aus dem Fluß aufsteigenden Hügels, auf



Nieder-Marsberg.

dem die Oberstadt mit der alten Stadtkirche liegt; unten, wo der Hügel nordostwärts verläuft, liegt die Unterstadt und an deren Südseite die große Heilanstalt für Irren — ursprünglich ein Kapuzinerkloster, in welchem nach der Aufhebung ein Dr. Ruhr eine Irrenanstalt anlegte, welche im Jahre 1817 von der Regierung übernommen, mit zwei Flügeln ausgebaut und der Provinzial-Verwaltung überwiesen wurde, die seitdem noch zwei neue ebenso großartige Anstalten dieser Art am Osninghange in Lengerich und in Marienthal bei Münster angelegt hat. In diesen Anstalten wird

* Siehe die ganze Episode in Dr. L. Troß' Westphalia, 1826, Nr. 19.

in ausgezeichneter Weise für die geistig Verstörten gesorgt; so mancher ist aus der trefflichen Pflege geheilt herausgegangen, der bisher seiner Familie und Umgebung eine harte Last gewesen, während die Unheilbaren, die früher oft in traurigster Verlassenheit dem Spotte ihrer ungebildeten Mitmenschen anheimfielen, hier, von der Welt abgeschlossen, die sorgfältigste Aufsicht und unausgesetzte barmherzige Fürsorge der Ärzte und Klosterschwestern genießen.

Die verfallende altromanische Kirche in der obern Stadt, oder besser der bescheidene Holzbau, der sich vor ihr an dieser Stelle erhob, war der Schauplatz eines tragischen Ereignisses in den Tagen Kaiser Ottos I. In den Kämpfen Ottos zur Niederbeugung der Herzogsgewalt unter die königliche Macht bot Westfalen während des Jahres 938 einen wilden Tummelplatz dar. Nach Steele an der Ruhr hatte der König einen Reichstag berufen, um über Eberhard, den aufrührerischen Frankenherzog, Recht zu sprechen. Eberhard war nicht erschienen, er verharrte in der Empörung, er hatte einen Teil der Sachsen, ja Thankmar, Ottos Stiefbruder, sogar zu sich herübergezogen, und dieser überfiel in dunkler Nacht die Feste Beleke, worin sich sein und Ottos Halbbruder Heinrich befand. Thankmar nahm ihn gefangen und sandte ihn gebunden wie einen Knecht Eberhard zu, als bestes Pfand des Bündnisses — die Burg Beleke ließ er plündern, verheerte die Gegend und setzte sich darauf in der alten Eresburg fest. Hier aber ereilte ihn das Strafgericht. „Der König brach mit einem Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg. Die Bewohner öffneten ihm freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine andere Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des Ortes zu flüchten. Wütend verfolgten den Flüchtigen hierhin die Leute des Königs, vor allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligtums; mit bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vornehmen Geburt, hatte er zu Tode erschöpft hier niedergelegt. Dennoch läßt er noch einmal in einen Kampf sich ein. Ein Sachse, Namens Thiotbold, trifft ihn und Schmähungen und Schimpfreden begleiten den glücklichen Streich; aber sofort giebt ihn Thankmar mit noch besserem Erfolg zurück und Thiotbold haucht am Altar im scheußlichen Kampfe den Atem aus. Immer heißer entbrennt der Streit. Tapfer verteidigt sich noch Thankmar, bis ihn ein Wurfspeer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Regungslos sinkt er endlich am Altare nieder; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm den letzten Stoß und raubte die goldene Kette vom Altar.“

Otto hatte von allem, was geschah, nicht gewußt, tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders. Doch milderte der Schmerz um ihn des Königs Strenge nicht; vier vornehme Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht, wurden nach fränkischem Recht gerichtet und fanden durch den Strang ihren Tod. —

Der Diemel abwärts folgend, erblicken wir bald Westheim, mit gräflich Stolbergschem Gut und Park, und erreichen dann das malerische, am linken Ufer der Diemel liegende Warburg.

Warburg, einst Wartberg genannt, war im 10. Jahrhundert Hauptort einer Grafschaft, welche aus Teilen des sächsischen Hessengaus, des Nethe-, Itter- und Patergaus bestand und deren letzter Besitzer Dodico hieß, der zu den Zeiten des Bischofs Meinwerk von Paderborn lebte. Meinwerk hatte schon lange den Wunsch gehegt, dies Gebiet der Kirche zu gewinnen — was hätte Bischof Meinwerkus der Kirche nicht gewinnen wollen? — Graf Dodico war aber so wenig der Mann, der sich der Kirche willfährig zu zeigen beflissen, daß er eine Nonne entführt und dann ihren Sohn zum Erben seiner Besitzungen bestimmt hatte. Als aber die Zeit gekommen, wo der junge Graf wehrhaft gemacht und durch die Umgürtung mit dem Schwerte unter die Männer aufgenommen werden sollte, da starb er, von seinem Rosse abgeschleudert und zertreten, eines elendiglichen Todes. Der gebeugte Vater erkannte darin ein Strafgericht des Himmels, er trat seine Grafschaft an den Bischof ab und starb gebrochenen Herzens 1020. Kaiser Heinrich II. bestätigte das Stift Paderborn 1021 in dem Besitz der Grafschaft, und Warburg wurde von nun an eine bischöfliche Landstadt. Der alte Grafensitz in der Stadt wurde eine bischöfliche Burg und Burgmänner wurden eingesetzt, ihn zu beschützen. Dies hat die Stadt aber nicht gehindert an einer lebendigen Entwicklung ihres bürgerlichen Gemeinwesens; sie trat 1364 zum Hansabunde und erhielt männliches Selbstbewußtsein und rang ihren Beherrschern manches Privilegium und manches Freiheitsrecht ab. So wurde sie die zweite Stadt des Fürstentums, Hauptort der Freigrafschaft Warburg, die zum Oberamt Dringenberg, oberwaldischen Distrikts des Fürstentums Paderborn, gehörte.

Mit Warburg waren Brakel und Borgentreich die vornehmsten Städte des alten Hochstifts. Man nannte die Gegend dieser drei Städte den Liliengrund, wohl deshalb, weil die Lilie das Wappen von Warburg war.

Außerordentlich stattlich nimmt sich Warburg in des alten Merian berühmtem Werke (s. Topographia Westfaliae S. 58) aus. Im Vordergrund zeigt sich die über Wehren rauschende Diemel mit steinerner Brücke und altertümlichem Brückenthor; Ober- und Unterstadt liegen malerisch über die Bergseite zerstreut, hohe Kirchen und

viele starke Türme steigen aus der umschließenden Ringmauer auf, Kapellen mit Türmchen krönen die den Gesichtskreis schließenden Berghöhen. Aus dem Häuser-gewirr, das die Stadt bildet, sieht man viele bedeutende Bauwerke sich emporheben. In der Erläuterung bemerkt der länder- und leutekundige Matthäus unter andern: „Und brawet die Statt ein herrlich gutes Bier. Es gibt auch in der Nachbarschaft herumb Bergwerk, auß welchem Eisen und Bley insonderheit gebracht wird, damit dann die Warborger einen Handel treiben." Nachdem Merian ferner angeführt, daß die Stadt im westfälischen „Crayßverzeichnüß" unter den Reichsstädten aufgeführt sei und in der Reichsmatrikel „monatlich auf drey zu Roß und dreyzehn zu Fuß angeschlagen" worden — ein Verhältnis, das jedenfalls nur sehr kurze Zeit bestanden haben kann, da die Paderbornische Landeshoheit rechtlich nie aufhörte — fährt er fort: „Sie ist ziemlich schön erbawet: aber eines ungleichen Lägers. Allda zu sehen die Newstätter und Altstätter Kirch: Item die zu den schwarzen Brüdern, St. Peters Kirch, St. Johanns Kirche und andere. Hat auch eine Kirche in der Burg und vier Thore."

Noch heute bietet die alte Doppelstadt, die Altstadt unten am Diemelufer, die Neustadt oben über die Höhe ausgebreitet, einen hübschen und malerischen Anblick; aber die Gegend hat viel an Reiz verloren, seit die Höhen entwaldet sind. Und von den alten Mauertürmen Merians sind die meisten gebrochen, von den alten Patrizier-häusern die meisten geschwunden, nur die Kirchen und das alte Dominikanerkloster zwischen Altstadt und Neustadt, jetzt ein Polizeigefängnis, treten noch hervor.

Die Warburg umgürtende Feldmark ist von sehr fruchtbarer Beschaffenheit und wird, wie die von Soest und von Magdeburg, die Börde genannt, ein niederdeutscher Ausdruck, welcher Bord, Rand, Erhebung, ansteigenden Acker bedeutet. Diese Frucht-barkeit der Gegend, die Lage an einem Punkte, wo die Stadt zur Vermittlerin des Verkehrs aus dem großen münsterländischen Tieflandbusen mit Hessen und Inner-Deutschland wurde — denn sie liegt gerade da, wo dieser Verkehr sich den Ausgang schaffen mußte, den die Natur durch einen Flußdurchbruch nicht gegeben hatte; diese Lage also, und endlich der Einwohner Betriebsamkeit machten Warburg im Mittelalter zu einem starken, blühenden und nach Unabhängigkeit strebenden Gemeinwesen. In seiner Feldmark hatte es mehrere Dörfer, die jetzt, hauptsächlich durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet, nur noch in dem Namen einzelner Ackergebiete fortleben. Der Gewerbfleiß der Bürger richtete sich besonders auf die Erzeugung von Leder, Tuch, Leinen. Ganze Straßen waren mit Wollenwebern besetzt, welche eigenes Amt, Mühlen und Lager hatten. Zwei Vorstädte bildeten sich mit eigenen Pfarrkirchen; die Johanniter kamen und gründeten eine Niederlassung in der Stadt, und wenn,

wie so häufig, Fehde und Orlog ausbrach da im berg- und schluchtenreichen Grenzlande, wenn die Sturmglocke die Bürger zur Abwehr des Feindes rief, dann hoben sich vierzehn- bis fünfzehnhundert derbe Bürgerfäuste die Wehre vom Nagel und die Pickelhaube vom Pflock. Das geschah auch eines Tages, als ein neugekürter Bischof von Paderborn von ihnen als unterthänigen Leuten ohne weiteres Huldigung verlangte. Der Bürgermeister Heinrich von Hidessen sagte dem Bischof, daß der Hahn auf dem Turme von Warburg in vier Herren Länder schaue (eine leise Andeutung auf den Schutz, dessen die Stadt von Hessen, Waldeck, Corvey und Braunschweig sich versehen und gewärtigen könne), und sodann ließ er seine Bürger mit ihren Wehren in geordneten Rotten eisenklirrenden Schritts an des Fürsten Herberge vorüber ziehen. — Der Bischof ward kleinlaut und weigerte sich nicht mehr, der Bürgerschaft alle Freiheiten zu bestätigen. Auch Bischof Balduin gab ihnen schriftlich auf schönes Pergament: Wy willet lathen use leven borgere beyder stede to Wartberg by oll eren olden rechte un in oll ehren Ehren un oll dyse vorschrevene Stücke wille wy usen vorschrevenen borgern bettern wo wy mogen. — Darauf erst huldigten sie.



Der Sackturm in Warburg.

Die ursprüngliche Burg Dodicos ward, wie der alte Meiboom schreibt, schon 1199 durch Kaiser Philipp den Hohenstaufen dem Erdboden gleich gemacht. Neu aufgebaut, wurde sie von Burgmännern des Fürstbischofs gehütet, später einzelnen Familien als Lehen gegeben; wir finden als solche die von Modericke und von Canstein genannt. Im dreißigjährigen Kriege trug der Hauptturm noch Kanonen. In den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges wohnte ein Zweig der Familie von Spiegel darin. Um diese Zeit begannen die Franzosen das Werk der Zerstörung, indem sie das darin befindliche Holz abbrachen und zu ihrer Feldbäckerei verwendeten.

Später gehörte sie den Herren von Canstein und Oer, von welchen der Oersche Anteil an einen Herrn von Münster überging, der denselben dem 1801 zu Paderborn verstorbenen Kammerpräsidenten von Mengersen verkaufte, welcher später den verschuldeten Cansteinschen Teil dazu erstand.

Der Burg gegenüber lag früher die älteste, die Andreas-Pfarrkirche, woran der berühmte Gobelin Persona, der Verfasser des »Cosmodromium«, Pfarrer war (1409.) Diese Kirche hatte eine dem hl. Erasmus geweihte Gruftkapelle — in einer Urkunde von 1421 wird ein Rektor „St. Erasme altars gelegen in der Klucht Sankte Andreas“ genannt. — Als nun in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Andreas-Pfarrkirche in Ruinen lag, die Gruftkapelle ohne Dach und Fach war, ließ der Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg im Jahre 1681 eine neue Kapelle über jener erbauen; dies ist die heutige Wallfahrtskapelle zum heiligen Erasmus, die jährlich am Feste der Dreieinigkeit von einer zahlreichen Prozession besucht wird. Sie besteht also aus einem Ober- und Unterbau; zu der obern Kapelle führt eine doppelte Freitreppe auf der Westseite empor; die untere, die Gruftkapelle, scheint der Mitte des 12. Jahrhunderts anzugehören.

Was die Geschichte der Stadt in neueren Zeiten angeht, so sind daraus die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, der unter anderm auch die Stadt um ihren Ruhm als vorzügliche Obstpflegerin brachte, und des siebenjährigen Krieges zu erwähnen.

Im siebenjährigen Kriege fand unter den Mauern eine Schlacht statt. Der französische General Chevalier du Muy hatte am 29. Juli 1760 mit einem Corps von 35 000 Mann ein Lager von Ossendorf bis zum Diemelfluß aufgeschlagen und ließ von der Stadt Warburg in ungemessener Menge Holz herbeiholen, um die Brücken über die Diemel zu schlagen. Die verbündeten Truppen hatten dagegen das hessische Städtchen Liebenau, vier Stunden von Warburg, besetzt, unter Anführung des Prinzen Ferdinand, des Erbprinzen von Braunschweig und des hannoverschen Generals Spörken; sie rückten an der Diemel entlang vor und griffen den Chevalier du Muy am 31. Juli im Rücken und in den Seiten an. Das Treffen war sehr hartnäckig, bis Lord Gramby mit der englischen Reiterei herbeikam, welche im vollen Trabe einen Weg von zwei Stunden gemacht hatte und sich auf die Franzosen warf, die, bereits in großer Unruhe fechtend, sich jetzt durch die Flucht zu retten suchten. Ihre Reiterei stürzte sich in die Diemel, um hindurchzusetzen, und rettete sich, allein die flüchtige Infanterie, die dasselbe versuchte, war nicht so glücklich und viele ertranken im Flusse. Ihr Verlust, ohne die Kanonen und Fahnen zu rechnen, war 5000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Die Verbündeten zählten 1200

Später gehörte sie den Herren von Canstein und Oer, von welchen der Oersche Anteil an einen Herrn von Münster überging, der denselben dem 1801 zu Pader-



Tote und Verwundete. Übel aber sollte der Sieg deutscher Waffen der benachbarten deutschen Stadt bekommen; der brutale Engländer belohnte den Heldenmut seiner Kavallerie, indem er ihr Warburg zu dreistündiger Plünderung überließ.

Unter den älteren Gebäuden der Stadt ist der Mönchehof auf der Neustadt bemerkenswert. Er gehörte der Abtei Hardehausen; über dem Eingange liest man:

»J. Jacob Luchtgenbach abbas Hardehaus. Ao. 1605.«

Dies ist der unglückliche Abt Jacob, der in Warburg sein trauriges Grab fand.

Der damalige Landgraf von Hessen hatte die Abtei Hardehausen schon mehrmals ersucht, ihm die sogenannte Mönchsstraße in Cassel, welche dem Kloster gehörte, für einen bestimmten Kaufschilling, den der Landgraf festsetzte, zu verkaufen. Die Mönche willigten in den Verkauf nicht ein; der Landgraf bot nun endlich nur die Halbscheid dafür, mit dem Bedrohen, daß sie, wenn sie nicht damit zufrieden wären — nichts dafür haben sollten. Nun reiste der Abt Luchtgenbach mit seinem Schreiber nach Cassel, um selbst diese Hälfte des zuerst gebotenen Preises in Empfang zu nehmen. Der Abt zieht damit heim — aber hessische Husaren sind schon aufgestellt, ihn unterwegs anzuhalten, um ihm das Geld wieder abzunehmen. Indes hatte sich zum Glück der Kutscher verirrt und brachte durch einen Umweg seinen Herrn endlich wohlbehalten auf den Mönchehof nach Warburg. Hier versteckte Luchtgenbach, wie die Überlieferung sagt, die ganze Summe, um sie zu bewahren, in eine alte Mauer, ohne irgend jemanden etwas davon zu sagen. Nun aber traf den Abt das Schicksal, daß ihm, als er aus der Neustädter Kirche kam, ein Stein vom Turme auf den Kopf fiel, der ihn gleich sprachlos zur Erde niederstreckte. Kurz darauf verschied er, am 21. Februar 1635. Das versteckte Geld wurde nun hin und her gesucht, und war nicht zu finden; bei jeder baulichen Verbesserung, die auf dem Hofe vorgenommen wurde, war von nun an ein Klostergeistlicher zugegen, damit, wenn sich das Geld finden sollte, die Arbeitsleute mit demselben nicht durchgehen könnten.

Im Jahre 1693 erhielt der Hof einen Neubau, und im Jahre 1728 ließ der Abt Lorenz Kremper das Gebäude beinahe um den dritten Teil weiter ausbauen. Damals oder nach anderen bei der früheren Wiederherstellung vom Jahre 1693 soll nun ein Mauermeister bei Abbrechung einer Mauer das Geld bemerkt und die Arbeit so eingerichtet haben, daß man an dem Tage nicht mehr an diese Stelle zurückkam — aber des Nachts kehrt der Meister zurück, hebt den Schatz, entweicht damit und hat bis auf den heutigen Tag nichts von sich hören lassen.

Das Rathaus steht am Eingange der Neu- in die Altstadt. Von einer Seite ruht es auf der Mauer, welche die Altstadt von der Neustadt scheidet, und nach der



Warburg.

andern Seite, nach der Altstadt hin, auf Bogen und Pfeilern, worunter der Weg zur Altstadt hinführt. — Es wurde im Jahre 1568 der Bau angefangen und 1570 beendigt.

Unter den Kirchen ist die St. Johanniskirche zu erwähnen. Das Langhaus mit den zwei schmalen Seitenschiffen und dem Kreuzschiff zeigt romanische Zieraten, die Fenster aber die Formen der Übergangszeit; das später angebaute schöne lange Chor ist gotisch; das letztere ist mit sehr gut gearbeiteten Steinbildern des Heilands und der Apostel geschmückt, die an den Wandsäulen unter Baldachinen von zierlichster gotischer Meißelei stehen; sie scheinen der Mitte des 15. Jahrhunderts anzugehören. Daß die Bürger Warburgs stolz waren auf dies Bauwerk, zeigt die an der Nordseite des Chors angebrachte Inschrift: »Anno dom. MCCCLXVI feria tertia ante pentecostes h. gloriosum opus inchoatum est in honorem S. Johannis Baptiste. Amen.« Einen Schmuck von großer Schönheit besitzt die Kirche in dem vortrefflichen Bildhauerwerk aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, welches Christus mit den schlafenden Jüngern in Gethsemane darstellt und, leider vor Wetter und Zerstörung nicht geschützt und sehr verwüstet, außen am Thore im Freien aufgestellt ist. In dem weichen anmutigen Stil dieses schönen Bildwerkes erkennt Lübke, der gründliche Erforscher westfälischer Kunst im Mittelalter, den Einfluß der kölnischen Malerschulen, die den strengen statuarischen Stil unserer ältesten Bildhauerarbeiten im 15. Jahrhundert zu mildern begannen.

Zu neuer Zeit ist Warburg viel genannt in der Kunstgeschichte. Hier wurde geboren und hier lebte Anton Eisenhoit, der große westfälische Künstler zur Zeit der Renaissanceblüte in Deutschland, den man den deutschen Benevenuto Cellini nennen kann. Erst vor zehn Jahren ist er genauer und weiter bekannt geworden, als auf einer großartigen Ausstellung von Kunstgegenständen, welche der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens zu Münster veranstaltete, seine hervorragenden Schöpfungen, die sich im Besitze des Grafen von Fürstenberg befinden, berechtigtes Aufsehen erregten. Zwei in getriebenen Silberdeckeln gebundene Meßbücher, ein großes Kreuz, ein großer Kelch und ein silbernes Weihwassergefäß zeigen eine derartige Kunstvollendung in der ganzen Zusammenstellung der Figuren und Zieraten und in den einzelnen Bildwerken, daß Kenner wie Laien davon entzückt sind. Durch Beschreibungen der Kunstgelehrten Nordhoff in Münster und Lessing in Berlin sind sie der Kunstgeschichte zugeführt worden. Auch Warburg besitzt noch von Eisenhoit ein großes prächtiges Kreuz. Wir wollen noch hinzufügen, daß ein noch lebender Künstler, der bekannte Kupferstecher Kohlschein, ein Sohn Warburgs ist.

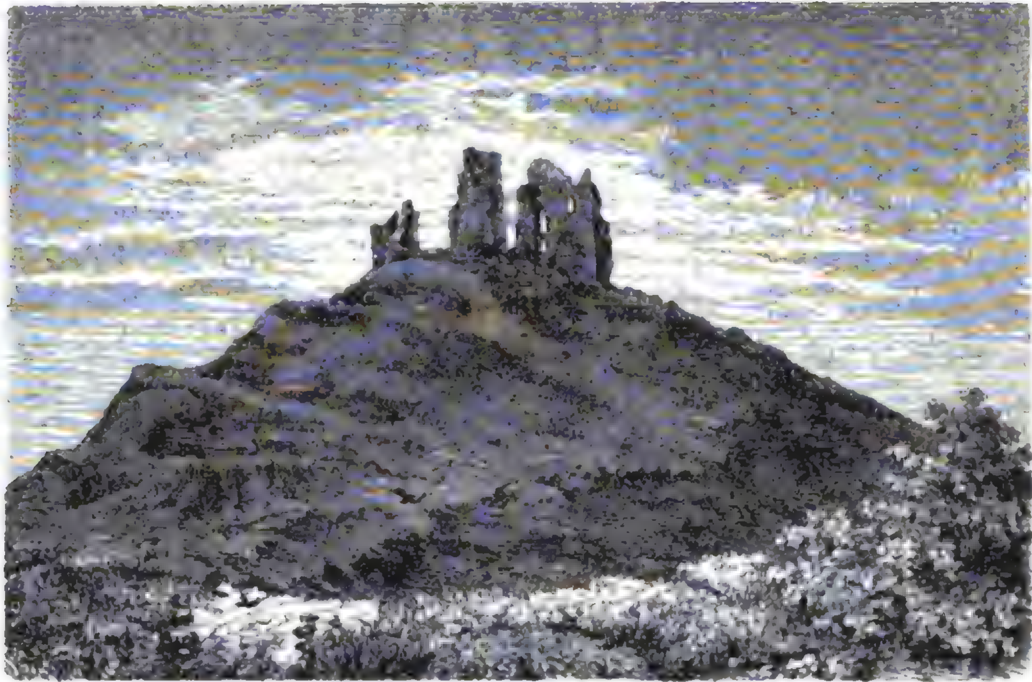
Werfen wir einen Blick auf die Umgebung von Warburg. Eine Strecke oberhalb der Stadt mündet die kleine Twiste in die Diemel, von Südwesten kommend. Das Bachthal, obwohl am rechten Ufer der Diemel liegend, gehört noch eine Meile weit bis über Welda hinaus zu Westfalen, und ein Spaziergang das hübsche Thal hinauf ist nicht unbelohnend. Zuerst erreichen wir Wormeln, ein Dörflein mit einem Rittergut, das einst ein Hof des Grafen Dodico war. Später waren die Grafen von Everstein damit belehnt, die hier in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Kloster der „Jungfrauen des grauen Ordens", Cisterzienserinnen oder Bernardinessen stifteten. Die Klosterkirche ist beachtenswert, gotischen Stils, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts herrührend. Das Dörflein Wormeln war am Ende des vorigen Jahrhunderts Schauplatz eines kleinen Aufruhrs. Die Gemeinde hatte einen Prozeß um den Zehnten wider ihre grauen Jungfrauen verloren und da die Revolution damals — es war 1797 — in der Luft lag und über dem ganzen Lande brütete, ohne doch anderswo als in Wormeln zum Ausbruch zu kommen, so erhoben sich die Bauern gegen die Hülfe der Paderborner Soldaten, welche ihre Jungfrauen nachgesucht hatten. Es ging ziemlich blutig dabei her — drei Bauern blieben tot auf dem Platze, aber die Aufrührer siegten und schlugen die Paderborner Truppen in die Flucht. Die Folge war für die Gemeinde eine sehr schlimme. Der Fürstbischof lieh sich 700 Mann Soldaten, welche Hessen freundnachbarlichst hergab, und die sich drei Wochen lang auf Kosten der Gemeinden Wormeln und Welda gütlich thaten.

Eine Stunde von Warburg in nordöstlicher Richtung liegt das Dorf Daseburg, an dem Fuße des merkwürdigen Desenbergs.

Der Desenberg ist eine hoch aufragende freistehende kegelförmige Höhe, gekrönt von verwitternden Ruinen, aus denen man eine außerordentlich weite Aussicht genießt. Der in der Umgebung gefundene Basaltstein deutet auf vulkanischen Ursprung. Die Burg ist uralt. Schon 776 geschieht ihrer Erwähnung, sie hatte damals eine fränkische Besatzung und wurde von den Sachsen vergebens belagert. Später befand sie sich im Besitze des Grafen Dodico und kam nach dessen kinderlosem Tode durch die Schenkung Kaisers Heinrich II. an das Stift Paderborn — mit Warburg und Dodicos Grafschaft, wie wir oben sahen. Kaiser Konrad widerrief die Schenkung, nahm die Burg und die ganze Grafschaft wieder an sich und belehnte damit den Erzbischof Aribo von Mainz, welch letzterer den Grafen Bernard von Nordheim damit unterbelehnte. Bernard, oder Benno, wie er gleichbedeutend genannt wird, übertrug den Desenberg seinem Anverwandten Bruno, der darauf Hof hielt und 1046 den neuerwählten Abt Rothard von Corvey empfing, und, als er im Zweikampfe umkam, in seinem Bruder Eckbert einen Nachfolger in der Verwaltung des Desenberg fand. Da unterdessen Erzbischof Aribo von Mainz gestorben war, machte der Bischof von Paderborn sein Recht auf die Grafschaft des Dodico, oder wie sie jetzt hieß, des Bernard, so wirksam geltend, daß Kaiser Konrad dasselbe nicht allein anerkannte, sondern sogar eingestand, nur durch falsche Vorspiegelungen des Mainzer Erzbischofs und Regierungs-Unerfahrenheit zu einer Verletzung dieses Rechts veranlaßt zu sein. Dies geschah 1033 und bezog sich nur auf die Grafenrechte, nicht auf die herzogliche Gewalt, welche Bernard (Benno) vertrat. Letzterem folgte sein Sohn Otto; dieser, der zugleich (1061) Herzog von Bayern wurde, trat in Bündnis mit den Sachsen gegen Kaiser Heinrich IV. und wurde deshalb 1070 auf dem Fürstentage zu Goslar seiner Güter und seines Lehens verlustig erklärt. Der Kaiser nahm und zerstörte ihm das Schloß Hanstein an der Werra, das Schloß Desenberg ergab sich freiwillig dem Heere des Kaisers. 1074 erfolgte der Frieden, der Otto in seine sämtlichen Besitzungen wieder einsetzte. Von seinen Söhnen erbte Heinrich, Markgraf der Friesen, die eine Hälfte des Desenberg.

Als Heinrich 1102 von den Friesen erschlagen worden war, nahm seine Witwe Gertrud († 1117) ihren Witwensitz auf demselben. Ihre Tochter Richenza brachte die Hälfte ihrem Eheherrn, dem Herzoge Lothar von Sachsen, dem späteren Kaiser zu. Von Lothar kam die halbe Burg durch dessen Tochter Gertrud auf deren Eheherrn Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern und Sachsen, dem dessen Sohn Heinrich der Löwe im Besitze folgte.

Die zweite Hälfte war unterdes von Siegfried, dem zweiten Sohne Ottos von Nordheim, dem sie zuerst zugefallen, an Graf Hermann von Winzenburg gekommen. Dieser wurde 1152 mit seiner Frau Lutgard von einem seiner Burgmänner ermordet, worauf Heinrich der Löwe auch die zweite Hälfte für sich in Besitz nahm und das Ganze dem Grafen Wittekind von Schwalenberg als Burglehen übertrug. Wittekind aber war ein wilder Geselle; 1156 ermordete er den Grafen der Stadt Höxter, Theoderich, während dieser zu Höxter auf der Kirchhofsmauer saß und öffentlich Gericht hielt. Auf die Klage des Abts von Corvey bei Friedrich I. hielt Heinrich der Löwe über den Mörder zu Corvey öffentlich Gericht, er wurde zum — Schadenersatz verurteilt und bis auf Widerruf nach Frankreich verwiesen. Allein der ungebändigte Wittekind störte sich daran nicht, er vertraute auf seine Veste Desenberg, ja er nahm nicht allein teil an dem Bunde, den 1166 mehrere Fürsten gegen die Macht des Herzogs Heinrich schlossen, sondern war sogar der einzige, der von seiner Feindschaft nicht ablassen wollte, als Kaiser Friedrich I. am 1. Juli 1168 zu Würzburg die übrigen Gegner mit Heinrich dem Löwen versöhnt hatte. Dieser zwang den Trotzigen nun dadurch, daß er den Desenberg belagerte und als seine Sturmmaschinen nichts dawider vermochten, seine Bergleute aus dem Harz berief, welche Stollen in den Berg trieben, bis sie an den Brunnen gerieten und durch Abgraben desselben Wittekind zur Übergabe zwangen. 1180 wurde Heinrich der Löwe seines Herzogtums verlustig erklärt. Von seinen Gütern erhielt der Bischof von Paderborn 1192 den Desenberg mit allen Gütern, welche einst Graf Siegfried, Ottos von Nordheim Sohn, innerhalb der Diöcese Paderborn besessen hatte. Unter Bischof Bernard III. beschwerte sich der Abt von Corvey über die Beschädigungen, welche die Burgmänner zu Desenberg seinen corveyschen Gütern zugefügt hatten; es wurde demnächst durch Schiedsrichter entschieden, daß die Veste auf dem Desenberge abgebrochen und dort nie wieder eine Burg errichtet werden solle. Man schritt zur Belagerung, welche gleichzeitig von dem Bischofe von Paderborn, dem Abte von Corvey und dem Grafen Albert von Everstein unternommen wurde; indessen ebenso fruchtlos als eine zweite vom Jahre 1206, wo die beiden Kirchenfürsten und der genannte Graf sich noch durch die Hülfe des Grafen Adolf von Waldeck und anderer verstärkt hatten. Wer in jener Zeit auf dem Desenberge wohnte, ist unbekannt — wahrscheinlich Nachkommen des wilden Wittekind. Die Spiegel finden sich erst 1275 im Besitze. Der erste von diesen, der den Desenberg bewohnte, war Ritter Hermann Spiegel, der aus Köln stammte, wo die Spiegel zu den ältesten Geschlechtern gehörten, und den Namen nach ihrem Hause zum Spiegel in der Brigitten-Pfarre führten; danach führten sie auch drei Spiegel mit verschiedenen Farben nach den verschiedenen Zweigen im Wappen.



Der Desenberg.

Nachdem die Spiegel in Westfalen Fuß gefaßt, wurden sie hier ein mächtiges, weitverzweigtes Geschlecht, das sich weit um den Desenberg umher schwer fühlbar machte; namentlich zu den Zeiten des schrecklichen Friedrich von Padberg und seines Benglerbundes, dessen löbliche Thätigkeit von den Spiegeln eifrig beflissene Förderung erhielt.

Im Jahre 1417 ist Johann Spiegel Marschall von Westfalen, 1464 wird Jürgen Spiegel vom Bischofe von Paderborn mit dem Erbmarschallamt des Stifts belehnt. 1470 belagert Bischof Simon von Paderborn mit seinem Bruder Bernard von der Lippe die Burg Desenberg, weil die dort hausenden Spiegel seine Stadt Warburg beschädigt hatten, und erobert sie mit Hülfe großer Kriegsmaschinen. Es wurde Friede geschlossen, wobei die Brüder und Vettern Spiegel, Namens Hermann, Domherr zu Paderborn, Gerd, Schoneberg und Heinrich, das Schloß Desenberg mit aller Herrlichkeit dem Stifte Paderborn zu Lehn auftrugen und es zu dessen Offenhause machten.

Die Spiegel, wie gesagt, waren stets unruhige und schlimme Nachbarn, ein vor vielen andern raub- und streitdurstiges Geschlecht; im Anfange des 16. Jahrhunderts, wo das Stegreifleben und die Heckenreiterei nicht mehr blühen wollte, gerieten sie einander selber in die Haare und fielen sich unter einander an. Es muß damals ein friedfertiges und einträchtiges Leben auf dem hohen festen Burgschlosse Desenberg gewesen sein. Die Brüder und Vettern Philipp, Werner, Simon, Johann

und Mauritz konnten sich mit den Brüdern und Vettern Friedrich, Gerhard und Konrad nicht um Raum und Gelaß, Luft und Licht auf ihrer Veste vertragen. Den Gewaltthaten und dem Hadern ein Ende zu machen, befliß sich Bischof Erich von Paderborn: es gelang ihm endlich, einen Burgfrieden zwischen ihnen aufzurichten; der soll bei dem Belfried, dem Hauptturme, anfangen und um den Berg herumlaufen, so weit das Spiegelsche Hagenland reicht. Innerhalb dieses Kreises sollen sie und ihr Gesinde Frieden halten, bei Strafe des Handabhauens, so einer den andern mit gewaffneter Hand hauen oder stechen sollte. Kommt es zum Totschlag, so wird der Bischof ohne Gnade nach Burgfriedensrecht richten. Jeder soll nach seinem Anteil für die nötigen Wächter und Pförtner, für die Erhaltung der Gebäude sorgen; der Turmhüter soll zugleich dem Bischofe und Stifte eidlich verpflichtet sein; bei Wahrnehmung von Fremden soll er blasen und Zeichen geben. Diesen Burgfrieden treu zu halten, müssen alle gegenwärtigen und zukünftigen Spiegel eidlich geloben.

Es scheint, daß den so zu leidlichem Friedenhalten gezwungenen Brüdern und Vettern das besänftigte Dasein auf ihrer Burg auf die Dauer unbehaglich geworden. Wenige Jahre nachher sehen wir sie nämlich ihrer hohen Stammburg den Rücken kehren und sich auf vier neuen Stammhäusern ansiedeln, auf Rothenburg, Klingenburg, Ovelgönne und Büchen. Den Desenberg ließen sie zerfallen und 1581 mußte sie Bischof Heinrich von Paderborn ermahnen, daß sie wenigstens den Turm in stand hielten, weil doch alle Lehnsherrlichkeit ihnen nur von diesem Schlosse zustehe.

Der Desenberg spielt in der westfälischen Sage eine Rolle; es singt ein Dichter von ihm:

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mär:
Noch lebt mit seinen Helden
Carol, der Kaiser hehr.

Wohl in dem Desenberge
Ruht er von Siegen aus,
Und zaubermächt'ge Zwerge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruh'n auch in den Hallen
Seine Treuen lang gereiht,
In trunkenen Schlaf verfallen,
Von schwerem Bann gefeit.

Rings blanke Wehr im Kreise
Lockt schimmernd wie zum Krieg,
Sie aber atmen leise
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felsentische,
Das Haupt vom Arm gestützt,
Im Antlitz Jugendfrische,
Inmitten der Halle sitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar,
Mit seinen Heergesellen
Harrt er schon manches Jahr.

Oft ist's, als ob sie spüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Felsgemach.

Aufstehn all' die Genossen,
Ergreifen Schild und Speer,
Doch bleibt der Blick geschlossen,
Die Seele schlummert schwer.

Dem Kaiser nur erhellet
Sich Aug' und Geist zumal,
Er ruft, daß laut es gellet:
„Sagt, Zwerge, des Jahres Zahl!"

Und horcht, und Dunkel wieder
Umschattet sein Gesicht:
„Legt, Kämpen, legt Euch nieder,
Die Zahl ist unsre nicht!"

Mit dumpfem Rasseln gleiten
Zu Boden Mann an Mann;
Sie schlafen und warten der Zeiten,
Die lösen ihren Bann.

Und er sitzt wieder am Tische,
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiser, voll Jugendfrische,
Das Antlitz wunderbar.

(Franz Oebecke.)

Ein anderer Dichter, der die Sage behandelt hat, J. Seiler, versichert uns, daß, wie Karl im Desenberge, auch Hermann im Hermannsberge bei Lügde und Wittekind im Wedigenstein an der Porta (nach verbreiteterer Annahme in der Babilonie) schlummern. Das Volk hat sich eben alle seine wertesten Helden in festem Verschlusse aufbewahrt. Alle die Sagen von dem schlafenden Kaiser und Helden im Berge, so poetisch sie von unsern Dichtern gestaltet sind, haben ihre Grundlage in der deutschen Götterlehre, und wir können den deutschen Mythologen glauben, welche uns versichern, daß der in den Berg entrückte Held ursprünglich niemand anderes sei, als der alte Heidengott Wodan, der mit seinen Helden an den Tischen Walhallas sitzt und seit der Einführung des Christentums in Unthätigkeit versetzt und entschlummert ist, bis zur großen Schlacht, zum großen Weltzusammenbruch der „Götterdämmerung".

Die Sagen von bergentrückten Helden finden sich bei allen germanischen Völkern; die Dänen lassen ihren Holger Danske in verborgenen Gewölben des Schlosses von Helsingör, die Engländer ihren Arthur, der auch, wie bei uns Wuotan, das wütende Heer anführt, in einem der Eildonhills, die Friesen das Fräulein Marie von Jever in einem Minengange unter der Burg zu Jever schlummern; wie Karl der Große im Untersberge, im Donnersberge träumt, und Kaiser Friedrich, oder Kaiser Otto im Kyffhäuser, Siegfried im Bergschlosse Geroldseck, die drei Rütlimänner in einer Bergschlucht am Vierwaldstättersee, ist bekannt. Man könnte danach neben der mythologischen Erklärung auch noch die stellen, daß das Volk den Tod seiner Helden, welche sich ihm urlebendig ins Bewußtsein eingeschrieben haben, nun einmal nicht glaubt; sie sind wie eine Verkörperung seines ewig lebendig bleibenden Wesens, seines nationalen Seins und Wollens und deshalb können sie nicht gestorben sein, so lange dies letztere nicht stirbt. Merkwürdig ist, daß bis in die neuesten Zeiten die Sage

in dieser Beziehung schaffend thätig gewesen. So hat sie trotz der Nüchternheit in den Anschauungen unseres Jahrhunderts den Kaiser Joseph II. und Napoleon im Glauben des Volkes fortleben lassen, lange nachdem sie tot waren.

Unsere Wanderung folgt jetzt zunächst der Eisenbahn, die Westfalen in nordwestlicher Richtung erschließt. Die Bahn durchläuft hinter Warburg die Thäler des Eggegebirges. Dies zieht sich von Heerse in nördlicher Richtung zur Rechten fort, um mit dem Namen Lippescher Wald oder Teutoburger Wald das Fürstentum Lippe zu durchstreichen und dann nordwestlich gewendet dem mittleren Emsethal zuzuziehen und etwa bei Bevergern unweit Rheine in der Fläche zu verlaufen. Einst hieß dies ganze Gebirge auf seiner etwa 24 Meilen langen Ausdehnung der Osning. Gobelin Persona nennt z. B. um das Jahr 1398 die Waldgegend zwischen Dringenberg und Paderborn den „Osing“. Einhard in seinem Leben Karls des Großen nennt die Gebirge bei Detmold Osnengi; er erzählt im 8. Kapitel, im Jahre 783 habe Karl der Große den Sachsen zwei Feldschlachten geliefert, die erste an dem Berge Osnengi, bei dem Orte, der Thietmelli heiße. In einem Vergleich zwischen den Brüdern Otto und Ludwig Grafen von Ravensberg vom Jahre 1226 wird die Gegend um Ravensberg osnyng genannt. Ohne nähere Ortbestimmung wird uns der Hosning in den Annalen von Santen beim Jahre 850 genannt, wo Kaiser Lothar und König Ludwig der Deutsche sich mehrere Tage lang in ihm friedfertig und einträchtig an der Jagd ergötzen; ebenso kommt der Wald Osning, Osnig oder Osninc vor in Urkunden Karls des Großen und Heinrichs II. Auch die Heldensage kennt ihn: nach der Wilkinasage kommt Dietrich von Bern an den Wald Osning in eine Gastherberge und hört dort von der Burg Drachenfels und ihrem Könige Drosian an der anderen Seite des Waldes erzählen.

Nach dem heutigen Sprachgebrauche nennt man Osning oder Teutoburger Wald die Gebirgsstrecke vom Lippeschen Walde bis nach der Emse bei Rheine, wo die letzten Ausläufer als Hügelreihen erscheinen; was vom Lippeschen Walde südlich liegt, ist die Egge. Der Begriff des Teutoburger Waldes wird auch enger gefaßt, namentlich von denen, welche die Walstätte der Hermannschlacht in die Gegend von Detmold verlegen; so sagt Clostermeyer in seiner bekannten Schrift: Die Benennung Teutoburger Wald kann nur auf denjenigen kleinen Teil des Osnings angewandt werden, welcher zwischen den beiden von der Lippe bei Neuhaus und Lippspringe, durch die Dören und unter dem Falkenberg her durch das Gebirge führenden Pässen eingeschlossen ist. Das läßt sich freilich leichter behaupten als beweisen, denn eigentlich ist die Benennung Teutoburger Wald nie als volkstümliche gang und gäbe gewesen; in Urkunden kommt sie nie vor, und wenn das Volk sie kennt, so ist sie ihm durch die Gebildeten und

in neuester Zeit durch die Schule vermittelt. Suchen doch andere den Teutoburger Wald ganz außerhalb des Osnings, wie wir später sehen werden.

In Beziehung auf den Namen Osning ist noch zu erwähnen, daß derselbe oft Osnegge geschrieben wird; Egge, Kante ist ein altes niederdeutsches Wort für Gebirgszug, die Fortsetzung des Gebirgszuges von Warburg bis Detmold ist die Egge der Osen oder Asen.

Den Namen Osning erklärt nämlich J. Grimm in seiner Mythologie als heiliger Wald, Osning betrachtet er gleich Ausning und Aus, sächsisch Os, bedeutet Gott — womit denn wieder die Asen zusammenhangen mögen. Ein Geschichtsforscher des Paderborner Landes, Giefers, behauptet, daß in dem Teile des Osnings, welcher zwischen Driburg und Willebadessen liegt, sich das alte Nationalheiligtum sächsischer Stämme, das templum Tanfanae befand, welches Germanicus bei seinem Zuge ins Land der Marsen im Jahre 14 v. Chr. so gründlich verwüstete. Er hat sodann nachzuweisen versucht, daß das templum Tanfanae nur ein heiliger Wald war, den Germanicus nicht wohl anders als mit Feuer zu zerstören suchen konnte. Indes ist an dieser Meinung kaum festzuhalten, wohl eher ist die oder das rätselhafte Tanfana des Tacitus südlich von der Lippe in das Ardey zu legen.

Nach den Römern brachen die Franken in diese Gegend ein. Von Marsberg her der Weser zuziehend, kam 772 Karl in diese Gegend und fand hier die Irmensäule — höchst wahrscheinlich nichts anderes, als ein aus der Zerstörung des heiligen Hains durch die Römer übrig gebliebener Baumstamm — vielleicht eine alte heilige Eiche, deren Äste von den Römern durch Feuer zerstört waren. Die Sachsen, sagt Rudolf von Fulda, der einzige Chronist, der uns die Irmensäule genauer beschreibt und der ungefähr 80 Jahre nach ihrer Zerstörung schrieb, die Sachsen verehren Quellen und belaubte Bäume . . . . truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant; patria eum Irmensul appellantes quod latine dicitur universalis columna quasi sustinens omnia. Ein sub divo, unter freiem Himmel stehender truncus ist wohl ohne Widerrede ein Baumstamm, der seiner Äste beraubt ist.

Irmensul als alles tragende Säule mit Rudolf von Fulda zu deuten, trägt auch J. Grimm kein Bedenken. „Irmangott“, sagt er, „ist der höchste Gott, der Gott aller, Irminmann erhöhter Ausdruck für Mensch und Irminsul die große, hohe, göttlich verehrte Säule. Daß sie einem einzelnen Gotte geweiht war, liegt nicht in dem Ausdrucke selbst.“

Doch ist J. Grimm geneigt, den Kultus eines Gottes oder eines Wesens halbgöttlicher Natur für die Irmensul in Anspruch zu nehmen. Spuren dieses Kultus

klingen ihm aus der im Osnabrückschen noch vorkommenden Redensart: he ment, use Herrgott heet Hiām, so viel als er lasse mit sich spaßen, oder: use Herrgott heet nich Hiām, he heet leve Heer un weet wal totegriepen, entgegen. Darin soll leise Sehnsucht nach der milden Herrschaft des alten heidnischen Gottes im Gegensatze zu dem strenge richtenden und strafenden christlichen Gotte unverhalten sich ausdrücken. In einigen Gegenden Hessens und Westfalens lebt unter dem Volke der Reim:

Hermen sla dermen,
Sla Pipen sla Trummen,
De Kaiser will kummen
Met Hamer und Tangen,
Will Hermen uphangen.

„Nicht unmöglich“, sagt Grimm, „daß sich in diesen, durch die lange Tradition der Jahrhunderte gegangenen und wahrscheinlich entstellten Worten Überreste eines Liedes erhalten haben, das zu der Zeit erscholl, als Karl die Irmensäule zerstörte. Auf den noch älteren Arminius und die Römer lassen sie sich viel weniger deuten.“

Je weniger Bestimmtes wir über die Irmensäule wissen, desto mehr hat die Einbildungskraft alter Geschichtsschreiber von ihr zu berichten gewußt, wie wir oben bei Marsberg (S. 64) sahen. Hier möge nur der kleine Roman Raum finden, den der Geschichtsschreiber von Paderborn, Bessen, von ihr mitteilt.

„Clodoald, Gouverneur einer großen Provinz in Dänemark, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin noch drei Kinder im Leben, nämlich zwei Söhne, Clodoald und Hyacinth, und eine Tochter Hildegardis. Letztere wurde ihm in ihrem siebenten Jahre geraubt, nach Sachsen gebracht und zur Priesterin bei der Irmensäule bestimmt. Der älteste Sohn Clodoald wurde von Seeräubern entführt, kam an einen Schäfer in Afrika, mit dessen Sohne Faustinus er in der Folge unter dem Namen Ischyrion auf Abenteuer ausging. Der unglückliche Vater Clodoald reisete mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth überall umher, um seine verlorenen Kinder wieder aufzusuchen; besuchte auch endlich seine Verwandten in der Gegend von Eresburg. Daselbst verfolgte er einst in der Hitze der Jagd einen Eber bis in den schaudervollen Wald, worin der Götze Irmin durch Menschenopfer versöhnt wurde. Kaum hatte er den Eber erlegt, da verkündigte eine fürchterliche Stimme den Zorn des Gottes und tausend Plagen, wofern man ihm keine Genugthuung leiste. Clodoald ward auf der Stelle blind, Kräuter und Gras vertrockneten unter seinen Füßen; doch schenkte man ihm das Leben, wenn er das zum Opfer brächte, was ihm zuerst aus seinem

Hause begegnen würde. Das Schicksal traf den Hyacinth. Dieser unterhandelte mit den Priestern um seine Freilassung, wird aber gleich ergriffen und zum künftigen Opfer bestimmt. Auf das Gerücht entschließen sich zwei fremde Ritter, die sich gerade in der Gegend befanden, etwas für die Rettung desselben zu wagen. Beide — es waren Ischyrion und Faustinus — schlichen sich des Abends in den schaudervollen Wald; sahen am folgenden Morgen den Zug, in welchem der unglückliche Hyacinth, mit Blumen bekränzt, zum Opferplatze geführt wurde, und stürzten sich mit ihren Waffen zwischen die zahlreiche Begleitung. Die Priester drängen sich um den Hyacinth, die Ritter fürchten, er möchte von denselben erdrückt werden, und erbieten sich, für seine Befreiung mit den Tieren des Waldes zu kämpfen. Die Bedingung wird angenommen, und die Löwen und Bären, welche den Götzen bewachen und die Schlachtopfer verzehren mußten, fallen durch die Hände der Ritter. Nun schreiet man über neue Beleidigung des Gottes, und drohet mit allerlei Plagen. Hyacinth und die beiden Ritter werden in dunkle Höhlen geworfen und sollen nächstens geopfert werden. Hildegardis, jetzt Oberpriesterin, hat Mitleid mit den Schlachtopfern, will selbe retten, wird aber entdeckt und selbst zum Schlachtopfer bestimmt. Die vier Unglücklichen sehen noch im Kerker ihrem traurigen Ende entgegen, als Karl mit seinem Heere erscheint und die Eresburg erobert. Clodoald klagt ihm sein Schicksal, läßt sich in der Religion unterrichten und wird bei der Taufe wieder sehend. Nach der Öffnung der Gefängnisse empfängt er den Hyacinth zurück und erkennt auch seine beiden andern Kinder, Clodoald und Hildegardis, die insgesamt die christliche Religion annehmen."

Bessen beruft sich auf einen vaterländischen Geschichtsschreiber aus dem Jesuitenorden als Gewährsmann dieser Erzählung. Doch trägt sie unverkennbar das Gepräge des Ritterromans aus den Zeiten der Marquise d'Urfé oder des Amadis von Gallien, und die Erfindung ist nicht glücklicher, als die der Geschichte von der schönen und leidenschaftlichen Druidenpriesterin der Irmensäule, welche Bellinis unsterbliches Meisterwerk Norma verherrlicht.

Als Karl der Große von Eresburg her gegen die Weser vorrückte und auf dem Marsche die Irmensäule zerstörte, lagerte er sich auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen, auf welcher noch heute die Spuren dieses Lagers, große Wälle, wahrzunehmen sind. Man nennt die Stelle die Karlsschanze. Bei der Zerstörung der Irmensul, erzählt nun Einhard, verweilte Karl drei Tage an diesem Orte, und dabei ereignete es sich, daß wegen fortwährender Dürre und weil alle Bäche und Quellen ausgetrocknet waren, man kein Wasser zum Trinken mehr finden konnte. Auf daß jedoch das Heer nicht länger durfte, machte, so will die Sage, der liebe

Gott, daß eines Tages, als nach der Sitte alle ruhten, an einem dem Heerlager nahen Berge eine solche Wassermasse ausbrach und sich in ein trockenes Flußbett ausströmte, daß das ganze Heer genug hatte.

Es liegt nahe, diese wunderbare Quelle noch heute in dem sogenannten Bullerborn zu suchen, der bei Altenbeken liegt und der noch im 16. Jahrhundert die auffallende Erscheinung darbot, daß er zu Zeiten strömte und dann wieder versiegte: er warf stundenlang eine große Wassermasse mit bedeutendem Getöse und Rauschen aus und lag dann stundenlang wieder trocken. Den Ausbrüchen ging angeblich ein geheimnisvolles Rauschen in den Wipfeln der Bäume, welche die Quelle umstanden, vorher. Bei trockenem Wetter arbeitete die Quelle in größeren, bei nassem in kleineren Pausen. Vom Dezember 1630 bis zum Jahre 1638 war der Bullerborn ganz versiegt. Seitdem aber fließt er ohne Unterbrechung und Geräusch, wie jede andere ordnungliebende Quelle; die eigentliche alte Quelle hat sich in mehrere Aufsprudelungen geteilt; man sieht nur noch Überbleibsel von einer Reihe Stufen und alte Bäume, welche den ursprünglichen Born einst umgaben. Das Wasser fließt in die Sage, beide heißen dann die Beke und verlieren sich bei Neuenbeken im Sande.

Der Bullerborn ist freilich drei Stunden von der Karlsschanze entfernt; bis so weit mochten aber immerhin die fränkischen Vorposten vorgeschoben sein, die Zufuhr holenden herumschweifen.

Die erste Haltestelle nach Warburg ist Bonenburg. Wir verlassen hier die Bahn, um einen Blick auf das berühmte Hardehausen zu werfen, eine der berühmtesten Klosterstiftungen im Lande — von Bonenburg kaum eine halbe Stunde entfernt, und dicht an der alten Paderborn-Casseler Steinstraße liegend, die einst so belebt war und jetzt so verödet ist, wie Kloster Hardehausen selber. Es war eine Cistercienser-Abtei, gestiftet 1140 von Bischof Bernard I. von Paderborn, der in diesem Jahre zuerst Mönche aus dem Cistercienser-Kloster Altenkamp bei Rheinberg dorthin zog. Die eigentliche Stiftungsurkunde ist vom 5. Mai 1155. Im Laufe der Jahrhunderte wurde Hardehausen reich und mächtig wie kaum irgend ein Konvent im Lande, und Kloster und Kirche schmückten sich mit vielen und schönen Kunstwerken. Das ist jetzt alles zerstört. Am 8. Februar 1803, als Peter von Gruben, der 52. Abt, kaum ein halbes Jahr die Mitra getragen, wurde das Kloster aufgehoben und zur Domäne gemacht. Damit begann die Plünderung. Ein Pachter, Wahnschaffe, nahm Besitz von der Abtei, und wie es in jenen Tagen nun einmal feststand, daß alles Alte und Vererbte durchaus schlecht und unnütz sei, so wurde wahrhaft barbarisch gehaust. Marmorne Bildsäulen aus der Kirche wurden zu Pflastersteinen verklopft, ein Altargemälde zu einer Scheibe für Schützen gemacht.

Endlich wurde die ganze Kirche, welche, nach einigen dürftigen Resten zu schließen, eine reich ausgebildete Säulen-Basilika aus dem 12. Jahrhundert gewesen zu sein scheint, niedergebrochen und dem Erdboden gleich gemacht. Übrig ist nur noch eine merkwürdige kleine achteckige Kapelle, die aus zwei über einander liegenden Räumen besteht; zur oberen gelangt man auf einer außen angebrachten Freitreppe, wie bei der Schloßkapelle zu Warburg; der Stil gehört der Übergangszeit an.

In den zu der Domäne Hardehausen gehörenden Waldungen war noch vor kurzem ein ziemlich reicher Wildstand an Schwarzwild vorhanden, das jetzt noch in dem unfernen Forste von Marschallshagen nicht selten ist.

Der nächste Halteort ist Willebadessen — wieder ein altes Klosterstift, in hübscher Gegend an der jugendlichen Nethe liegend und einst den Benediktinerinnen gehörend. Es war 1149 gestiftet von dem großen Klosterstifter Bernard I. von Paderborn und seinem Bruder Lutold von Ösethe, und erhielt im Jahre 1317 vom Bischofe Theodorich II. die Erlaubnis, zu seinem Schutze das Städtlein Willebadessen neben seinen Mauern anzulegen. Im Jahre 1474 schloß es sich der Bursfelder Kongregation an und erneuerte damit die verfallene Zucht. Aufgehoben im Jahre 1810 von der westfälischen Regierung, wurde es an den Freiherrn von Spiegel-Borlinghausen verkauft. Später erwarb es der Hüttenbesitzer Ulrich, und von diesem kam es an dessen Schwiegersohn, den Freiherrn Joseph von Wrede, welcher es heute besitzt. Das Städtchen ist unbedeutend, es hat 1600 Einwohner.

Und dann eine Strecke weiter liegt rechts der Bahn wieder ein Kloster, diesmal ein adeliges freiweltliches Damenstift, Heerse, das Luthard, der dritte Bischof von Paderborn, mit seiner Schwester Walburgis in der Mitte des 9. Jahrhunderts (868) stiftete, das sich also fast eines so hohen Alters wie Corvey rühmen kann. König Heinrich I. bestätigte die Stiftung 935. Abtei und Kirche sind nicht so zerstört wie manche andern; die Kirche ist sehr beachtenswert. Ihre ältesten Teile, namentlich das niedere nördliche Seitenschiff sind auf einen Bau, den 1165 die Äbtissin Hogardis nach einem Brande aufführen ließ, gegründet. Sie beweisen, daß diese älteste Kirche eine flachgedeckte Säulen-Basilika war, welche später gotisch um- und übergebaut ist. Das Chor, unter dem eine geräumige Krypta liegt, ist um 15 Stufen gegen das Schiff erhöht. Im südlichen Querschiff befindet sich unten der Kapitelsaal, oben das Nonnenchor. Vier schöne Marmoraltäre aus der Roccoco-Zeit schmücken das Innere, sind aber grausam mit Ölfarbe überschmiert!

Einen Einblick in das Einzelne der Haushaltung eines solchen freiweltlichen Damenstifts gewähren uns die noch vorhandenen alten Kammer- und Rentei-Register von Neuenheerse. Wir sehen daraus, daß im Jahre 1561 zur Haushaltung der

„Ebbedei Herſſe,“ zu der „Küchen“ an Gelde erfordert wurde 12 Thaler 7 Schilling 2 Deut, hauptſächlich für Fiſche, Käſe, Salz und Zwiebeln — alles andere lieferten der eigene Beſitz, die Wirtſchaft, die Abgabenpflichtigen. Die Summe erſcheint aber nicht ſo gering, wenn man daneben als Preis für einen Pflug 6 Schillinge, als Lohn für die Köchin 2 Thaler angemerkt findet. Die ganze Geldeinnahme des Stifts betrug im Jahre 1561 nur 275 Thaler. — Kurz vor der Aufhebung im Jahre 1802 nahm das Stift an Früchten 5000 Berliner Scheffel und an Grundgeld und verpachteten Zehnten 2642 Thaler ein; die ganze Einnahme wurde auf 8366 Thaler, gering angeſchlagen, berechnet.

Neuenheerſe iſt nach der Aufhebung durch Kauf das Beſitztum des Rietberger Grafſchaftsbeſitzers Tenge zu Barthauſen geworden. Die Lage des Stifts zwiſchen Hügeln an den Quellen der Nethe iſt ſehr freundlich. Das Waſſergebiet dieſes Fluſſes bildete einſt den Nethegau, über den wir eine Beſchreibung von W. E. Gieſers (Zeitſchrift für vaterl. Geſch. Bd. V.) beſitzen. Auch er hat als Ergebnis ſeiner Studien gefunden, daß der älteſte Anbau dieſes Landes in Dörfern, nicht in Höfen ſtattgefunden, wie ſchon A. von Haxthauſen nachgewieſen, und daß von den urälteſten Ortſchaften des Nethegaus mehr als ein Dritteil im Laufe der Zeit verſchwunden iſt. Wahrſcheinlich waren dieſe alten Ortſchaften weniger bevölkert als die heutigen — doch dürfen wir immerhin ſchließen, daß unſere Gegenden in den früheſten Zeiten nicht viel weniger bevölkert waren, als heute. Das wenigſtens iſt mit ziemlicher Sicherheit zu berechnen, daß ſehr große Striche Deutſchlands erſt jetzt wieder im ganzen die Bevölkerung beſitzen, welche ſie vor dem dreißigjährigen Kriege hatten.

Bei Altenbeken zweigt ſich der Eiſenbahnſtrang ab, welcher durch den Rehberg-Tunnel zunächſt nach Driburg führt; doch iſt auch die Fußwanderung durch die ſchönen ſtillen Wälder lohnend. Man verläßt dann die Eiſenbahn ſchon in Buke, dem Dörflein auf einer ziemlich öden Hochebene, und erreicht auf der trefflichen Steinſtraße nach einer halben Stunde etwa den Punkt, wo ſich zuerſt eine weite Ausſicht auf das freundliche, von Waldbergen umkränzte Thal von Driburg öffnet, in deſſen Tiefe das Städtchen, und eine Strecke weit davon zur Rechten die Badegebäude liegen. Eine jäh abfallende Bergſeite hinunter wendet ſich dann der Steinweg in kunſtreich angelegten Schlangenlinien. Endlich erreicht man den Ort und das Poſtgebäude, aus deſſen zweitem Stock man hinter dem Hauſe in den hübſch angelegten Garten tritt, den die Geſellſchaften der Badegäſte beleben, und den man nur zu verlaſſen braucht, um ſich nach wenig Schritten in dem ſchönen, breiten, vierzeiligen Lindengange zu befinden, welcher zu dem Sierstorpffſchen Gute führt. Dies Gut iſt nämlich eins und dasſelbe mit den Badeanlagen; rechts und links zu beiden Seiten der Baumgänge

ziehen sich in zwei Reihen die großen freundlichen und umfangreichen Wohnhäuser, Badehäuser, Wandelhallen und Gebäude der Verwaltung hin; die Wohnung der gräflichen Familie schließt sich im selben Stile zuletzt der Reihe an; und nun öffnet sich die breite Straße, wenn man die beiden Gebäudereihen so nennen will, auf einen hübschen Park, der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.

Die Quelle sprudelt sehr reich, in einer neuen Fassung, hinter der „Wandelhalle" ihr eisenhaltiges Wasser aus — sie gewährt den stets häufiger aufgesuchten Heiltrank gegen die besondere Krankheit unserer Zeit; denn bekanntlich hat der Gott, „der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte", das Eisen ganz vorzugsweise spärlich in den Blutbestandteilen wachsen lassen, welche die Adern des gegenwärtigen Geschlechtes füllen, und hat sie nach Ernst Moritz Arndts Grundsatz mithin politisch nicht ganz verantwortlich gemacht für den heutigen Lauf der Dinge in der Welt.

Driburg verdankt seine Bedeutung den Badeanlagen und besonders dem im Jahre 1842 in einem Lebensalter von zweiundneunzig Jahren verstorbenen Grafen Caspar Heinrich von Sierstorpff, einem Manne von merkwürdiger geistiger Regsamkeit, der seiner Zeit in weiteren Kreisen durch sein Zerwürfnis mit Herzog Karl von Braunschweig bekannt wurde. Er war Oberjägermeister in braunschweigischen Diensten, wurde von dem Herzoge dieser Würde entsetzt und gewann siegreich einen beim Bundestage wider den gewaltthätigen Herrn anhängig gemachten Prozeß. Jenes Zerwürfnis hatte aber zur Folge, daß Sierstorpff Braunschweig verließ, wodurch auch seine, mit ausgezeichnetem Kunstsinne gesammelte Gemäldesammlung später nach Driburg kam. — Ein in dem herrschaftlichen Gebäude aufgestellter großer und höchst elegant gearbeiteter Tubus, den der gräfliche Herr mit eigenen Händen gemacht hat, zeugt von seinen Kenntnissen und von seinen mechanischen Fähigkeiten. Die Sierstorpff sind ein Geschlecht, welches sich mit einer merkwürdigen Thatkraft rasch vom untersten Bürgerstande heraufgearbeitet hat. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam ein Hamacher (Faßbinder), Meister Franz Franken, aus dem Dorfe Sierstorf in die heilige Stadt Köln, siedelte sich hier an und erwarb sich die Mittel, seinen ältesten Sohn studieren und geistlich werden zu lassen; dieser geistliche Herr brachte es bis zum bürgerlichen Domherrn, 1626, ließ seinen jüngeren Bruder die Rechte betreiben und verschaffte ihm die Hand der Tochter eines kölnischen Bürgermeisters. Damit waren dem jungen Doktor der Rechte die Thore zu allen Ehren geöffnet — der Hamacherssohn wurde Syndikus der freien Reichsstadt und nahm den Namen Franken-Sierstorpff an. Sein ältester Sohn wurde mit der Würde eines Stadtgrafen von Köln bekleidet und in den Adelsstand erhoben (1700). Von des Stadtgrafen Söhnen



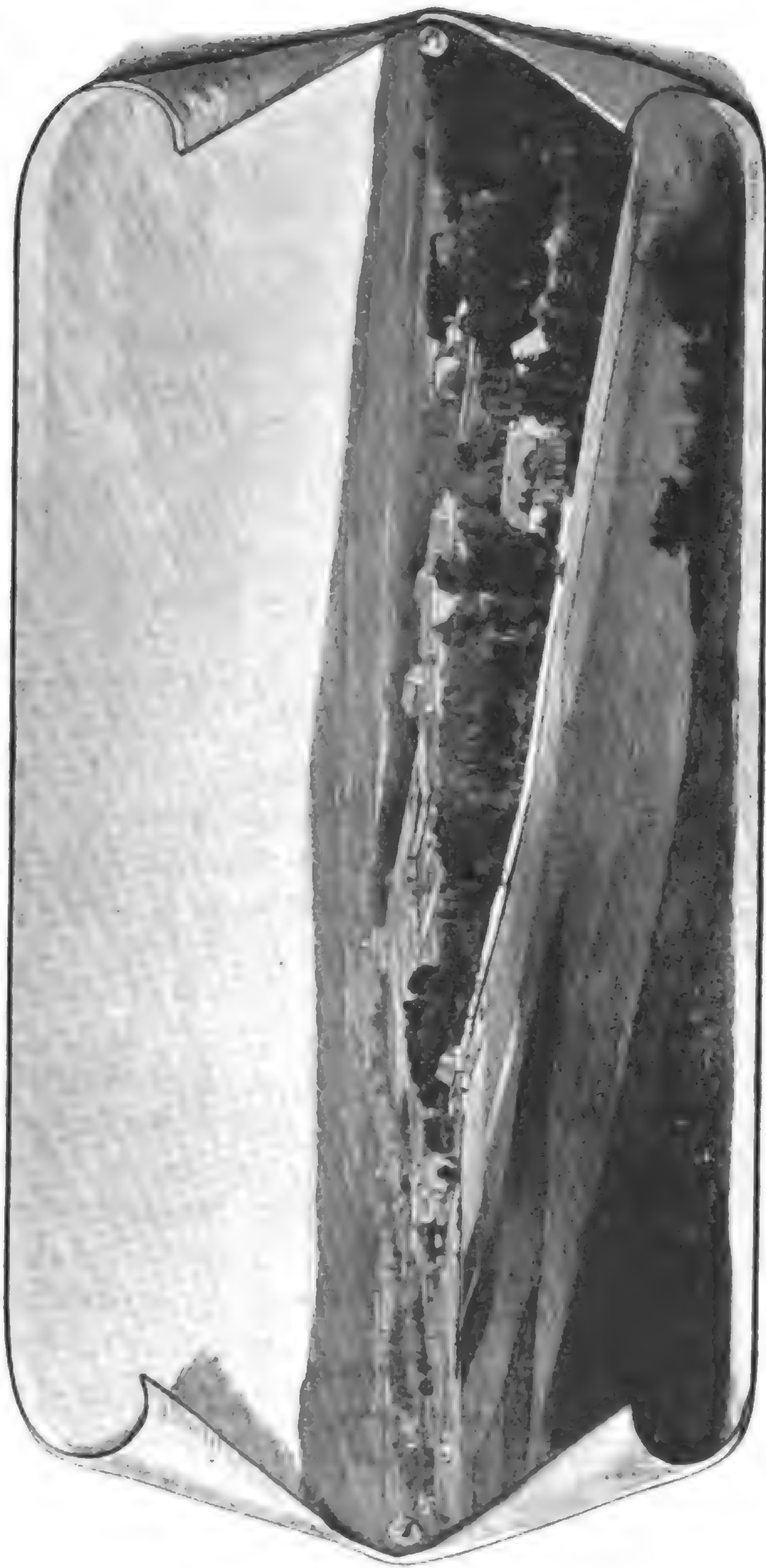
ziehen sich in zwei Reihen die großen freundlichen und umfangreichen Wohnhäuser, Badehäuser, Wandelhallen und Gebäude der Verwaltung hin; die Wohnung der gräflichen Familie schließt sich im selben Stile zuletzt der Reihe an; und um



CORVEY und HOEXTER.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

wurde der älteste in den Reichsfreiherrnstand erhoben; ein zweiter wurde Bischof in den Niederlanden, ein anderer Kanzler zu Hildesheim, und dessen Enkel, unser braunschweigischer Oberjägermeister, mit dem Grafenstande begnadigt. So sehen wir beinahe ein jedes Geschlecht um eine Staffel höher sich erheben. Jener Bischof in den Niederlanden war ein Sammler von Gemälden, und da aus seiner Erbschaft ein höchst merk-



Driburg.

würdiges und meisterhaftes Werk der Kunst nebst mehreren anderen Stücken sich auf den braunschweigischen Großneffen vererbte, so wurde in diesem ebenfalls der Sammeleifer entzündet und er wurde Schöpfer der kleinen, jedoch ausgezeichneten Sammlung, welche, nur 200 Nummern, aber darunter viele wahre Perlen der Kunst umfassend, die Hauptmerkwürdigkeit von Driburg ist. Kenner, welche die vier Gemächer im obern Stock des Sierstorpffschen Hauses durchschreiten, werden gewiß in hohem Grade überrascht sein über die ungeahnte Welt von Schönheit, die, von Künstlerhänden offenbart, sie hier in einem stillen westfälischen Bergthale umgiebt. Wenn auch der Christuskopf Leonardo da Vincis, der, wenn echt, jedenfalls stark übermalt ist, wenn auch die kleine Madonna Rafaels aus seiner früheren Schaffenszeit sie nicht fesselt — sie werden sich desto mehr angezogen fühlen von dem großen Erbstück des bischöflichen Oheims, einem Geschenk der Stadt Antwerpen an diesen, und einem Werke, über welches sich ein ganzes Buch schreiben ließe. Es ist eine Tafel, 5 Fuß 4 Zoll hoch und nicht weniger als 7 Fuß 5 Zoll breit; der Meister ist Franz Franck, der diese humana comedia, wie man das Ganze nennen könnte, im Jahre 1635 schuf. Franz Franck gehörte einer berühmten Malerfamilie an, erhielt seine erste Ausbildung von seinem Vater, dem älteren Franck, in den Niederlanden, und brachte dann mehrere Jahre in Venedig zu, wo er unter dem Einfluß der großen Meister, deren Werke ihn hier umgaben, eine richtigere Zeichnung, mannigfaltigeren Gesichtsausdruck und eine glänzendere Farbengabe sich aneignete, als man sie bei vielen Niederländern seiner Zeit findet.

Der Gegenstand, welchen unser merkwürdiges Bild mit einem ganz unnachahmlichen Geschick, einer hohen Schönheit der Gestalten und einem seltenen Reichtum der Einbildungskraft darstellt, ist offenbar die bildliche Darstellung eines erhabenen Gedankens, deren erschöpfende Deutung jedoch große Schwierigkeiten bietet. Die ganze Darstellung zerfällt in zwei Abteilungen, eine obere und eine untere. Wir sehen im Mittelgrunde der oberen einen, wie es den Anschein hat, von den Freuden des Daseins ein wenig erschöpften jungen Mann, den alles umgiebt, was die Erde einem Sterblichen an Genüssen bieten kann: der Saft der Trauben, Blumen, schöne Gestalten — darunter eine, die sich von einem Lager erhebt, von einer unnachahmlichen Anmut ist; aber die Göttin der Wahrheit ist ihm genaht und scheint ihm eine Offenbarung zu machen, für welche er in einem Zustande von bedeutender Sättigung nicht recht mehr empfänglich sein mag — die nämlich, daß am Ende dies ganze heitere lustige Erdenleben unter dem waltenden Einflusse des Zeitgottes sich zu einem großen Triumphzuge in den offenen Rachen der Hölle hinein gestaltet, einem Triumphzuge, den wir auf dem unteren Teile des Bildes gewahren. Neben dem jungen Manne stehen aber noch andere Gestalten, die Tugenden der Weisheit, Religion,

Hoffnung, Liebe, dann dicht ihm zur Seite Herkules, wie um ihm die männliche Stärke zum Kampfe mit sich selbst zu bringen. Ganz ohne Zweifel horcht er mit voller Hingebung ihren Lehren und ist voll edler Entschlossenheit, seine Jugend nicht mehr zu vergeuden; er will sich einem würdigen und edlen Ehrgeize hingeben und nur noch leben für die Ziele des Ruhms. Aber die Wahrheit kann ihm jetzt leider eine zweite Bemerkung nicht vorenthalten. Sie zeigt ihm, was es auf sich hat mit der Welt des Ehrgeizes, die der ersten Hauptgruppe gegenüber, zur linken Seite, uns in einer zweiten Gruppe in zahlreichen Gestalten vor Augen gestellt ist. Der sich ermannende Jüngling gewahrt, daß diese von der Göttin Juno angeführte Schar von Helden, Priestern, Richtern und vornehmen Herren mit ihren Reichtümern, Ehrenkleinodien und Orden gerade so dicht über des Teufels Rachen schwebt, wie er, unser Jüngling, selbst mit seinen gutmütigen Freundinnen und lustigen Gesellen; wie diese der Gott der Zeit, so führt jene die Gestalt des Todes aus ihren heiteren Höhen, musizierende Teufel und hübsche Teufelinnen und schäkernde Geistergestalten voran, in unbekümmerter Heiterkeit und stolzer Pracht in die Hölle hinein.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Der ermahnte Jüngling, so aufgeklärt über das gemeinsame endliche Ziel des gesamten Erdentreibens, wird nun wahrscheinlich vorziehen, seinen bisherigen löblichen Bestrebungen treu zu bleiben, lieber, als sich den ehrgeizigen Anstrengungen der Herren da drüben hinzugeben, mit denen er seiner Zeit früh genug ein Stockwerk tiefer unten das Vergnügen haben wird zusammenzutreffen. Vielleicht aber auch wirft er sich der Religion in die Arme, welche der Meister in der Höhe durch einige wolkengetragene Engel mit Musikinstrumenten, Blumenkränzen und Kronen darstellt, aber offenbar, als im menschlichen Leben nur schwach vertreten, bloß leise andeutet.

Mit einer ganz außerordentlichen Fülle von Einbildungskraft ist der untere Teil des Bildes gemalt, der Eingang zur Hölle, der Teufel, der triumphierend auf einem Drachen aus ihrem offenen Schlunde hervorreitet, die Gestalten der bösen Geister und Scheusale, die hier in allen Felsenklüften nisten, — mit einer Einbildungskraft, welche der eines Höllenbreughel nichts nachgiebt, aber einen unendlichen Vorzug vor ihr hat — sie bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Schönen, des durch die Kunst Darstellbaren und des edlen Maßes. Von ganz besonderer Schönheit auch sind die Tänzerinnen mit Blumenkränzen in den Händen, die den kleinen geblendeten Liebesgott auf einem Fußgestelle auf ihren Schultern tragen, die Götzendiener mit Rauchfäßchen und Narrenkappen, die auf ähnliche Weise ein buntgeschmücktes Götzenbild tragen, und was sonst noch da unten die Spitzen des großen lustigen Zuges bildet,

worin alles irdische Treiben und Streben endlich ganz gemütlich zum Teufel geht und in die Hölle einrückt.

Man sieht, der Künstler ist ein Philosoph gewesen, der in allen Dingen das Schlechte sieht; er erblickt den Menschen zweien Dingen hingegeben: entweder der Jagd nach Vergnügen, oder den Bestrebungen des Ehrgeizes und der Habsucht . . . und bei beiden Beschäftigungen führen ihn Zeit und Tod gemächlich bergab und auf dem bequemen breiten Wege dem Verderben zu. Das, was als höheres sittliches Gesetz, was als Religion dies Leben emporheben könnte, damit ist es überaus schwach bestellt; der Meister, der die paar musizierenden Engel da in der Höhe über sein Bild des menschlichen Lebens malte, hat offenbar von Religion nicht viel im irdischen Treiben entdeckt!

In neuester Zeit sind viele von diesen Kunstwerken auf einer öffentlichen Versteigerung zu Berlin in andere Hände übergegangen, doch scheinen davon die meisten Bilder in Deutschland geblieben zu sein, da zu dem Verkaufe viele Vertreter deutscher, öffentlicher sowie besonderer, Sammlungen herbeikamen. —

An seiner westlichen Seite wird das Thal von Driburg von einem ziemlich steil aufsteigenden bewaldeten Berge, dem „Haushahn" oder Schloßberge beherrscht, welcher auf seinem Gipfel die Ruinen einer alten Burg, der Iburg*, trägt. Der Sage nach war einst das ganze Land um den Osning oder Teutoburger Wald Besitztum eines sächsischen Adalings; er hatte drei Burgen, die er seinen drei Töchtern, Iva oder Ida, Ravena und Teckla hinterließ, und die danach Iburg, Ravensburg und Tecklenburg genannt wurden. So erklärt man die Namen der späteren Burgen; jedoch hat man bei dieser Sage wohl an die Iburg zu denken, welche im Osning bei Osnabrück sich erhebt und von uns später noch besucht werden muß.

Ein sächsisches Kastell scheint die Iburg allerdings gewesen zu sein, das Karl der Große einnahm, neu befestigte und dem von ihm errichteten Bistum Paderborn übergab.

Im 12. Jahrhundert, vor 1136, wurde die Iburg zum Kloster für Nonnen des Benediktiner-Ordens eingerichtet. Bischof Bernard von Paderborn war der, welcher die Sache betrieb, Schwester Beatrix, die Äbtissin von Heerse, gab aus ihrem älteren himmlischen Palmgarten die Ableger für die neue Pflanzung her, und Ländereien um die Iburg herum wurden durch Kauf oder Schenkung erworben; Heinrich der Schultheiß von Paderborn wandte ein Lehngut in Erpinctorp daran; gerührt über so viel Freigebigkeit schenken die armen Nönnchen — nos pauperes Christi in Iburg commorantes — der Frau Schultheißin Ascela einen ganzen

* Vergl. Giefers, zur Geschichte der Burg Iburg und der Stadt Driburg. Paderborn 1860.

Korb voll Schmucksachen, welche sie beim Eintritt ins Kloster haben als weltlichen Tand von sich abthun müssen, während Frau Ascela diese Dinge von ihrem Standpunkte aus zu schätzen gewußt haben wird. Es sind goldene Ohrgehänge, mit Perlen und Edelsteinen besetzt, zwei goldene mit Edelsteinen besetzte Halsbänder, aus kleinen goldenen Kettchen künstlich zusammengesetzt, zehn Armbänder vom feinsten Golde, alles zusammen auf 20 „Talente“ geschätzt; dazu noch ein und ein viertel Pfund Silber.

Aber nur zwanzig Jahre hielten es die Schwestern auf der Iburg aus; die Weltabgeschiedenheit und Waldeinsamkeit des Ortes klagten sie unablässig ihrem geistlichen Vater, dem Bischof Bernard, bis dann schon vor 1136 in ihrer Not ihnen Hülfe ward von einem frommen Manne, Heinrich von Gerdenen, der seinen Hof Gehrden dem Herrn schenkte und den Nonnen der Iburg ein Kloster darauf baute. Heinrich war ohne Kinder, seine Schwester Meregard, deren Töchter Landegard und Helmburg nahmen selbst den Schleier; die Söhne der Schwester, Werno, Gottfried und Basilius, Geistliche zu Gehrden, stimmten der Schenkung zu.

Der dem Kloster von Heinrich geschenkte Besitz nahm nun sehr rasch zu. Viele Töchter aus den benachbarten Adelsgeschlechtern nahmen in Gehrden den Schleier, die Gaben mehrten sich fortwährend; Handwerker, Hörige, Wirte siedelten sich neben dem Kloster an, und Bischof Theodorich erlaubte 1319 demselben, zur größeren Sicherheit eine mauerumschlossene Stadt anzulegen, wie er es 1317 Willebadessen verstattet. Der Propst, die Domina und der Konvent von Gehrden setzten nun die Verfassung der neu zu schaffenden Stadt auf und indem sie Rechte und Pflichten der Herrschaft und der Unterthanen abwogen, trieben sie die christliche Selbstverleugnung nicht weiter, als es mit dem Gebote der Selbsterhaltung verträglich ist: für des Propstes leiblichen Unterhalt mußte jede Hausstätte auf Ostern z. B. nicht weniger als 80 Eier liefern. Abgabe von Bier und Branntwein, Haus- und Hofzins, Weinkäufe, Heuer, Vorheuer, Hühner, Einzugsgelder, Fleischzehnten kamen nach und nach zusammen, um die Bürger von Gehrden mit ihrer klösterlichen Herrschaft ein wenig mißvergnügt zu machen; deshalb, als sie nach dem Brande von 1685 ein neues Rathaus aufgebaut, und nun die Äbtissin ihr Wappen an dasselbe hängen ließ, rissen die Bürger dies herunter, zerschlugen es und erklärten laut, daß sie nicht mehr unter der Weiber- und Nonnenherrschaft stehen wollten, erklärten dies auch dem Fürstbischofe rund heraus und erlangten dessen Einwilligung, das fürstliche Wappen an ihr Rathaus zu hängen, was am 20. Februar 1686 mit großem Jubel ausgeführt wurde . . . ein echt deutscher kleiner Aufruhr, bei der die Erhöhung des fürstlichen Wappens nicht allein das Endergebnis (das ist öfter erlebt worden), sondern das Ziel der Empörung ist!

Gehrden wurde 1810 aufgehoben und an den Grafen Bocholtz, von diesem an denselben Oberjägermeister Grafen Sierstorpff verkauft, von dem wir oben geredet haben; es bildet jetzt das Hauptgut der Familie. Das Kloster ist in einen freundlichen Landsitz umgeschaffen. Die alte, aus dem 12. Jahrhundert stammende romanische Kirche ist ein einfaches, aus Tuffsteinquadern ausgeführtes Bauwerk. — Von den dort einst hausenden Nonnen scheint eine, deren Bild in den ehemaligen Klostergebäuden gezeigt wird, sich immer noch nicht zur Ruhe geben und in die Thatsache der Verweltlichung schicken zu können — sie geht um, und es wandelt sie von Zeit zu Zeit die Lust an, den Lebenden Besuche zu machen, ohne sich dabei anmelden zu lassen, was nicht dazu beiträgt, einen solchen Beweis von Höflichkeit seitens einer toten Nonne angenehmer zu machen. So saß einst der verstorbene Oberjägermeister zu Gehrden in seinem Arbeitszimmer am Schreibtische, als die tote Dame geräuschlos bei ihm eintrat und sich still, wie um den würdigen Herrn nicht in der Arbeit zu stören, seitwärts auf das Kanapee setzte. Der Graf faßte sich und nahm den Anschein an, als ob er ruhig weiter schreibe; als er dann sich umsah, begegnete sie starr und zornig seinem Blicke, erhob sich jedoch wieder und verließ so geräuschlos, wie sie gekommen, das Gemach.

Nachdem die Nonnen nach Gehrden abgezogen, wurde die verlassene Iburg, auf der noch die Kirche erhalten war, im Jahre 1189 vom Bischofe Bernard II. wieder zur Burg eingerichtet. Als Burgmänner finden wir darauf die von Brakel. Dies Rittergeschlecht, von welchem einige Glieder sich „von Driburg" schrieben, saß vielleicht auf einem zur Iburg gehörenden Burglehen oder einem eigenen Edelsitz am Fuße des Berges, und um seinen Sitz bildete sich das Städtchen „To der Iburg." Es ist übrigens auch möglich, ja wahrscheinlich, daß die von Driburg ein von denen von Brakel unabhängiges Geschlecht gewesen; sie hatten einen bedeutenden Lehnhof. Heinrich von Driburg, 1179, wird zuerst genannt. Der letzte des Geschlechts war Johann, der 1437 zu Paderborn als Domherr starb und seine Güter teils dem Bischofe von Paderborn, teils der Stadt Driburg vermachte. Er liegt in der Vorhalle des Doms zu Paderborn begraben. Wilhelm von Driburg, der Stiftsherr, den um 1420 ein Mönch vergiftete, weil er für die Verbesserung der Klöster thätig war, scheint dem Geschlechte nicht angehört zu haben.

Die Iburg wurde von den Bischöfen von Paderborn vielfach versetzt, was ihren Verfall befördern mußte, und jetzt sind fast die letzten Trümmer verschwunden. Doch hat man in neuester Zeit Verdienstliches um die Verschönerung des Platzes gethan. — Die Stadt Driburg, eine ehemalige Vogtei des Oberamts Dringenberg, jetzt zum Kreise Höxter gehörend, hat etwa 2500 Einwohner.

Ein besondere poetische Verklärung ist der Iburg im schönen Sang von Dreizehnlinden zu Teil geworden. Hierher setzt der Dichter — dem Forscher Giefers folgend — die Irmensul, hierläßt er die heidnischen Sachsen sich am Opfersteine versammeln.

Rings der Wälder tiefes Schweigen!
Aus des Thales Nebelhülle
Hob die Iburg ihren Scheitel
In die sternenklare Stille;

Alter Hain, aus dessen Wipfeln
Sonst die Irminsäule ragte,
Die zum Schmerz und Schreck der Sachsen
König Karl zu brennen wagte;

Götterstätte, jetzt umwuchert
Von Gestrüpp und wilden Ranken,
Und als Wohnort dunkler Mächte
Scheu gemieden von den Franken. —

Lieblich war die Nacht, die kurze,
Vor dem Tag der Sonnenwende;
Auf der Iburg stumpfem Kegel
Flackerten die Opferbrände;

Auf der Iburg stumpfem Kegel
Hatten sich zum Balderfeste
Fromm geschart die Heidenleute,
Gaugenossen, fremde Gäste.

Von Driburg suchen wir das Städtchen Brakel und das freundliche Thal der Nethe auf, die wir bei Neuenheerse vom Kamme des Eggegebirges sich herabschlängeln sahen der Weser zu, in welche sie oberhalb Höxter bei Godelheim mündet.

Der Weg läßt zur Linken tief im Waldesdunkel verborgen ein Örtchen, die Emde genannt: gleichen Namens mit einem Teile des gräflich Bocholtz-Asseburgschen Forstes, an dessen nördlichem Abhange ein kleiner Bach ein schmales, rings von Wald umschlossenes Thal bildet. Hier war bis vor kurzer Zeit eine Glashütte, wo man in der Art der sogenannten Kurfürstenpokale altertümliche Gläser mit Bildern in Schmelzarbeit herzustellen verstand. Wohl hatte sich aus alter Zeit die rohe Art der Gestaltung dort erhalten, nicht so die alte Kunst.

Aus dem Walde hervorgetreten, erblickt man bald in einem, von leicht und allmählich ansteigenden Höhen umgebenen Thale vor sich die Stadt Brakel: links in stolzer Ruhe das weithin leuchtende schöne Schloß Hinnenburg, mit seinem Turme aus waldiger Bergkuppe ragend wie Alarcos Zinnen. Die Hinnenburg — man denkt bei ihrem Anblicke an Neuhof, das Schloß des Freiherrn von Wittekind in Gutzkows „Zauberer", dessen Landschaftsbilder ja diesen Berggegenden entlehnt sind — ist ein Sitz des alten, edlen Geschlechts derer von der Asseburg.

Ohne uns auf Wortbildungen oder andere Untersuchungen einzulassen, in wiefern das im 3. Kap. von Tacitus' Germania vorkommende Asciburgium, das bei Ptolemäus 2, 11, 7 genannte *ὄρος ἀσκιβούργιον*, oder endlich die vom Geographen Strabo erwähnte Völkerschaft, die *ἀσπουργιανοί*, in Zusammenhang mit dem



Die Hinnenburg.

fraglichen Namen stehen, mag hier nur eine Stelle finden, daß ein durch seine gelehrten Forschungen berühmter Gießener Professor, Knobel, in seinen ethnographischen Untersuchungen über die Völkertafel der Genesis (Gießen 1850, S. 41) die Erhaltung des hebräischen Namens Askenas in dem Geschlechte derer von Asseburg, einem der ältesten in Deutschland, wiederfindet.

Die Asseburg, deren älteste Geschichte in den letzten Jahren durch die Herausgabe des „Asseburger Urkundenbuches“ jetzt ziemlich klargestellt ist, waren desselben Geschlechts mit denen von Wolfenbüttel, dagegen ist die in die meisten Stammtafel-Werke des vorigen Jahrhunderts übergegangene Annahme, als sei Gebhard von Hagen, der ums Jahr 1090 lebte, der erste, so sich von der Asseburg genannt, und somit gewissermaßen Stammvater des Geschlechtes, ein Irrtum. Es ist vielmehr gewiß, daß eine von Otto dem Erlauchten, Herzoge zu Sachsen, dem Vater König Heinrich des Finklers, ums Jahr 904, oder von Heinrich I. selbst auf der Asse, einem südlich der Stadt Wolfenbüttel im Braunschweigischen gelegenen, waldigen Bergrücken erbaute Veste als der älteste Sitz des Geschlechtes zu betrachten ist. Wahrscheinlich ist diese Asse-Burg in den Kriegen der Sachsen mit Kaiser Heinrich IV. zerstört worden; Günzelin von Wolfenbüttel, des kaiserlichen Hofes Truchseß, scheint dieselbe wieder aufgebaut zu haben, denn er wird in einem auf die Klage der lehnsherrlichen Abtei Gandersheim, wegen unbefugten Baues, erfolgten Breve, das Papst Honorius III. im Jahre 1220 gegen ihn erließ, als Miterbauer des Schlosses Asseburg genannt.



anschließt. Eigentümlich ist das Dach mit der in der Mitte von vier erkerartigen Vorsprüngen sich erhebenden Spitze. Über das Alter derselben ist nichts Näheres bekannt, doch mag sie nach Vergleichungen zu den ältesten Kapellen auf roter Erde gehören. Zur Rechten schreitet man über den hier zum Teil abschüssig hängenden Vorhof, unter einem Einfahrtsthore her, an dem noch die Zeichen des feudalen Fallgatters bemerkbar, in einen Binnenhof, dreiseitig hoch vom Schloß umgeben. Gegenüber dem Bau, der die beiden gleichlaufenden, aber nicht gleich langen Flügel verbindet und in welchem sich der genannte bogenartige Thorweg befindet, gestattet ein gußeisernes Gitter mit gleichem Thor in der Mitte einen freundlichen Blick über eine hochliegende, von Kastaniengruppen und Ahorn umgebene Wiesenfläche, die sich im Waldesdunkel verliert.

Trotz ihres Alters trägt die Hinnenburg, teilweise genommen, das Gepräge des 17. Jahrhunderts; denn, obschon an einem, den Turm umschließenden Teile, vor allem in den Fenster- und Thür-Profilierungen die Kennzeichen des Überganges von der Gotik zur Renaissance nicht zu verkennen sind, so hat doch der am südlichen Flügel im 18. Jahrhundert (magnis sumptibus, wie eine in Stein gehauene Inschrift besagt) verlängernde Anbau das eigentümliche festungsartige Äußere der Burg so ziemlich genommen. Zwei dort aufbewahrte Bilder zeigen, zur Kennzeichnung des damaligen Geschmackes, das eine, Hinnenburg, wie es bis 1736 gewesen, das andere, wie es durch Hermann Werner von der Asseburg von 1736 an ist verschönert worden.

Im Innern des Schlosses hat man neben der vornehmen Behaglichkeit des heutigen Lebens Eindruck von einem schon Jahrhunderte hindurch im Reichtum gehaltenen Hause. Ein Saal in Stuckmarmor mit den Bildern zweier Fürstbischöfe von Paderborn, Wilhelm Antons von der Asseburg und seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm von Westphal; ein anderer in vollendetster Stuckarbeit, ebenfalls mit zwei Bildern in Lebensgröße über den Kaminen, dem Hermann Werners von der Asseburg und seiner Gemahlin Theresa Sophia, geborene von der Lippe, beide Säle in der Roccoccozeit ausgeführt; das Eßzimmer mit seinen schönen alten Familienbildern und seinem Wandschranke, zwischen herrlichen venetianischen Gläsern Pokale in der kunstvoll getriebenen Arbeit der Zeit der Renaissance und des Roccoco enthaltend, — das alles sind Räume, würdig der äußeren Stattlichkeit des stolzen Baues.

Einen reizenden Anblick gewährt die Terrasse, zu der man vom Binnenhof, das Treppenhaus quer durchschreitend, gelangt. Hier zieht ein Vorsprung, ein offener, mit Steinplatten getäfelter Vorbau sich vom Turme her an der Südseite fort, teils von dunklem, hundertjährigem Taxus beschattet, teils von einem Epheudach übergrünt, das, von umwundenen Pfeilern getragen, sich rückwärts wieder an die Schloßwand klammert, deren Fenster dicht umzieht, und in einer Üppigkeit und Fülle gedeiht, die

nur am Heidelberger Schloßturm ihres gleichen findet. Dieser Altan ist ein Lieblingsaufenthalt aller Bewohner, da auf der einen Seite das immer grüne Laubdach des Epheus und des Taxus einen willkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, während man auf der andern Seite weit hinaus in das Hügelland schaut. Über die Waldeskronen hinweg erblickt man im Thale die Stadt Brakel, die ihren neuen Spitzturm, mit langem grauem Schieferdache zum Himmel streckt. Darüber hinaus teils Felder und Wiesen, dann waldbewachsene Höhen, zwischen denen die höher liegenden Gewälde von Rheder mit ihrer reichen Färbung sich an fernhin gedehnte Waldgebirge lehnen, die mit ihren dunkelblauen Zügen den Rücken des Osnings bezeichnen, von welchem die berühmte Karlsschanze dem Auge sichtbar wird.

Entgegen dieser Richtung bietet sich nach Norden hin, weniger ausgedehnt, weniger umfassend, aber unvergleichlich anmutig die Aussicht nach dem Sengenthal, wo ein lieblicher Wiesengrund von einem Bache, die Brucht genannt, durchschlängelt, rings von Wald umschlossen, das Auge hinunter in die tiefste Einsamkeit lockt. Hier grüßen aus duftiger Tiefe nur Wasser, Wald und Wiese und nachts beim Vollmondschein in bewegten Nebelstreifen gewiß der geheimnisvolle Reigen lieblicher Elfentänze — wohin sollten sie kommen, wenn sie dies Thal nicht lockte? — während das sanfte Rauschen einer Mühle zu uns heraufdringt. Durch ein bei dieser Mühle angebrachtes Druckwerk wird das Wasser den Berg hinaufgetrieben; doch versieht auch ein sehr tiefer, oben in der Burg befindlicher Brunnen dieselbe mit Wasser.

Ein gebildeter Geschmack, der Natur und Einfachheit liebt, vereint sich überall mit einer gewissen anspruchslosen Größe und bildet aus den Gebäuden und ihrer Umgebung ein so zusammenstimmendes Ganze, wie wir einen mächtigen, schönen, mit künstlerischem Geiste geschmückten Edelsitz in unserer Einbildung uns vorzustellen vermögen.

Die Hinnenburg macht im Gegensatze zu manchem Gemachten vor allem den Eindruck des langsam, geschichtlich Gewordenen. Sie ist wohl wert, daß ein altes Geschlecht einen solchen Sitz mit Macht durch Jahrhunderte zu behaupten suchte. Und das haben die Asseburger gethan. Wenig andere Geschlechter, selbst manche europäische Dynastieen nicht, vermögen sich eines so alten Sitzes zu rühmen. Aber freilich — das Geschlecht erfreut sich auch eines besonderen geheimnisvollen Schutzes — die Asseburger sind bewehrt durch den Talisman des Zwergenkönigs — die verhängnisvollen Gläser!

„Einst wurde in der Nacht eine Frau von der Asseburg aus tiefem Schlummer geweckt. Die Augen öffnend erblickt sie eine kleine gnomenhafte Gestalt, einen Zwerg,

an ihrem Bette, der dringend bittend die Aufforderung an sie richtet, allsogleich seinem Weibe in ihrer schweren Stunde Beistand zu leisten. Die Burgfrau, wohlerfahren in den Heilkünsten der Zeit, folgt bereitwillig und voll Teilnahme dem voraneilenden Zwerge durch weithin sich ziehende unterirdische Gänge mutig bis ans Bett der Kranken. Nachdem sie dieser die nötige Hülfe geleistet, wird sie auf eben so wunderbare Weise in ihr Gemach zurückgeleitet. Hier übergiebt ihr der dankbare Zwerg drei Gläser und drei goldene Kugeln: „„Glück und Gedeihen giebt mein Geschenk Deinem Geschlechte; bewahret es gut; wenn zerbrochen ein Glas, dann wird dürren ein Zweig.““

Was aus den drei Kugeln geworden, davon erzählt die Sage nichts; zwei Gläser aber, das eine von grün-gelblicher, das andere von rötlicher Farbe, sind noch vorhanden bis auf diesen Tag. Beide waren im Besitze des vorigen Burgherrn der Hinnenburg, des Grafen Hermann Werner von Bocholtz-Asseburg. Derselbe schenkte das eine an den ersten Oberjägermeister Grafen Ludwig von der Asseburg, welches auf dem Falkensteine am Harz sorgsam gehütet wird; das andere wird auf der Hinnenburg hinter sicherem Schlosse im altertümlichen Schreine des Archivs bewahrt.

Aber das dritte Glas? — Es ist gebrochen wie das hohe Trinkglas, „das Glück“ des Lords von Edenhall. Einst sollen zwei Brüder von der Asseburg im Kreise froher Gäste in Übermut die verhängnisvollen Gläser herbeigeholt und aus denselben gezecht haben.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall,
Er dauert länger schon als recht,
Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!“

Ein Glas kam zu Fall und die beiden Brüder kamen durch einen Sturz aus dem Wagen beim Flüchtigwerden der Pferde zu Tode. Die Linie von der Asseburg zu Wallhausen starb mit ihnen aus. Das dortige Kirchenbuch berichtet ihr vorzeitiges und tragisches Ende.

Brakel, die Stadt im Thalgrunde an der Nethe (Nitara), ist ein uralter Ort. Es rasteten da die Mönche von Corvey, welche mit dem Körper des heiligen Vitus aus Frankreich gezogen kamen, um ihn in ihr Kloster zu bringen. Dies geschah im Jahre 836, und in der Schilderung dieses frommen Zuges, der von allen Seiten die eben bekehrten Sachsen als Zuschauer herbeizog, wird der Ort Villa Brechal genannt; dann Brakle, endlich Brakel. Die erste Erwähnung des alten Rittergeschlechts



Schloß Rheder.

von Brakel, dem die Stadt zuständig, fällt ins Jahr 1185; zweihundert Jahre später jedoch ist dasselbe bereits erloschen.

Von Brakel aus gelangt man das Nethethal hinauf in einer halben Stunde nach Rheder, einem in Wald und Berg versteckten Dörfchen; aber schon eine bedeutende Strecke, bevor man es erreicht, blickt man zur Rechten der Steinstraße in den gräflich Mengersenschen Park hinab, der das kleine Flußthal mit seinen schönen Wald- und Rasenflächen erfüllt.

Rheder ist seit unvordenklichen Zeiten der Sitz derer von Mengersen, die vielfach in den Geschichtsbüchern des alten Hochstifts Paderborn und Westfalens genannt werden. Sie hatten ursprünglich drei Burghäuser hier, an deren Stelle jetzt der eine stattliche Sitz getreten ist.

Das hübsche, um 1750 von Franz Joseph von Mengersen und seiner Gemahlin Antoinette von Spiegel erbaute Schloß, mit stattlichen Wirtschaftsgebäuden, lehnt sich an das Dorf; die hintere Seite beherrscht den schönen, vierhundert Morgen umfassenden Park mit den prächtigen Durchsichten auf die rauschende Felsenmühle, die Bergrücken des Osning und die Karlsschanze, von deren Zusammenhang mit der Irmensul wir erzählt haben. Die Natur hat durch die Gruppierung des Thales und der Höhen, und ganz besonders durch den Reichtum prachtvollen Waldgewächses, durch diese mächtigen alten Eichen und Buchen mit weithin sich streckendem Gezweig dem Schöpfer des Parks viel entgegen gebracht. Aber man muß einräumen, daß nur

ein seltener Geschmack und ein sinniges, echt dichterisches Verständnis landschaftlicher Schönheit diese Baumgruppen so ordnen, diese anmutigen Pfade durch Wald und Rasenflächen so ziehen, diese ganze Blumen- und Laubwelt so gestalten konnte. In der That hatte der Schöpfer des Parks ein Dichtergemüt — der Graf Joseph Bruno von Mengersen war der Verfasser des Romans: „Irma und Nanka" (Leipzig 1845), einer Sammlung „Gedichte" (Mainz 1855), eines epischen Gedichts „die heilige Elisabeth" (Hannover 1861) und der epischen Dichtung „Cherusker und Römer" (Leipzig 1866). Seine gute Hausfrau in unserm schönen und beneidenswerten Landsitz aber war eine Tochter des berühmten Staatsmannes und hannoverschen Staats- und Kabinets-Ministers Grafen Ernst Herbert von Münster, dessen Bild Hormayr — auf seine Weise — in seinen Bildern aus dem Befreiungskriege gezeichnet hat, mit einem Rahmen dazu, der freilich viel breiter als das Bild selber ist.

Die Hauskapelle auf Schloß Rheder, deren Fenster mit Glasmalereien geschmückt sind, welche aus den kunstfertigen Händen der Frau vom Hause selber hervorgingen, besitzt ein Bild, welches eine Mengersensche Familiensage verewigt. Ein Vorfahr des Hauses, Johann Moritz, Obrister über ein Regiment Münsterscher Truppen, war bei Belgrad unter Prinz Eugen in die Gefangenschaft des Türken geraten; er war schwer verwundet und der Moslem hatte die freundliche Absicht, ihn erst zu heilen und ihm dann den Kopf abschlagen zu lassen.

In seinem Kerker nun schreibt er an die Seinigen, um ihnen Kunde von seinem Schicksal zu geben, und bittet den Sklaven seines Arztes um einen Liebesdienst, den Brief auf irgend einem sichern Wege in die ferne Heimat zu senden. Erstaunt betrachtete der Sklave das Siegel des Briefes, die zwei Adlerflügel am Goldring, und dann fällt er dem Gefangenen zu Füßen und nennt ihn freudig seinen Herrn — er ist der tolle Küchenjunge, des Obersten Jugendspielgenosse, der wegen seiner bösen Streiche fortgejagt wurde aus des Gefangenen Vaterhause, dann auf die See ging, dort von den Seeräubern gefangen, und so Sklave und des „Hakim" Diener wurde. Er rettet nun den Obersten, indem er ihn in der Kleidung des Arztes aus dem Kerker führt. Die Geschichte ist unwahrscheinlich genug, um wahr sein zu können, und hat obendrein eine Lehre — die, daß es nicht unrätlich ist, seine Küchenjungen zeitig ein wenig mit der Wappenkunde bekannt zu machen!

Der Park von Rheder hat auch seine Sage, die sich an eine alte, abschüssige Bergwand knüpft, deren Fuß tief unten die Nethe bespült. Wir lassen sie in gelungener dichterischer Behandlung folgen:

Der Trompetersprung.

Als jenes wüste Wetter hin über Deutschland fuhr,
Das dreißig lange Jahre verheert die deutsche Flur,
Da war kein Land so ferne — sein Sturm hat es durchsaust,
Da war kein Thal so enge — sein Donner hat's durchbraust!

Es lag vom Weserstrome seitab ein Dörfchen klein —
In Rheder an der Nethe, da schlug das Wetter ein,
Versprengte reis'ge Knechte von Holks verschriener Jagd,
Die haben's überfallen in einer dunkeln Nacht.

Mit Schüssen und Fanfaren den Bauer ruft man wach,
Und steckt ihm, eine Leuchte, den roten Hahn aufs Dach;
Das war ein Rauben, Würgen, ein Fluchen, Zeterschrein!
Die Hölle feiert Sabbath beim grellen Feuerschein.

Vor allen ein Trompeter auf seinem Schecken wild
Sprengt hetzend auf und nieder, des Satans Ebenbild;
Er schmettert die Fanfare zum langen Angstgeschrei,
Begleitet Todesstöhnen mit lust'ger Melodei!

Vom Gaule schnell geworfen dort stürzt er auf ein Weib,
Das hülfeflehend fliehet, umfaßt ihr frech den Leib;
Schon ringt er sie zur Erde, da stürzt ein Greis herbei:
Es hat der alte Behler gehört der Enk'lin Schrei!

Er wirft sich auf den Reiter, er zwingt ihn in die Höh,
Das Mädchen fliegt von dannen wie ein gescheuchtes Reh.
Da reißt vom Sattelbogen das Faustrohr der Soldat:
Wie schnell die Todeskugel die Maid ereilet hat!

Dem Behler, bald bezwungen, hat man bestrickt die Hand
Und ihn am Schweif des Schecken geflochten und gespannt,
Es schwingt sich auf der Reiter, er setzt die Sporen ein,
Das Roß in wilden Sätzen fliegt über Stock und Stein.

Bald stürzt der Greis zu Boden, dann schleift das Tier ihn nach,
Bald wieder aufgerissen trifft ihn des Hufes Schlag,
Und durch die Nacht ertönet zum Hufschlag Wimmern, Schrein,
Trompetentöne schmettern hohnlachend zwischendrein.

Sie sind zum Bergsturz kommen, es geht der Schecke sacht,
Daß in dem greisen Behler die alte Kraft erwacht,
Mit einem mächt'gen Rucke hat er die Hand befreit,
Mit einem wilden Sprunge ist er dem Roß zur Seit';

Hat das Gebiß ergriffen mit eisenharter Faust,
Drängt Roß und Mann zurücke dorthin, wo's Wasser braust.
Den Schecken treibet vorwärts manch wüt'ger Sporenstoß —
Trotz Fluchen und trotz Hieben, der Behler läßt nicht los;

Ein Ruck! es bäumt das Tier sich hoch auf an Abgrunds Rand;
Ein Stoß! und Roß und Reiter im grausen Sturz verschwand. — —
Der Mund des Volkes wahret treu die Erinnerung,
Die Stelle heißt bis heute noch „der Trompetersprung“.

Und wer zur Geisterstunde dort geht am Nethegrund,
Der schlägt ein Kreuz und betet; — wohl hört er noch zur Stund'
Vom Wassergrunde gurgeln Gestöhn und Zeterschrein,
Trompetentöne schrillen hohnlachend zwischendrein! (F. W. v. Krane.)

Eine Holztafel mit einem längeren Gedicht erinnert uns am „Trompetersprung“ noch heute an die mutige That des greisen Behler.

„So ist der kühne Mut des Mannes höchster Schatz;
Durch ihn geweiht heißt noch Trompetersprung der Platz.“

Vom Nethethal aus kann man einen anziehenden Punkt erreichen, wenn man das am linken Ufer des Flusses mündende Seitenthal der Ose oder Öse an dem von uns bereits besprochenen Gehrden her bis Dringenberg verfolgt. Dies malerische von seinem alten bischöflichen Amtshause überragte Städtchen erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe. Am steilsten senkt sich diese nach der Südseite zur sogenannten Waldemei ab, einer vortrefflichen Weide, welche von dem forellenreichen Öse-Bache in wunderlichen Windungen durchschlängelt wird. Dieser Weidegrund, von 800 Morgen Größe, streicht in bedeutender Breite am Fuße der gedachten Anhöhe in einer Länge von fast $^1/_2$ Meile vorüber und breitet einen Teppich lieblichen Grüns vor dem schauenden Auge aus. Die Öse entspringt am Fuße des Klusenbergs, der ehemaligen Richtstätte, neben einer Kapelle des hl. Antonius Eremita, und treibt in unmittelbarer Nähe eine Mühle, bis sie eine Stunde von der Stadt, in der Nähe des ehemaligen Klosters Gehrden, sich mit der Nethe vereinigt.

Hat man nördlich von der Stadt ein sanft sich erhebendes Kornfeld durchschritten, so nimmt den Wanderer eine anmutige Waldgegend auf, durch welche der Weg zu der wenig entfernten Glashütte Siebenstern führt, einem Besuchsorte der Badegäste des nahen Driburg. Gleich im Anfange dieser Waldgegend erstreckt sich eine Wiesenschlucht nach rechts, welche von hohen Eichen umsäumt ist. Hier lag bis zum Jahre 1324 das Dorf Dringen, dessen Kirchhof als Wiesenteil sich durch die Überlieferung erhalten hat. Die Paderborner Bischöfe hielten sich im Mittelalter zeitweise auf der benachbarten fürstlichen Burg auf; weil aber in jener gesetzlosen



Burg Dringenberg.

Zeit die Furcht vor Raubrittern und Wegelagerern einen besondern Schutz erheischte, veranlaßte der Bischof Bernard V., ein Graf von der Lippe, die Bewohner des Dorfes Dringen, sich zu seiner Burg herüber zu siedeln und den Ort mit Mauern zu umgeben. Dies geschah um das Jahr 1324, und nach einer noch vorhandenen Schenkungsurkunde schenkte der dankbare Bischof dem neuen Orte Stadt- und Münzrecht, Gerichtsbarkeit und andere Freiheiten. Die größte Gabe bestand aber in einem Waldgebiete von 2086 Morgen, einer Weidefläche von 800 Morgen und 3 Mühlen. Diesen Grundbesitz hatte der Bischof Bernard noch als Dompropst zu Paderborn von den im Paderbornschen reichbegüterten Grafen Otto und Friedrich von Everstein im Jahre 1316 käuflich erworben und diese Güter dem Bistume geschenkt. Zur dankbaren Erinnerung an so viele Wohlthaten feierten die Bürger der Stadt das Andenken Bernards V. seit undenklichen Zeiten bis kurz vor der französischen Revolution jährlich auf Maria-Lichtmeß durch einen öffentlichen Aufzug. Ein junger Mann aus einer der ersten Familien wurde mit braunem Chormantel, Mitra und Stab als Bischof gekleidet und zwei mit Helm und Waffenrock geschmückte Hellebardiere wurden ihm beigegeben. In feierlichem Zuge, vom Rate der Stadt begleitet, wurden sie zur Kirche geführt, und während des Hochamts stand der Bischof zwischen den Knappen vor der Kommunionbank, hinter ihm die Stadtobrigkeit. Nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste hielt der Bischof mit seinen Begleitern zu Pferde großen Umzug durch die Stadt und jeder, der irgend ein reitbares Tier besaß, schloß sich dem Zuge an. Unter stets wiederholter Anstimmung des geistlichen Volksliedes:

„Sagt, was hilft alle Welt
Mit allem Gut und Geld?
Alles verschwind' geschwind
Gleichwie der Rauch im Wind"

wurde vor den angesehensten Häusern Halt gemacht und Labung über Labung eingenommen. Alles war voller Jubel und Leben. Tags darauf wurde ein feierliches Totenamt für die Seelenruhe des unvergeßlichen Bischofs Bernard abgehalten. Vom Magistrate wurde ein Geldopfer von 2 Rthlr. auf den Altar gelegt; in früheren Zeiten bestand dasselbe aus einem Hahn, zwei Tonnen Bier und einem Käse. Weil aber der Hahn während des Seelenamtes sich störsam vernehmbar gemacht und gekräht hatte, so trat in der spätern Zeit das Geldopfer und ein zweipfündiges Wachslicht an dessen Stelle. Am Mittage gab die Stadtobrigkeit Freitafel auf dem Rathause, woran der gewesene Bischof und die Bürgerschaft teilnahmen. — Dieses lange unterbliebene Erinnerungsfest wurde 1808 noch einmal wiederholt und ist seitdem nicht mehr gefeiert.

Die Stadt blühte im Mittelalter durch Handel, Kunst und Gewerbefleiß. Zum Wohlstande trugen besonders auch die Hofbeamten bei, welche dort, als dem Sitze des Statthalters und des Oberamts des oberwäldischen Bezirks des Hochstifts Paderborn, oft Jahre lang wohnten, wie auch aus den Inschriften alter adeliger Häuser erhellt. Daß aber auch die Kunst in Dringenberg gepflegt ist, beweist der hier im Jahre 1635 von dem Silberarbeiter Hans Krako verfertigte silberne Kasten, die sogenannte Liborius-Tumba, welche im Dome zu Paderborn aufbewahrt und von jedem Kenner als ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst gepriesen wird. Es hat ihn, wie die Inschrift bezeugt, Freiherr Friedrich Wilhelm von Westphal zu Fürstenberg aus den rings gesammelten Thalern verfertigen lassen, welche aus dem frühern, durch Christian von Braunschweig geraubten Liborikasten und anderm silbernen Kirchengeräte geschlagen waren. Auch die bronzene Chorlampe der Kirche zu Dringenberg ist ein Werk dieses Meisters laut der Inschrift, welche auch die Namen seiner Gehülfen bewahrt hat.

Wenn man nach einem erhaltenen alten lateinischen Verse urteilt, folgenden Inhalts:

Lippiaci generis Bernardus nomine quintus
Magnanimus Princeps atque severus erat;
Dringenbergiacae fundamina collocat arcis,
Pleraque continuo diruta castra novat —

so ist auch der ältere östliche Flügel der Burg von dem mehrgedachten Bischof Bernard V. (1320—1339) zuerst erbaut; sonst müßte er von Bernard ..,

Grafen von der Lippe (1227—1246), stammen. Denn das Burgthor hinter der Eingangsbrücke trägt als Wappen eine Rose, bekanntlich das Wappen der Grafen von der Lippe, und einen frühern Bischof aus diesem Hause hat das Bistum Paderborn nicht aufzuweisen. Der neuere westliche Flügel rührt vom Fürstbischof Rembert von Kerssenbrock (1547—1568) her, welcher auch beide Flügel durch einen Zwischenturm verbunden hat.

In der Nähe von Dringenberg liegt in einem anmutigen Thale das Dorf Schmechten, zu Karls des Großen Zeiten Schmahtiun genannt. Überschreitet man jenseits dieses Dorfes ein kleines Feld, so gelangt man zu dem durch Ferdinand von Fürstenberg in seinen Monumenten gefeierten eisenhaltigen Mineralbrunnen am Fuße eines von herrlichen Eichen, Stechpalmen und Wachholderbüschen gebildeten Wäldchens, durch welches der Weg nach dem unsern sprudelnden Herster Brunnen führt. Der Schmechter Brunnen wurde zur Zeit des Bischofs Ferdinand II., der sich im Jahre 1669 dieser Heilquelle gegen Stein- und Leberleiden bedient hatte, im Viereck mit Geländerdocken umgeben, wovon jetzt nur noch die Grundmauern sichtbar sind. Diese Quelle ist mehrfach besungen und unter andern von Johann Jork, Propst zu Minden; er hat dies Gedicht dem Fürsten Ferdinand II. zugeeignet. Es lautet in der wörtlichen Übersetzung:

Born, verehrungswürdig im Schattenhaine,
Längst Apollo'n und der Genesung heilig:
Kranken Nieren hilfst du, und reichest willig
Honig dem Munde,

Der bei weitem attischen Seim verdunkelt,
Den auf Hyblas Hügeln der Bienenschwarm sich
Emsig aus der Blume der schönsten Jahrszeit
Beutet und einträgt;

Du, die Zier und Wonne der Waldeshöhe,
Deren äußerm Fuß mit Gezisch und Kochen
Du entspringst, beschwert mit der Eisenstufe
Reichlicher Ader:

Unsern Landesvater erhalt', den Fürsten
Ferdinandus, der mit erlauchtem Plektron
Deinen Met besingt und mit vollen Zügen
Selber ihn trinket.

(Gehlen.)

— — Wir verlassen das Nethethal, um nordwärts gewendet das Thal der Emmer aufzusuchen, auf einem Wege, der von Brakel aus in die schönen Laubwälder führt, durch welche man zunächst nach Bökendorf gelangt.

Aus diesem freundlich gelegenen Dörflein stammte Johannes Schneeberg, Lieutenant im Götzischen Regiment, jener Reutersmann, der, wie in den Monumentis Paderb. des Fürsten Ferdinand von Fürstenberg beurkundet wird, in der Schlacht bei Lützen den Schwedenkönig Gustav Adolf erschlug und ihm seine goldene Halskette abnahm. In demselben Dorfe war einst, erzählt die Volkssage, ein Haus, das

hieß das Düvelshus; darin wohnte vor undenklichen Zeiten ein Hexenmeister, der nachts als Werwolf umherging und den Leuten vielen Schabernack und Schaden anthat. Der Vorfahren des Gutsherrn einer paßte ihm auf und schoß dem Wolfe eine silberne, geweihte Kugel ins Bein. Da nun am andern Tage der Hexenmeister krank an der Wunde lag, erkannte man ihn und zog ihn vor das Gericht. Da versprach er, das ganze Dorf mit einer goldenen Kette dreimal zu umziehen. Die hat er aber nicht herbeischaffen können und da hat man ihn verurteilt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Bökendorf, das Bodinkthorpe in der Schenkungsurkunde Kaiser Ottos für Corvey, ist als solches auch in „Dreizehnlinden“ die Heimat Elmars, des Herrn vom Habichtshofe:

„Wo die Brucht durch Schilf und Erlen
Rieselt und zum Drosselsange
Dunkle Runenlaute murmelt,
Lag der Hof am Hügelhange

Unter Linden, unter Ulmen,
Und des Strohdachs warmen Schwingen,
Die mit Lauch und Moos bewachsen
Breit und schirmend niederhingen.

Bau an Bau. Von bunten Giebeln
Nickten nach dem Brauch der Alten
Holzgeschnitzte Pferdeköpfe,
Wicht und Kobold fernzuhalten.“ (Weber, Dreizehnlinden.)

Die Gutsherrn von Bökendorf waren seit undenklichen Zeiten die Freiherrn von Haxthausen, ein uraltes, weit verbreitetes Geschlecht, das sich nach dem Rhein, Niedersachsen, Brandenburg, Sachsen, Hessen verzweigt hat und in einer dänischen Linie, in der Person Georg Christians von Haxthausen 1730 in Dänemark in den Grafenstand erhoben wurde. Es gehörte zu den sogenannten vier „festen Säulen“ oder „Edlen Meyern“ des Hochstifts Paderborn und war mit dem Erbhofmeisteramt des Fürstentums belehnt. Der Freiherr August von Haxthausen, der berühmte Verfasser der „Studien über Rußland“, der „Transcaukasia“, wohnte jedoch die letzten Jahre seines Lebens nicht hier, sondern in dem Thale, das wir eben aufzusuchen im Begriffe stehen, auf dem Schlosse Thienhausen.

Thienhausen ist eine unweit Steinheim am Fuße des Stoppelberges liegende stattliche, in reichem Renaissance-Stile erbaute Wasserburg, die lange im Besitze der in Dänemark lebenden gräflichen Linie der Familie war und während der Abwesenheit der Herrschaft aufs traurigste verfiel und verödete. Die Allodialerben des letzten dänischen Grafen verkauften diesen ihren letzten Besitz in Westfalen an die drei Brüder Friedrich, Karl und August Freiherrn von Haxthausen, und letzterer als Überlebender



Thienhausen.

strebte Thienhausen in seiner alten Stattlichkeit wiederherzustellen und schmückte ihre zahlreichen, weiten Gemächer und Gänge mit allem dem aus, was sein lebhafter Sammeleifer irgend dazu Dienliches auffand. So ward Thienhausen eine Art Museum von tausend merkwürdigen Dingen — Gemälden, alten Ledertapeten, gewirkten Teppichen, Majolika und Porzellan, Schreinen, Uhren, Waffen, Roccocco-Gegenständen aller Art — wenn man zum erstenmale die Gemächer, die mit allem dem gefüllt sind, durchschreitet, kann man fürchten, wirr im Kopfe zu werden, über all den bunten Farben, Formen, Gestalten und kuriosen Dingen, die hier auf unser Einbildungsvermögen eindringen. Einer der Säle ist ganz erfüllt von lebensgroßen Bildnissen in ganzer Figur der sämtlichen Offiziere eines dänischen Regiments, die ein Vorfahr der Familie, welcher Oberst desselben war, sich abschildern ließ. Ein anderer Saal zeigt bis hoch oben zur Decke hinan Schildereien von alten Ritterpferden in Lebensgröße — vielleicht die einzigen, welche je irgendwo gemalt sind. — Unter den abgebildeten Pferden ist auch der berühmte „Kranich", der Schimmel des Grafen Günther von Oldenburg, welcher so langes Mähnen- und Schweifhaar hatte, daß es weithin über die Erde schleifte und von Knechten nachgetragen werden mußte.

Hier in Thienhausen war zwanzig Jahre lang die Wohnung des Dichters F. W. Weber, geboren 1813 zu Alhausen. Seit kurzem hat er seinen Aufenthalt in dem nahen Städtchen Nieheim genommen. In der romantischen Wasserburg Thienhausen sind die Vorarbeiten entstanden zu dem schönsten sächsisch-westfälischen

Epos Dreizehnlinden, das uns schon so manchen treffenden Vers zur Ausschmückung unseres Buches dargeboten hat. Hier hat der Dichter gesonnen und gesungen im innigsten Verein mit der schönsten Natur und den Erinnerungen aus grauer Zeit. Sein berühmtes Gedicht, das die hehre Zeit von Corveys Gründung und das Wirken edler Mönche schildert, versetzt uns in dieselbe Zeit, wo auch auf sächsischem Boden, im Münsterlande, das älteste ehrwürdige niedersächsische Epos vom „Heliand“ entstanden ist. (825.) Im scharfen Gegensatze zu unserer Zeitdichtung stehend, hat der Sang von Dreizehnlinden, zwar „nur für diesen, nur für jenen gesungen, der abseits der großen Straße horchen mag verlornen Tönen“, dennoch die Herzen von Tausenden ergriffen; vor allen ist das Werk ein Lieblingsbuch für uns Westfalen, zu welchem wir immer wieder greifen und hinpilgern wie zu einer Waldkapelle, um zu lauschen den süßen Schilderungen der Natur, zu genießen der wonnigen Frühlingstage in Gottes Garten, des Winterwaldes im Sonnenglanze, und uns zu belehren und zu erheben durch die weisen Sprüche des Priors. Wir versetzen uns in die alte sächsische Zeit und kämpfen und fühlen wie Elmar und Hildegunde, versammeln uns in ahnungsvoller Scheu mit den letzten heidnischen Sachsen und Swanahild, der greisen Drude, in der Juninacht am Opfersteine, wir begrüßen die Thätigkeit edler Glaubensboten, die von nah und fern hergewandert sind, im neu gegründeten Corvey, „Sachsenkind und Fremder, jeder anders, alle einig in dem einen edlen Streite; alle einig, für des Kreuzes Banner bis zum Tod zu kämpfen, Leid zu lindern, Leid zu tragen und der Wünsche Gier zu dämpfen.“ Wir sehen im Vordergrunde den Kampf des letzten Sachsen, des letzten Sprossen aus dem Falkengeschlecht und erfreuen uns an seinem Siege, während im Hintergrunde das letzte Auflodern des Heidentums in wildprächtigen Farben gemalt wird. Wahrlich ein innig-christlicher Sinn und ebenso innige Anhänglichkeit an die schöne und geschichtlich große Heimat leuchten aus jedem Gesange hervor! —



F. W. Weber.

Wandert man von Thienhausen an einem andern Edelhof, dem der Freiherrn von Oeynhausen, Grevenburg, vorüber dem Kloster Marienmünster zu, so erblickt man auch bald zu seiner Linken, in einer Bucht des Waldgebirges den massiven breiten Turm, welcher den Hauptüberrest eines zweiten Stammsitzes der Schwalenberger Grafen bildet, die Ruinen der Oldenburg, jetzt den von Oeynhausen zuständig. Marienmünster wurde im Jahre 1128 von Widekind III. von Schwalenberg und seiner Gemahlin Luthrud gestiftet. Sie übergaben am Schwalenberger Waldgebirge zwölf Mönchen aus dem vier Stunden entfernten Corvey einen geräumigen Bezirk zur Urbarmachung; und da die Stiftungsurkunde die Bestimmung enthält, daß von dem Stifter nur Kirchlein, Klosterhaus und Wirtschaftsgebäude zu beschaffen seien, während der Bischof von Paderborn für die Ausstattung mit erledigten Lehngütern zu sorgen habe, so dürfen wir mit Recht annehmen, daß die Stiftung eines solchen Konvents von fleißigen Benediktiner-Mönchen wohl nicht aus bloßer Frömmigkeit geschah, sondern aus der sehr zu rechtfertigenden Absicht, dem wüsten gräflichen Waldgebiet ein Stück Kulturleben zu gewinnen. Die Vogtei über das Kloster, die Gerichtsbarkeit mit Königsbann, hielten sich die Stifter ja vor: und gewiß litten sie keinen Schaden, wenn sie in einem Gebiete, das ihnen früher nichts als etwa einige ohnehin nicht mangelnde Jagdbeute an Bären und Dammwild lieferte, nun ein reiches blühendes Klosterwesen zu pflücken und dessen Grundholden zu besteuern bekamen. So mochte eine solche Klosterstiftung sehr oft nur eine Art staatswirtschaftlicher Anlage öffentlicher Geldmittel sein, nur anders wie heute, wo wir Fabriken Zölle bewilligen und Sümpfe trocken legen lassen — damit „die Steuerkraft des Landes sich hebe" — die Steuerkraft ist immer ein Augenpunkt zärtlicher Fürsorge der Herrschenden gewesen von Widekind III. von Schwalenberg an bis auf den heutigen Tag.

Hatte Graf Widekind III. bei seinem frommen Unterfangen die kleine weltliche Nebenabsicht, welche wir ihm unterschieben, so ist diese letztere sehr befriedigend in Erfüllung gegangen. Die Abtei Marienmünster erhielt reiche Geschenke und Begabungen von allen Seiten, und die Schwalenberger Grafen waren gewiß viel bedeutendere Herren, als sie eine Schirmvogtei über Benediktiner und ihre Meyer und Hörigen in diesem Waldland ausübten, denn vorher, wo sie an derselben Stelle nur Füchse und Hirsche zu jagen und abzuhäuten fanden. Man sieht auch, daß sie Geschmack am Klosterstiften bekamen ..... im folgenden Jahrhundert gründeten sie an der entgegengesetzten Seite des Gebirges in Falkenhagen das Nonnenkloster Lilienthal.

Die schöne Stiftskirche zu Marienmünster ist in neuerer Zeit wiederhergestellt, auch die Klostergebäude und Wirtschaftshöfe sind weniger verwüstet und vernichtet, als



Schloß Herdringen.

es bei vielen andern der Fall ist. Leider hat die Kirche durchaus keine Denkmäler mehr, außer dem Grabstein des Stifters. Marienmünster wurde 1804 aufgehoben.

Weniger als über die Grafen von Schwalenberg ist in alten Quellen und Urkunden über die von Stoppelberg zu finden. Der Stoppelberg ist eine einzelne kegelförmige Höhe, mit dürftigen Überresten einer alten Burg. Nach alten Geographen gehörte zu der Grafschaft Stoppelberg das Städtchen Steinheim, ein freundlicher Ort mit 2300 Einwohnern, einem schönen Brunnen auf dem Marktplatze und einer alten Kirche, deren Säulen so weit auseinander und aus dem Lot gewichen sind, daß man versucht wird, zu glauben, der Baumeister habe sie mit Fleiß so angelegt. An den Eingangsthüren der Kirche zeigt man Einkerbungen in dem Sandstein, die von den Schweden durch das Schleifen ihrer Schwerter gemacht sein sollen.

Unter Steinheim verengt sich das Thal der Emmer (Ambra). Man gelangt nach Wöbbel, einem Sitze derer von Donop, einer alten Familie des Lippeschen Landes, der die Sängerin der „Schönheiten von Pyrmont", die „gekrönte Poetin" Charlotte von Donop, geboren 1723, angehörte. Zur Linken der Steinstraße steigen Hügelwände empor, die mit vortrefflichen Waldungen besetzt sind; die Emmer schlängelt sich durch Wiesengründe und jenseits steigen wieder die dicht bewaldeten Hänge empor. Dann erreichen wir das hübsch liegende Dorf Schieder, an das sich die fürstlich Lippesche Sommerresidenz schließt; in einem nicht großen, aber wohlgepflegten Parke liegt das einfache landhausartige Schloß, ein Gebäude, das aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege stammen mag. Die Laubengänge hinter dem Schlosse mit der sich über dem schmal eingedämmten Emmerbett erhebenden, von prächtigen alten Kastanien überwölbten Terrasse bilden den hübschesten Teil der ganzen Anlage. Das Ganze giebt ein freundliches und liebliches Landschaftsbild.

Schieder war ehemals eine dem Augustinerkloster in Blomberg gehörende Meierei, und wurde von diesem 1533 an die Lippeschen Grafen verkauft. Es ist außer „Thietmelle" (Detmold) der einzige Ort des Fürstentums Lippe, welcher bereits in der Zeit Karls des Großen erwähnt wird. Die Geschichtsschreiber der karolingischen Zeit erzählen übereinstimmend, daß der große Kaiser im Jahre 784 im Spätherbste mit einem großen Heere tief in das Sachsenland gezogen sei, daß er das Weihnachtsfest in der Villa Liudihi oder Liuhidi (Lügde) neben der sächsischen Feste Skidroburg am Flusse Ambra gefeiert und von da verwüstend bis nach Rehme vorgerückt sei. Einhard berichtet die Thatsache mit den Worten: »Rex autem congregato iterum exercitu in Saxoniam profectus est, celebratoque in castro natalicio domini die super Ambram fluvium in Pago Huettagoe juxta castrum Saxonum, quod dicitur Skidroburg, ad locum vocabulo Rimi, in quo Wisura et Waharna

confluunt, populabundus accessit.« Die alte sächsische Feste Skidroburg hat aber wohl nicht auf dem Platze des jetzigen Schieder gelegen, es ist auf dem Lügde näher liegenden Hermannsberge zu suchen. Dieser Berg zeigt jetzt noch schwache Spuren einer alten Befestigung, und wir wissen, daß Graf Hermann von Schwalenberg im Jahre 1187 „nach Zerstörung der alten Schieberburg" eine neue baute, die er Hermannsburg nannte, an deren Ausbau und Vollendung ihn aber der Abt von Corvey hinderte. Leider wird, nebenbei gesagt, durch diese Nachricht die gang und gäbe Vorstellung vom Zusammenhange des Hermannsberges mit dem großen Cheruskerfürsten gänzlich zerstört.

Ferner ist von Schieder, das am Ende des folgenden Jahrhunderts, 889, als Schidara in einer Corveyschen Urkunde genannt wird, zu bemerken, daß es ursprünglich wie Enger und Herford zum Stammerbe des sächsischen Kaiserhauses gehört hat. Wahrscheinlich ist es ihm durch die Kaiserin Mathilde aus dem alten Eigen des großen Wittekind zugebracht worden. Kaiser Otto III. schenkte Schieder dem Erzstifte Magdeburg. Wie nun Enger seine kirchliche Stiftung, sein Kollegiatstift zum heiligen Dionysius hatte, muß auch Schieder irgend eine geistliche Stiftung von Bedeutung gehabt haben, die von dort vielleicht schon von Otto dem Großen, vielleicht von Otto III. bei Gelegenheit jener Schenkung nach Magdeburg übertragen wurde. Denn man kann sich sonst nicht wohl die merkwürdige Angabe eines Geschichtsschreibers aus dem elften (?) Jahrhundert erklären, welcher (in der Sammlung von Leibnitz I. 260) behauptet: „Im Jahre des Herrn 783 stiftete er (Karl der Große) das siebente Bistum in Schidere, einer Villa im Gebiete von Schwalenberg, das später durch die Sachsenherzoge Bruno und Tankmar nach Ballersleve, dann von Heinrich I. nach Brose, einem Orte Nordthüringens, und endlich von Otto dem



Rottmeister von Horn.

Großen nach Partinopolis, welches ist Magdeburg, verlegt wurde." Wiewohl spätere Schriftsteller vielfach die Nachricht von diesem vielwandernden Bistum Schieder wiederholt haben, so ist an die Wahrheit der Thatsache doch nicht zu denken. Ein Bistum Schieder hätte zwischen den es umgebenden Diöcesen gar keinen Raum gehabt.

Wir sind in das Land der Lippe eingetreten, in das lachend freundliche Gebiet, in welchem die Rose herrscht, und wollen uns von Schieder aus in seine Buchenwälder vertiefen. Eine trefflich gehaltene Steinstraße führt uns nach dem Städtchen Horn, dessen einzige romantische Merkwürdigkeit in seinen Schlachtschwertirern besteht. Als die wackeren Bürger von Horn einst in einer grimmen Fehde ihres Edelherrn zur Lippe diesen aus den ihn umdrängenden Feinden herausgehauen oder gar ihn aus der Gefangenschaft durch Erstürmung einer feindlichen Burg befreit hatten, behielten sie die eroberten Waffen und Rüststücke als Andenken an ihre That; die folgenden Geschlechter bewahrten sie als teueres Vätervermächtnis auf, und heute noch erscheint mit diesen Waffen bekleidet die Gilde der Schlachtschwertirer, so oft eine Feier sie veranlaßt, sich zusammen zu scharen.*

Dicht hinter Horn erheben sich die berühmten Externsteine. Wenn wir das Thor der kleinen Stadt verlassen haben, sehen wir alsbald die merkwürdigen Felsgebilde vor uns, quer vor die Steinstraße gestellt, die nach Meinberg und Pyrmont führt. Sie ragen aus dem Fuße eines schmalen, baumleeren Bergrückens hervor, welcher der Knickhagen heißt und sich neben dem Hauptstock des Gebirges in derselben Richtung fortzieht. Die „Steine" — es sind ihrer im ganzen dreizehn, bestehen aus einem feinkörnigen Sandstein und sind mit vielen Spalten und Rissen durchzogen, von denen die meisten von oben bis unten durchlaufen und worin allerlei Gesträuch und grünes Gewächs Wurzel gefaßt hat. So gewährt die ganze Reihe der Felsen in einiger Entfernung den Anblick einer gewaltigen uralten Mauer, welche hie und da durchbrochen oder eingestürzt zu sein scheint.

Die Höhe der Steine ist verschieden — der höchste hat über dem Boden etwa 40 Meter — ebenso ist der Umfang sehr ungleich.

Der äußerste Felsen gegen Westen steigt zu jener Höhe von 40 Meter steil empor, am Fuße bespült von einem kleinen See, den man aus dem die Steine durchrieselnden Bache, die Lichtheupte genannt, aufgestaut hat, zur Verschönerung der rings umher angebrachten Anlagen. Eine Treppe, die in den Felsen gehauen ist, führt auf den plattformartigen Gipfel, wo ein Tisch mit steinernen Bänken zum Ruhen einladet.

* Auch in Attendorn sind die Bürger im Besitze von etwa 16 Ritter- und Knappenrüstungen, in denen sie jährlich an einem bestimmten Tage den „Heidentanz" aufführen. Das geschichtliche Herkommen ist unbekannt.



Die Externsteine vom See gesehen.

Der zweite Felsen in der Richtung nach Norden hin zeigt die eigenartigste Gestalt; er überragt den ersteren, den er am Grunde fast berührt, nicht weil er höher ist, sondern weil er auf einer Erhöhung des Bodens steht. Der dritte, dicht neben dem zweiten, ist bedeutend niedriger. Auch an ihm sind Treppenstufen, die auf den Gipfel führen, angebracht, und von diesem Gipfel ist eine Brücke nach dem zweiten, zu den Resten einer alten Kapelle hinübergeschlagen. Der vierte endlich steht vom dritten gerade so weit entfernt, daß er der Straße Raum gewährt, sich hindurch zu winden. Ein losgerissenes Felsstück ruht auf seiner Spitze und scheint jeden Augenblick die Wanderer, welche unten durch das Felsenthor schreiten, zerschmettern zu wollen, hat aber schon vor undenklichen Zeiten da gehangen. „Es hänget ein großer Stein auf der Höhe" — heißt es in der Lippeschen Chronik vom Jahre 1627, „der drauet, als wenn er jetzt fallen wolle; so der Wind stark wehet, so beweget er ihn — aber er bleibet gleichwohl hangen. Wie er aber oben angeheftet sei, das weiß niemand als Gott selber." — Jetzt aber ist er mit Eisenklammern angeheftet. —

Der fünfte Felsen ragt über die andern um etwa 4½ Meter fort, durch den Bergrücken um so viel emporgetragen; er beschließt die eigentliche und Hauptgruppe der Externsteine, die andern weiter ostwärts ragen nur noch mit den Gipfeln aus dem Bergrücken hervor.

Die eigentlichen Merkwürdigkeiten der Externsteine sind aber nicht allein ihre seltsamen großmächtigen Formen, sondern noch mehr die darin angebrachten Kapellen und Kunstarbeiten. Das wichtigste und bedeutendste Denkmal uralter christlicher Bildnerei ist das in halberhabener Arbeit an der Außenseite des ersten Felsens dargestellte Erlösungswerk. Zwar hat die Arbeit durch die Zeit und durch rohe Zerstörung von Menschenhänden gelitten, aber es ist im ganzen genug erhalten, um die Bedeutung der einzelnen Gestalten zu erkennen. Das ganze Bild umfaßt zwei Gruppen, von denen die obere, besser erhaltene die Kreuzabnahme, die untere aber Adam und Eva im Paradiese vorstellt. Beide Gruppen zusammen bilden gleichsam ein großes Altarbild, und sind das älteste bis jetzt bekannte deutsche Steinbild von so großer Ausdehnung. Die Höhe des ganzen Werkes beträgt beinahe 4 Meter, wovon fast 3 Meter auf die Kreuzabnahme kommen; seine Breite beträgt ein wenig mehr. Um so mehr ist es zu bedauern, daß solch ein in seiner Art ganz einzig dastehendes Denkmal urältester Kunst durch Verwitterung und durch Zerstörung so sehr gelitten hat, daß mehrere Figuren ganz verstümmelt und verletzt sind. Der Gestalt der heiligen Jungfrau fehlt der Kopf, der Kopf des Jüngers Johannes ist sehr beschädigt; Christus und Joseph von Arimathia haben beide den linken Arm, letzterer und Nicodemus auch die Beine verloren. Noch mehr als die obere Gruppe hat die untere gelitten, sie ist in manchen Teilen nur noch mit Mühe erkennbar. — Was den künstlerischen Wert der Arbeit angeht, so hat diesen schon Goethe anerkannt, nachdem ihm eine von Rauch verfertigte Zeichnung vorgelegt worden. „Die Komposition des Bildes, sagt er, hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Teilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum (es ist vielleicht ein Stuhl?) getreten zu sein, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja, durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wiedergefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schoß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird.“

Außer Goethe haben sich zahlreiche Kunstkenner und Kunstschriftsteller mit den Externsteinen beschäftigt. „Die Komposition der Kreuzabnahme, so lautet eines dieser Urteile, ist durchdacht und mit Freiheit hingestellt; die Figuren mit dem Kreuze füllen den quadratischen Raum aufs beste; es ist nirgends eine Leere zu bemerken,



Kreuzabnahme.

selbst die Glaubensfahne, welche Gott der Vater (?) hält, dient dazu, um die Stelle ihm gegenüber symmetrisch zu füllen. Namentlich sind die Gewänder zu loben. Sie sind mit gutem Verständnis der darunter liegenden Formen in große einfache Falten gelegt. Die Ausführung derselben ist genau, ohne ängstlich zu sein. Die langen Gewänder der Maria, so wie der gefältete Leibrock des auf dem Stuhle stehenden Mannes (Joseph von Arimathia), zeugen von einem wahrhaft feinen Kunstsinn. — Die Größe der Figur Christi, die um ein ganz bedeutendes länger ist als die der übrigen Gestalten, hat man nicht ganz mit Unrecht getadelt. Man mag immerhin

zur Entschuldigung des Künstlers vorbringen, er habe nur durch die Größe den Gottmenschen noch im Tode hervorheben können, so ist diese Hervorhebung doch eine gar zu stark accentuierte geworden, die das Verhältnis stört; überhaupt sind die Figuren ein wenig zu lang und hager ausgefallen — aber das lag ja einmal in dem charakteristischen Stile der mittelaltrigen Kunst.“ —

In demselben Felsen, an welchem sich das besprochene Bild befindet, ist eine kleine dunkle Kapelle angebracht. Sie bildet ein längliches Rechteck von 11 Meter Länge und $3^2/_3$ Meter Breite; die Höhe beträgt $3^1/_2$ Meter; sie hat drei Eingänge; neben einem derselben steht unter behauenem Felsenüberhange eine aus der Felswand halbhervortretende Steingestalt von Lebensgröße; in der rechten Hand hält sie einen gewaltigen Schlüssel, der sie als den Apostel Petrus bezeichnet. Die Linke scheint sich auf ein Schwert gestützt zu haben, sie ist aber verstümmelt. — Auf der Spitze des zweiten Felsens ist oben in schwindelnder Höhe eine zweite Kapelle ausgehauen, deren Grundfläche etwa 22 Meter vom Boden entfernt ist. Letztere bildet ein längliches Rechteck von etwa 6 Meter Länge und 3—6 Meter Breite. Die ganze Architektur sowohl dieser als auch der untern Kapelle gehört dem byzantinischen oder neugriechischen Baustile an, welcher vom Anfange des 11. Jahrhunderts bis in das erste Viertel des dreizehnten bei uns der allein herrschende war. Hält man die Rundbogen der Kapelle mit dem ganzen hervortretenden Gepräge der Bildnerei zusammen, so sieht man sich genötigt, das 12. Jahrhundert als Entstehungszeit dieser Werke anzunehmen. Wir haben aber auch einen ganz bestimmten Anhaltspunkt, um die Zeit der Entstehung angeben zu können, nämlich eine in der unteren Kapelle befindliche Inschrift, welche zu lesen ist:

Anno ab incarnatione Domini M.C.X.V. die IIII. Kalendas dedicavit sanctae cruci templum hoc Heinricus episcopus Partarprunnensis.

Die Kapelle ist also 1115 eingeweiht, und so ist anzunehmen, daß die Arbeiten an den Extersteinen in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts begonnen sind. —

Sehen wir uns nun nach dem um, was man über die Geschichte der Extersteine erforscht und festgestellt hat. Vielleicht bedeutet ihr Name nichts Anderes und nichts Tiefsinnigeres als einfach Elstersteine (»rupes picarum«, wie Piderit schreibt), denn „Jäkster“ oder „Äckster“ ist in ganz Westfalen der Name für Elster, und wie man Falken-Eulen-Raben-Steine hat, kann man sich auch die Wortbildung Elstersteine gefallen lassen. Für den Geographen am annehmbarsten ist die Erklärung, die hergeleitet wird von Egge = Bergrücken; Eggegebirge heißt der benachbarte Höhenzug, Exter- oder Externsteine sind demnach die auffallenden Felsgebilde des Eggegebirges. So hat auch schon Clostermeyer den Namen gedeutet. Am verfehltesten scheint uns die Erklärung

Jakob Grimms: „In den Urkunden, sagt er, steht Agisterstein, Egesterenstein. Für den vielgedeuteten Namen läge doch nichts näher als das althochdeutsche und gewiß auch altsächsische êgester, egesteren: ehegestern, vorgestern — was dem gestern vorausgeht, bezeichnet lange Vergangenheit — es sind Felsen, nicht von heute, auch nicht von gestern, sondern von vorgestern, aus grauem Altertume.“ —

Aus dem Jahre 1093 stammt die erste geschichtliche Kunde, welche uns über die Externsteine erhalten ist. Damals gehörte die Gegend umher mit den Felsen einem Adalingsgeschlechte; es sind uns die Namen Imico und Erpho, des Imico Sohn, aufbewahrt. Imico starb, sein Sohn folgte ihm, ohne Nachkommen zu hinterlassen, und nun verkaufte Imicos Witwe, Ida, mit Einwilligung ihrer Tochter Witsuit dem Abte des Klosters Abdinghof zu Paderborn, Gumbert, für 14 Mark Silber und andere Zugaben Imikos früheres Besitztum. Der Bischof Heinrich II. von Paderborn bestätigte diesen Kauf und stellte darüber eine Urkunde aus, welche diese Thatsachen enthält und uns durch den Jesuiten Schaten in dessen Jahrbüchern erhalten ist. Die Externsteine kamen also an die fleißigen, für die Kultur, den Ackerbau und die Versittlichung Deutschlands überall so thätigen Benediktiner-Mönche, die auf den meisten ihrer Besitzungen mit dem Baue von Kirchen oder Kapellen begannen, wobei sie gewöhnlich selber den Hammer und den Meißel führten; und so haben wir ganz einfach die Baumeister wie die Bildhauer, die den Externsteinen ihre jetzige Gestalt und ihren Schmuck gaben, unter den Benediktinern von Abdinghof zu suchen. Diese sorgten denn auch für die Abwartung des Gottesdienstes in dem dem heiligen Kreuze gewidmeten Steinkirchlein; sie stifteten später in dem Städtchen Horn eine Pfründe, deren Inhaber die Messe in der Felsenkapelle las, und den zahlreichen Wallfahrern, welche dahin zogen, die Sakramente reichte. Später siedelten sich Klausner oder Eremiten dort an — vielleicht in der unteren Kapelle, die seit Ausführung der oberen nicht mehr für den Gottesdienst nötig war. Sie wohnten bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts dort. Der evangelische Glaube aber, welcher im ganzen Lippeschen Lande Fuß faßte, machte der Andacht an den Externsteinen ein Ende, und endlich zog Graf Simon von der Lippe als Landesherr das Beneficium an den Externsteinen ein — unter dem Vorwande, wie man erzählt, daß die Klausner wie Räuber und Diebe gehaust, nachdem ihnen der Unterhalt entzogen worden. — Die Güter wurden dann der Schule zu Horn zugewiesen.

Im Jahre 1654 wurde der Großherzog Ferdinand von Toskana auf den Gedanken gebracht, die Externsteine durch Kauf zu erstehen. Die Verhandlungen mit der gräflich Lippeschen Regierung wurden durch einen Paderborner Domherrn und durch den Landdrosten Levin Moritz von Donop geführt. Von seiten des Großherzogs

wurden 60,000 Kronen für die Steine geboten; Lippescher Seits wurden aber die Verhandlungen abgebrochen, wahrscheinlich, weil man die Wiedereinführung katholischen Gottesdienstes fürchtete, wenn man einem katholischen Fürsten den Platz einräumte.

Bald nach jenen Verhandlungen ließ der Graf Hermann Adolf zur Lippe bei den Externsteinen ein Jagdhaus erbauen und verschiedene andere Arbeiten vornehmen; in der Nähe des Hauptfelsens errichtete er einen Turm mit einer Treppe; vor den drei ersten Felsen umgab er einen Platz mit einer Mauer. Nach seinem Tode 1666 verfielen diese Bauten wieder, das Jagdhaus wurde endlich abgebrochen und ein Wirtshaus an seiner Stelle errichtet, da, wo ein neueres jetzt die Wanderer, welche von den benachbarten Badeorten aus die große Merkwürdigkeit des Teutoburger Waldes besuchen, mit guten Erfrischungen labt.

In der alten Kapelle aber mußte eine Zeit hindurch ein Förster mit seiner Familie wohnen, der natürlich, was ihm von der alten Einrichtung hinderlich war, beseitigte. Noch größer war die Zerstörung, als im Jahre 1756 ein fürstlicher Beamter in Horn die Erlaubnis erhielt, von dem verfallenen Mauerwerk an den Externsteinen sich die Steine zum Neubau eines Hauses zu holen. Was noch von Hermann Adolfs Anlagen übrig war, wurde niedergerissen — wer weiß, wie viel von den alten Kunstarbeiten dabei zerstört ist!

Erst die Fürstin Pauline zur Lippe wandte im Anfange dieses Jahrhunderts neue Aufmerksamkeit den Externsteinen zu. Sie ließ rund umher aufräumen und dann an dem Felsen, der die Grotte enthält, 43 Stufen anbringen, auf denen man eine aus früherer Zeit stammende höher liegende Treppe von 45 in den Stein gehauenen Stufen erreichte, so daß nun der Gipfel zugänglich wurde. Dieser Gipfel, welcher einen Raum von etwa 7 Meter Länge und 3 Meter Breite bietet, wurde mit einer Art Steingeländе umgeben, mit steinernen Bänken und Tisch versehen. Von dem dritten Felsen, an dem sich ebenfalls schon eine Treppe befand, wurde eine Brücke nach dem zweiten hinübergeschlagen. Die Kunststraße, welche zwischen zwei der Felsen hindurchführt, wurde 1815 vollendet. Einige parkartige Anlagen umher kamen dann hinzu, dem Ganzen eine würdigere Umgebung zu schaffen.

Man hat vielfach den Externsteinen eine Bedeutung als Tempel und Opferplatz schon in vorchristlicher Zeit zugeschrieben. Wir enthalten uns jedoch, auf diese Ansicht, bei der man ohnehin über Vermutungen nicht hinauskommt, einzugehen, und verweisen darüber auf die ziemlich reichliche Literatur, welche sich mit den Externsteinen beschäftigt.*)

* Namentlich das Werk von Giefers: Die Externsteine im Fürstentum Lippe-Detmold, Paderborn 1851, neue Auflage 1867, dem wir hier gefolgt sind. Vgl. auch Thorbecke: Die Externsteine.

Nur noch eine Sage von den Externsteinen wollen wir erzählen. Sie lautet: Der Teufel hat einmal in alter Zeit, als die Andacht an den Externsteinen noch im Schwange war, die Felsen einstürzen wollen und hat sich deshalb mit aller Macht gegen sie gestemmt, hat sie aber doch nicht umwerfen können; so mächtig aber hat er dagegen gedrängt, daß sich sein Rücken, wie man noch sehen kann, tief in den Stein gedrückt, auch die lichte Lohe dabei herausgefahren ist und ihren Brandfleck an den Felsen hinterlassen hat. Jetzt indes ist dieser nicht mehr zu sehen, da er von Erde und Buschwerk bedeckt ist.

Von dem großen Steine, der hart über der Heerstraße hängt, sagt man, er werde einst herabstürzen und eine Lippesche Fürstin zerschmettern. Nach Gisbert Frhrn. Vinckes gelungener Bearbeitung der Sage hat den Stein der Teufel in seiner Wut über den christlichen Gottesdienst an den Externsteinen dahin geschleudert.*)

Vor den Augen des Wanderers, welcher sich von den Externsteinen weiter in die Osnegge vertieft, erhebt sich auf einer der Bergkuppen ein mächtiges, hochragendes Denkmal unserer deutschen Heldenzeit — jener Zeit, als auf dem Boden der roten Erde die deutsche Geschichte ihre Taufe mit Strömen Römerblutes erhielt — und leuchtet ihm weit in die Ferne entgegen. Auf der Grotenburg, einer der Berge in der Nähe Detmolds, steht nun seit 1875 das Hermannsdenkmal zu Ehren jenes Cheruskerherzogs Arminius, der als Führer großer und zahlreicher Germanenstämme die römischen Legionen in den waldreichen Schluchten der Osnegge oder des Teutoburger Waldes im Jahre 9 nach Christus vernichtete.

Diesem Helden, dessen Gestalt in den Überlieferungen seines Volkes sich so übermenschlich groß bildete, da sie in die unbestimmten Umrisse unserer grauesten Urgeschichte hineinragt, ein Denkmal zu errichten, war der Lebensgedanke eines süddeutschen Bildhauers, Ernst von Bandel. In seinen Jünglingsjahren, 1819, hat er den Entwurf zuerst gezeichnet. Als er 1839 zum erstenmale den Teutoburger Wald durchwanderte, wählte er auf der Grotenburg den Platz für das Denkmal. Unter großer Feierlichkeit wurde 1841 der Grundstein des turmartigen Unterbaues gelegt, 1846 der letzte Stein eingesetzt; der gewaltige Sockel der Bildsäule, 30 Meter hoch, war vollendet. Aber die Ungunst der Zeit trat der Ausführung und Errichtung der ehernen Bildsäule des Befreiers von Deutschland hindernd entgegen. Die Julirevolution und die Strömung im jungen Deutschland führte nicht zur Erhöhung eines gesunden und tüchtigen Nationalgefühls, ja der Mann, der am Thore der deutschen Geschichte steht, erschien als eine „austrogotische" Figur; der Gedanke, ihn

* Sagen und Bilder aus Westfalen, Hamm 1857.

zu verherrlichen, wurde als romantische Grille lächerlich gemacht. Heute, Gott Lob, stehen wir auf andern Standpunkten — heute

wo zum eignen Geist
Das ganze Volk in seinem Drang sich wendet
Und huldigend in schöner Treue preist,
Was Großes in ihm selber sich vollendet —
Nicht knieend mehr vor fremder Götter Bilde,
Nicht fremder Größe träumend unterthan —

heute wallt unser deutsches Volk jahraus jahrein zum „Hermann“ auf der Grotenburg nicht minder als zur hehren „Germania“ auf dem Niederwald und freut sich der großen Zeit, die es hat mitschaffen, miterleben können.

Nach dem großen Kriege von 1870, nach der Wiederherstellung des deutschen Reiches bewilligten Kaiser und Reichstag die Mittel zur Errichtung des Standbildes. Mit jugendlichem Eifer arbeitete der greise Künstler, und es war ihm vergönnt, selbst das Denkmal dem deutschen Volke zu übergeben. In der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm I. und seines Nachfolgers, des Kaisers Friedrich, des Fürsten Leopold zur Lippe und vieler anderer deutschen Fürsten mit glänzendem Gefolge inmitten einer unzählbaren Volksmenge fand am sonnigen 16. August 1875 die feierliche Übergabe statt. Die aus Kupferplatten hergestellte Bildsäule, die den Helden in kriegerischer Stellung mit erhobenem Schwerte gen Westen gerichtet, darstellt, ist bis zur Schwertspitze 28 Meter hoch. Zu Füßen derselben auf den Zinnen des Unterbaues bietet eine Galerie die erhabenste Rundschau über das weite Berg- und Hügelland, wo ehedem die römischen Legionen hin und herzogen, um ihre Herrschaft zu festigen, bis die Cherusker und Bructerer sie mit kräftiger Faust über den Rhein wiesen. Hier schaut man von den südlichen Höhen des Osning bis zur Porta Westfalica und dem Wiehengebirge; von hier wird man in künftigen Tagen das Denkmal Kaiser Wilhelms auf dem Wittekindsberge begrüßen können. Von hier überblickt man die von Hügelketten durchsetzte reiche Ebene mit den lieblichen Städten Detmold, Lage, Lemgo, Herford, Bielefeld und die großen Heerstraßen, welche nach Westen an Bielefeld vorbei und durch die Dörenschlucht in die weite Senne und ins Münsterland hineinführen. — Der ganze Unterbau mit Sockel und Erzbild hat eine Höhe von über 60 Meter.

Uns bleibt noch übrig, auf die mittelalterliche Vergangenheit des Fürstentums Lippe zurückzublicken. Die Herrscher dieses kleinen blühenden Landes, voll einer dicht gedrängten betriebsamen Bevölkerung, stammen von einer edlen Familie her, die unter Kaiser Lothar dem Sachsen als an der Lippe begütert genannt wird; deshalb heißen sie Jungherrn oder edle Herrn „tho der Lippe“. Ihr ältester Sitz soll Lipperode,

ein Ort jenseits des Osnings an der oberen Lippe gewesen sein, und Lippstadt ihnen seine Entstehung verdanken. Die Herrschaft diesseits des Osnings, das Fürstentum Lippe erhielten sie als ein Lehn der Paderbornischen Kirche im zwölften Jahrhundert, in welchem der Stammvater der jetzigen beiden Linien, der Fürsten von Lippe-Detmold und der von Lippe-Bückeburg, Bernard II., auftritt. Nach ihm war das Geschlecht besonders reich an Gliedern, die sich dem Dienste der Kirche widmeten; man zählt zwei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, sechs Dompröpste, einen Kreuzritter darunter in einem Zeitraum von 150 Jahren. Diese kirchliche Richtung mochte der Ahnherr Bernard selbst seiner Familie gegeben haben, ein Mann, der ein so ereignis- und thatenreiches Leben führte, daß man ihn den Lippeschen Odysseus genannt hat, und in ihm den Vorwurf zu einem epischen Gedichte sehen konnte. Der Verfasser desselben hieß Justinus und verdankte seine Erziehung wie seine Stiftspfründe zu Höxter einem Gliede der Lippeschen Dynastenfamilie; aus Dankbarkeit dafür scheint er den Ahnherrn derselben besungen zu haben, wie auch Dankbarkeit gegen einen spätern Bernard eine Übersetzung des Gedichts durch die Stiftsjungfrauen zu Lippstadt veranlaßte. Es ist nämlich in lateinischer Sprache in regelrechtem elegischen Versmaße geschrieben und erzählt, wie der Graf Bernard, anfangs dem geistlichen Stande gewidmet, durch den Tod eines ältern Bruders zur Regierung berufen, sich in allem ritterlichen Werke ausgezeichnet, dann von Feinden aus dem Lande getrieben, durch eine List sich wieder zu seinem Rechte verholfen habe: er habe nämlich das Landvolk aufgeboten und sei damit wieder in seine Grenzen eingezogen, nachdem er den Bauern befohlen, ihre Pflugscharen und eisernen Ackergeräte glänzend blank zu scheuern und wie ritterliche Waffen zu erheben. Als nun seiner Feinde Späher von den besetzten Warten herab ihn anrücken sahen, glaubten sie, ein Heer gerüsteter Ritter ziehe heran, und alles begab sich in panischem Schrecken auf die Flucht. So erhielt Graf Bernard sein Land wieder. Er zieht darauf zum Reichstag, was seinem Sänger Veranlassung zu dem schönsten Gesange giebt, welcher die Pracht des kaiserlichen Hoflagers, den Reichtum und die Tugenden der Großen des Reichs, den Prunk und den Glanz ihrer Gezelte, ihrer Mahlzeiten, ihrer Gewänder beschreibt. Vor dem versammelten Hofe erscheint Graf Bernard in würdigstem Aufzuge: Justinus läßt vor ihm die Hörner tönen, die Lauten erklingen, die Flöten lispeln und die Pauken schlagen, daß alle ob der Herrlichkeit staunen. Der Kaiser forscht, wer und von wannen die Kommenden seien, und heißt sie sich setzen; sie aber werfen ihre reichgestickten Mäntel ab, um sich darauf niederzulassen. Nachdem nun die Reichsgeschäfte beendet sind und alle zum Fortgehen sich erheben, lassen Bernard und seine Begleiter ihre Mäntel am Boden liegen, und daran gemahnt, spricht Bernard: „Es ist nicht Sitte in unserm Lande,

daß ein ehrlicher Mann die Sessel mit sich forttrage, auf denen er saß." Durch solches ritterliches Gehaben erwirbt er sich bald die Gunst des Kaisers und erhält von ihm, was er am Hofe suchte, die Erlaubnis, eine neue Burg in seinem Lande erbauen zu dürfen. Da errichtet er an der Lippe die Burg gleichen Namens.

Eine harte Krankheit raubt ihm nicht lange nachher den Gebrauch seiner Glieder, aber er läßt sich in einem Tragsessel umhertragen, um so bei den Kämpfen in seinen Fehden gegenwärtig zu sein. Doch erinnern ihn seine Leiden an seine frühere Bestimmung für den Dienst Gottes und der Kirche; deshalb entsagt er der irdischen Hoheit und der Herrschaft, die er seinem Sohne Hermann anvertraut, trennt sich von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Are, und von seinen elf Kindern, um sich in den Orden der Cistercienser zu begeben und ein Mönch in der Abtei Marienfeld im Münsterlande zu werden. Aber hier das stolze Ritterhaupt kahl geschoren unter die Klostergesetze drücken zu müssen und die rauhe Kutte statt des goldgestickten Sammets zu tragen, dünkt ihm bald nicht Bußübung genug; er will auch noch um seines Erlösers willen aus dem Vaterlande verbannt sein und läßt sich nach Dünamünde versetzen, wo die Mönche ihn jedoch zum Abte erwählen.

Auch in Dünamünde läßt es den Lippeschen Odysseus nicht lange ruhen; bald sieht ihn der römische Pontifex zu seinen Füßen knieen, um die Erlaubnis des heiligen Vaters auszuwirken, das Kreuz gegen die heidnischen Livländer predigen zu dürfen; denn er hatte in seiner neuen Heimat, am baltischen Meere, von den harten Verfolgungen vernommen, welche über die Christen in Livland gebracht seien. Die Bitte wird ihm gewährt und er selbst wird zum Bischofe von Semgallen ernannt; sein zweiter Sohn, Otto, der schon Bischof von Utrecht ist, während sein ältester Sohn Gerhard den erzbischöflichen Stuhl der Domkirche zu Bremen inne hat, weiht den Vater dazu mit dem heiligen Öle ein, und setzt ihm die Inful auf die hohe, von lichter Begeisterung glühende, auf die väterliche Stirn! Ein rührendes Bild, das uns Justinus entrollt! Wie lebendig dieser Bischof von Utrecht vor uns steht, der seinem eignen Vater die Mitra auf das geliebte, teure Haupt setzt! Man sieht sie vor dem Hochaltare ihrer Kathedrale, die beiden Männer, wie die hohe, von ihren Jahren ungebeugte Gestalt des Vaters vor dem Sohne kniet, wie er in frommer Andacht und voll Ehrfurcht vor der höheren Würde des schon Gesalbten zu ihm aufblickt, ein Haupt mit heldenkräftigen und doch weichen Zügen, denen eine Idee voll unendlicher Begeisterungsmacht ihr flammendes Siegel aufgeprägt hat, daß es aussieht, als ob der goldene Hintergrund, welchen das Gewand seines Sohnes bildet, der Heiligenschein sein müsse, der in voller Glorie um dies Haupt loht! Man sieht den Sohn, wie seine Hände zittern, in denen er die Inful hält, wie der edelsteinblitzende Hirtenstab

ihm an die Brust zurückgefallen ist, wie Thränen sein blühendes Gesicht netzen, als nun in triumphesfreudigen Klängen das erhebende Tedeum durch die Gewölbe der Kathedrale schwillt! — Es war ein glücklicher Mann, dieser Bischof Otto von Utrecht! glücklicher vielleicht als ein Kaiser, der seiner Geliebten das Diadem durch die Locken schlingen kann! — — — Der Bischof Bernard predigte nun das Kreuz, sammelte Ritter, Waffen und Rosse und stritt siegreich zu Gottes Ehre gegen die Heiden: alt und lebenssatt legte er sich zu Lehal in Livland endlich zum Sterben hin und hauchte seine Seele in Gottes Hände aus; seine Leiche ward nach Dünamünde gebracht und harrt dort einer fröhlichen Auferstehung.* —

Die folgenden Herren zu der Lippe waren besonders glücklich in ihren Heiraten, welche ihnen, wenn auch bestritten, den Besitz der Herrschaft Rheda, eines Teils der Grafschaft Schwalenberg, der Herrschaft Stoppelberg und die beiden Grafschaften Pyrmont und Spiegelberg verschafften; unglückliche Fehden brachten sie jedoch um fast alle diese Erwerbungen wieder. Doch hatte Bernard VI. das Glück, in einer Fehde mit Herzog Heinrich von Braunschweig, der ihn bekriegte, weil er auf seiner Burg Barenholz ungetreuen Vasallen des Herzogs Schutz gegeben hatte, diesen mächtigen Feind am Odernberge, den 19. Nov. 1404, aufs Haupt zu schlagen und den Herzog selbst gefangen zu bekommen. Dieser wurde in das feste Bergschloß auf dem Falkenberge, einer der Höhen des Osnings, eingesperrt, und zwar in so harter Haft, daß er den Gebrauch seiner Glieder dadurch verlor: »anno domini 1404, sagt eine alte Chronik, do wart Hinrick van Luneborch gefangen van Her Bernde van der Lippe unde wart gefort up den Valkenberg, dar helt en de Here strenglicken ein jar umb, dat he na up Krücken moste gan, do he los wart.“ Diese grausame Behandlung mag die Gemahlin des Gefangenen bewogen haben, persönlich bei dem Sieger um die Befreiung des Herzogs zu flehen, ein Schritt, welcher der Geschichte unbekannt, aber von dem folgenden Volksliede verherrlicht ist:

Ick sag minen Heren van Falkensteen
To siner Borg op rieden,
En Schild förte he beneven sik her,
Blank Schwerd an siner Sieden.

„God gröte ju Heren van Falkensteen;
„Sy ji des Lands en Here?
„Ei so gebet mek weder den Gefang'nen min,
„Um aller Jungfrou'n Ere!

De Gefangene, den ik gefangen hebb',
De is mi worden suer,
De liegt tom Falkensteen in dem Thoorn,
Darin sal he vervulen.

„Sal he dan tom Falkensteen in dem Thoorn,
„Sal he darin vervulen?
„Ei so wil ik wal jegen de Müren treen,
„Und helpen Leeffen truren.

* Vergl. Dr. A. Hechelmann, Bernard II., Edelherr zur Lippe. Münster 1866, wo das Thatsächliche ermittelt und klar gestellt ist.

Und as se wal jegen de Müren trat,
Hört se sien Leefken d'rinne.
„Sal ik ju helpen? dat ik nig kan,
„Dat nimt mi Wit un Sinne.

Na Hus, na Hus, mine Jungfroue zart,
Un tröst jue arme Weysen.
Nemt ju ob dat Jar enen andern Man,
De ju kan helpen truren.

„Nem ik op dat Jar enen andern Man,
„By eme möst ik slapen.
„So leet ik dan ok jo min Truren nig,
„Slög he mine arme Weysen.

„Ei so wolt ik, dat ik enen Zelter hedd,
„Un alle Jungfrou'n rieden,
„So wolt ik met Heren van Falkensteen,
„Um min sien Leefken strieden.

Oh ne, oh ne, mine Jungfroue zart;
Des möst ik dregen Schande,
Nemt ji ju Leefken wal by de Hand,
Trekt ju met ut' dem Lande.

„Ut dinem Lande trek ik so nig,
„Du gifst mi dan en Schriven,
„Wenn ik nu komme in fremde Land,
„Dat ik darin kan bliven. —

As se wal in en grot Hede kam
Wal lude ward se singen:
„Nu kan ik den Heren van Falkensteen
„Met minen Worden twingen.

„Do ik dit nu nig hene segen kan,
„Do wil ik doen hen schrifen,
„Dat ik den Heren van Falkensteen
„Met minen Worden kont twingen.

Die Befreiung des Herzogs wurde jedoch seiner Gemahlin nicht so leicht, wie es das Lied angiebt; erst im Juni 1405 wurde er gegen das Versprechen eines Lösegeldes von 100 000 rheinischen Goldgulden und nach Stellung von zwei Landesherrn und 26 Rittern als Bürgen, nachdem er eidlich die Urfehde gelobt, seiner Haft entlassen von dem „Herrn von Falkenstein", der in der Volksromanze so edelmütig ist. Aber wieder in seine Burgen heimgekehrt und unter seinen Baronen, scheint der Vertrag sich ihm in ganz anderem Lichte gezeigt zu haben wie damals, als er noch in der engen Fürstenkammer auf dem Falkenberge saß, die man noch im vorigen Jahrhundert unter den Ruinen des Schlosses zeigte, das überhaupt bewies, mit welch einfachen, von aller Bequemlichkeit entblößten Räumen die Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts sich zu begnügen wußten. Genug, de Hertoghe Hinrick, de toch to Rome unde leyt sick von dem eyd absolveren unde toch in des greven van der Lippe Land unde brende reyn aff dat do was, da wart nich vele gerovet. Zudem wurde die Reichsacht über Bernard VI. und seinen Sohn Simon, die edlen Herren zur Lippe verhängt; ganz Westfalen und Niedersachsen stand gegen sie auf und ihr Gebiet wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Nur der Kurfürst Friedrich von Köln, der Großohm der Gemahlin Bernards, einer Gräfin von Moers, verwandte sich für sie, und so gelang es ihnen endlich, dem völligen Untergange und der verdienten Strafe für die unritterlich grausame Behandlung ihres Gefangenen durch Vergleichsverträge zu entgehen.



Schloß Brake.

Bernard VII., der kriegerische († 1511), verkaufte die schon früher verpfändete Hälfte von Lippstadt an den Herzog von Cleve, wodurch dieser Gebietsteil an Preußen, den Erben der clevischen Lande, gekommen ist. Unter ihm verwandelte der Böhmerkrieg das Land in eine Einöde, 60000 raublustige wilde Böhmen, welche der Erzbischof von Köln, Graf Dietrich von Moers, als Hülfstruppen in seiner Fehde mit der Stadt Soest brauchte, fielen von Höxter her im Jahre 1447 in das Land ein; denn Bernard VII. war der Bundesgenosse des Herzogs von Cleve, in dessen Schutz sich die angegriffene Reichsstadt während dieser berühmten „Soester Fehde" gestellt hatte. Der damals erst 18jährige Edelherr zur Lippe mußte bei diesem Einfalle in eine Tonne verschlossen zu Schiffe sich die Weser hinunter retten, bis ihn schützend die Schauenburg in ihren Mauern aufnahm.

Die alten Edelherrn zur Lippe saßen auf ihren Burgen zu Lipperode, Bornholte, Blomberg und namentlich Brake, einem jetzt sehr verfallenen und wüsten, großen Burgbau aus dem 16. Jahrhundert, der in der unmittelbaren Nähe der ersten Stadt des Landes, des alten Lemgo liegt, das, einst der Hansa angehörend, in seinen Bauwerken Zeugnisse früherer größerer Bedeutung aufweist — in seinen mittelalterlichen Giebeln und in seinen Kirchen, von denen die Nikolai- und die Marienkirche hervorragend sind. Jene stammt aus der Übergangszeit, ist durch Zusatzbauten im 13. und 15. Jahrhundert erweitert und zeigt ein sehr reiches Nordportal. Die Marienkirche ist eine frühgotische Hallenkirche mit Chorfenstern voll

DIE WEWELSBURG.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn







Nikolaikirche zu Lemgo.

schönen Maßwerks und Denkmälern eines Lippeschen Grafenpaares. Daneben ist das Rathaus zu Lemgo beachtenswert. Es ist ein spätgotischer Bau mit Anbauten aus der Renaissance-Zeit — einer der Giebel zeigt die Jahreszahl 1589. Auch einen „Fürstenhof“ hat Lemgo; doch nicht hierher, sondern nach Detmold verlegten die Edelherrn von der Lippe im 16. Jahrhundert, in welchem sie auch den Grafentitel annahmen, ihren stehenden Wohnsitz, als die Bedürfnisse einer neuartig gestalteten

Regierung sie zwangen, ihren Sitz aus einer ländlichen Burg in einen größeren Ort zu verlegen. In diesem Detmold — Thietmelle wird es von dem alten Geschichtsschreiber genannt, welcher berichtet, daß hier Karl der Große einen großen Sieg über die Sachsen erfochten, der, durch eine zweite Schlacht an der Hase im Osnabrückschen vervollständigt, im Jahre 783 die Unterjochung Westfalens entschied — haben sie sich vornehme und behagliche Wohnsitze geschaffen. Das Residenzschloß, aus vier Flügeln bestehend, die einen inneren Hof umgeben, gehört mit seiner Schloßkapelle, dem Ahnensaal, der Waffenkammer und den „Königszimmern" zu den schönsten Palästen der kleinen deutschen Residenzen. Ein Marstall, ausgezeichnet durch Sauberkeit und Ordnung, schließt sich an den Schloßplatz. Auch das fürstliche Palais — die alte Friedamadolfsburg — ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert und in neuer Zeit ausgebaut, bietet mit seinem geschmackvoll angelegten Garten einen vornehm-behaglichen Fürstensitz. Ein neues naturwissenschaftliches Museum ist seit 1835 eingerichtet worden. Durch Mitglieder des fürstlichen Hauses und die Thätigkeit zweier Gelehrten, der Herren Dr. Werth, haben die verschiedenen Sammlungen dieses Museums eine bedeutende Reichhaltigkeit gewonnen. So scheiden wir ohne viel Bilder, doch nicht ohne Erinnerungen mit fortzutragen, aus der reizend freundlichen kleinen Stadt — Erinnerungen an Grabbe, den „lapidarischen Dramatiker", der hier 1801 geboren wurde, an die treffliche Fürstin und Regentin Pauline zur Lippe, welche 1820 hier starb. Grabbes Sterbehaus und Freiligraths Geburtshaus liegen nebeneinander auf der Wehmstraße; beide sind durch eine Tafel gekennzeichnet.

Die schönsten Ausflüge, die man von Detmold aus machen kann, sind die zum Falkenberge, auf die Grotenburg oder den Teut, und der, welcher diesen Berg zur Linken lassend, durch die Schlucht, welche er mit seinem westlichen Nachbar bildet, dann links um die Grotenburg herum, immer durch die herrlichsten Buchenwaldungen und Eichenhaine, zum Petri-Stieg führt, wo eine schöne, weit gedehnte Aussicht sich bietet auf ein reich bevölkertes und bebautes Land, dem nur die Windungen und Gestade eines großen silberwogigen Stromes fehlen, um sich kühn berühmteren Aussichten unseres Vaterlandes an die Seite stellen zu dürfen. Zunächst im Thale unten liegt das Dorf Heiligenkirchen, das aus seinem grünen Laube mit den roten Ziegeldächern, dem hohen Turme und der malerischen alten Kirche freundlich hervorschaut; das schattige Thal der „Berlebecke" führt unten von Detmold her zu diesem reizend gelegenen Orte, der, einer der ältesten im ganzen Ländchen, schon 1036 in einer Urkunde vorkommt; ja Karl der Große selbst soll die Kirche den Heiligen gestiftet haben, welche ihm zu seinem Siege über die Sachsen bei Thietmelle beistanden. Erst in neuer Zeit ist dieser Teil des Osning, der Lippesche Wald, mit seinen landschaftlichen

Schönheiten der großen Welt bekannter geworden, besonders seit nach Errichtung des Hermannsdenkmals aus den benachbarten Gebieten in schönen Sommertagen Scharen naturliebender Wanderer die schönen Wälder und Berge durchstreifen. Denen folgen nun auch die Maler, welche schon seit mehreren Jahren manche treffliche Schilderei aus der dunklen Waldlandschaft und der hellen sonnigen Bergfläche auf den Kunstmarkt gebracht haben. Unter den zahlreichen wildromantischen Landschaften unserer Kunstausstellungen berühren die Darstellungen des stillen westfälischen Bergwaldes besonders angenehm. —

Eine weit anstrengendere Unternehmung, eine ziemlich kühne Wanderung ist die, welche uns weiter führen soll; es gilt nämlich nichts Geringeres, als die erste beste der Höhen des Osning zu erklimmen, welche das Thal von Detmold gegen die Stürme des Südwests beschirmen und dort oben von Kuppe zu Kuppe, durch Schlucht und Hain und Busch und Stein einen Weg uns zu brechen, immer dem Zuge gen Nordwesten nach, welchem die Berge folgen. So gelangen wir zu einer unsrer merkwürdigsten „Hünenburgen," den Wällen auf dem Tönsberg, hinter denen die Sachsen sich hielten in der Schlacht bei Thietmelle. Sie ist mühsam, die Reise, aber oben auf der Höhe winkt der Lohn, der Blick in die weiteste Ferne. Seht ihr es daliegen, das bunte Panorama, mit Wies' und Wald und Berg und Burg, mit Turm und Thor? Gen Süden dehnt, einst von ihren wilden Rossen durchflogen, die Senne sich aus, eine unendliche Ebene, sandig, wenig bebaut, mit einzelnen Dörfern und Höfen, welche der Eichenhain oder die Tannengruppe birgt. Nur gegen Südwesten hin erspäht ihr weitgedehnte Waldungen; sie hegen das alte Schloß der Grafen von Rietberg, die Holte, mit ihren neu aufgebauten Türmchen und Giebeln.



Rathaus zu Lemgo.

Im Süden am Rande der Senne erblicken wir die Türme von Paderborn und darüber emporragend die blauen, wolkengleichen Höhen der süder-

ländischen Gebirge: links begrenzt die Egge mit ihren waldigen Kuppen die Aussicht, rechts sieht man in eine endlose Ebene hinein und darin bei sehr heiterem Himmel die Türme von Münster. Wenden wir uns aber und blicken gen Ost und Nord, so fällt vor allen nebst Lemgo und dem links von seinem Sparrenberge halbversteckten Bielefeld, Herford ins Auge und ein Teil des Ravensberger Landes, in dem es die zweite Hauptstadt ist, „dat hilge Hervede,“ Sancta Herfordia. Wir müssen die Blicke für eine Zeitlang darauf haften lassen, schon seiner berühmten Frauenabtei wegen. An solchen Frauenstiftern war Westfalen einst auffallend reicher als an großen Männerprälaturen und Klöstern; vielleicht weil für fromme Gemüter unter den Männern die zahlreichen Domstifter ausreichten, oder auch weil in einem ohnehin schon wesentlich einsiedlerischen Volke das Bedürfnis, Freistätten für Männer, die fern der Welt der stillen Betrachtung oblagen, zu schaffen, nicht so groß war. Die türmereiche Stadt macht einen sehr freundlichen Eindruck mit ihrer hübschen, von der kleinen Werre durchflossenen, wiesenreichen Umgebung, welche außer von dem genannten Flüßchen auch noch von der Aa bewässert wird, die sich hier in die Werre ergießt. Die alte ehemalige Abtei mit ihrem großen Lehnsaal, der einst mit schönen Wandmalereien geschmückt war, liegt im Umkreise des ältesten Stadtteils, nahe bei dem Münster von St. Pusinna, einem merkwürdigen Gebäude, dessen Größe Urkunde giebt von der Macht und dem Reichtum der alten Stiftung. Das Münster gehört dem Zeitalter des Übergangs, teilweise einer noch früheren Zeit an und ist im wesentlichen romanischen Stils. In der Kirche auf dem großen Altar wurden einst die Äbtissinnen eingesetzt; bei dieser feierlichen Gelegenheit öffnete sich dann auch das große, sonst immer verschlossen bleibende Portal der Westseite. Für die Kunstgeschichte von Bedeutung sind die Verzierungen an den Knäufen der Pfeiler, welche die Gewölbe des Schiffs tragen; diese Verzierungen stellen die abenteuerlichsten, mitunter sehr unpassende Bildwerke und Verschlingungen dar. Bei der Erneuerung der Kirche im Jahre 1818 hat man leider auch die wiederentdeckten alten Wandmalereien neu übertüncht — die Tünche hat überhaupt in den letzten Jahrhunderten wahre Verheerungen in Westfalen angerichtet; in neuester Zeit deckt man in einer Unzahl von alten Kirchen Reste schöner Wandmalereien auf, so in Soest, Methler, Münster u. s. w. Die große Merkwürdigkeit der Herforder Stiftskirche ist aber der Taufstein mit seinen trefflichen Steinbildern in erhabener Arbeit aus dem 15. Jahrhundert.

Das nahe Abteigebäude dient jetzt zu einer Fabrikanlage. Einst beherbergte es eine Reihe von hochgeborenen Frauen, unter denen Namen von hoher geistiger Auszeichnung sind. Gestiftet um das Jahr 830 von einem frommen Manne, genannt Waltgerus, von dem man weiter nichts weiß, als daß er ein Enkel des Geheimschreibers (?)



Berlebeck.

König Wittekinds gewesen, von Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen reich beschenkt, bildete die Mitra von Herford bald ein Ziel des Ehrgeizes für die Töchter der erlauchtesten deutschen Fürstenhäuser. So ist schon 911 Mathildis, die Großmutter jener ausgezeichneten Frau, welche die Gemahlin Kaiser Heinrichs I. war, zu Herford Äbtissin. Die Mutter Ottos des Großen war ebenfalls lange in Herford. Aus dem vorvorigen Jahrhundert ist besonders der Äbtissin Elisabeth Louise von der Pfalz Erwähnung zu thun, einer der gelehrtesten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, die in öffentlichen Disputationen gegen berühmte Gelehrte in die Schranken trat. Sie war die Tochter des böhmischen Winterkönigs, geboren 1618, und früh schon mit solchem Eifer wissenschaftlichen Studien, insbesondere der Philosophie des Cartesius ergeben, daß sie alle Bewerbungen um ihre Hand, namentlich die des Polenkönigs Wladislaw IV., zurückwies, um sich ihren teuren Büchern nicht entziehen zu müssen. Seit 1667 Äbtissin, starb sie am 11. Februar 1680 in Herford.

Außerordentlich zu beklagen ist die Vernichtung der Malereien des erwähnten Lehnsaals in der Abtei. Die Äbtissin Elisabeth Louise von der Pfalz hatte sie 1669 erneuern lassen. Es ist noch eine Art gerichtlicher Urkunde im Archive der Abtei vorhanden, worin es heißt, daß die durchlauchtige Frau willens sei, den großen untersten Lehnsaal zu erneuern, und die „an der Wandt stehende abgemahlten alte

Bilder an Papsten und Römischen Kaisern, jedoch an ihrer Statur und Farben ohnverrückt, auch an ihren Schriften, Charakteren und abbreviationibus ungeändert, illuminiren und erneuern zu lassen.“ Besonders wird dann ein großes Wandgemälde hervorgehoben, Kaiser Karl IV. darstellend, wie er in Herford im Jahre 1377 eine Streitsache der Äbtissin Hildegundis mit dem Herzoge Albert von Sachsen-Lauenburg schlichtet: „in maaßen dasselbe an der Wandt des Sahls historischer Weise in Figuren abgebildet und die abgesprochene Sentenz von Worten zu Worten zusambt vollständigen historischen Bericht ergangener Geschichten beschrieben sich befindet.“ „Damit nun“, heißt es in der Urkunde weiter, „Niemandt in die Gedanken gerathen möchte, ob wollten Ihre Hochfürstliche Durchlaucht die von Alters her daselbst angemahlte Schrift u. s. w. als eine kundige fürnehme Antiquität verändern oder supprimiren, sondern daß sie dieselbe dem Kammerschreiber (des Stifts) handtreichen lassen, damit sie nach beschehener Illumination mit der erneuerten Schrift und Abbildungen könnte conferirt, auscultirt und darauf ratione concordantiae ein Instrumentum errichtet und solches in das Abtheiliche Archivum reponirt werden.“ Aus dem darauf folgenden Verzeichnisse sehen wir dann, daß Abbildungen vorhanden waren von Papst Gregor, Kaiser Konrad I., Papst Johann, Papst Nicolaus, dem Stifter Waltger, Kaiser Ludwig, Papst Adrian, Kaiser Arnulf, Papst Alexander; nähere Bezeichnungen dieser Namen mit den zu ihnen gehörenden Zahlen fehlen. Dann waren die Wappen der Äbtissinnen von 1404 bis 1649 da.

Diese ganze Pracht von Schildereien ist heute zerstört, wahrscheinlich durch die Äbtissin Johanna Charlotte, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts große bauliche Veränderungen vornehmen ließ. Die übrigen Gemälde, welche die Gemächer der Abtei schmückten und unter denen bedeutende Kunstleistungen gewesen zu sein scheinen, sind verschleudert und verkommen.

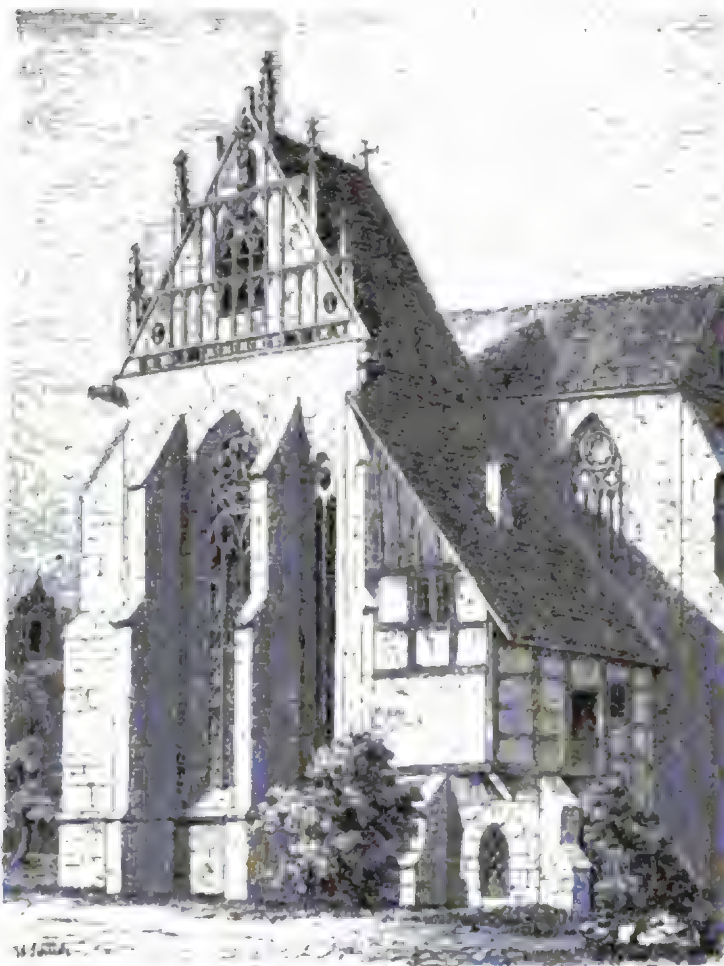
Es ist eine wirklich eigentümliche Erscheinung im Leben beinahe aller europäischen Kulturvölker, die doch sonst in steter Entwickelung vorschritten — dieses allgemeine, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eintretende Aufhören jeglichen Kunstgefühls und geschichtlichen Sinnes, das uns so unendliche Verluste an allen Arten von Kunstschätzen gekostet hat! Und dabei ist es seltsam, daß der Vandalismus gerade erst dann recht zu wüten begann, als der Geist der Gleichgültigkeit, der Verachtung der Werke der deutschen Vorzeit, welcher sich z. B. so naiv noch in dem Briefe Friedrichs des Großen an den Züricher Professor Müller über das Nibelungenlied ausspricht — als dieser Geist in unserer Litteratur durch die Anregungen, welche u. a. auch Goethe gegeben, schon längst überwunden war. Dieselbe Zeit, die den „Götz von Berlichingen“ hervorbrachte, die den „Just“ von Stromberg und

„Otto von Wittelsbach" zu ihren Lieblingsdramen zählte und bei der der Ritterroman eine so große Rolle spielte, bei der schon Shakespeare, seit Wieland, sich einzubürgern begonnen hatte — dieselbe Zeit wütet rücksichtslos gegen die überlieferten Denkmale ihrer nationalen Kunst! — Welcher Gegensatz!

Unsere Stadt hieß einst Herfordia sacra wegen der großen Anzahl ihrer Kirchen. Beachtenswert ist die Stiftskirche St. Johann und Dionys, welche die Kleinode enthält, die 1414 mit der Übertragung der Gebeine Wittekinds von Enger hierher gekommen sind. Darunter war auch die merkwürdige Schale aus grüngrauem, wie es scheint, Serpentinstein, eingefaßt mit stark vergoldetem Kupferrande, an dem die Worte stehen: »Munere tam claro ditat nos Africa raro.« Die Schale soll das Geschenk eines afrikanischen Königs Namens Visdai an Wittekind sein; auf der zu dieser Schale gehörenden Kapsel aus fremdartigem Holze stehen die Worte zu lesen: »Visdai de Africa rex.« Es ist eine Art sacro catino, eine Schale, von welcher man sicherlich einst glaubte, daß sie Gift nicht vertrüge, und die deshalb auch nach einer andern Sage von Karl dem Großen an Wittekind geschenkt sein soll, damit dieser des Frankenherrschers aufrichtige Gesinnung erkenne. Sie ist 1840 als Huldigungsgeschenk an den König nach Berlin gekommen und soll aus Agalmatholith gefertigt sein. In jüngster Zeit sind noch die andern kostbare Altertümer von Herford dem königlichen Kunstgewerbe-Museum in Berlin überwiesen. Dort sind die altertümlichen Kleinodien, mit denen die vorerwähnte Schale, der Trinkbecher Wittekinds, nach kurzer Trennung wieder vereinigt ist, im Lichthofe des neuen Gebäudes aufgestellt. Von diesem Kirchenschatz von Herford ist als das älteste und bemerkenswerteste zu erwähnen ein mit Goldblech überzogenes und mit kostbaren Steinen reich geziertes Taschen-Reliquiarium.*

Außerhalb der Stadt auf einer Höhe liegt dann noch die Stiftskirche zu St. Marien, eines der schönsten Denkmale des gotischen Stils in Westfalen, mit zierlichstem Laubwerk der Säulenkapitäle und trefflichen Glasmalereien. Zehn hochanstrebende Pfeiler tragen das stolzaufsteigende Gewölbe; das Ganze ist eine harmonische, wie aus einem Guß hervorgegangene Schöpfung mittelalterlicher Kunst aus der Zeit ihrer höchsten Blüte. Sie entstand durch ein hier um 1011 gegründetes Frauenstift, dessen Konventualinnen ebenfalls unter der Äbtissin von Herford standen. Die heil. Jungfrau selber, in Gestalt einer Taube erscheinend, sprach das Verlangen aus, hier eine Kirche gegründet zu sehen; der Ast des Baumes, auf welchem das Wunder sich zeigte, ist in dem schönen Tabernakel des Hochaltars der Kirche noch heute zu

* Vgl. Zeitschrift f. christliche Kunst I. 10. 1889. Die Engerschen Altertümer von J. Dettmer.



Chor der Stiftskirche in Herford.

schauen, und ein jährlicher Markt erhält außerdem das Andenken daran durch seinen Namen — er wird nämlich die „Vision" genannt. Das Stift ist 1810 aufgehoben worden; die herrliche Kirche verlor damit die Quellen zu ihrer Erhaltung, und deshalb beschloß die damalige fremdherrliche Verwaltung kurzweg, das Gebäude niederreißen zu lassen. Zum guten Glück setzten sich Pfarrer und Gemeinde dagegen, und es gelang mit Aufopferung der Glocken und eines merkwürdigen großen Leuchters das prachtvolle Bauwerk vor dem Untergange zu retten. Nach der Wiederbesetzung des Landes durch Preußen ward dann auch eine völlige Erneuerung vorgenommen, und am 18. Juni 1825 ward das fünffache Fest der Wiederherstellung der schönen Kirche, des Jahrestags der Vision, des 500jährigen Jubiläums der Erbauung (1325), des Jahrestags der Schlacht von Waterloo und des 30jährigen Amtsjubiläums des Pfarrherrn in diesem Gotteshause gefeiert!

Die Stadt Herford war ehemals Hanse- und Freie Reichsstadt. Ihre Bedeutung für den Handel konnte jedoch nicht groß sein, weil sie durch ihre Lage keine weitern Vorteile hatte, als auf der Straße aus den Niederlanden nach dem deutschen Osten einen Anhaltepunkt zu bilden — die Vorteile Mindens waren ungleich größer, da das letztere gerade an dem Punkte sich an die Weser hingestellt hatte, wo ungefähr die Mitte dieses Flusses ist, so daß hier eine natürliche Vermittelung zwischen dem obern und dem untern Stromteil entstand, wozu noch kam, daß jene erwähnte Straße bei Minden die Weser überschritt. Dagegen ist Herford jetzt gewerblich sehr thätig, namentlich in der Linnenerzeugung. Der Herforder „Verein für Linnen aus reinem Handgespinst" sucht der neuen Maschinenarbeit gegenüber die Fahne der alten Art

und Weise aufrecht zu halten und hat mit seinen Erzeugnissen einen großen Sieg auf der Pariser Ausstellung errungen — die erste Preismedaille, die einzige, welche glattes Leinen aus Westfalen erhielt; dabei wurden große Summen Geldes für das schöne Herforder Leinen bezahlt. Die Wirksamkeit des Vereins ist von höchster Wichtigkeit für die Beschäftigung der ländlichen Bevölkerung, welche so dicht hier wohnt, daß man (in den Kreisen Herford und Bielefeld) 9000 Einwohner auf der Quadratmeile zählt. Das Handgespinst aus dieser Gegend ist seit alter Zeit berühmt gewesen; so wurde in dem Dorfe Isselhorst aus einem Pfund Flachs ein Faden von 23 Meilen Länge gesponnen.

Seit 1647, wo der Kurfürst von Brandenburg Herford einnahm und sich huldigen ließ, gehört die Stadt zu der preußischen Grafschaft Ravensberg und zum Regierungsbezirk Minden.

Das von Herford nördlich gelegene Enger ist ein Mittelpunkt von Überlieferung, Sage und gelehrter altertümlicher Forschung. Wie König Arthur auf der stillen cornwallischen Insel Avallon, liegt nämlich der Westfalenheld Wittekind begraben in der stillen Öde des abgelegenen Fleckens Enger. Denn also lauten die Behauptungen sowohl unserer Geschichtschreibung als unserer Sage: 1) Enger ist die Hauptstadt des alten Herzogtums Engern; 2) sie war die Residenz und Burg König Wittekinds; 3) sie ist der Begräbnisort desselben; 4) die Kirche zu Enger ist des großen Sachsenfeldherrn Stiftung.

Untersucht man diese vier Sätze mit Urteil und Urkunde etwas genauer, so wird man jedoch leider an Voltaires »Saint empire romain, qui n'est ni saint, ni empire, ni romain« erinnert. Zuerst war das Dorf keine Stadt, wenigstens nicht seitdem man von einem Herzogtum Engern geredet hat, was seit den Karolingern der Fall ist; ja es liegt gar nicht einmal in dem, mehr südlich sich erstreckenden, die Hochstifter Paderborn und Minden umfassenden Lande Engern. Was dann die zweite Behauptung betrifft, Enger sei Wittekinds Residenz gewesen, so sagen die alten Quellen, die »Vita reginae Mathildis«, der Mönch Wittekind von Corvey und Ditmar von Merseburg weiter nichts als daß Mathilde, König Heinrichs I. Gemahlin, aus dem Stamme Wittekinds entsprossen sei und Güter in der Gegend von Enger gehabt habe. Daraus folgt denn keineswegs, daß wir uns in diese stille Gegend einen stattlichen Burgbau zu denken haben, worin König Wittekind gehaust hat, thronend auf dem Hochsitz in der Halle seiner Väter, umringt von der Tafelrunde seiner „Sattelmeier“ und den altdeutschen Met aus gewaltigem Urhorn vertilgend. Es ist nicht einmal nachgewiesen, daß die Kaiserin Mathilde hier residiert habe: man weiß nur, daß Mathilde, Wittekinds Nachkommin, das Kloster und später

Kanonikenstift in Enger errichtet hat und daß sie, nach dem Tode ihres Herrn mit ihrem Sohne Kaiser Otto I. in Unfrieden geraten, sich nach ihren Stammgütern in Westengern, wahrscheinlich also nach dem nahen Herford, welches noch in Engern liegt und wo ihre Großmutter Äbtissin war, zurückzog; dort war sie ja auch erzogen worden, dort hatte der junge Sachsenfürst Heinrich, der später zum deutschen König gekrönt wurde, um ihre Hand geworben. Wahr dagegen ist allerdings, daß sich eine Burg im Orte befand, deren Entstehung nicht nachzuweisen ist, die lange Zeit im Besitz der Grafen von der Lippe war und deren Zerstörung durch die vereinte Macht der Bischöfe von Münster, Osnabrück und Minden in das Jahr 1302 fällt. Wahr ist ferner, daß sich nach einer Urkunde von 1420 ein Wedekindshof in Enger befand. Aber schwer fällt dawider ins Gewicht, daß kein Schriftsteller vor dem 16. Jahrhundert die Behauptung aufgestellt hat, daß in Enger eine Burg Wittekinds gelegen habe.

Daß nun drittens Enger Wittekinds Begräbnisort, scheint vom geschichtlichen Standpunkte völlig unerweislich, da kein älterer Schriftsteller des Todesortes oder des Todesjahres des alten Sachsenherzogs erwähnt. Man zeigt in Enger freilich ein Beweismittel, welches geeignet, allen Zweifel niederzuschlagen — nämlich Grab und Gebeine Wittekinds. Wären nur die Fragen nach der Echtheit erledigt! Es findet sich noch (in der St. Johannes- [Neustädter] Kirche in Herford) das Verzeichnis der Reliquien und Kleinode, welche das Chorherrenstift zu Enger bis zum 12. Jahrhundert besaß.* Darin ist der Gebeine Wittekinds nirgends Erwähnung gethan. In späterer Zeit, als zu Ende des Mittelalters in bezug auf Reliquien mancherlei Verwirrungen eintraten, tauchten plötzlich sämtliche Knochen Wittekinds auf, ohne daß man weiß, woher sie kamen. Im Jahre 1414 wurde das ganze Stift aus dem vereinsamten und schutzlosen, unbefestigten Enger nach Herford verlegt. Die angeblichen Königsgebeine wurden natürlich mitgenommen, und in Herford wurden sie nun wie die eines Heiligen verehrt. Im Jahre 1673 erbeutete sie hier der kriegerische Bischof von Münster Christoph Bernard von Galen bei seinem Einfalle in die Grafschaft Ravensberg; er führte sie mit sich nach Münster, aber im folgenden Jahre sandte er sie aus freien Stücken und umsonst den Herfordern zurück, vielleicht, weil sie nicht für echt gehalten wurden. Freilich sprechen auch die Bollandisten gegen die Heilighaltung des Königs Wittekind, obwohl er in der »Westphalia sancta, pia, beata« seine Stelle ausführlich genug einnimmt. In unserm Jahrhundert, am 13. Okt. 1822, wurden endlich feierlich die angeblichen Gebeine Wittekinds nach Enger zurückgebracht; es sind der einzelnen Knochen 24 an der Zahl, die in einem Schreine in der Kirche sorgfältig nummeriert aufbewahrt werden.

* Nach dem Original des 11. Jahrhunderts abgedruckt: Diekamp, Supplem. zum Westf. Urkundenbuch nr. 571 S. 92, anfangend mit den Worten: Hic est thesaurus residuus.

Was zuletzt die vierte jener oben erwähnten Behauptungen angeht, Wittekind sei der Gründer des Stifts zu Enger, so spricht dagegen entschieden die urkundlich beglaubigte Geschichte; Kaiser Otto I. sagt nämlich ausdrücklich in einer Urkunde, die in Lünigs „Reichsarchiv“ zu finden: »Abbatiam, cui nomen est Angerin, quam beatae memoriae domina, genitrix nostra Mathilt, in honorem St. Dionysii martyris Christi construxit etc.«

Was diese Kirche, das alte Münster der Chorherren zu Enger betrifft, so gehört Chor nebst Apsis und Kreuzschiff dem spätromanischen Stile an, das Langhaus dagegen ist aus jüngerer Zeit, es ist gotisch und wahrscheinlich im 14. Jahrhundert erbaut. Das Grabdenkmal Wittekinds auf dem Chore ist in der That merkwürdig und sehenswert. Das wichtigste Stück des aus verschiedenen Zeiten stammenden Werks bildet der obere Teil, die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenheerführers, eine treffliche, sicherlich in das 12. Jahrhundert hinaufreichende Arbeit. Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend; die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gesetzt, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: „Das lange Haupthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurrot, über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saum, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust, die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen.“

Man sieht, die alten Chorherren haben an ihrem Könige nichts gespart, um ihn herauszustaffieren. Der bunte Prunk ist heute verblichen und verschwunden, im übrigen aber erscheint jene Beschreibung noch ziemlich genau.

Dieser alte Denkstein ruht auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Sinnbilder und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das 17. Jahrhundert sind. Rings am Rande der oberen Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

Ossa viri fortis, cujus sors nescia mortis,
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.

Eine andere Inschrift lautet: »Monumentum Wittikindi Warnechini filii, Angrivariorum regis, XII. Saxoniae procerum ducis fortissimi«; und eine dritte:



Grab Wittekinds.

»Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto.«

Diese drei Inschriften sind, wie gesagt, in lateinischen Buchstaben des 17. Jahrhunderts gemacht: man weiß auch, daß die zwei letzten von einem Pfarrer, der hier von 1679 bis 1715 Prediger war, herrühren; bei der ersterwähnten Inschrift jedoch erkennt man deutliche Spuren, daß sie eine Überarbeitung älterer abgekürzter Schrift ist, die man bei dieser Gelegenheit auch nicht ganz genau wiedergegeben hat. So muß sicherlich im zweiten Verse gelesen werden: claudit statt munit. Das ganze Monument hat aber nicht allein im 17., sondern auch schon im 14. Jahrhundert eine „Bearbeitung" erduldet. Im Jahre 1377 nämlich machte Kaiser Karl IV., der kunstsinnige Luxemburger, mit seiner Gemahlin eine Reise durch Norddeutschland. Am 15. November jenes Jahres traf er in Minden ein, wo er für eine würdige Begräbnisstätte des Chronisten Henricus de Herfordia sorgte. Wie seinen Aufenthalt in Herford eine alte Schilderei im Lehnsaal der Abtei verherrlichte, haben wir gesehen; am 18. November kam er nach Bielefeld, und hier vernahm er, daß in Enger Wittekinds Grabmal sei; er machte sich augenblicklich auf, und da er das Denkmal verfallen fand, ordnete er eine Erneuerung an; vielleicht rührt die ganze jetzige Tumba mit Ausnahme des alten Bildsteins von ihm her.

Dieser alte Bildstein aber mahnt uns daran, daß, wenn oben durch eingehende Beleuchtung*) alles und jedes in Frage gestellt, doch an der Hand der Sage gar manches wieder in sein altes Recht zu setzen ist. Die Sage, daß Wittekind in Enger begraben, ist nämlich doch wenigstens so alt, als dieser aus dem 12. Jahrh. rührende Denkstein, und deshalb darf diese Sage nicht für geradewegs falsch und unwahr erklärt werden; spricht doch eine geschichtliche Thatsache nicht dawider, und was noch mehr hervorzuheben, ebensowenig ist irgend ein anderer Ort, welcher Ansprüche an Wittekinds Grab macht, vorhanden. Dazu kommt der jedenfalls auffallende Umstand, daß sich hier in dem kleinen Dorfe ein Chorherrenkapitel mit einer Stiftskirche findet; was bewog die Kaiserin Mathilde, hier eine Abtei zu bauen, wenn der Ort, der sich weder durch seine Lage noch seine Bevölkerung empfahl, und der außerdem schon seine eigene Pfarrkirche in einem besonderen, die Marktkirche genannten Gebäude besaß, nicht eine ganz besondere Veranlassung dazu geboten hätte? Dann finden wir noch eine Burg im Orte, deren Zerstörung im Jahre 1302 uns berichtet ist, über deren Ursprung aber nichts Licht verbreitet. Sollte man also berechtigt sein, die Sage, welche diese Burg den Sitz Wittekinds nennt, Lügen zu strafen? Wohl um so weniger, weil diese Behauptung ja insofern durch die Geschichte bekräftigt wird, als die »Vita Mathildis« angiebt, daß Mathilde, aus Wittekinds Stamm entsprossen, einen Besitz in Enger gehabt habe, und wohl einen großen, wichtigen Besitz, denn sonst hätte sie dort nicht eine Abtei stiften und mit dem nötigen Gut begaben können.**

In eigentümlichem Gegensatze mit den in der Kirche zu Enger aufbewahrten Gebeinen steht die Sage, die in eben dieser Gegend zu den Volksüberlieferungen gehört und die wir weiter unten mitteilen werden: daß Wittekind noch lebe und schlummernd in der Babilonie, einem Berge, der sich aus dem Wiehengebirge, dem von Minden nach Osnabrück hin verlaufenden Höhenzuge erhebt, sitze.

Die Sagen, welche noch heute über Wittekind oder „König Wieking," wie ihn das Volk nennt, lebendig sind, wurden mehrfach gesammelt***; wir geben in Nachstehendem die bedeutendsten wieder, indem wir diejenigen beiseite lassen, welche offenbar vom Volke verkehrter Weise auf Wittekind bezogen werden und sich ursprünglich an die Ritter des Wedigensteins, die Edlen vom Berge, knüpften; denn beide Arten von Überlieferungen sind bunt durcheinandergeworfen.

* Der scharfblickendste Erläuterer alles hierhin Gehörenden ist H. von Ledebur in seiner noch ungedruckten Beschreibung der Grafschaft Ravensberg, die der westfälische Altertums-Verein aufbewahrt.

** Vgl. hierzu auch die angef. Zeitschrift f. christl. Kunst I. 10. Die Engerschen Altertümer von J. Dettmer.

*** Von Redeker und von Bögekamp. S. A. Kuhn, Westfäl. Sagen, I. 252 u. ff.

Einstmals hatte Wieking Bettlerlumpen angezogen, so daß er gar unkenntlich und unscheinbar geworden. Und also ist er hingegangen, um zu erfahren, wie es im Lager Karls aussehe. Als er nun dorthin kam, war es gerade der Tag des Herrn, und der Kaiser hatte sich mit den Seinigen im Bethause versammelt. Da hat sich Wieking gesellet zu anderen Krüppeln, welche am Eingange des Heiligtums harrten, daß man ihnen ein Almosen darreichte. Als er nun, hart an die Pforte gelehnt, sich hinüberbiegt und hineinblickt in die geweihte Wohnung, da soll ihn vom Altare her das Jesuskind angelächelt haben. Als dann Karl heraustrat, ist ihm die hohe Gestalt und der gewaltige Gliederbau des fremden Bettlers aufgefallen, und er hat wohl geahnt, wer es sei. Wieking ist aber in Frieden und in tiefen Gedanken heimgekehrt zu den Seinen.

An einem heißen Sommertage ritt der König Wieking in den Lübbecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Es war das gerade in der Zeit, als er mit Karl im Kriege lag, und der König erwog in sich, welcher Glaube wohl der wahre sei, der Glaube seiner Väter oder die neue Lehre der Franken. Und der König sprach bei sich selbst: „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde!“ Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so dürstete ihn und sein Pferd nach Wasser. Und siehe! in demselben Augenblicke fing das Pferd gewaltig mit dem Hufe an zu scharren und unter demselben hervor sprang ein Quell von hellem, klarem Wasser. Und der König trank von dem Wasser und gelobte ein Christ zu werden. Dieser Quell ist noch bis auf den heutigen Tag das einzige Wasser, welches das Dorf Bergkirchen hat.

Als Wieking Christ geworden und Friede war im Lande, da beschloß er auszuruhen von den Kriegszügen und sich einen Königssitz zu erwählen, wo er beständig bliebe und die Freunde um sich her versammle. Drei Orte waren ihm besonders lieb, Bünde, der Werder zu Rehme und Enger (nach andern bloß Enger und Bünde). Da befahl er, daß man an diesen Orten Kirchen bauen solle, und welche von den Kirchen zuerst fertig sei, da wolle er wohnen, in der wolle er begraben werden. Und nun fingen alle zu gleicher Zeit mit gleich vielen Arbeitern an zu bauen. Aber der Baumeister zu Enger gebrauchte die List, den Turm wegzulassen. Er war ein Mohr, und zum Wahrzeichen hat er seinen in Stein ausgehauenen Kopf an die Kirche gesetzt. Als man nun später den Turmbau begann, so fiel allemal über Nacht wieder zusammen, was am Tage gebaut war. Endlich wurde ein Platz bemerkt, einige Schritte von der Kirche entfernt, welcher allein trocken war, während alles umher betaut lag. Drei Morgen nacheinander gewahrte man diese Wundererscheinung; da wurde beschlossen, den Turm an diesen Platz zu bauen. Aber kaum

hatte man mit dem Bau eine mäßige Höhe erreicht, als das alte Unwesen wieder begann. So ist es denn geschehen, daß der Turm zu Enger einige Schritte von der Kirche ab vereinzelt und ganz unansehnlich dasteht.

Wieking baute nun eine Burg zu Enger. Noch wird die Stelle gezeigt, wo sie gestanden, und selbst von einzelnen Teilen derselben haben Namen und andere Erinnerungen noch heutzutage die Lage aufbewahrt. Der alte Burggraben, der Küchengarten an der Burg, die Pferdeschwemme in der Bornwiese haben noch immer die alten Benennungen; ebenso ist es mit dem Hühnerhofe. Und bei dem neuen hölzernen Hause, welches jetzt an der Stelle steht, aber immer noch jenen alten Namen trägt, erinnern sogar Überreste verwitterter Mauern an die Zeit des Königs. Auch weiß man, daß die Küche und das Backhaus da waren, wo jetzt Bergmanns Garten ist. Und noch im Jahre 1818 hat man hier beim Abgraben eine gemauerte Herdstelle und verwittertes Küchengerät aufgefunden.

Von der Stadt, welche sich weithin um die Burg ausbreitete, ist das jetzige Enger nur ein geringer Überrest. Sie hatte sieben Thore: das Nordthor bei Nordmeiers Hofe; das Burgstädter Thor unweit der Burg selbst; das Kniggenthor an der Landstraße nach Bünde; das Niedermühlenthor an der Herforder Straße; das Bruchthor an der Enger Niederung; das Lüttenthor an dem Wege nach Westerenger; das Niederthor bei Niermanns Hofe. Auch umschloß die Stadt das Marktfeld und das Opferfeld. Westerenger war die Vorstadt, und hier hatte der König ein Vorwerk, dem auch der Name geblieben ist.

Von dem Gefolge Wiekings sind die großen Sattelmeier aufgekommen. Sie begleiteten den König zu Pferde und waren auch späterhin verpflichtet, einen berittenen Mann zum Kriege zu stellen. Es sind ihrer noch jetzt 14: sieben in der näheren Umgebung von Enger (Hausgenossen, freie Bauern, Sattelmeier), und sieben weiterhin in der Umgegend von Werther, Bielefeld und Heepen (hagenfreie Bauern, auch wohl Sattelmeier neben den ersteren genannt). Ritten die sieben Sattelmeier neben dem Könige, so war es der Meier zu Hiddenhausen, der den Zug begann, und der Meier zu Hücker, der ihn schloß. Ringsmeier hatte über den Marstall die Aufsicht; Ebmeier war Wildmeister und ordnete die Jagden an; Barmeier war das Haupt der Hirten. Windmeier, ein geringerer Diener, so daß er nicht zu den Sattelmeiern gehörte, war Wiekings Jäger; ritt er aber im Gefolge der Sattelmeier mit dem König, so mußte er, wenn der Zug über einen Hof ging, absteigen und das Heck (das Zaunthor) öffnen. Noch bis auf unsere Zeit hatten die Sattelmeier manche Vorrechte. Sie waren frei vom Zehnten und genossen bei feierlichen Aufzügen, namentlich bei ihrer und der Frauen Leichenbestattung besondere Ehren. Drei Tage nacheinander werden

sie, und zu sonst ungewöhnlicher Stunde, verläutet, nämlich nach 12 Uhr mittags. Schon vom Sterbehause aus begleiten die Geistlichen den Sarg, hinter dem ein gesatteltes Pferd hergeführt wird, in die Kirche, wo man ihn auf dem Chore niedersetzt. Erst nach dem Gottesdienste geschieht dann auf dem Kirchhofe die Einsenkung.

Noch jetzt weiß man die Stellen zu zeigen, wo der König gern weilte. Bei Hartwig am Steine, einem Hofe in der Nähe von Blotho, hatte er einen Sitz in einen großen Stein aushauen lassen, und oft saß er dort und weidete seine Augen an der herrlichen Umgegend. Im Elsenbusche, einem Gehölze unweit Ebmeier, hatte er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus. Der liebste Platz war ihm aber der hohe Esch bei Hücker, von wo man weithin schaut in das Hügelland zwischen Süntel und Osning. Da soll neben einer uralten heiligen Eiche ein Wartturm gestanden haben, und nach dem Abbruche desselben eine Kapelle, zu der man Wallfahrten anstellte. Als endlich mit der Kapelle auch der alte Baum dahingesunken war, ist an seiner Stelle eine ganz ungewöhnliche, wunderbare Buche aufgewachsen. Ein Stamm war es, der sich nahe an der Erde in sieben Schafte geteilt hatte, welche alle eine ungewöhnliche Höhe erreichten und ganz ohne Seitenzweige sich oben in ihren Wipfeln vereinigten, so daß man in der Ferne die Krone eines Riesenbaumes zu sehen meinte. Zwei von diesen Stämmen sind in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, der eine durch Blitze, der andere durch Brand, zerstört worden, aber die noch übrigen fünf Stämme hießen auch fernerhin die „Heiligen sieben Buchen“, bis denn auch diese in den letzten Jahren verschwunden sind.

Auch zu Schildesche baute Wieking eine Kirche. Es wohnte von ihm dort eine Schwester, welche das Klosterleben erwählt hatte; um nun schnell hinüberzukommen, den Bau zu betreiben und die Schwester zu begrüßen, ließ er einen Richtweg hinführen, einen Fußpfad, der noch jetzt von Enger nach Schildesche führt und der „Hasenpad“ heißt. Diesen Pfad wanderte der König so häufig, daß sich noch jetzt davon im Munde des Volkes das Reimwort erhalten hat:

Dat is de Hasenpad,
Den König Wieking trad.

Hasenpad heißt er von einem Diener, Namens Hase, einem gewöhnlichen Boten und Begleiter Wiekings.

Als Wieking schon zu einem guten Alter gekommen war, da beschloß er einstmals, auf gar besondere Weise zu erproben, wer wohl in der Umgegend noch Anhänglichkeit an ihn habe. Zwei Freunden offenbarte er sein Vorhaben, und nun wurde von diesen bekannt gemacht, daß der König gestorben sei. Auch das



Schloß Bentheim.



Kirche zu Enger.

Leichenbegängnis ward angeordnet. Als aber zur angesagten Stunde die Menge der Leidtragenden sich auf der Burg versammelt hatte und um den aufgestellten verschlossenen Sarg herstand, da trat plötzlich Wieking selbst wohlbehalten und fröhlich unter sie. Und alle die, welche da umherstanden und zu seinem Leichenbegängnisse gekommen waren, machte er auf ewige Zeiten zehntfrei. Unterdessen kam noch einer aus der Nähe von Bünde nachgelaufen; auch der erhielt dieselbe Begünstigung; allein von dem Tage an nannte man ihn „Nalop", und so heißt sein Hof noch heutzutage. Auch diejenigen, welche, wie z. B. Steinköhler zu Pödinghausen, unterwegs gewesen und auf die Nachricht vom Leben des Königs umgekehrt waren, erhielten einige, wenn auch geringe Vorrechte. Steinköhler wurde zur Hälfte zehntfrei. Ja selbst Schürmann zu Westerenger, welcher nur die Schuhe angezogen hatte, um sich auf den Weg zu begeben, blieb nicht ganz unbedacht. Einer seiner Kämpe wurde zehntfrei.

Endlich, als der alte Held wirklich heimgegangen war, da hat man ihn von der Babilonie, wo er starb, hingetragen nach Enger. Das Land aber, über das der Zug ging, ist von selbiger Stunde an Wittekindsland genannt und als solches zehntfrei geworden und geblieben. Zu Enger wurde er in der Kirche beigesetzt. Die Kirchthür an der Westseite, durch welche der Sarg hineingetragen wurde, ist sofort zugemauert und bis auf den heutigen Tag nie wieder geöffnet worden. Der mittlere Platz, wo die hehre Leiche ausgestellt war, um die Bezeugung der Liebe und Verehrung zu empfangen, heißt noch immer der Leichdehl. Der Sarg wurde dann in einem kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und zugleich feierlich ausgesprochen, daß das Heiligtum, worin der Held Westfalens ruht, nie andere Gebeine aufnehmen dürfe. Und so ward es unverbrüchlich gehalten, wie sehr es auch Sitte jener und der Folgezeit sein mochte, die Ruhestätte im geweihten Gotteshause jeder andern vorzuziehen.

Bei der Kirche zu Enger hatte Wieking ein Kapitel gestiftet und dasselbe reichlich mit Grundstücken, Zehnten und hörigen Leuten ausgestattet. Viele Jahrhunderte lang wohnten die Kapitelherren zu Enger und hielten ihren Gottesdienst an der Gruft des Königs. Als aber endlich in den Stürmen der Folgezeit die Stadt sank und verödete, so daß sie gegen das Raubgesindel umher nicht mehr Sicherheit gewährte, da that das Kapitel die Ländereien aus, bestellte für den Gottesdienst einen Pfarrer und zog nach Herford. Dahin sollten nun auch Zins und Zehnten gebracht werden, allein alle Pflichtigen weigerten sich und lieferten nicht anders als zu Enger an der Kirche, beim Grabe des Königs. Da wandten sich die Kapitularen zur List. Heimlich in stiller Nacht hat man die Gruft geöffnet, die teuern Gebeine entwendet und sie nach Herford entführt. Und nun mußten freilich die Gefälle, welche denselben gehörten, auch wohl dahin folgen. Wohl über 400 Jahre blieben hier die Überreste, bis sie endlich (1822) wieder nach Enger gebracht worden sind. Da haben die Sattelmeier sie um die Kirche getragen und darauf sind sie ihrer ersten Ruhestatt wiedergegeben worden.

Auch hatte der König eine Stiftung eingesetzt, wodurch diejenigen, welchen die Hut seiner Gebeine anvertraut war, wenigstens einmal des Jahres mit ihren Hintersassen zu einer Gesellschaft vereint wurden. Am Tage des heiligen Remigius kamen die Kapitelherren, auch noch als sie in Herford wohnten, anfangs alle, in der letzten Zeit nur zwei Abgeordnete, mit den Behörden des Stifts auf dem Nordhofe bei Enger zusammen. Hier wurde ein Schmaus gehalten, welchen Nordmeier spendete und anrichtete und wozu Dreimann in Dreien die Tische und Bänke, Riepe in Westerenger das Weißbrot brachte. Zugleich erneuten die Leute dem Kapitel ihre Huldigung. Etwaige Anstände wurden geschlichtet und die Verpflichtungen bestätigt.

Zum Andenken an den König wurde bis auf die neueste Zeit jährlich zu Enger die Begräbnisfeier desselben begangen. Am Tage der Heiligen drei Könige wurde die Leiche verläutet; am folgenden Tage besorgte der Bürgermeister das Geläute zur Gruft. Darauf versammelten sich Lehrer und Schüler von Enger in der Kirche; dorthin auch kamen die Armen und nun wurde ein Gedächtnisgottesdienst gehalten. Am Schlusse desselben läutete der Küster zur Senkung und zugleich wurden unter den Schülern „Timpen“, eigens zu dieser Feier gebackene Semmeln, und unter den Armen Brot und Wurst verteilt. Den Schluß machte ein Mahl der Geistlichen, der Lehrer, des Bürgermeisters und noch einiger andern. Der Gottesdienst wird aber seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gehalten, ebenso nicht mehr das Mahl.

In der Nähe der Stadt Lübbecke liegt in der Gebirgskette, die weiterhin die Porta Westfalica bildet, ein spitzer Berg, der die Babilonie genannt wird. Oben

auf der Spitze nun hat früher die Burg Wiekings gestanden, von der man jetzt nur noch einzelne Steine und Mauerstücke und die Spuren eines dreifachen Walles findet. Nach einer andern Erzählung aber ist die Burg versunken und der alte König sitzt darin und harret, bis seine Zeit kommt. Eine Thür ist noch vorhanden, die von außen in den Berg und zu dem Palast führt. Allein nur selten geschieht es, daß einer, ein besonders Begünstigter, sie erblickt.

„Es mögen jetzt", erzählt einer unsrer Gewährsmänner, „100 Jahre sein, daß ein Mann aus Hille, Namens Gerling, welcher auf der Waghorst Schäfer war, seine Herde an dem Mehner Berge weidete. Da sah er an dem Hügel der Babilonie drei fremde lilienartige Blumen und pflückte sie. Dennoch fand er am folgenden Tage gerade an derselben Stelle wieder drei gleiche Blumen. Er brach auch diese und siehe! am andern Morgen waren sie an demselben Orte wieder aufgeblüht. Als er nun diese gleichfalls genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags am Abhange hingesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe, und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, den er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum that er das, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunklen Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte. Die Jungfrau ging voran und der Schäfer folgte und gelangte durch das Dunkel in ein erleuchtetes Gemach. Gold und Silber und allerlei köstliches Gerät lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische drohte ein schwarzer Hund, war aber still und zog sich zurück, als er die Blumen sah. Im Hintergrunde aber saß ein alter Mann und ruhte, und das war König Wieking. Als der Schäfer alles angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm: „Nimm, was dir gefällt, und vergiß das Beste nicht." Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und erwählte sich von den Schätzen, was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unheimliche Gemach zu verlassen. Nochmals rief die Jungfrau ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er blieb stehen, blickte zurück und sah umher, was denn wohl das Beste sei. Auch nahm er noch einiges, was besonders köstlich schien; an die Blumen aber dachte er leider nicht. Und diese waren doch das Beste, denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft. Überzeugt, das Beste nicht vergessen zu haben, ging er mit Schätzen beladen durch die dunkeln Hallen zurück. Eben trat er an das Tageslicht heran, als das Eisenthor mit solcher Gewalt hinter ihm herfuhr, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde. — Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach jenem Ereignis viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie

wieder erblickt und seine Ferse ist nie heilgeworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. Er hat manche Vermächtnisse nachgelassen, unter andern auch eins für die Kirche zu Hille, und die Nachkommen seiner Erben besitzen noch gegenwärtig den Aswenhof in Hille, welcher von ihm angekauft wurde."

Die Babilonie hat einen mit dreifachen Erdwällen verschanzten Gipfel, den Resten der rohen und kunstlosen Befestigung, in welcher sich die Sachsen gegen die anstürmende Tapferkeit der Franken Karls des Großen verteidigt haben mögen. Spuren solcher Verschanzungen, die zwischen 772 und 785 entstanden sein werden, tragen mehrere Berghöhen in dieser Gegend.

Eine andere denkwürdige Stelle ist in der Nähe von Enger die sogenannte „Hengist-Horst", ein Feld bei dem benachbarten Dorfe Dünne. Da haben, behauptet die Sage, zwei Ritter in alten Zeiten einen Bund geschlossen; von diesem Bunde hat das nahe Städtchen Bünde seinen Namen, es führt noch in seinem Wappen zwei Ritter, welche sich die Hände reichen. Wäre hiermit etwa die Stelle angedeutet, wo Hengist und Horsa über den großen Erobererzug nach England einig wurden? Hengist wird zwar ein nordalbingischer Wieking genannt, aber soviel wir wissen, lassen die englischen Quellen — und andere haben wir nicht über die beiden Brüder — die eigentliche Herkunft ganz im Dunkeln.

Der Blick auf Herford und Enger hat unsere Wanderung aufgehalten; wir schreiten nun fürder, kommen an den Trümmern der Antonius-Kapelle vorüber, welche, auf dem Tönsberge im Gebüsche versteckt, diesem langgedehnten Bergrücken seinen Namen giebt, während sie im Volke nur die Hünenkapelle genannt wird. Die Trümmer, aus vorgotischer Zeit stammend, sind im weiten Umkreise eingeschlossen von alten Wall- und Mauerresten, welche auf die Kriege der alten Sachsenzeit, vielleicht auch Römerzeit, hinweisen. Da die Errichtung der Kapelle, die, wie viele der älteren Kirchen Westfalens, dem hl. Einsiedler Antonius geweiht war, Karl dem Großen zugeschrieben wird und dieselbe seit uralten Zeiten als vielbesuchter Wallfahrtsort galt, so kann man annehmen, daß auf dieser Höhe des Tönsberges auch ein Heiligtum aus der heidnischen Zeit, vielleicht des Wodan oder Donar, verehrt worden ist.

Von hier steigen wir in die Schlucht hinab, in welche das Dorf Örlinghausen sich hineinzieht. An der Lehne des Tönsberges gelegen, bietet uns dieses weithin sichtbare Dorf besonders auf der Höhe seines Windmühlenberges einen prächtigen Ausblick nach Süd und Nord. Wenn wir diese vielleicht schönste Aussicht des nördlichen Osnings genossen und uns in dem gastfreundlichen Gute Barkhausen erholt haben, das unten im tiefen Thale zwischen seinen Gartenanlagen und unter hohen


Sparrenberg bei Bielefeld.

Eichenwipfeln seine lichten Mauern und den alten Ritterturm versteckt, erklimmen wir jenseits Örlinghausen die mehr nach Norden sich wendenden Höhen aufs neue, folgen ihrem Zuge und gelangen so endlich auf den letzten Gipfel dieser Bergreihe, dem zu Füßen das kleine Lutterthal sich ausbreitet und uns von dem gegenüberliegenden Gebirge abschneidet. Ein schönes Landschaftsbild rollt sich hier vor uns auf: unten das freundliche Bielefeld mit seinen Leinwandbleichen und zur Rechten eine hügelige fruchtbare Ebene, ein lachendes Gefilde, das weithin dicht besäet ist mit den roten Dächern fleißiger Weber; unmittelbar neben uns fesseln die Überreste der alten Sparrenburg unsere Aufmerksamkeit.

Auf unser Begehren öffnet sich das massive Burgthor vor unseren Schritten und wir treten in die Ringmauern der Bergfeste ein.

Die Burg ist zerfallen; die schönen Steinquadern, welche die Mauern von außen bekleidet haben, sind schon von Friedrich dem Großen beim Bau einer Kaserne in Bielefeld verwendet worden. Feuersbrünste und der nagende Zahn der Zeit haben vielfach das feste Gemäuer angegriffen, jedoch ist in neuerer Zeit der weiteren Zerstörung Einhalt gethan, besonders seit nach dem letzten Brande des Gefangenengebäudes, welches hier innerhalb der Burgmauern zeitweilig eingerichtet war, die Burg in den Besitz der Stadt Bielefeld übergegangen ist. Auf den Trümmern des alten Wartturmes ist ein hoher neuer erbaut worden, von dem aus sich uns ein landschaftliches Bild größter Mannigfaltigkeit und buntesten Wechsels darbietet. Nach Süden dehnen sich die Fluren des Ravensberger und Lipper Landes aus, im Norden ragen aus weiter Ferne die Weserberge, und vor diesen die Türme Herfords empor, ebenso die Türme Lemgos und von der östlichen Kette des Osnings das Hermannsdenkmal. Näher in unserm Gesichtskreise erhebt sich der Kahle Berg, zur Seite im Gadderbaumerthal unten die Gebäude der Spinnerei „Vorwärts“; dicht vor uns breitet sich das liebliche Freudenthal aus, von dem alten Geschichtschreiber Meinders besungen:

Vallis gaudiorum vulgo Freudenthal
Dicta prope arcem Sparenbergam
Musarum secessus

und dann gegenüber der anmutige Johannisberg, der Lust- und Tummelplatz der munteren Bielefelder, mit seinen weiten und hübschen Anlagen und vortrefflichen Fernsichten.

Wir stehen hier in dem Gaue des Angerlandes, der ursprünglich Wessago hieß, später aber, nach dem Bergschloß, das seines Erbauers Rabo oder Raw Namen trägt und weiter unten im Wassergebiete der Emse uns beschäftigen wird, die Grafschaft Ravensberg genannt wurde. Der Ort Bielefeld kommt als Bilanvelde zuerst unter Schenkungen vor, welche unter dem Abte Adalgar in der Mitte des neunten Jahrhunderts dem Stifte Corvey gemacht werden; aber ich finde nicht, wann und wodurch er unter die Oberherrlichkeit der Ravensberger Grafen geraten ist. Er hegte lange Zeit zwei denkwürdige Männer in seinen Mauern, Gobelin Persona (Persoen) aus Paderborn, den Verfasser einer Weltchronik: Cosmodromium, und Hermann Hamelmann. Beide sind als Geschichtschreiber von besonderer Wichtigkeit für Westfalen bekannt. Persoen war seit 1414 Dekan der Neustädter Marienkirche in Bielefeld; Hamelmann wurde 1552 als Prediger an die Kollegiatkirche der heil. Maria hierher berufen. Auch ist Bielefeld der Geburtsort des westfälischen Schriftstellers und Dichters P. F. Weddigen, der zuerst als Lehrer in seiner Vaterstadt wirkte, dann als Pfarrer im lieblich gelegenen Kleinbremen bei Minden durch seine geschichtlichen und geographischen Arbeiten im „Westfälischen Magazin“ sowie durch die Fortsetzungen der „Westfälischen Geschichte“ von Steinen und andere Arbeiten aus dem Gebiete der Geschichte Westfalens bekannt geworden ist. Seine „geistlichen Oden und Lieder“ sind in neuerer Zeit wieder herausgegeben.

Bielefeld hat einen mehr als europäischen Ruf durch seine Leinwand bekommen: sein Flachsbau, seine Gewebe und sein Garnhandel reichen bis in das 13. Jahrhundert hinauf, einen besonderen Aufschwung aber bekam dieser Betrieb im 16. und 17. Jahrhundert, als Philipps II. und seiner beiden Nachfolger Druck auf den Niederländern lag, daß sie scharenweise gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen und ihren Kunstfleiß in die Fremde zu verpflanzen. So kam auch nach Bielefeld ein Teil derselben, und was früher nur die blühenden Webereien in Gent, Antwerpen, Brügge u. s. w. zu liefern verstanden, wurde bald hier in gleicher Güte geschaffen, unter anderem die Schleier oder die nachher sogenannte Bielefelder klare Leinwand. Einen großen Aufschwung nahmen die Bleichereien und damit die Spinnereien und Webereien, als durch Warendorfer Meister die feineren Waren, die immer mehr

Weltruf erhielten, seit 1719 in und bei Bielefeld selbst gebleicht werden konnten „nach Warendorfer Art.“ Auch das Haarlemer Bleichverfahren wurde nachgeahmt. In unserm Jahrhundert können die Vereine zum Schutze freien Handgespinstes nicht mit den großen Spinnereien und Webereien, die mit Dampf arbeiten, in Wettbewerb treten. Unter den großen Spinnereien ist besonders zu erwähnen „Vorwärts“ und die „Ravensberger Spinnerei“; letztere soll die größte in Deutschland sein. — Die Feste auf dem Sparrenberge ward im Jahre 1177 erbaut. In jener Zeit standen die Grafen von Ravensberg auf der Seite der Ghibellinen, die von der Lippe aber auf seite der Welfen. Bernard von der Lippe war ein besonders thätiger Bundesgenosse Heinrichs des Löwen, und als dieser des Kaisers Rotbart Abwesenheit in Italien benutzte, um seine Feinde zu züchtigen, unter ihnen aber auch der Rabe in die Fänge des Löwen fiel (auf dem Halerfelde, zwischen Hase und Dute im Osnabrückischen), da drang jener, der Lippesche Verbündete, rasch in des Geschlagenen Gebiet ein, und baute auf dem Sparrenberge einen Turm, von dessen Zinnen er das Banner mit dem Löwen wehen ließ, und den er die Löwenburg nannte. Aber Hermann, der Graf von Ravensberg, war nur vor dem Löwen geflohen, dem Nachbarfürsten wich er nicht, sondern stürmte mit seinen Mannen den Turm, riß den Löwen nieder und erhöhte seine Sparren an dessen Stelle. Davon soll die Burg jetzt Sparrenberg heißen. Später geriet derselbe Hermann von Ravensberg in Fehde mit dem Bischofe Hermann von Münster, der Bielefeld eroberte und zum Denkmale seines Sieges die Bürger zwang, allen in der Nähe stehenden Eichen die Köpfe abzuhauen. Sein Stadtrecht empfing Bielefeld von Münster. Seit 1286 war der Sparrenberg der Sitz eines gräflichen Amtmanns oder Drosten, vielleicht auch schon früher; als das Land unter Bergische Hoheit gekommen war, blieb die frühere Ämter-Einteilung desselben bestehen und Herzog Wilhelm III. von Berg setzte Philipp von Waldeck auf den Sparrenberg als Drosten mit einem jährlichen Einkommen an Geld und Naturalien, worunter man am Ende des Inventars von Hunderten von Kühen, Schweinen, Hämmeln u. s. w. auch zwei jährliche Fuder Weins für die Frau Drostin aufgeführt findet. Im Jahre 1554 ward die Burg Sparrenberg von Grund aus neu aufgeführt und erhielt in der Art des 16. Jahrhunderts „nach Albrecht Dürers Erfindung“ Rundbastionen mit verbindendem Mauerwerk an den Seiten. In dieser Gestalt kam sie mit der ganzen Ravensbergischen Erbschaft 1624 an Brandenburg. Der Große Kurfürst fügte neue Werke zur Befestigung hinzu und residierte, wenn er in den neu erworbenen Landesteilen sich aufhielt, auf dem Sparrenberge, von wo er so gern „sein liebes Spinn- und Linnenland“ überschaute. Daher kommt es, daß ihm im Jahre 1672, am 26. Dezember,

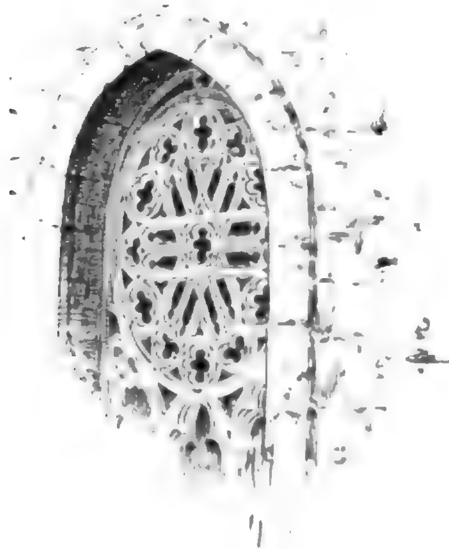
in diesem Schlosse von seiner zweiten Gemahlin, Dorothea von Holstein-Glücksburg, ein Sohn geboren wurde, jener Markgraf Karl Philipp, Heermeister in Sonnenburg, der des Vaters Lieblingssohn war und an dessen frühen und seiner Zeit vielfach gedeuteten Tod unter den Mauern von Casale in Piemont das Andenken um so anziehender wirkt, als dies tragische Ende jedenfalls durch die romanhafte Leidenschaft des Prinzen für die schöne Gräfin Salmour-Balbiani herbeigeführt war. — Der Sparrenberg wurde seit 1743 nur noch zu Gefängnissen benutzt, auch in neuerer Zeit noch, bis, wie oben erwähnt, die Burg in den Besitz der Stadt überging.

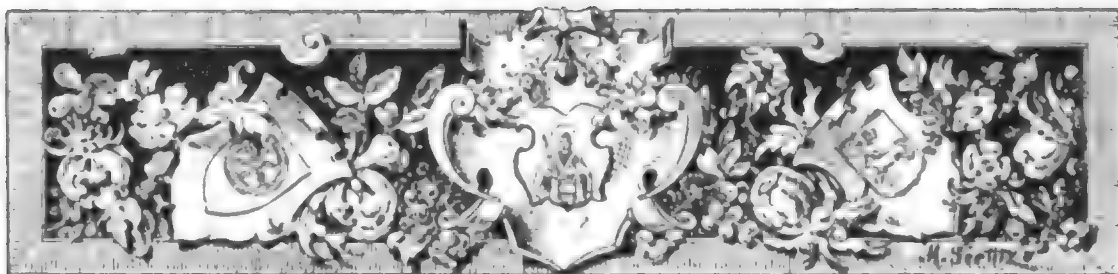
Von den Bielefelder Kirchen besitzt die Altstädter oder Nicolaikirche einen recht kunstvollen Flügelaltar mit reichem Schnitzwerk. Die in neun Abteilungen angebrachten Bildwerke weisen eine kräftige aber lebensvolle Behandlung der Gestalten im Gesichtsausdruck und in der Gewandung auf, auch die Gemälde auf den beiden Flügeln verraten die künstlerische Begabung des Malers. Das Werk entstammt dem Anfange des 16. Jahrhunderts. In der Marien- oder Neustädterkirche finden wir sehr schöne Grabdenkmäler. Von diesen erwähnen wir besonders das, worauf der Stifter der Kirche, Graf Otto von Ravensberg, seine Gemahlin Hedwig von der Lippe und zwischen ihnen beider Sohn Ludwig beisammen ruhen. Die Mutter hält zärtlich ihre Hand auf dem von Locken umwallten Haupte ihres Kindes; Graf Otto trägt langes gescheiteltes Haar, das über der Stirn von einem Bande festgehalten ist; seine hohe schlanke Gestalt ist in einen Drahtpanzer gehüllt und von einem Mantel umflossen. Das Ganze ist von besonderer Schönheit. Aber auch die andern Grabmäler sind beachtenswert, das des Herzogs Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Grafen von Ravensberg und dessen Gemahlin Adelheid von Tecklenburg, sowie das des Grafen Oye von Palsterkamp, der als Droste auf dem Sparrenberge 1621 starb. —

Wir dürfen von Bielefeld nicht scheiden, ohne der großartigen Anstalten zu gedenken, die in neuester Zeit durch christliche Liebe entstanden und gewachsen sind: Kranken- und Waisenhäuser in verschiedenartigster Einrichtung, je nachdem sie für die verschiedenen Kranken und Verlassenen bestimmt sind. Die Namen erinnern an die heil. Schrift; Sarepta das Mutterhaus der Pflegerinnen mit dem Krankenhause und sieben Kleinkinderschulen, mit dem Waisenhause zum guten Hirten und dem Erholungshause Salem; Bethel eine großartig ausgedehnte Anstalt für Fallsüchtige, mit den Abteilungen Carmel, Siloah, Bethanien und Emmaus. Das Haus der Diakonen heißt Nazareth; die Brüder sind in diesen und andern Anstalten Westfalens, sowie auch noch in Irrenhäusern Bremens und Berlins thätig. Eine gemeinsame Kirche Zion erhebt sich seit fünf Jahren inmitten dieser Häuser der christlichen Liebe, deren werkthätiger

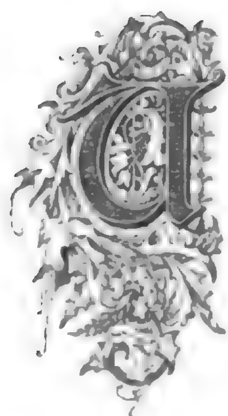
Leiter der Pastor von Bodelschwingh ist. Derselbe hat auch eine andere wohlthätige Anstalt gegründet, welche beschäftigungslose Arbeiter aufnimmt und in einer besonderen Ansiedelung in der Senne, zwei Meilen von Bielefeld, auch für die Kultur dieser öden Gegend wirksam ist. Diese Kolonie Wilhelmsdorf, welche einem großen Bedürfnis unserer Zeit entspricht, ist das treffliche Vorbild aller Anstalten ähnlicher Art geworden, die jetzt in gleicher Absicht gegründet werden und wie die Niederlassung „Maria Veen" bei Borken für das Heil der Armen und Elenden wirken.

Zwei Bäche entspringen bei Bielefeld, beide Lutter genannt, beide sollen dem Lutterkolke entfließen; die östliche mündet in die Herforder Aa, während die westliche zu den Quellflüssen der Emse gehört, in deren breites flaches Thal wir nun hinübertreten.





Das Emse-Thal.



Von Bielefeld streift der Rücken des Osnings gen Nordosten, bis er mit seiner letzten Höhe bei Bevergern auf den Spiegel der Emse niederblickt. Nach dieser Begrüßung mit dem friedlichen Strome, der zwar nicht trotzigen Laufes mit vordringlichen Felskanten streitet, auch nirgends in einer polternden Stromschnelle daherrauscht, aber doch mit festem zielbewußten Fluß die hohen Sandwellen bis auf den Mergelboden durchbricht — nach dieser Begrüßung scheint über den „heiligen Berg" der Lebensüberdruß zu kommen. Die öden Breiten, in welche er gelangt ist, sind ganz danach angethan, hier dem Leben Abschied zu sagen, und der heilige Berg wird hier zu niedrigen sandigen Totenhügeln, nachdem die Emse in einer etwas tieferen Rinne bei Rheine Westfalen verlassen hat. —

Folgen wir dem Gebirgszuge auf seinem Auslaufe, der das Westfalenland von Engern trennt, er wird uns das Ehrengeleite, das wir ihm geben, nicht ungelohnt lassen.

Der erste Punkt, an dem wir dabei Halt machen, ist der Ravensberg. Unsere Abbildung zeigt seine Gestalt, seine zerfallenen Burggemäuer, seinen Belfried, der noch stark und trotzig in die Lande schaut. Der Ravensberg ist eine nach Südwesten gerichtete Vorhöhe des Barenberges, der mit seiner Waldkrone die Mitte des Osnings

bezeichnet, an die hohen Eggen von Halle und Werther sich reihet und durch mannigfach gekreuzte Hügelreihen mit dem Zuge des Wiehengebirges verbunden ist, der im Nordosten unseres Standpunktes von der Weser bei Minden her fast ganz westlich nach Osnabrück hin sich dehnt.

Oben auf dem Ravensberge die graue Warte, die Trümmer der festen Burgmauer, das Thor, den in den Felsen gehauenen etwa 160 Meter tiefen sagenhaften Brunnen in der Nähe beschauen zu können, ist für das mühsame Erklimmen der Höhe kein so großer Lohn, wie der Ausblick, den sie auf das beherrschte Land zu ihren Füßen bietet. Aus den Reihen der Berge hervortretend, macht sie die Osninghänge rechts und links weithin überschaubar, zeigt das Land des münsterischen Tieflandbusens von den Haarhöhen, die bei Soest am Himmel verschwimmen, bis nach dem weiß leuchtenden Schloß von Iburg hin, in der westlichen Ferne die Ebene des Münsterlandes mit ihren Waldungen und weiten Fluren, woraus am Horizonte dem freien Auge noch sichtbar die mächtigen Türme der westfälischen Hauptstadt hervorragen, in der Nähe die roten Dächer der Örter Halle, Borgholzhausen, Dissen und wie sie alle heißen, die besonnten Dörfer, Meiereien und Güter da unten. Nach Norden begränzt das Wiehengebirge unsere Aussicht, dort bei Melle ragt noch die Dietrichsburg empor. Es ist das keine wilde massige Berggegend, man sieht keine in unermeßliche Höhen aufgetürmten Bergriesen, keine nackten Felsklippen mit schäumenden Bachstürzen — die Berge haben hier Raum, sich in anmutigen Formen zu dehnen: aber großartig genug ist die Gegend, um einen mehr als lieblichen Eindruck zu machen, gewaltig genug das Gebirge, um mit seinen dichten und dunklen Wäldermassen mächtig aus der Ebene sich emporzuheben.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß schon die Römer bei ihren Zügen durchs alte Germanien hier auf der Ravensburg und in Iburg Befestigungen anlegten. Verschiedene Funde, die auf die Römer hinweisen, scheinen dies zu bestätigen.* Auch schon alte Volkssagen machen die Ravensburg zu einem römischen Kastell. An dem Fuße des Berges in einem enggeschlossenen Thale liegt eine Bauerschaft Cleve. Wie bei der gleich genannten Stadt am Niederrhein leitet man den Namen von clivus, Hügel, ab und Drusus soll hier ein Lager, auf dem Berge eine Burg angelegt haben. Diese war durch einen römischen Adler geschmückt, die alten Germanen jedoch, die solches Getier nicht gekannt, hätten denselben für einen Raben gehalten und danach die Burg Ravensburg genannt. Eine andere Sage, die weithin im Volke zu beiden Seiten des Osnings verbreitet ist, meldet von dem mächtigen Sachsenherzog

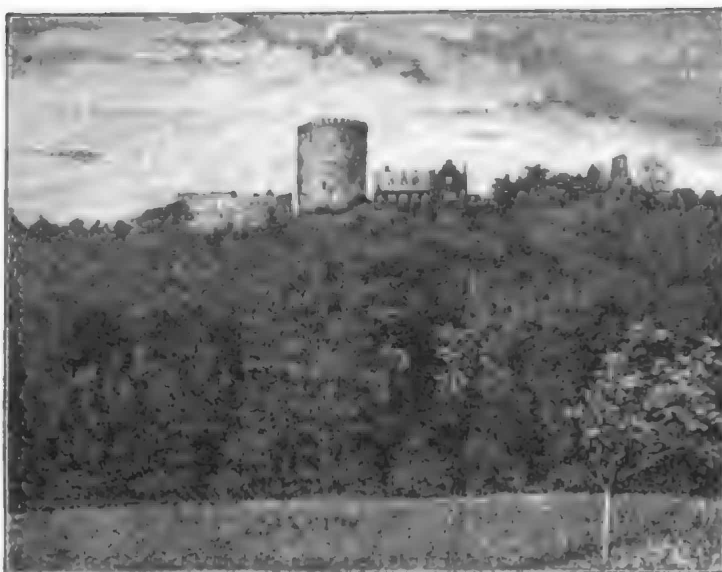
* Vgl. Jostes und Effmann: Vorchristliche Altertümer im Gau Süderberge. In der Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskunde Westfalens. 1888.

(Wittekind), der seinen drei blühenden Töchtern Ida, Thekla, Ravena als Heiratsgabe drei Burgen schenkte. Die Sage lautet nach den Dichterworten Gisbert von Vincke's:

Und der Fürst verleihet jeder Tochter
Eine stolze Burg als Hochzeitsgabe,
Wohlbewahrt mit Mauer, Turm und Zinnen;
Wiederum verleihet jede Jungfrau
Ihrer stolzen Burg den eignen Namen.
Also schaun drei starke Sachsenfesten
Unerschütterlich noch manch Jahrhundert:
Tecklenburg und Ravensburg und Iburg.

Jedenfalls ist die Ravensburg eine sehr alte Feste. Der Name weiset, wie auch das weiter nach Iburg zu liegende Remsede (Hramasithi = Rabenfeld), sicherlich auf eine Verehrungsstätte des alten germanischen Gottes Odin, den die Raben als heilige Vögel begleiten. Die hl. Thiatildis urkundet schon um 851 dem Kloster Freckenhorst den Zehnten zu Ravensburg. Dann geschieht dieser Burg Erwähnung in der Legende vom heiligen Bischof Bernward von Hildesheim; das Gebet zu diesem Heiligen ließ einen Ritter Odalrich, der auf dem Ravensberg im Burgverließe schmachtete, leicht und mühelos die Ketten abstreifen und den Pfad in die Freiheit finden, daß er nach Hildesheim pilgern und seine Fesseln am Grabe des Bischofs aufhängen konnte. Die ältesten Besitzer von Ravensberg, welche die Geschichte kennt, Herren aus dem Hause von Calverlage (ein Hof zwischen Gesmold und Melle), waren gleich ein angesehenes und mächtiges Geschlecht; das bezeugt die Vermählung Hermanns I. von Ravensberg mit Edelinde, der Tochter Ottos von Nordheim, der Witwe des Herzogs Welf von Bayern. Den sächsischen Herzögen standen sie nahe, Hermann II. war der Vetter und Vertraute Lothars von Sachsen, des deutschen Kaisers. Dieses Hermanns Enkel, Otto und Heinrich, werden zuerst Grafen von Ravensberg genannt und von nun an wird der Name häufig in allen Fehden und Händeln der Zeit. Im 14. Jahrhundert erlosch der Mannesstamm der Grafen von Calverlage mit Bernard, dessen Erbin Margareta, die Tochter seines Bruders Otto IV., Gemahlin Herzogs Gerhard von Jülich war, den Kaiser Ludwig der Bayer 1346 zu Frankfurt am Main mit den sämtlichen Besitzungen der Ravensberger belehnte. Von da fällt die Geschichte der Ravensburg und ihres Landes mit der Jülich-Cleve-Bergs zusammen. Im Jahre 1609 und endgültig 1666 erfolgte die Vereinigung mit der Mark Brandenburg. Die schon im dreißigjährigen Kriege hart mitgenommene Burg wurde dann 1673 von Bernard von Galen, als dem Feinde des großen brandenburgischen Kurfürsten, stark beschossen und dadurch so unwirtlich, daß der Droste, der

sie bis dahin inne gehabt, herunterzog und sie dem gänzlichen Verfalle überließ; eine wiederholte Erneuerung und eine im Jahre 1838 angebrachte Zinkbedachung thut der weiteren Zerstörung des mächtigen Wartturmes Einhalt.


Ravensburg.

Werfen wir noch einen Blick auf das großartige Bild unter uns hinab, ehe auch wir die Höhe verlassen. Da unten im Thale gen Norden, wo Borgholzhausen liegt, soll einst in düstern Bergeswaldungen »tamfanae templum, celeberrimum illis gentibus«, wie der Römer Tacitus sagt, sich befunden haben. Im Volksmunde hört man noch heute nahe bei dem genannten Städtchen das Wort „Temfanne“, was von unpoetischen Köpfen in Dämpfpfanne, d. h. Wasserlache zur Dämpfung etwaigen Feuers, verhochdeutscht wird. Hier sind alte Gefäße und Waffenstücke aufgefunden (im Herbst 1838 zwei Opferschalen von seltener Schönheit), aber über Tamfana, mag es nun eine Göttin sein oder ein Heiligtum, fehlen uns alle nähern Nachrichten als die des Tacitus, daß es bei den Marsen gewesen sei, und dieses Volkes Wohnsitz suchen wir sicherer an den nördlichen Abhängen, der Haar bis zum Thal der Lippe hin. Wir können aber immerhin einen alten Tempel in den Gehölzen von Borgholzhausen wiederaufbauen, den Alach, wie der Sachsen Ausdruck war, aus seinen grobgeschnittenen Holzsäulen ineinanderfügen und die Balkendecke schützend über das Heiligtum, das Wih, legen, um zwischen mystisch dunklem Gewände von der sonderbaren, so rohen und doch so tiefes Gemüt hegenden Vorzeit zu träumen und ihren Wundern nachzusinnen. Denn mag man die Wunder der Legende für eine schöne Poesie halten, die Wunder der Geschichte bleiben, und es ist nicht eines ihrer größten Wunder, daß dort vor uns der bemooste Kirchturm hoch empor das siegende Kreuzzeichen über der Tamfana Gauen trägt, vor dem die Raben Odins sich geflüchtet haben in das tiefste Dickicht der nordischen Wälder, — daß wenn der Glocken Klänge über die Strohdächer der Wohnungen durch die Lüfte dringen, um den andämmernden Sonntag zu begrüßen, der Schall zusammenrinnt mit Nachbarklängen, so weit, bis gen Süd und Nord das Rauschen des Meeres sie verzehrt? Die germanische Waldesnacht ihrer großartigen, dem innigsten Naturleben

entspringenden Traumgebilde zu berauben, den in dieser Nacht Träumenden Vorstellungen, die ihrem Gemüt heilig, ihrer Natürlichkeit angemessen waren, die sich bei ihnen in keiner Weise überlebt hatten, zu nehmen und ihnen das Christentum zu geben, wodurch sie geweckt wurden zum Tageslicht der Kultur — war es nicht ein wunderbares Vollbringen?

Um das Gewaltsame des plötzlichen Überganges, das unvermittelte Überschlagen von einem Gegensatze zum andern, wie mit einem Schlage die in der Wüste rufende Stimme des neuen Lebensprincips es bewirkte, zu versinnlichen, rufen wir uns nur zwei Gestalten wach, beide edle germanische Frauen, beide im Dienste ihres Gottes stehend, nur durch wenige Jahrhunderte von einander getrennt, – und doch welche tiefe Kluft zwischen beiden! Die eine ist Priesterin der Tamfana etwa, sie folgt den Männern in den Kampf, sie steht im linnenen Gewande mit ehernem Gürtel, mit nacktem Fuße auf der Wagenburg, das gewaltige Reckenweib, sie schwingt ein Schwert wie eine haarflatternde Walküre der Schlacht. Da wird ein Gefangener ihr gebracht, sie schlingt einen Kranz um sein Haupt, einen Strick um seine Brust; behende fliegt sie eine Leiter hinan, zieht das Opfer sich nach und durchschneidet ihm die Gurgel, um aus dem Blute, das in den ehernen Kessel unten hinabströmt, die Weissagungen des Schlachtenglücks zu schöpfen!

Die andere, im Kloster zu Herford erzogen, wird das Weib eines sächsischen Edlen, gebiert ihm zwei starke Söhne, wird Witwe, schafft dann die Burg, worauf ihr Gemahl gestorben ist, zum Kloster um, und dann seht ihr sie im Dienste ihres Gottes thätig, rastlos und keine Ermüdung kennend von Sonnenaufgang bis Niedergang. Sie speist, sie tränkt, sie kleidet die Scharen der Armen, welche von nah und fern zu ihr strömen; sie redet Trost den Unglücklichen ein, sie glättet mit der weichen Hand der Liebe die Falte des Grams auf jeder Stirne, wie ein warmer Hauch taut ihr Wort jedes Herz auf, das eisig geworden ist in kaltem Leide.

Und wenn sie alle durchwärmt, beruhigt, in frommer Entsagung oder gestärkter Hoffnung froh, von sich gesandt hat, wenn die Sonne zur Rüste, ihre Schwestern zur Ruhe gegangen sind, dann lauscht sie, bis der letzte Schritt im Kreuzgange verhallt ist, schleicht sacht, daß keiner sie erspähe, in die Kirche und kniet zum Gebete nieder, das die Nacht überdauert. Es ist eine doppelt geweihte Stätte dann, die Klosterkirche, worin sie niederkniet, und sie betet hier beim Lichte der ewigen Lampe, deren flackernder Schein auf die Pergamentblätter und buntglänzenden Malereien ihres Psalters, auf die weißen, von Kälte verklommenen Hände fällt, mit denen sie eifrig die Blätter umwendet; es ist ein Heiliges um die schlichte Matronengestalt ausgegossen, ihr könntet glauben, allein von ihrer hohen glatten Stirne gehe der

milde gelbzitternde Lichtschein aus, der auf dem Goldgrund der Miniaturen ihres Buches liegt, sich ermattet in den Falten des schwarzen, mit schneeigem Hermelin gefütterten Mantels fängt, aus der Dunkelheit der Kirche aber nur noch die Schattengespenster der Pfeiler und Bildsäulen zu wecken vermag, daß verriesigt St. Laurentius' Rost und St. Katharinens Rad in einander übergehen und verschwimmen.

Und wer ist, fragt ihr, diese nächtige Beterin, die auf den kalten Steinen der Kirche zu Memleben liegt? Es ist eine Kaiserin, das Weib Heinrichs des Finklers, die Mutter Ottos des Großen, die heilige Mathilde. Sie könnte in dem ganzen Glanze sich sonnen, den ihr starker Sohn über das germanische Kaisertum leuchten läßt, aber sie zieht vor, den Tag über für die Armen, die Nacht hindurch für das Gebet zu leben. Sie läßt ihre Güter sich entreißen, weil man sie bei ihren Söhnen beschuldigt hat, daß sie alles in Almosen verschleudere, und zieht sich in das einsame Enger zurück, die Grabeshüterin ihres Ahnherrn Wittekind zu werden; als endlich der Tod den liebsten ihrer Söhne, Heinrich, den sein Bruder über Bayern zum Herzoge gesetzt hatte, ihr entreißt, da wirft sie in unendlichem Leide die Stirnbinde und alles, was an den kaiserlichen Purpur sie erinnert, auf den Boden und flieht vor ihrem Schmerze in das Wohl, das sie den Leidenden, den Darbenden bereitet.

Hat der innige fromme Geist des Mittelalters, hat der warme Hauch der Liebe, der Duft der Blüte am Weltenbaume des Christentums, hat die Kraft der Entsagung, die der Glaube giebt, je einen schönern, einen begeisterndern Ausdruck gefunden, als in dieser heiligen Frau? Und dagegen die ganze rohe Gewaltsamkeit, die verhärtende, starre Idee des Heidentums, wo tritt sie besser verkörpert, schreckenerregender auf, als in jenem blutigen, haarflatternden Reckenweibe, das Strabo beschreibt? Sie schneidet dem Gefangenen die Kehle ab und dabei mit grausigem Grinsen uns die Poesie, die wir uns in die alten Haine tausendjähriger Wodanseichen hineinträumen.

Pilgern wir weiter nach Westen, oben über den Kamm unserer Berge dem von seiner Höhe lockenden Iburg zu. Gen Süd und Nord bleibt uns der Blick über die weite Ebene links, über das schöne hügelige Land rechts dann unbeschränkt. Im Süden lassen wir Tatenhausen, den freundlichen Badeort mit seinen Anlagen und ansehnlichem Herrenhause, dem Sommeraufenthalte des Grafen von Korff-Schmising, unfern davon liegt Stockkämpen, das stille Dörflein mit dem Grabe des Dichters Fr. Leopold Grafen zu Stolberg; sodann das bekanntere und besuchtere Solbad Rothenfelde mit seinen wirksamen Heilquellen, die erst wieder in unserer Zeit in erfolgreicher und ausgedehnter Weise benutzt werden. Schon im Jahre 1648, als noch der Schwedenanführer Gustavson Herr von Iburg und der Umgebung war,

wurde zu Timmern im Kirchspiel Dissen die Quelle entdeckt und auf Veranlassung des Pfarrers Veltmann durch den Doktor der Medizin Johann Ruth untersucht, der „nach einer fünf Tage dauernden Analyse von zwei Maß des sehr nach Schwefel riechenden Wassers eine Quantität Cremortartari mit kleinen Salzkrystallen abzog“, worüber das Protokoll noch vorhanden ist. Unter Leitung des genannten Pfarrers wurde die Quelle dann weiter ausgegraben und mit Ziegelsteinen ausgemauert. Ein durchgesägtes Weinfaß bildete dann zwei Badekufen, die durch Röhren aus Erlenholz mit der Quelle in Verbindung standen. Die Kurgäste selbst schöpften mit zwei Blechkannen das heilkräftige Wasser in die Röhren, das die Kufen dann füllte. Außerdem war noch zur Bequemlichkeit der Gäste eine Bank zum Ruhen. Die wiederhergestellten Kranken brachten ihre Gaben in einen dort aufgestellten Armenstock. Die einzige Unterhaltung bot ein Hahnen- und Trommelschläger. Trotz der schweren Zeiten, eben nach Beendigung des langen Krieges, brachte der Opferstock an freiwilligen Gaben in der Zeit vom 5. Februar bis 12. Juli auf: 417 Thlr. 1 Schilling 4 Pfennige. Der Erlös wurde unter die Armen verteilt nach Abzug der Einrichtungs- und Unterhaltungskosten. „Zu diesen Kosten, welche 42 Thaler nicht übersteigen, gehörte auch eine geringe Vergütung des Pastors Veltmann für Predigten in den vier Hauptkurmonaten von April bis 20. Juni, der beiden Kirchenrevisoren für die den Gästen unentgeltlich geleistete Aufwartung und des erwähnten Hahnen- und Trommelschlägers.“ — Welcher Gegensatz zu den Prunkbädern neuer Zeit!

In späterer Zeit ging der Gesundbrunnen ein; zwar gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Quelle wiedergefunden, aber erst seit einigen Jahrzehnten ist Rothenfelde ein vielbesuchter Badeort geworden, besonders seit Anstalten dort errichtet sind, in denen unter sorgsamer Pflege zahlreiche kranke Kinder alljährlich durch die Bäder ihre Heilung finden.

Wir wandern nun weiter, indem wir auf dem Gebirgskamm fortschreiten. Nördlich und nordöstlich liegt die reichbebaute anmutige Wiesengegend von Gesmold, dem Dorfe, in dessen Nähe aus einer Quelle die zur Emse strömende Hase und die weserwärts fließende kleinere Else entstehen. Das letztere Flüßchen windet sich an dem Städtchen Melle vorbei, das eine der freundlichsten Gegenden Westfalens belebt, wo gefällige Landschaftsbilder uns locken würden nach Ostenwalde, dem einsamen Sitze des westfälischen Dichters Gisbert von Vincke, oder auf die Dietrichsburg, eine tannenbewaldete Höhe, welche die Burg eines Nachkommen Wittekinds und Vaters der Kaiserin Mathilde, des Grafen Dietrich, gekrönt haben soll, oder auf die stolze Ulenburg, früher im Besitze der Edelherren zur Lippe, jetzt mit dem nahe belegenen Hause Beck, von dem die Herzöge von Holstein-Beck ihren Beinamen trugen, der



DAS HERMANNSDENKMAL.





Orgelgrotte in der Dechenhöhle.

Familie von Borries gehörend. Aber wir müssen eilen, denn der Tag wird sich senken, ehe wir über unsere unwegsamen Halden Iburg erreicht haben, den schönsten Punkt unserer ganzen Wanderschaft durch diesen Teil Westfalens. Wir wollen die Dämmerung in seinem „Rittersaale“, so nennt man jetzt das Remter



Iburg.

(refectorium) des alten Klosters, verträumen, wo die Bilder starker Männer, der Fürstbischöfe von Osnabrück, uns wie Herolde vergangener Tage, verklungener Thaten anlugen werden aus ihren düstern Rahmen von den bestäubten Wänden herab in der weiten Halle, die uns wie eine Scene aus einem Romane des großen Schotten umfängt. Wir wollen dort in Bennos Züge blicken, in das blasse, wehmütige Gesicht des treuen, vieldulдenden Mannes. Bischof Benno von Osnabrück gehört zu den großen Männern der großen Zeit des Mittelalters. Schön, geistreich, gelehrt, das ganze Wissen der Zeit mit den seltenern Künsten und Kenntnissen der verschiedenen Handwerke verbindend, von den Frauen verehrt, band ihn wohl mehr die Stammesgenossenschaft und Dankbarkeit, als die persönliche Zuneigung an Heinrich IV., der ihn zum Ordner seines Haushalts und Aufseher über die kaiserlichen Bauten ernannte und später auf den bischöflichen Stuhl von Osnabrück erhob: von da ab blieb Benno II. der treue Genosse seines kaiserlichen Freundes und teilte mit ihm die Last des päpstlichen Zornes. Auch Benno wurde von Gregor VII. seiner Würden entsetzt, wie er darauf das Schicksal seines Kaisers teilte; seine Flucht von Harzburg nach Eschwege hat Broxtermann, ein früh gestorbener begabter Dichter Osnabrücks, in seinem Gedichte „Bischof Benno“ geschildert.

Er erzählt, wie eine Hütte auf öder Heide den in Bettlertracht vermummten Bischof verborgen habe:

Der unglücksel'ge Benno! wer ihn sieht,
Verhöhnt ihn, denn in Bettlerkleidern sucht
Der Ächter fremde Gauen, unerkannt
Zu bleiben, unverfolgt! Wie mancher Wicht,
Der vor ihm kroch, als noch der Sonnenschein
Des Glückes hell von Heinrichs Diadem
Auf seine Freunde niederglänzte, stößt
Verspottend ihn zurück und weigert ihm
Ein Stückchen trocknen Brot's. Wir werden ihn
Auf dieser Erde niemals, er wird nie
Die Berge seines Landes wiederschaun,
Denn alles ist ja päpstlich um uns her.

Trotzdem erscheint Benno in Pilgertracht auf der Burg eines Freundes und bittet beim Scheiden:

Nur eins noch! Führt mich Euren Turm hinan,
(Man sieht von Eurem Turm doch Osnabrück?)
Daß ich noch einmal meine — meine Stadt
Noch einmal sehe! —

Knabe.

Werft das Fenster offen;
Die Burg liegt hoch. Seht da die liebe Stadt!

Benno.

In diesem schönen Thal! —
Wie schön sie daliegt, von dem Sterbeglanz
Des Tags verklärt! Wie mancher Edle dort
Der einst mit stolzer Wonne mir sein Herz
Entgegen trug und noch an seiner Thür
Mit Freuden mich empfinge! — Lebe wohl
Mit deinen guten Bürgern, gute Stadt! —
Leb wohl! und wenn des großen Vaters Ohr
Der Väter letzte Wünsche gnädig hört,
So schwebe stets mein Segen wie der Herbst
Mit nie erschöpftem Füllhorn über dir! — —*

Benno, der große Baumeister des Mittelalters, ist der Erbauer des Schlosses und der Benediktinerabtei Iburg, die auf den Grundmauern eines alten (vielleicht?) römischen und sächsischen von Karl dem Großen zerstörten Kastells steht. Von Bennos Werk ist kaum eine Spur übrig geblieben, seine eigene Wohnung, der Bennoturm, ist gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgebrochen. Gewiß stammen

* Broxtermanns Gedichte, Münster 1794. „Bischof Benno" entstand im sechzehnten Lebensjahre des Dichters.

einzelne Mauerreste des Nordflügels und das nördliche Kreuzschiff der Klosterkapelle aus der ersten mittelalterlichen Bauzeit, vielleicht wird noch eine eingehende Untersuchung der ältesten Grundmauern die Spuren der Arbeit römischer Legionen ans Licht bringen. Mehrfach haben Brände das Gebäude teilweise zerstört. Das jetzige „Schloß", denn die Gebäude dienten den Osnabrücker Fürstbischöfen als Sommer-Residenz, ist im einfachen Stile des vorigen Jahrhunderts erbaut, einzelne Zieraten in barocker Art weist nur die Kirche auf.

Im Jahre 1070, am Klemenstage, ward der Altar der kleinen hölzernen Kapelle eingeweiht, welche zuerst, nachdem man das Gestrüpp ausgerodet, das die Trümmer der alten Sachsenfeste überwucherte, in Eile aufgezimmert wurde. Die rasche Vollendung seines Werkes wurde jedoch durch Bennos Entfernung aus seinem Stifte gehindert: erst als Gregor VII. 1085 zu Salerno verschieden war, kehrte der Bischof zurück und baute seine Iburg aus. Man erzählt von diesem Bau, daß die ersten Gewölbe wieder eingestürzt seien, ferner, daß in dem Altar der neuen Klosterkirche von Benno auch eine Höhlung angebracht wurde, wie sie der Hochaltar der Domkirche zu Brixen hatte, vor welchem Kaiser Heinrichs deutsche und lombardische Bischöfe Papst Gregor durch eine Abstimmung abgesetzt hatten, an welcher sich Benno nicht beteiligte, da er sich während derselben in der Höhlung des Altares verbarg. Wo jetzt das Städtchen Iburg auf dem Vorberge bis an die Thore der Abtei sich ausbreitet, lag schon damals ein Gut, welches die Matrone Azela bewohnte, die mit frommer Liebe an dem Bischof hing. Norbertus, Iburgs erster Abt, hat in seiner vita Bennonis die Worte aufbewahrt, mit welchen er auf ihr dringendes Verlangen, an sein Sterbelager treten zu dürfen, antwortete: eam se videlicet malle in futuro videre saeculo; ubi sincere, secure et iucundius mutuo fruerentur aspectu, quicunque se hic invicem in Christo puritate castae caritatis amassent.

Benno starb im Jahre 1088 auf seinem Turme zu Iburg, wo er die letzten Tage seines Lebens ausgeruht hatte von all den Mühen seiner Fahrten und Züge durch Deutschlands Wälder, durch die Schluchten der Alpen und Apenninen, durch Syriens Wüsten und Palästinas staubige Flächen: denn auch nach Jerusalem und dem gelobten Lande hatte sein reiches Leben ihn geführt. Das Meßgewand, in welches er bei seiner Beisetzung gekleidet wurde, ein Geschenk aus kaiserlichen Händen, ist nach 320 Jahren, im Jahre 1408, bei Übertragung der Gebeine in den Sarkophag noch völlig unversehrt wieder aus dem Grabe genommen. Es ist in alter Form aus schwerem byzantinischen blauen Purpur, der eine ins Dunkelgraue übergehende Farbe angenommen hat; alljährlich am Todestage Bennos feiert ein Priester in diesem Gewande die heilige Messe.

Nach Bennos Tode blühte seine Stiftung um so rascher empor, als ihre schöne Lage sie zum Lieblingssitze der Bischöfe von Osnabrück machte. Unter ihnen nennen wir Franz von Waldeck, der zugleich Bischof von Münster war, unter dessen Regierung der Wiedertäufersturm über Nordwestdeutschland dahin brauste. Er brachte hier den größten Teil seines Lebens zu; hier ließ er auf dem Stallbrinke vier in Osnabrück ergriffene Wiedertäufer hinrichten; hier ließ er sich nach der Einnahme Münsters die Häupter des dortigen Wiedertäuferreiches vorführen und dann eine Zeit lang im Turme gefangen halten; hier erhielt er am Neujahrstage 1541 von dem Lütticher Bischof nachträglich die bischöfliche Weihe, wozu ihm bisher die Regierungsgeschäfte keine Zeit gelassen hatten. Anfänglich der neuen Lehre Luthers zugethan, erklärte er auf einem 1548 zu Osnabrück gehaltenen Landtage, daß er der Augsburgischen Konfession entsagen und der katholischen Lehre zugethan bleiben wolle. Auch zwei damalige Äbte des Klosters, die beide Meyering heißen, standen in dem Rufe, daß sie die neuen Lehren begünstigten; so ist es auch erklärlich, daß 1543 der Superintendent Bonnus von Osnabrück sich in wissenschaftlichen Streitreden über die Rechtfertigungslehre mit Johann von Aachen, einem gewandten Domprediger aus Münster, auseinandersetzen konnte. Schwer heimgesucht, teilweise verwüstet und ausgeplündert wurde Iburg im Jahre 1633 und dann dem schwedischen Befehlshaber Gustavson „zum Geschenk gemacht“, bis nach dem Westfälischen Frieden, 1650 der Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg wieder einzog und den verwüsteten Fürstensitz wieder in Stand setzen ließ. Daran erinnern heute noch zwei Steintafeln mit dichterischer Aufschrift. Sein Nachfolger Ernst August war der erste Fürst aus dem Welfenhause, der nach dem Westfälischen Frieden Fürstbischof von Osnabrück wurde. Er verließ 1667 die Iburg, um in der Bischofsstadt selbst zu wohnen und zu regieren.

Zwei Jahre vorher jedoch war Iburg Zeuge eines bewegten und anziehenden kleinen Familiendramas, das damals die fürstlichen Kreise Deutschlands in einige Aufregung versetzte. Im Jahre 1639, am 7. Januar, war auf dem Schlosse Olbreuse bei Usseau zwischen Niort und Rochelle in Poitou dem Alexander II. d'Emiers, Seigneur d'Olbreuse und der Juguline la Poussard de Baudal eine Tochter geboren worden, welche den Namen Eleonore erhielt und berufen war, die Stammmutter der Königshäuser von England und Hannover und auch des preußischen Hauses zu werden — sie, die aus niederm Adel hervorgegangene Frau, der noch obendrein an den zur Stiftsfähigkeit erforderlichen 16 Ahnen einer fehlte, und die dadurch eine beklagenswerte Verwirrung in die allerhöchsten Stammbäume bringen sollte! Im übrigen, wenn das neben einer solchen betrübten Thatsache erwähnt zu werden verdient, war Eleonore schön, wohlgebildet, edeldenkend und eine vortreffliche Frau, an der

nicht der leiseste Flecken haftet, von „großem Verstand und sonderbarer Tugend." — Alexander d'Olbreuse gehörte zu den damals noch in Frankreich verfolgten Anhängern der Hugenotten; es ist jedoch nicht festgestellt, ob er als Flüchtling seine Heimat verließ; man weiß nur, daß seine Tochter Eleonore, als sie 26 Jahre alt war, sich mit einer aus Frankreich geflüchteten Familie, der des Prince de La Tremouille, Fürsten von Tarent, am Hofe des Oraniers zu Breda in Holland aufhielt; sie war Hofdame der Gemahlin des Prinzen, einer geborenen Landgräfin von Hessen-Kassel. Hier lernte sie jenes oben genannten Kurfürsten und Osnabrücker Fürstbischofs Ernst August Bruder, der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg, kennen und faßte eine heftige Leidenschaft für das schöne Fräulein aus dem Lande Poitou. Er warb um sie, und sie mag anfangs manchen innern und äußern heftigen Kampf zu bestehen gehabt haben, denn um die Sache zum Austrage zu bringen, ließ Ernst August sie aus Holland nach Iburg abholen; dort wurde sie von dem letzteren und seiner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie so lange bearbeitet, bis sie sich darein fand, dem Herzoge Georg Wilhelm anzugehören, ohne Stand und Namen seiner Gemahlin zu beanspruchen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, worin es heißt: Comme l'affection que j'ai pour mon frère m'a fait résoudre de ne me jamais marier, pour son avantage et celuy de ses enfants, dont je ne départiray jamais, et que Mademoiselle d'Olbreuse s'est résolue de vouloir vivre avec moy, je promets de ne l'abandonner jamais et de luy donner 2000 écus par an, et 6000 écus par an après ma mort. Sodann verlieh Georg Wilhelm seiner Geliebten den Namen Madame de Harburg und schenkte ihr das Gut Nilhorn auf der Elbinsel bei Hamburg, die er Wilhelmsburg nannte, so daß sie auch den Namen Frau (und später Gräfin) von Wilhelmsburg erhielt. In dem Abschiede der lüneburgischen Stände von 1676 heißt sie Eleonore von Hamburg, Gräfin von Wilhelmsburg; die Stände bewilligten ihr 120 000 Thaler; 1680 aber heißt es in einem solchen Abschiede: „Da nach der Hand der Gemahlin Sr. Durchlaucht der Titel einer Herzogin von Braunschweig beigelegt worden." Es hatte nämlich Kaiser Leopold I., durch den herzoglichen Agenten Praun gewonnen, am 22. Juli 1674 Eleonoren von Harburg zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg ernannt; und nun ließ Georg Wilhelm durch den Großvogt von Hammerstein seinen Bruder Ernst August um dessen Einwilligung zur priesterlichen Einsegnung seines Verhältnisses angehen. Dieser ließ sich dazu bewegen, nach eingeholtem Gutachten einer Juristenfakultät und unter der von den Ständen bekräftigten Bedingung, daß an der Erbfolgeordnung des Landes nichts geändert werde. Es fand nun 1676 die öffentliche Trauung in Celle unter vielem Glanze statt, und

Eleonore galt von diesem Augenblicke an als die vollberechtigte Gemahlin des Landesherrn.

Schon am 15. September 1666 aber hatte Eleonore ihrem Herrn eine Tochter, Sophie Dorothea, geboren; noch drei Töchter folgten, die jedoch unmittelbar nach der Geburt starben. Sophie Dorothea war unzweifelhaft ein außerehelich geborenes, wenn auch später berechtigt erklärtes Kind; nichts desto weniger wurde sie um ihres großen Allodialvermögens willen und zur Sicherung der Erbfolge in sämtliche hannoversche Lande dem Sohne des Kurfürsten Ernst August angetraut, jenem fatalen Georg I. — trotzdem daß Eleonoren d'Olbreuse fast das Herz darüber brach, als man ihr einziges geliebtes Kind an einen solchen Menschen aus der Familie fortgab, welcher sie so manche Bitterkeit verdankte, die sie ihre niedere Herkunft so schonungslos hatte fühlen lassen. Welches Ende diese Verbindung nahm, wie die arme Sophie Dorothea als Prinzessin von Ahlden 32 Jahre lang in der Gefangenschaft schmachtete, ist bekannt genug. Weniger bekannt ist, was Eleonore dabei litt, während Georg Wilhelm sich seiner Tochter gegenüber fühllos und ohne Herz zeigte. Der Mutter wurden nachher spärliche Besuche der gefangenen Tochter verstattet, bis ihr Gemahl starb, 1705. Nun war Eleonore ohne Schutz und Schirm, und der cellische Minister von Bernstorff suchte sich dem neuen Gebieter, dem Kurfürsten-König Georg I., dadurch gefällig zu erweisen, daß er die edle Frau auf alle Weise beschimpfte, ihr den Aufenthalt auf dem cellischen Schloß unmöglich machte und sie nach Lüneburg vertrieb. Hier hatte ihr Gemahl ihr ein Schloß als Witwensitz erbauen lassen, und hier wohnte sie, wie es heißt, von den Thränen, die der Kummer ihr erpreßte, in den letzten Lebensjahren erblindet. Sie starb am 3. Februar 1722 im 82. Jahre ihres Alters. Neben ihrem noch im Sarge prunkenden Gatten wurde ihre sterbliche Hülle in der cellischen Familiengruft in einem ganz schmucklosen Sarge von Zinn beigesetzt, dem am 16. November 1726 die irdischen Überreste der unglücklichen Tochter in gleich unfürstlicher Weise beigesellt wurden.

Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte eines armen französischen Weibes, das zuerst in unserm Iburg den Boden deutscher Fürstenschlösser betrat!

Das Kloster ist 1802 mit seinen Besitzungen an den Staat gefallen, und die Gebäude werden jetzt zu Verwaltungszwecken benutzt. In der Kirche des nördlichen Flügels haben die Katholiken ihren Gottesdienst, da das alte baufällige Pfarrkirchlein nicht ausreicht, während im südlichen Flügel eine evangelische Kirche, ein großer Betsaal eingerichtet ist, an welchen die Zimmer stoßen, welche die Landesfürstin Sophie, die Stammutter des hannoverschen und englischen Königshauses, bewohnte. Hier sind noch die gut erhaltenen getäfelten Decken zu bemerken. Im sogenannten Ritter-


Die Hasebrücke bei Osnabrück.

saale sind außer den Bildnissen der Osnabrücker Fürstbischöfe, von dem Römer Vitus Andreas Aloysius gemalt, die gemalte Decke und ein altertümlicher Tisch bemerkenswert. Eine weite schöne Aussicht bieten uns die geöffneten Fenster. Aber zu einer bessern Rundschau lockt uns ein mehr verheißender Punkt, die höchste Spitze des Gebirgszuges, der 344 m über der Meeresfläche erhabene Dörenberg. Der Name bedeutet: Spitze, höchster Berg, weshalb ihn auch Norbert in der Vita Bennonis mons maximus nennt. Dören ist gleich unserm Dorn; nach hergebrachter Erklärung bezeichnet Dörenberg den Thürberg, der den Eingang, die Thüre beherrscht. Durch eine tiefe Einsenkung, den steil abfallenden Paß „der harden reste", über welchen die uralte Straße zwischen Münster und Osnabrück führt, von den nächsten Höhen getrennt, hinter dem Schloßberg von Iburg mächtig ansteigend, schützt gegen den Nord der Dörenberg die hellen Mauern der alten Abtei die wie eine graue Gürtelspange an der Mitte seines Riesenleibes den fernen südlichen Thalbewohnern des Münsterlandes schimmern. Der jähe Steg führt durch dichtes Unterholz von weißstämmigen Birken und glatten schlanken Buchen auf den mächtigen Gipfel, den ein hohes Gestell, zu Zwecken der Landesvermessung errichtet, bezeichnet. Dort lacht ein Bild vor uns auf von unbegrenzter Ausdehnung und mächtiger Wirkung, rings um uns die mächtigen Höhen des Grafensundern, des Uhrberges, unter uns nach Norden das Dütethal mit Ösede und der rauchenden Georgs-Marienhütte, dahinter hebt Osnabrück aus seinem Hasethal die Kuppel des Domes und den mächtigen Katharinenturm wie um die Wette mit dem freundlichen Gertrudenberg empor, näher rechts die dunklen Mauern des kleinen Frauenklosters Ösede, dann Borgloh, weiter Melle, in blauer Ferne verschwimmend die Stemmer Berge mit dem schimmernden Auge des Dümmers, dann das Wiehengebirge, eine ganze Kette bis zur Weserscharte; unten Dissen mit dem großen Freeden, dessen hoher Kegel die Salinen von Rothenfelde überragt, weiter hinauf die Ruinen des Ravensberges und

gen Süden und Südwesten die weiten Flächen des ebenen Münsterlandes, vorn im reichen Wechsel seiner Wiesen, Wälder und Felder und sonnigen Heiden, die sich um die behäbigen Dorfschaften und Bauerschaften ausbreiten, bis fernehin nur die hohen Türme von Warendorf, Münster, Greven, Altenberge, Rheine dem scharfen Auge den Kern des Münsterlandes bezeichnen, nach Nordwesten endlich die sich verlaufenden zwei Höhenzüge des Osning, den nördlichen Sandsteinzug und den südlichen Kalksteinzug, der als romantischen Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg zeigt.

Und innerhalb dieser beiden Höhenzüge soll — nach den neuesten Untersuchungen — jenes denkwürdige Ereignis stattgefunden haben, das wir die Varusschlacht nennen, die Niederlage der stolzen römischen Legionen durch den Cherusker Arminius. Versetzen wir uns in jene Zeit, in das Jahr 9 oder 10 nach Christus. Wir sehen von unserm erhabenen Standpunkte die stolzen Römerscharen heranziehen von den Waldungen der Burgerberge durch das Thal unter uns und dann in die langen Thäler gen Hagen und Leeden hin. Von den gegenüberliegenden Höhen, die von unsern bructerischen Vorfahren besetzt sind, ertönt der laute Kriegesruf. Varus kommt von der Weser herangezogen, die Werre und Else hinauf durchs Land der Chamaven in das der Chasuarier bis zum Hasefluß. Von hier suchte er auf nahen und sicheren Wegen die Römerstraßen an der Lippe zu erreichen. Durch die Thüre im Osning, den Dörenpaß bei Iburg, mußte er sicher hindurchkommen; hatte er das erreicht, dann war der Weg durch das Land der Bructerer, das Münsterland, nicht gefährlich. Der Weg nach Iburg führte über Borgloh, wo sich vor den Augen der Römer die waldigen Burgerberge erhoben, über ihnen der mächtige Dörenberg. Zu beiden Seiten schlossen Bergketten die Gegend ein, am besten war es vorzudringen auf den Einschnitt bei Iburg. Nach zweistündigem Marsche konnte man in die münsterische Ebene hinabschauen. Der Weg führte erst über kleine Bäche, die Düte und Schluchter, dann vom Musenberge auf den langen Bergsattel, Herrenrest genannt. Nach Osnabrück durfte man sich nicht wenden, die Beschaffenheit der Gegend und die Richtung verboten das. Da fing es an zu regnen und zu stürmen, denn es war Ende September, dazu fand man den Iburger Paß von Cheruskern besetzt und Scharen von Bructerern eilten hinzu und nahmen die ganze südliche Berglinie ein. An einen Durchbruch war vorderhand nicht zu denken. Die Römer mußten in dem Thale zwischen dem Schloßberge und den nördlichen Höhen in westlicher Richtung ziehen und immer weiter wurden sie ins Bergland getrieben. Der Weg über die flache bis zum Dorfe Hagen reichende Hülsegge bot nun wieder einige Sicherheit und hier wurde am Abend das erste Lager aufgeschlagen. Am andern Morgen brach man in derselben Richtung auf, man hoffte vielleicht die alten Römerbefestigungen

bei Rheine oder Bentheim zu erreichen. In der Thalebene von Hagen schien der Marsch anfangs gesicherter, aber allmählich traten die Berghöhen näher zusammen, die Feinde bedrängten immerfort den Heereszug, der die Höhen des Leedener Berges vor sich sah. Zwischen dem Langenberge und der Margareten-Egge durchzukommen, durfte nicht versucht werden, man zog in nordwestlicher Richtung. Bei Leeden wurde das zweite Lager aufgeschlagen, die Arbeit dreier Legionen, es war nur ein Ruhelager, ist aber nicht fertig geworden, da sie von den Feinden dabei überfallen wurden. Jetzt drangen sie in der größten Not in die waldige Gegend zwischen Leeden und dem Habichtswalde, sie wurden von den anstürmenden Germanen auf dem schlüpfrigen Boden gefaßt und aufgehalten. Hier wurden die Tapfern vernichtet, Varus selbst gab sich den Tod. Nur ein Führer, Vala Numonius, hat sich mit einer kleinen Abteilung durchschlagen können. Die Germanen griffen dann den Troß und das angefangene Lager an, viel Beute, zahlreiche Gefangene fielen ihnen in die Hände. Hierbei fanden viele den Tod, sie wurden an den Galgen geknüpft, die Häupter an die Baumstämme genagelt. Das Totenfeld blieb liegen, die Leichen den Vögeln zum Fraße. Das war im Jahre 9 oder 10 nach Christus.

Fünf Jahre später drangen die Römer unter Germanicus von der Emse her in die Gegend von Iburg. Germanicus war von Rheine aus die Emse hinauf gezogen, bis er etwa bei dem Dorfe Greven durch ausgeschickte Kundschafter erfuhr, daß in der Nähe das Schlachtfeld des Varus sich befinde. Da wendete er sein Heer links von der Emse auf die Osninghöhen zu, die im blauen Dufte vor ihm den Gesichtskreis begrenzten. Er wie das ganze Heer wurden von Sehnsucht ergriffen, den Gefallenen, deren Gebeine nun schon im sechsten Jahre unbestattet in Wind und Wetter bleichten, die letzte Ehre zu erweisen. Durch dunkle Wälder und ausgedehnte Sumpfflächen zogen sie, bis sie vor Iburg gelangten. Hier treten sie ein in die Stätten der Trauer, die einen schauerlichen Eindruck machten durch den Anblick und die Erinnerung. Sie gelangen zu dem Lager. An dem halbaufgeworfenen Walle, an dem niedrigen Graben nehmen sie wahr, daß die schon zusammengeschmolzenen Reste des Heeres dort gelagert haben. Mitten auf dem Felde waren bleichende Gebeine, zerstreut oder in Haufen, daneben zerbrochene Waffen, Gliedmaßen von Pferden, an den Baumstämmen angenagelte Schädel. In den nahen Hainen standen die Altäre, auf denen die Tribunen und Hauptleute hingeschlachtet waren. Leute, welche die Niederlage überlebt hatten, zeigten die Stelle, wo Varus die erste Wunde erhalten hatte, wo er sich selbst mit unglücklicher Hand den Tod gegeben, wo Arminius seine Völker angefeuert und die römischen Adler und Feldzeichen gehöhnt habe. Und dann begruben die römischen Soldaten die Gebeine, ohne daß jemand wußte, ob er die

Überreste von Freunden oder Feinden in das Grab trage, begruben sie voll Traurigkeit und Erbitterung gegen den Feind. Es wurde ein hoher Grabhügel den Verstorbenen errichtet, der Oberfeldherr selbst legte den Rasen zuerst, ein Beweis der Teilnahme an dem Kummer der Anwesenden. —

So wird von einem neueren Forscher, Friedrich Knoke in Bernburg, die frühere Meinung von Justus Möser nach genauen Untersuchungen und gelehrten Forschungen beinahe wieder zur Gewißheit erhoben; wird vielleicht ein günstiges Geschick die weiteren Forschungen der nächsten Jahre hier durch wichtige Funde unterstützen und die Jahrhunderte alten Zweifel zerstreuen und allen auf örtlichem und kleinlichem Vaterlandsgefühl beruhenden Streitigkeiten ein Ende machen? —

Bevor wir zum alten Bischofssitze Osnabrück unsere Schritte lenken, steigen wir vom Dörenberg ins Dütethal. Wir gehen über den Grafensundern, den westlichen Ausläufer des Dörenberges, und dann am Zuckerhut herab ins Kesselthal zwischen Bardinghaussundern und dem durch Römerschanzen bemerkenswerten Rerenberg. Überall prächtige, mit Buchen, Eichen oder Tannen geschmückte Gebirgslandschaften bieten sich unserm Auge dar. Am Fuße des Rerenberges wartet unser ein liebliches Bild, aus dem Sandstein des Berges in einem mit grünen Moosen und Gesträuchen bewachsenen Grunde, der rings von schattigen Bäumen umstanden ist, brechen mindestens sieben — man zählt oft über ein Dutzend — mächtige und klare Quellen hervor und vereinigen sich bald zu einem Bache der „sieben Quellen“, der nach einigen Minuten eine Mühle treibt und bei Ösede sich in die Düte ergießt.

Von den sieben Quellen führen uns wohlgepflegte Wege in die schönen Anlagen der Georgs-Marienhütte. Diese, ein großes Hochofen-Hüttenwerk mit reichen Eisensteinfeldern und Kohlenbergwerken im Osninggebirge, ist durch eine eigene Bahnlinie mit der Strecke Münster-Osnabrück verbunden. 1856 gegründet, 1857 in Betrieb gebracht, hat es im Dütethal den Ort Georgs-Marienhütte entstehen lassen mit über 1500 Einwohnern, meist Berg- und Hütten-Arbeitern. Bis zum Jahre 1877 waren 6 Hohöfen angeblasen. Der „Hüggel“ war seit den ältesten Zeiten durch seinen Erzreichtum berühmt. Der Bergbau dort ist ein uralter und mancherlei Sagen weisen darauf hin.

Dort, so erzählt eine Sage, hielten sich in alter Zeit viele Bergmännlein auf. Bei einem Bauern fütterten sie die Pferde, besonders aber einen Schimmel, den sie so gern hatten; oft hörte man beim Füttern: Nao 'ne Maote fäom Witten! Der Bauer war glücklich, an seinen Spinnrädern fehlte nie der Flachs, sein Brot im Backofen war immer das schönste. Da niemand wußte, woher das kam, suchte ein Knecht das zu erfahren. Er versteckte sich über Nacht und sah, wie eine Menge



Osnabrück.

kleiner Bergmännlein in ganz zerlumpten Kleidern hervorkamen. Als er dem Bauern dies mitgeteilt hatte, ließ derselbe sogleich eine Menge kleiner neuer Kleider machen und hinlegen; am andern Morgen waren sie richtig fort, aber auch die Bergmännlein sind seitdem nicht wiedergekommen.

Diese Bergmännchen haben in uralter Zeit auch viele Schmiedearbeit gethan; die Menschen brauchten ihnen nur das Eisen an einen bestimmten Ort hinzulegen, am andern Tage stand dann hier das Gerät fertig. Dafür beanspruchten sie nur eine geringe Bezahlung; als aber einmal einer statt des Geldes Dreck hingelegt hatte, haben sie seitdem niemals mehr für die Menschen geschmiedet.

Vom Hüggelschmied, der im Wünnekenloche wohnte, erzählt die Sage, er habe das gewonnene Eisen für die Nachbarn verarbeitet. Denen aber, welche sich nicht dankbar erzeigt haben, hat er ein glühendes Rad mit einem Fluche nachgeschleudert. —

Von diesen Höhen lenken wir unsere Schritte zu der altertümlichen, jetzt so gewerbreichen Stadt Osnabrück. Die alte Bischofsstadt, deren Name auf den Osning hinweist, gehört nach ihrer natürlichen Lage und geschichtlichen Bedeutung mit ihrer schönen Umgebung zum westfälischen Lande, von dem sie jetzt durch die politischen Einteilungen der letzten Zeiten noch getrennt wird. In dem breiten von der Hase durchschlängelten Thale zieht sich die lange Hauptstraße von Süden nach Norden bis an den Fuß des Gertrudenberges, der einst ein Frauenkloster trug, an dessen Stelle jetzt eine ausgedehnte Irrenanstalt errichtet ist. Vier mächtige

Kirchen mit hohen und ehrwürdigen Türmen überragen die sich noch immer ausdehnende Stadt, deren Einwohnerzahl seit dem Jahre 1852 sich mehr als verdoppelt hat. Sehenswert außer den Kirchen ist das Waterloothor, ein Denkmal der in der Schlacht Gefallenen, ein Standbild von Justus Möser und das fürstbischöfliche Schloß. Der Dom, auch die Petruskirche genannt, ist in seinen ersten Anlagen vor dem Jahre 800 unter Karl dem Großen erbaut, wurde unter Wiho II., im Jahre 1100, ein Raub des Feuers, zugleich mit dem daranstoßenden Kloster, das Bruderhof genannt wurde, ist aber bald darauf unter den Bischöfen Johann I. und Udo von Steinfurt in der jetzigen Gestalt wieder aufgeführt. Einige kleinere Anbauten und Änderungen stammen aus den folgenden zwei Jahrhunderten. Sowohl der kunstvolle Bau als auch die im Dome befindlichen Kunstschätze in Bein und Stein, in Holz und Metall ziehen den Freund der Kunst und des Altertums an. Ein sehr alter (Bischofs-) Stab, der wie ein aus Krystall gefertigtes Schachspiel Karl d. Gr. zugeschrieben wird, ein großer Kamm aus Elfenbein mit Schnitzarbeit, der den Priestern zum Gebrauche diente, eine Krone, das Drahthemd eines Einsiedlers, der 22 Jahre hindurch in einem Gemache neben dem großen Turme gelebt hat, ferner Kelche, Kreuze, Grabdenkmale, und ein Reliquienschrein erinnern hier auch an die ältesten Zeiten der deutschen Kunst.

Auch in der Johanniskirche ist noch vieles aus der guten alten Zeit bewahrt worden und hoffentlich werden diejenigen Gegenstände, welche bei der nötigen Aufräumung ihren Platz verlassen müssen, nicht in einem mißverstandenen Eifer, die Kunst von den Auswüchsen zu reinigen, für die Kunst verloren gehen. Die Johanniskirche wurde 1256 bis 1292 erbaut, spätere Anbauten gehen in den gotischen Stil über. Der stattliche Bau, im romanischen Stile angelegt, mit seinen mächtigen Bogen und Gewölben, macht erst jetzt nach seiner gründlichen Wiederherstellung durch einen kenntnisreichen Baukundigen einen wahrhaft großartigen Eindruck; hoffen wir, daß die innere Ausstattung der baulichen Kunst in ihrer ernsten Würde sich entsprechend gestalte!

Eine Perle unter den gotischen Bauten von Nord-Westdeutschland ist die Osnabrücker Marienkirche, welche ein alter Chronist „ein ausbündig kunstreiches Gebaw nennt, deßgleichen man nicht in den benachbarten Städten des westfälischen Kreises, sondern auch nicht zu Lübeck, Hamburg und Rostogk findet.“ Das Langhaus ist im rein gotischen Stil im Beginne des 14. Jahrhunderts erbaut. Der außerordentlich prächtige Chor soll von dem Gelde englischer Kaufleute, die damals im lebhaften Handelsverkehr mit der Stadt Osnabrück standen und daselbst eine große Niederlage ihrer Waren hatten, errichtet sein. Nach der Reformation ist der Bau allmählich zerfallen, die zierlichen Steinzieraten vermochten nicht auf die Dauer dem feuchten nördlichen



Der Dom zu Osnabrück.

Wetter zu trotzen. Die Strebebögen verfielen derartig, daß man sie beseitigen mußte. Seit 1870 ist auch diese Kirche durch die verständige Hand eines erfahrenen Künstlers wieder in alter Pracht erneuert, und alle Seiten des Bauwerkes entfalten einen überaus reichen und wechselvollen Formenschatz. Im Innern der Kirche befinden sich mehrere hervorragende Kunstwerke plastischer Art in Holz und Stein. Am Eingang des Chores unter der Treppe ist Justus Mösers Grab.

Die Katharinenkirche zeigt äußerlich eine bei ihrer Größe einfache Bauentwicklung. Der hohe Turm hat im Jahre 1881 eine neue Spitze erhalten. Im gotischen Stile errichtet, zeigt der Bau nicht so reiche Formen, wie die Marienkirche. Bemerkenswert ist außer einem alten Taufstein und den Gemälden bedeutender Männer und Pfarrer ein neuer Altar nach einem Entwurfe des Osnabrückers von Kreling.

Zu den Gebäuden Osnabrücks, welche geschichtliche Bedeutung erlangt haben, gehört zuerst das Rathaus. In dem Friedenssaale daselbst ist am 24. Oktober 1648 der Westfälische Friede mit den Gesandten Schwedens und der protestantischen Mächte geschlossen; die Bildnisse von 38 Friedensgesandten schmücken die Wände des Saales, über dessen Eingang folgende Inschrift steht:

Consilio quisquis causa conclave subintras
Publica privatis anteferenda scias.

Im Saale stehen unter andern Merkwürdigkeiten herrliche Kunstpokale in wundervoller Arbeit, besonders ein mit der Figur Karls des Großen geschmückter Kaiserpokal.

Das Bistum Osnabrück verdankt seine Entstehung Karl dem Großen (dem der oben erwähnte hohe schwere Stab aus Eisen mit Ringen von Zuckerrohr zum Gebrauche gedient haben soll). Der Apostel dieser Gegenden war Bernard, einer der Glaubensboten, welche dem Sachsenheere Karls folgten. Dieser war der Verkünder des Christentums in Münster und Osnabrück, hier im Gau Tregwithi erbaute er eine Kapelle. Nach dem großen Siege an der Hase 783 erhob Karl die Kapelle zur Münsterkirche, und sein Feldbischof, Egilfried von Lüttich, weihte den ersten Altar des erweiterten Gotteshauses, dem hl. Petrus das Stift, den heiligen Crispinus und Crispinian, die zu Soissons die Märtyrerpalme errungen, den Altar zum Schutze anbefehlend. Der erste Bischof, ein Zögling der berühmten Klosterschule zu Utrecht, hieß Wiho; mit dem Münster wurde eine Schule für lateinische und später für griechische Sprache verbunden. Diese Schule, „Carolinum“, an der erst die Domgeistlichen, im 17. Jahrhundert die Jesuiten wirkten, blüht jetzt noch als katholisches Gymnasium Carolinum nach tausendjährigem Bestehen.

Mit dem Falle Heinrichs des Löwen wurden die westfälischen Bischöfe, deren Macht in den vorangegangenen Jahrhunderten durch die zahlreichen Ministerialen gewachsen war, auch weltliche Herren ihrer Länder, und Osnabrück sowohl als auch das benachbarte münstersche Bistum wurde ein Fürstbistum. Im Westfälischen Frieden wurde dem Hause Braunschweig-Lüneburg das Recht zugesprochen, den fürstbischöflichen Stuhl abwechselnd mit einem katholischen Bischofe zu besetzen. So wurde der letzte Herzog von York mit der Inful von Osnabrück bekleidet, als er sieben Monate alt



Die Marienkirche zu Osnabrück.

war, und Sterne konnte deshalb zwei Jahre später ein Buch ihm, „Dem Hochwürdigsten, in Gott Vater (nur drei Jahre alt) u. s. w.“ widmen.

Nachdem die Domkirche 1100 durch Feuer zerstört worden, zugleich mit der Burg des Bischofes, bezog Wiho II. den Bennoturm in Iburg und machte so den Anfang zu der Residenz der spätern Bischöfe in dem schönen Iburger Kloster. —

Mancher berühmte oder ruhmwürdige Name knüpft sich an die Stadt. Rudolf von Benninkhaus, der westfälische Hans Sachs, huldigte hier im 16. Jahrhunderte in 37 Komödien dem Geschmacke und derben Witze seiner Zeit. Hamelmann, in

Osnabrück geboren, hat als eifrig für das »evangelium renatum« wirkender Superintendent in Oldenburg die Reformationsgeschichte fast jeder westfälischen Stadt geschrieben und dadurch eine Hauptquelle für unsere geschichtliche Forschung geliefert. Der Abt Jerusalem wurde 1709 in Osnabrück geboren; neben dem obenerwähnten Broxtermann ist der ältere Dichter von Bar zu nennen, der zur Zeit Friedrichs d. Gr. »Epitres diverses« im Geschmacke der französischen Litteratur schrieb. — Am 14. Dezember 1720 wurden einem Beamten Osnabrücks zwei Knaben geboren, welchen mehr jedoch als allen diesen genannten gegeben war, um der Stolz ihrer Vaterstadt zu werden; aber ihre Wege liefen wunderbar auseinander, und während der eine zu einem glänzenden Ziele gelangte, welches eine bronzene Ruhmessäule bezeichnet, ist des andern Name verschollen und verklungen. Der älteste lief als ein halbwüchsiger Junge eines schönen Morgens in die weite Welt, um sein Glück darin zu suchen und kam bis Münster; als aber das erste, was die weite Welt ihm bot, sich als ein Siebenpfennigstück auswies, so ein Domherr ihm schenkte, nebst einem Ei und etwas erbetteltem Brote, das eine ihm begegnende Landstreicherin mit ihm teilte, da ging er nach Hause zurück und stiftete mit zwei andern Jungen eine gelehrte Gesellschaft. Der jüngere Bruder wanderte weiter: er studierte in Jena so viele Schulden zusammen, daß es ihn aus dem Musensitze in die Barbarei trieb; die Folgen seiner akademischen Bestrebungen um die Gelehrsamkeit des Rechtes führten ihn in das Land brutalster Gewalt, nach Tripolis, dem Heimatlande der Seeräuber. Unterdes beschäftigte sich der ältere Bruder daheim mit „patriotischen Phantasieen“. Jener spekulierte auf Sklavenhandel und trieb sich auf dem Bazar der Deys, unter den grimmen flammigwilden Scheiks umher. Dieser saß zu Hause voll stiller Verehrung zu den Füßen der geistreichen Demoiselle de Bar und hörte ihr bildendes Gespräch über die épitres diverses ihres Herrn Vaters, über die Marquise du Chatelet, über St. Evremond und die Gottschedin an, und was die Verehrungswürdige sonst aufs Tapet bringen mochte, um einen talentvollen jungen Menschen zu „decrassieren“: oder er las ihr seine regelrechte Tragödie „Arminius“ in klingenden Alexandrinern vor. Der jüngere verlegte sich, als es mit dem tripolitanischen Handel nicht kleckte, auf die Alchymie und suchte den Stein der Weisen, der ältere aber fand Gold; er schüttelte es in gediegenen Körnern aus dem Staube alter Pergamente, schmolz die einzelnen Körner zusammen, setzte das Gepräge seines Geistes darauf und hinterließ seiner Vaterstadt einen goldenen Schatz, die Osnabrückische Geschichte. — Der jüngere endlich kehrte zerschlagen heim, und im Grimm darob, daß der Stein der Weisen ihm entgangen war, hielt er sich an die Thoren und schrieb ihre Thaten auf in hohen Aktenstößen, Beiträge zur Geschichte des modernen Faustrechts, wie sein Bruder das


Justus Möser.

mittelalterliche beschrieben hatte. Sie haben keine Leser gefunden bis jetzt, die ein anderes Erkenntnis als das auf Pranger und Galgen darunter gesetzt hätten, und harren deshalb auf etwaige poetische Verklärung durch den Moderglanz der Jahrhunderte in der Registratur des peinlichen Gerichts zu Osnabrück. Denn Johannes Zacharias Möser endete als Kriminal-Aktuar und wurde 1767 ad acta gelegt, Justus aber, sein älterer Bruder, steht auf der Domfreiheit in glänzendes Erz gegossen, der westfälische Franklin, der große Mann von Osnabrück. Im Alter von 27 Jahren wurde er advocatus patriae, Sachwalter seines Vaterlandes in allen Streitfragen mit fremden Mächten. Während der Minderjährigkeit des damaligen Regenten, des Herzogs von York, war er der verwaltende Staatsmann, der mit Uneigennützigkeit und Ausdauer dafür strebte, seine Landsleute zu veredeln, ihre Freiheiten zu erweitern. Er starb am 8. Februar 1794. Seine obenerwähnte Grabstätte trägt die von ihm bestimmte Inschrift: Patri — filia unica — cum marito suo posuit.

Justus Mösers Verdienste und geistige Thaten darzustellen, ist Aufgabe der deutschen Kulturgeschichte geworden; sie hat zu zeigen, wie er, vom Besondern zum Allgemeinen, vom Vereinzelten zur großartigen Umschau und Überschau ausgehend, die gediegensten Erfolge für praktische Lebensweisheit und Politik, für Gesetzgebung und Erziehung gewann, und durch seine Entwicklungen, welche vom Festen, Gegebenen aus, durch die sichere Folgerung hindurch, zur allgemeinen Wahrheit kommen, einer der Gründer deutscher Staatsweisheit geworden ist. Das Standbild, welches ihm 1836 seine Vaterstadt errichtet hat, giebt die milden, wohlwollenden Züge des Mannes von „tüchtigem Menschenverstande“ in gelungener Ähnlichkeit wieder. Unbedeckten Hauptes, in der linken Hand eine Pergamentrolle, die rechte wie lehrend erhoben, ist die Gestalt ein gutes Denkmal der Anfänge der Gießerei in unserm Jahrhundert, nur läßt sie Mösers körperliche Länge, die sehr auffallend war, nicht erraten. Es ist von Drake unter Rauchs Leitung modelliert und gegossen. —

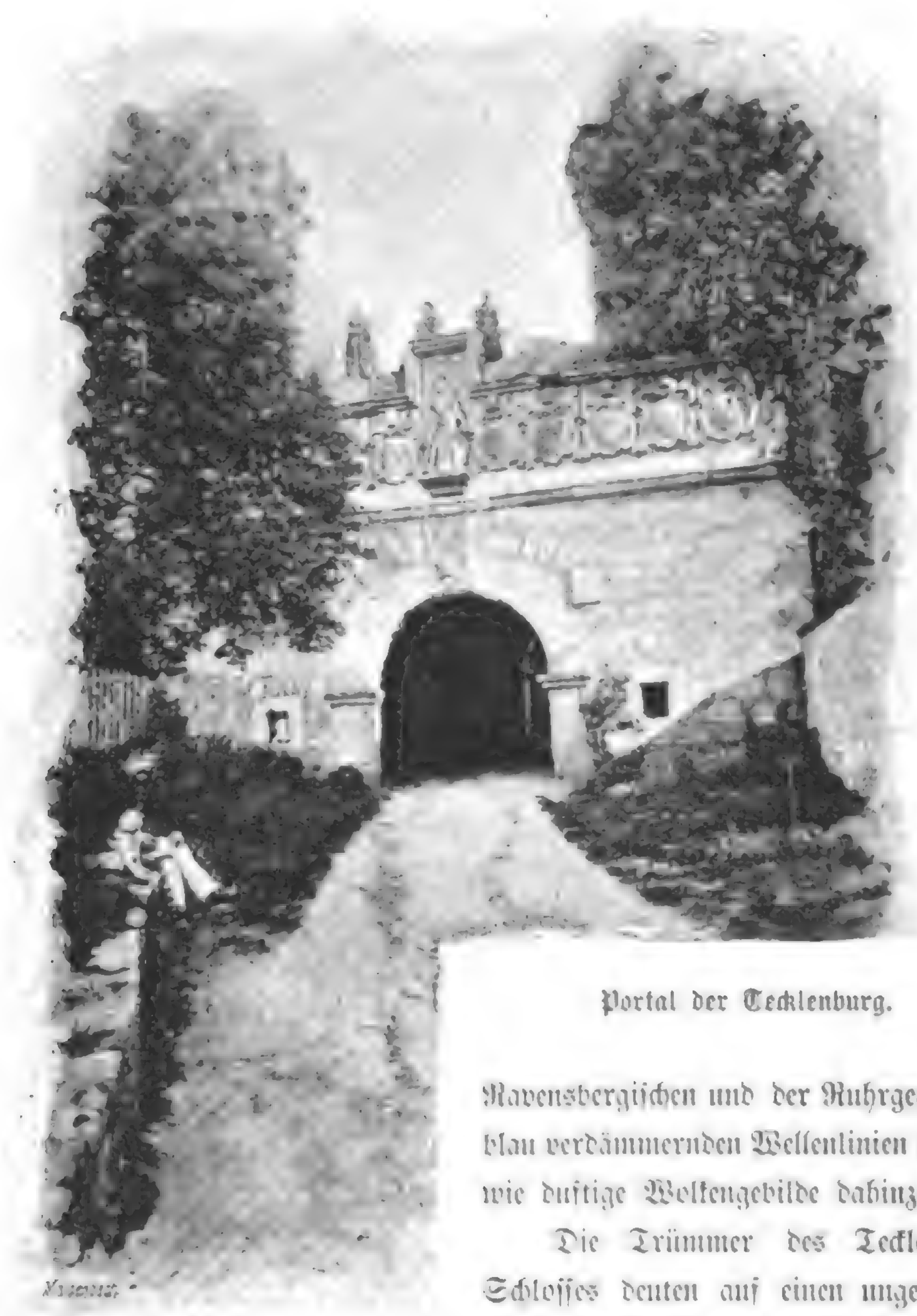
Eine Merkwürdigkeit, gewissermaßen das Wahrzeichen der Stadt Osnabrück, ist ein in Stein ausgehauenes Bildnis eines Hundes, im Volksmunde „Löwenpudel“ genannt, das auf dem Domhofe aufgestellt ist. Man behauptet, es sei von Heinrich dem Löwen aufgerichtet und solle an die Herrschaft des mächtigen Welfen erinnern. Eine alte Sage schildert den Ursprung folgendermaßen: Als Wittekind auf der Flucht vor Karl dem Großen nach Osnabrück kam, nahm ihn die freundliche Stadt auf und vertrieb die fränkische Besatzung. Da schwur Karl, die treulose Stadt zu züchtigen und mit eigener Hand das erste Geschöpf zu töten, welches ihm begegnen würde. Wittekind floh auf seine Burg an der Nette; Karls Schwester aber kam dem Bruder entgegen, um Gnade flehend für die Stadt. Als der mächtige Kaiser seine Schwester erblickte, wurde er von Schmerz erfüllt, denn er gedachte seines Schwures. Doch Gott sandte ihm ein Mittel, den Schwur zu halten, ohne das Blut seiner Schwester zu vergießen. Plötzlich sprang der Lieblingshund der Schwester, ein Tier von seltener Größe, vor ihr her und leckte die Hand des Kaisers. Durch das Blut des Hundes lösete er seinen Schwur, und weil ihn Gott auf so wunderbare Weise vor einer Frevelthat behütet hatte, so verzieh er der Stadt. Zur ewigen Erinnerung ließen die Osnabrücker einen Hund in Stein aushauen und auf dem Domplatze aufstellen. — An den gewaltigen Sachsenherzog, der hier in einer dreitägigen Schlacht am Schlagvorderberge — heute die „Klus“ genannt — von Karl besiegt wurde, erinnern noch mancherlei Sagen, welche in der Umgebung Osnabrücks erzählt werden.

Osnabrück hat sich seit 1843 außerordentlich erweitert, weil damals das Verbot aufgehoben wurde, außerhalb der Thore Gebäude zu errichten; das zeigt sich in dem neu entstandenenen Bahnhofsviertel, welches die Stadt recht freundlich erscheinen läßt. Mehr als der Handel blühen die Gewerbe in den verschiedensten Zweigen. Seit 100 Jahren hat sich der Wohlstand stetig gehoben, damals hatte die Stadt 6000 Einwohner, 1843 etwa 10000. Jetzt hat sie ungefähr 36000 Einwohner. In demselben Maße schwindet die altertümliche Art. Die alten Befestigungen sind in Spaziergänge umgewandelt, die besonders nach Süden und Westen hin eine hübsche Aussicht auf Gartenanlagen umher und die fernen bewaldeten Berge gewähren; unter den wenigen Mauer-Türmen, die sich noch erhalten haben, ist einer, der „Bock“, merkwürdig als Gefängnis eines Grafen von der Lippe und bald darauf eines Grafen von Hoya, die im vierzehnten Jahrhundert in seine Verließe gesperrt wurden: die Sage erzählt, er sei ein Graf von Tecklenburg darin bestrickt gewesen und weiß nach alter Chronik das folgende:

Einst nach langer Fehde hatte der Graf von Tecklenburg mit den Osnabrückern Frieden geschlossen und sandte wöchentlich einen Diener mit einem Esel in die Stadt,

um den Fleischvorrat für seine Burg zu holen. Nun ließ er eines Tages den Fleischern sagen, der festgesetzte Preis für ihre Ware sei zu hoch, und er wolle diese jetzt um ein gewisses weniger, das er von dem mitgesandten Gelde abgezogen hatte. Die Fleischer von Osnabrück aber waren grobe Leute in jener Zeit; sie schlugen den unglücklichen Träger der Botschaft tot und packten seine zerhauenen Glieder in die Tragkörbe des Esels, der ruhig den gewohnten Weg nach seinem Stalle heimwanderte. Als der Graf von Tecklenburg nun das Unheil erkannte, das dem Boten widerfahren, der zwar nur ein Leibeigener, aber doch sein Diener war, und vollends als er am Sonntage keinen Braten auf seiner Tafel hatte, ergrimmte er und rief seine Vasallen zur Fehde auf. Die Städter aber hatten einen Hinterhalt gelegt, sie schlugen seine Scharen und bekamen ihn selbst gefangen. Da haben sie ihn in einen eisernen Käfig gesteckt, in dem er weder liegen noch stehen konnte und ihn acht Jahre lang in einem düstern Turm so peinvoll schmachten lassen, bis er sich lösen konnte mit drei ganz blauen Windhunden, drei Rosenstämmen von gewisser Höhe ohne Dorn, und einem Scheffel voll ganz seltener Münzen. Dies wurde beschafft, obwohl sie es nur zum Spotte als Lösegeld gefordert hatten; die Windhunde, nachdem man die blaugefärbten Alten in ein blaues Zimmer eingesperrt und nur mit blauen Speisen gefüttert hatte; die Rosenstöcke waren durch Glasröhren geleitet worden und die seltenen Groschen nah und fern gesammelt. Da wurde der Graf nach beschworener Urfehde entlassen; doch hat er sich später blutig gerächt; der Käfig und der Turm aber werden noch gezeigt. Ein anderes Türmchen aus der alten Befestigung der Stadt hat als Warte gedient. Von ihm erzählt die Sage, daß von ihm aus bei einer Belagerung kleine Brote (panicula) an die Armen der Stadt gereicht seien. Jetzt heißt er der „Pernickel“. Vielleicht hat das Schwarzbrot der Westfalen seinen, im Volke nicht gebräuchlichen, Namen Pumpernickel ans dem alten Klosterlatein: bonum paniculum ist unseres Erachtens eine bessere Erklärung des Wortes, als die landläufigen bekannten Ableitungen.

Die Erzählung vom gefangenen Grafen leitet uns hinüber nach dem einige Stunden westlich von Osnabrück liegenden Tecklenburg, dem Sitze eines ausgestorbenen, einst mächtigen und kriegerischen Dynasten-Geschlechtes, der Grafen von Tekeneborg, oder Tecklenburg, die im Mittelalter Schirmvögte der Bistümer Münster und Osnabrück waren. Es ist ein hochgelegener Punkt mit sehr zerstörten Burgtrümmern und einem Städtchen, das sich an den Hügel lehnt, von dem die mächtigen Mauerreste nach allen Seiten hin über Münster, Osnabrück und Bentheim hinausschauen, über ein bewaldet hügeliges oder ebenes, hier und da von Heiden und Sandflächen durchflecktes, von Kiefernhainen verdüstertes Land, an dessen Rande ferne Gebirge im



Portal der Tecklenburg.

Ravensbergischen und der Ruhrgegend mit blau verdämmernden Wellenlinien oder leis wie duftige Wolkengebilde dahinziehen.

Die Trümmer des Tecklenburger Schlosses deuten auf einen ungewöhnlich großen Raum, den es umfaßt haben muß; doch ist nur das große Thor, welches nach Norden hin den Eingang bildete, fast unversehrt erhalten worden: über demselben reihen sich die Wappenschilder der fürstlichen Geschlechter von Sachsen, Hessen, Barby, Brandenburg, Schwerin u. s. w., mit denen das erloschene Dynastenhaus verwandt geworden, aneinander. Von diesem Thorbau aus sieht man unter sich das Städtchen Tecklenburg wie ein Schwalbennest an die abschüssige Bergwand, unter den schirmenden Sims der Burg hingekittet; weiter hinüber nach derselben Seite hin den ziemlich jähen Schafberg, der Kohlenflöze im Innern birgt, und an seiner westlichen Wurzel das Städtchen Ibbenbüren,

dann unfern davon, im Schoße dichter Waldungen, das ehemalige Kloster (jetzt Eisenhütte) Gravenhorst; nah unter uns taucht aus den grünen Buchengipfeln des Forstes Sundern das Dörfchen Ledde mit seinem Kirchturm, wie ein Schiff mit bewimpelten Masten aus grüner Meerflut, auf. Weiter bedecken den Gesichtskreis die dunklen Höhen des Habichtswaldes bei Leeden, sie erheben sich über der Senkung, wo vielleicht die römischen Legionen ihr schauerliches Grab gefunden. Rechts vom Schafberge nach Osnabrück hin liegt das Halerfeld, eine stundenlange Heide, auf welcher Heinrich der Löwe den Grafen Simon II. von Tecklenburg und seine verbündeten Ghibellinen zu vielen Tausenden bestrickte oder erschlug. In einer Senkung des Schlachtfeldes liegen gewaltige Granitblöcke doppelt gereiht nebeneinander, und auf den paarweise zusammengestellten Kolossen lastet eine noch gewaltigere Masse: es sind die „Slopsteine", Schlafeswächter für den Helden, der sich hier gebettet haben mag; ein Heidenkönig, sagt das Volk, ruhe in goldenem Haushalt (Sarge) unter den Steinen. Des Nachts erglühen sie und stehen wie riesige Geisterlampen, dem aufstehenden König sein nächtliches Schaffen zu beleuchten, auf der dunklen Heide. Ein Zauber machte es früher unmöglich, sie zu zählen. Der Zauber muß jetzt gewichen sein, denn man bringt mit leichter Mühe die Zahl 54 heraus. Es ist eines jener vorchristlichen Denkmale, die man im nördlichen Westfalen so häufig findet und Hünensteine nennt, Opferaltäre und Naturtempel der Germanen, früher von der heiligen Siebenzahl alter Eichen und Buchen überschattet, jetzt meist auf nackter offener Heide den einsamen Hirten gegen den Windzug beschützend, der über die Fläche durch das braune Heidekraut pfeift und lispelnd die Halme des Sandhafers biegt, ein grauer Vordergrund in einem nebelhaft farblosen Bilde Ossianscher Poesie. —

Schreiten wir durch die nördliche Thorburg in die verlassenen Höfe, wo verwittertes Gemäuer nicht einmal mehr den Plan der großen Feste andeutet, von der ein alter Geschichtschreiber über „des heil. Röm. Reichs uralte hochlöbliche Graffschaft Tekelenburg" folgende Beschreibung macht: In den mittelsten Wall ist zu sehen der große fünfkantige Thurn, ist ein gar altes rares und ungewöhnliches Gebäw, so in gantz Teutschland, Italien und Frankreich nur zwo seines Gleichen haben soll, dessen oberster Theil heutiges Tages den ordentlichen Hochgräffl. Musicis und dem Uhrwerk zum Gebrauch: der mittelste, zur Verwahrung Kraut und Loht's, der unterste Theil aber denen großen Übelthätern zur Gefängnis verordnet. — Daselbst ist auch zu beachten der Unter-Erdische Gang, mit einer starken eisernen Thüren verwahrt so tieff, raum und weit, daß ein Reuter gemächlich hindurch reuten kann: der Eingang desselben ist zwar bekannt, der Ausgang aber ist Niemand bewußt, nur daß auff einem bey die zwo Meilen abgelegenen Berg eben ein solcher Gang ist, welcher

mit diesem übereinkommen soll. Den Weg der sonsten stracks auffs Schloß hinauff gegangen, hat die Hochgeborene Gräfin Anna, Christmilter Gedächtnis, zwischen die hohe Mauern und den Wall herum machen und verordnen lassen: der dann erstlich hinauf führet zum Gerichthause, darin das Hoff- und Nieder-Gerichte zu gewisser Zeit gehalten wird, dagegen über die große Linde mit Mauren rings umgeben stehet, darunter den Übelthätern, so vom Leben zum Tode hingerichtet werden sollen, das Endurtheil gesprochen und vorgehalten wird: Ferner zur Hameyen und so durch das herrliche neuauffgebawte und schön gewölbte Thor auf den Unterplatz (alda das Bawhaus, Mahrställe u. s. w. ihren Ort haben), dann fort über die Brucken durch ein Gewölb, so über sich die Cantzeley träget auff den Oberplatz, da dan das rechte Castehl und die mit Tapeten, vergüldeten Ledder auch sonsten mit gar schönen Gemälden und Schildereyen wolgezierte Gemächer besehens wert seyn. — Im herunter spatzieren vom Castehl gehet man auf die linke Hand durch ein hoch Thor auff den Hagen alwo der Renn- und Reitplatz: Item der schöne Kraut- und Lustgarten mit schönen Lauben und Lusthäusern geziert, wie dann auch des Eltisten Fräuleins, Fr. Sophiae Agnes Hochgräffl. Gn. besonderer Kraut- Baum- und Lustgarten ihren recht wohlverordneten anmühtigen und lustigen Ohrt haben.

Diese ganze Hochgräffl. gnädigst wolverordnete anmühtige Gebäwherrlichkeit liegt zerstört, und wir genießen so jetzt auch nach Süden hin einen ungehemmten Blick in die weite Landschaft. Tecklenburg liegt wie auf der Handwurzel des Armes, den des Teutoburger Waldes Riesenleib nach dem Meere im Westen ausstreckt, ohne es erreichen zu können, wie er auch die langen Finger über die Haide legt und reckt. Man sieht dem riesigen Zeigefinger von der Südseite des Burghofes bis über das Dorf Brochterbeck, das uns an die Bructerer erinnert, hinaus nach, wo die übereinandergeworfenen Felsbrocken des Königsteins oder Blücherfelsens liegen, welchem der alte Blücher einst seinen Namen einhauen ließ; im nächsten Vordergrund vor uns liegt der gewaltige Daumen, eine Bergwand, die man den Klee nennt; im Raume zwischen ihm und der Tecklenburg grünt ein liebliches Thal mit den Edelhöfen Mark und Hülshoff, von einem Bache durchschlängelt, der sieben Mühlen treibt. Jenseits des Klee schaut wie ein dunkler Kern aus den grünen Wald- und Flurenhülsen das Städtchen Lengerich herauf, in dessen Pfarrkirche von Osnabrück und Münster her die Gesandten des Westfälischen Friedens zu gemeinsamen Beratungen zusammen kamen: der päpstliche Legat Chigi (später Papst Alexander VII.) weilte dort längere Zeit: man erzählt noch seinen Ausspruch, als man ihn den Stolz des Ortes, das Kräuterbier „Gräsing“ darreichte: adde parum sulphuris et erit potus infernalis.

Auch soll der päpstliche Gesandte damals die Kirche bewundert haben, einen mächtigen Bau, dessen weite Gewölbe an den Seiten auf je einem Pfeiler ruhen. Schutzheilige des Ortes und der Kirche war die heilige Margarete, und bis zur Glaubenstrennung wallfahrteten zahlreiche Scharen nach Lengerich, das noch heute deshalb Margareten-Lengerich genannt wird. Auch der über dem Städtchen emporragende Bergzug, der mit einem Bilde der Heiligen geschmückt war, erhielt den Namen Margareten-Egge, heißt aber im Volke seit der Reformation Puppenberg, wohl wegen des früheren Heiligenbildes. Am Abhange desselben dehnen sich in hübscher Lage über dem Städtchen, umkränzt von üppig grünenden Anlagen, die dunkelroten Gebäude der großen Irrenanstalt Bethesda aus, die wie in Marsberg und Marienthal von der Provinzial-Verwaltung eingerichtet sind. Jenseits der Höhe erblicken wir hinter dunklen Waldungen das frühere Bernardinerkloster, jetzige Stift Leeden. Lengerich ist erst unter preußischer Herrschaft Stadt geworden und hat in neuester Zeit durch die Eisenbahn, welche in einem 800 m langen bogenförmigen Tunnel durch den Osning führt, sowie durch seine Kalk- und Sandsteinbrüche größere Bedeutung gewonnen. Die am südlichen Abhange des Berges sich ausbreitenden Gemeinden gehören bis auf zwei Meilen Entfernung zur alten Grafschaft Tecklenburg, und weil deren Grafen im 16. Jahrhundert den Grundsatz geltend machten: cuius regio eius religio, so scheiden sich die evangelischen Bewohner noch heute scharf von den angrenzenden Katholiken des ehemaligen Fürstbistums Münster. —

Das Geschlecht der Grafen von Tecklenburg, deren Stammbaum Cobbo, Kaiser Ludwigs des Deutschen Grafen in diesen Gegenden und Heerbannsführer in der unglücklichen Normannenschlacht bei Ebsdorf im Lüneburgischen (880), als ersten Ahnen nennt, während es sich geschichtlich nur bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts hinauf verfolgen läßt, wo es, ursprünglich auf der Bardenburg bei Ösede seßhaft, den neugebauten Sitz zu Tecklenburg (etwa 1150) bezog — war einst eines der mächtigsten Westfalens, mächtig insbesondere durch die Schirmvogtei über die Münstersche Kirche. Der älteste Stamm, der einen Turm im Wappen führte, starb aus mit Heilwigis, der Erbtochter, die 1263 ihrem Gemahle Otto Grafen von Bentheim die Grafschaft zubrachte. Der Stamm Ottos von Bentheim zu Tecklenburg, der drei rote Seeblätter als Wappen führte, blühte bis 1557 — zeitlebens ein unruhiges streitlustiges Geschlecht. — Nicolaus III. lag sogar mit dem eigenen Vater Otto VI. in Hader und setzte ihn gefangen; zum Dank setzten dann ihn seine Söhne Otto VII. und Nicolaus IV. wieder gefangen, bis er ihnen Tecklenburg und Rheda abtrat; darauf begannen die Brüder unter sich den Kampf und Otto VII. setzte zur Abwechselung nun Nicolaus IV. gefangen. Ottos VII. Sohn Conrad

starb 1557 und hinterließ nur eine Tochter Anna, die ihr Stammgut abermals einem Bentheimer Grafen, Eberwin, zubrachte. Aber nicht unbestritten. Denn Anna, die älteste Schwester Conrads, vermählte Gräfin von Solms-Braunfels erhob, da es an einer festen Regelung des Erstgeburtsrechtes dem Hause zu seinem Schaden immer gemangelt hatte, Ansprüche, welche ihre Nachkommen siegreich durchsetzten. Das Reichskammergericht sprach ihnen 1686 einen Teil der Erbschaft ($^3/_4$ von Tecklenburg, $^1/_4$ von Rheda) zu, und diesen erstrittenen Teil verkauften sie für 300 000 Gulden an Preußen, das darauf die Tecklenburg und Rheda besetzen ließ. Geordnet wurde die ganze Angelegenheit erst 1729 so, daß Preußen ganz Tecklenburg, die Bentheim-Tecklenburger Grafen dagegen Rheda erhielten.

An Tecklenburg knüpft sich das Andenken eines Mannes, den man zu den größten Wohlthätern der Menschheit zählen muß, das des Johannes Wierus (Wier oder Weyer), des unerschrockenen ersten Streiters wider die Hexen-Verbrennungen, der schon ein Jahrhundert vor Friedrich von Spee alle Kraft seines Geistes daran setzte, die vom Jahre 1484 an überall in Deutschland auflodernden Scheiterhaufen zu ersticken. Der berühmte Verfasser des Buches: de praestigiis Daemonum, 1515 in Holland geboren, war Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Berg und befreundet mit dem Grafen Arnold von Bentheim-Tecklenburg, der zu Wevelinghofen im Rheinlande seinen Wohnsitz hatte. Als sein in Geistesschwäche verfallener Herzog ihn nicht mehr schützte und sich auch an ihm das Wort:

Die wenigen, die was davon erkannt,
Hat man seit je gekreuzigt und verbrannt,

bewähren sollte und ihm selbst der Scheiterhaufen drohte, nahm ihn Graf Arnold in seinen Schutz und gab ihm das Bürgerrecht seiner Stadt Tecklenburg, bis das böse Wetter sich verzogen hatte: abwechselnd lebte er dann am herzoglich bergischen Hofe und in Tecklenburg, wo er starb und in der Hauptkirche beigesetzt wurde, am 24. Febr. 1588. Die Bürgerschaft Tecklenburgs hat Wier jüngst ein Denkmal in Gestalt eines Turmes errichtet. — In der Stadt liegt auch das Geburtshaus des Dichters F. A. Krummacher, eine Gedenktafel ziert dasselbe.

Den nördlichsten Punkt, wohin unsere Wanderung uns führen soll, bilden die Dörenther Klippen bei Ibbenbüren, eine in wilden wunderbaren Formen aufeinander geworfene Reihe von Felsstücken: an den höchsten und am auffallendsten geformten dieser Felsen, das „hockende Weib“, knüpft sich eine Sage, in welcher die Erinnerung an die vorgeschichtlichen Erdumwälzungen nachklingt, denen alle Bergbildungen ihre Entstehung verdanken. Einst, als das hohe Wasser noch die Ebene bedeckte, lebte eine

arme Frau in dieser Gegend, deren einziger Reichtum zwei fromme Kinder waren: wie sie nun eines Tages sitzt und spinnt, da kommt der älteste Bube in die Hütte gesprungen und schreit: das Wasser, das Wasser! Sie schaut erschrocken hinaus und sieht, wie die Flut sich heran wälzt, bis an die Schwelle schon rauschend; da nimmt sie ihre Kinder auf den Rücken und keucht der nächsten Höhe zu — die Wogen brausen ihr nach, sie netzen ihren Fuß — schon den Saum ihres Kleides — da sinkt sie in die Kniee und betet um ihrer Kinder Leben und der Herr erhört sie und verwandelt sie in den Felsen, auf dessen Rücken die Kinder sicher sind, bis die Flut sich wieder verlaufen hat.

Von einem der Schlösser und Güter, die zerstreut im Teutoburger Walde liegen, erzählt man die Geschichte vom blonden Waller, der, nachdem er mit andern Gästen den Abend verzecht, in einer Nacht graues Haar bekam. Sie mag, ehe wir das Gebirge verlassen, in poetischer Gewandung folgen.

'ne kleine Burg im Walde steht,
So recht zusammen fest gebaut,
Am Thor das Fensterlein, draus spät
Und früh der Wächter hat geschaut;
Schießscharten lugen rings umher,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, schwer,
Plump wie ein Mörser, steht der Turm.

Da siehst du jetzt umhergestellt
Manch feuerrotes Ziegeldach,
Und wie der Stempel steigt und fällt,
So pfeift die Dampfmaschine nach;
Es rauscht die Form, der Bogen schrillt,
Es dunstet Scheidewassers Näh,
Und überm grauen Wappenschild
Liest man: Moulin à papier. — — —

Es war tief in die Nacht hinein
Und draußen heulte noch der Sturm,
Schnob zischend an dem Fensterstein
Und drillt den Glockenstrang am Turm;
In seinem Bette Waller lag
Und las so scharf im Ivanhoe,
Daß man gedacht, bevor es Tag,
Sei Englands Königreich in Ruh.

Er sah nicht, daß die Kerze tief
Sich brannt' in seiner Flasche Rand,
Der Talg in schweren Tropfen lief
Und drunter eine Lache stand;
Wie träumend hört' er das Geknarr
Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,
Und wie die Thüre mit Geschnarr
In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut er sich an Bruder Tuck —
Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —
Da plötzlich, ein gewalt'ger Ruck,
Und hui, die Scheibe klirrt herein!
Er fuhr empor — weg war der Traum —
Und deckte mit der Hand das Licht:
Ha, wie so wüst des Zimmers Raum,
Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold,
Am Marmortisch die Greifenklau,
Und überm Spiegel flatternd rollt,
Ein Banner, der Tapete Blau,
Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;
Die Ahnenbilder leben fast
Und schütteln ihr behelmtes Haupt,
Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller mochte gern
Sich machen einen kleinen Graus,
So nickt er spöttisch gen die Herrn,
Als fordert' er sie keck heraus.
Die Glocke summt, — schon Eins fürwahr! —
Wie eine Boa dehnt er sich,
Und rückt an dem Pistolenpaar,
Dann rüstet er zum Schlafe sich.

Die Flasche fassend einmal noch
Er leuchtete die Wände an;
Ganz wie 'ne alte Halle doch
In einem Scottischen Roman!
Und — ist das Nebel oder Rauch,
Was durch der Thüre Spalten quillt,
Was wirbelt in des Zuges Hauch,
Und dunstig die Paneele füllt?

Ein Ding — ein Ding wie Grau in Grau,
Die Formen schwanken — sonderbar!
Doch — ob sich schärft der Blick? — den Bau
Von Gliedern nimmt er mählich wahr;
Wie überm Eisenhammer schwer
Und dicht des Rauches Säule wallt,
Ein Zucken flattert drüber her,
Doch hat es menschliche Gestalt.

Er war ein hitziger Kumpan,
Wenn Wein die Lava hat geweckt:
Qui vive? und leise knackt der Hahn,
Der Waller hat den Arm gestreckt.
Qui vive? — 'ne Pause — ou je tire!
Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
Er hört sie schlagen an die Thür,
Und aufwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach
Und, eine schwere Nebelschicht,
Füllt Pulverbrodem das Gemach;
Er teilt sich, schwindet, das Gesicht
Steht in des Zimmers Mitte jetzt,
Ganz wie ein graues Bild aus Stein,
Die Glieder fest und unverletzt,
Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
Mit grauer Hahnenfeder drauf; —
Der Waller hat so sacht und nett
Sich hergelangt den zweiten Lauf;
Noch zögert er — ist es ein Bild,
Wär's zu zerschießen lächerlich,
Und ist's ein Mensch — das Blut ihm quillt,
Ein Geck, der unterfänge sich! —

Der Finger zuckt, und wieder Knall
Und Pulverdampf — war das Gestöhn?
Er hörte keiner Kugel Prall,
Es ist vorüber, ist geschehn!
Der Waller seufzt: verdammtes Hirn!
Auf einmal ist er kalt wie Eis;
Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn,
Er starret in den Nebelkreis.

Ein Ächzen oder Windeshauch,
Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt;
O Gott, es zappelt — nein, der Rauch,
Gedrängt vom Zuge, kämpft und wirrt;
Es wogt und wirbelt aufwärts, wallt,
Und — wie ein graues Bild von Stein
Steht nun am Bette die Gestalt,
Da wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's wie der Brand
Des Funkens, der elektrisch lebt;
Nun zuckt ein Finger, nun die Hand,
Allmählich nun ein Fuß sich hebt,
Hoch, immer höher — Waller sinnt,
Dann macht er schnell gehörig Raum,
Und langsam in die Kissen lind
Es sinkt wie ein gefällter Baum.

Ah je te tiens! er hat's gepackt
Und schlingt die Arme wie 'nen Strick —
Ein Leichnam todeskalt und nackt! —
Er windet sich und will zurück —
Es wälzt sich langsam, schwer wie Blei
Gleich einem Mühlstein über ihn;
Da that der Waller einen Schrei
Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt
Ihn im Gemache ausgestreckt;
's war eine Ohnmacht nur und bald
Ward zum Bewußtsein er geweckt;
Nicht irre war er, nur gepreßt,
Und fragt, ob keiner ward gestört?
Doch alle schliefen überfest,
Nicht einer hat den Schuß gehört.

So ward es für 'nen Traum sogleich
Und alles für den Alp erkannt;
Doch zog man sich aus dem Bereich
Und trollte hurtig über Land.
Sie waren alle viel zu klug,
Und vollends zu belesen gar;
Allein der blonde Waller trug
Seit dieser Nacht eisgraues Haar. —

Von der Tecklenburg schreiten wir gen Westen fürder, Bentheim zu: wir begrüßen zur Rechten Ibbenbüren, das „große Dorf", mit seinen Kohlen- und Sandsteingruben, mit seiner reichen Gewerbthätigkeit, das sich weit dahinzieht an der Aa zwischen den beiden letzten Ausläufern des Osning, dahinter die Schafsberge und den Rochusberg, eine Anhöhe mit freundlichem Ausblick; wir halten dann Rast im lieblich-stillen Gravenhorst, einem früheren Kloster, dessen Kirchlein wie verloren sich inmitten dunkler Laubkronen erhebt, um dann auf sanft ansteigendem Pfade noch einmal die heidige Höhe zu überschreiten, wo uns das der heil. Reinhildis (St. Rendel) geweihte Riesenbeck und die anmutige Surenburg, ein Gut des Freiherrn von Heereman, zu kurzem Verweilen einladen. Und dann weiter betreten wir einen Weg, der durch „Kämpe" an einzelnen Gehöften der Sassen vorbei und über eine weite Heide führt, die „Snithe" genannt, durch einen Landstrich, der noch heute uns ein Bild des alten Westfalens zeigt, aus den Zeiten, wo man es ungastlich und unwirtlich nannte, eine von der Kultur unerreichte Wüstenei. —

Der Kern Westfalens ist allerdings früher, vor den eingeführten Markenteilungen, in hohem Grade unwirtlich gewesen. Die Abgeschiedenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe, wo jeder auf seiner Gewehre nach allen Seiten die Ellenbogen frei hatte, wo er bei allem Thun auf sich selber sich angewiesen sah, der Mangel an aller Anregung von außen her, pflanzten als Hauptmerkmale Selbständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüt derer, die dort von der ältesten Zeit an gewohnt haben. Sie hatten sich nur um ihren Boden zu kümmern, der stets dieselbe harte Arbeit ihnen abzwang, sahen außer den Ihrigen nur die Eichen ihres Hofes, die einen Tag wie den andern ihre starken Äste über sie schüttelten, hingen nur vom Wetter bei ihrer Thätigkeit ab, das immer dieselbe Rauheit gewahren, aber nicht mehr empfinden ließ: in ihr ganzes Leben trat kein einziges Ereignis, in all ihr Sein kein einziger neuer Gedanke. So wuchsen sie denn wie ihre Eichen auf: stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was ihnen einmal heimisch geworden, ihre Wurzeln schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis; so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig. — Man muß auf den Heiden und

öden Landstrecken Westfalens tagelang selber umhergestreift, stundenlang auf einem seiner Hünensteine sinnend gesessen und der braunen Unendlichkeit mit den Blicken nachgeschweift haben, um ganz empfinden zu können, wie eine solche Umgebung dem Gemüte eine entschiedene Richtung in seine eigene Tiefe hinein giebt. Ringsum ist nichts als die dunkle Fläche mit schwachem Farbenwechsel durch die Blüte des Heidkrauts und des Ginsters; blaue Waldfernen begrenzen den Horizont; hie und da schießt schweren Fluges eine Krähe nahe an der Erde her, als ob sie den gelben Sandstreifen wie eine Schwalbe den Wasserspiegel streifen wolle; eine zerstreute Schafherde, hinter welcher der Hirt im weißen „Haiken" träumend einherwandelt, dient zur Belebung des einförmigen Bildes; in der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über einer Wallhecke empor und auf ihrem höchsten, dürrsten Aste ruht der Vogel der Schwermut, ein einsamer Storch, von dem euch die Leute erzählen, daß er seit Jahren darauf gesessen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ein Jäger einst sein Weibchen herunter geschossen habe — das ist alles, was ihr seht, nebst dem blauen Himmel, der sich darüber dehnt und auf weißen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeister trägt, die schlummernd über der Heide fortsegeln, um in glücklicheren Gegenden fern hinter den still heraufduftenden Wäldern am Gesichtskreise zu erwachen. Ihr habt den Boden, um darauf zu leben, aber Leben ist nicht darauf; ihr müßt es anderswo in euch selber suchen. Die stille Natur weckt nicht die glänzenderen Fähigkeiten des Verstandes, sie zwingt nirgends zu vergleichen, zu vereinigen, schnell zu erfassen; keine bunten wechselnden Erscheinungen wollen enträtselt, begriffen, durch schnelles Festhalten gewonnen sein, keine Genüsse rasch ausgekostet. Daher kommen dem Volke, das die Heide bewohnt, die langsamen trägen Fassungskräfte, die schwer anzuregende Teilnahmlosigkeit. Aber die scheinbar tote Natur drängt die Gedanken des Menschen in seine eigene innere lebendigere Schöpfung, sie weiset ihn auf sich selbst und auf sein Gemüt an, und wie sie ihn von der Breite, die ringsumher nichts Anziehendes besitzt, ablenkt, führt sie ihn in die Tiefe, wo des Wunderbaren so viel liegt. Das weite, grundsatzlose Umfassen der Dinge, die das Außen umfassende Weltanschauung kann auf diesem Boden nicht wachsen, aber die innere greift desto tiefer Wurzel — die Weltanschauung, deren Mittelpunkt der liebe Gott, der seinen Kindern so nahe ist in Westfalen, keine Viertelstunde über den rotglühenden Wolken der Abendsonne. In diesem Mittelpunkte sich fest und sich sicher fühlend, weiden sie voll träumerischer Ruhe ihre Schafe und Lämmer auf den grünen „Kämpen"; dem Hirten, der auf dem Rücken liegt und in die Bläue starrt, fehlt nur eine Jakobsleiter, um in den nahen Himmel flugs hineinzusteigen und oben zuzuschauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das rührende Klingen der Herdenglöckchen an, in welche

die langgezogenen Töne ferner Schalmeien sich mischen, und ist selbst eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einst der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeien von Gold und Diamanten blasen. Darum kennt er auch keine Furcht vor dem Tode, der ihn von dem schweren Mühsal auf undankbarem Boden erlösen wird, denkt viel an den Himmel und betet viel; ja, er kennt keine andere geistige Beschäftigung, und wenn er euch lesen sieht, fragt er: so andächtig?

Diese Anschauung giebt Festigkeit und daher das Festhalten an dem einmal Ergriffenen, das Zusammenwachsen mit dem einmal ins Bewußtsein Übergegangenen, welches die geschichtlichen Erscheinungen erklärt, die Westfalen aufweiset, das zähe Festhalten an altertümlichen Bildungen, an den alten Volksgerichten, an alten Sitten, am alten Glauben. Die Vemgerichte zuvörderst waren nichts anderes, als die alte volkstümliche germanische, durch Carol Magnus festgehaltene Gerichtsverfassung, wie sie überall galt, aber nur in Westfalen, dem Entstehen der Einzel-Gerichtsbarkeiten der Fürsten, sowie römischem und kirchlichem Rechte zum Trotz, festgehalten wurde.

Westfalen ist ein Land des Bestandes; sein Fortschritt ein langsamer, aber nachhaltiger; ein Land ruhiger, der That zugewendeter Vernunft, fast mehr der Wirklichkeit zugewendet, als gut, fast weniger dem Streben nach Höherem geneigt, als schön ist; mehr der Geschichte als den neuen Schöpfungen des Erfindungsgeistes hold, mehr der Beharrlichkeit, die ergründet, als der Vielseitigkeit, die umfaßt, aber nicht verdaut, zugewendet, — ein Land, wie das verwandte England, aber ohne dessen Thatkraft, — ein Land endlich, das eine entschieden ausgeprägte Eigenart hat — und das ist auch ein Vorzug in so farblosen Zeiten.

Ich habe eben versucht, den Reiz und die Art von stiller entsagungsvoller Poesie anzudeuten, welche auch eine westfälische Heide haben kann. Farbenreicher und auch schon anerkannter ist die Poesie, welche in den angebauten, gehölz-, wiesen- und kornreichen Gegenden, dem bei weitem größten Teile unseres Landes, um den stillen vereinzelten Bauernhof sich lagert. Ich brauche hier nur an den patriarchalischen Oberhof zu erinnern, wie Immermann in seinem unvergleichlichen „Münchhausen" ihn schildert. Da habt ihr den ganzen poetischen Reiz solch eines Schulzen-, Meier- oder Oberhofes, wie es in den verschiedenen Landschaften heißt, wohl etwas im Sonntagsputze, wie eine niedliche Bäuerin in der Operette, aber voller Treue sonst in jeder Einzelheit: da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem großen Strohdach, von einem Blütenregen des nahen knorrigen Birnbaums bestäubt, an ein Gehölz sich lehnend, dessen auffallend saftiges Grün der üppigste Epheu durchrankt; geschäftig umher werken in Speicher und Backhaus alle die stehenden Gestalten solch



„Haus Vögeding“, ein münsterländischer Bauernhof.

einer Landwirtschaft; der verdrießlich gutmütige „Baumeister“ oder Großknecht spannt die Pferde ein, der Hofschulze hämmert an einem schadhaft gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stöbert; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen Töne aus, die Hennen gackern wetteifernd von ihren Hillen, während der große Hofhund vor seinem Hause unter der dicken Eiche ruhig sich hingelagert hat; die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense — überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervorquöllen, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären; die Menschen, die Tiere sind wie eins mit ihr, Teile von ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin, und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört das friedliche Bild nicht, das über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht und wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden glattanliegenden Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschale, vor euch tritt, wenn ein Immermann sie aus dem Schlafe aufruft. —

In den Bergen ist's eng, es zieht dich hinaus in die Weite,
Endlos schließet sich gern unsere Heimat dir auf,
Gleichend des Meeres Gefilden, des Himmels unendlichen Weiten,
Füllt mit Unendlichkeit sie, labet mit sinniger Lust.
Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize,
Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt;
Aber du hörst mit inniger Lust das Gezirpe der Grillen,
Oder des Kiebitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest.
Oder die Lerche, sie jubelt so hoch, du siehst nicht die Schwingen:
„Komme zu mir, zu mir!“ lautet ihr fröhlicher Ruf.
Bald erscheint dir am Saume des Waldes die einsame Wohnung,
Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
Bunt in die Kühle gestreckt liegen die Kühe voll Ruh.
Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nußholz
Heget das Feld und den Wald, hemmend den schweifenden Blick.
Ganz ungesehen im Grunde hinrinnet und murmelt das Bächlein,
Und der wachsame Hund giebt dir vom Hof das Geleit:
Geh' nicht hinaus in die Welt, in die Weite, bitten sie alle,
Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein.
Gehst du zum wallenden Feld, die Ähren jährlich vergehen,
Aber die Eichen rings — weißt du, wie lange sie stehn?
Wallst du auf dunkelem Weg von der Wälle Gebüschen umwölbet,
Singt dir das Vögelein gern selige Leiden ins Herz.
Niemand begegnet dir, niemand vernimmst du, wenn nicht die Sonne,
Blickend über den Steg freundlich dich Einsamen an.
Wenn nicht ein Weg, tiefschattig den deinen und lautlos durchkreuzend,
Wenn nicht das schmucklose Kreuz heil'ge Gedanken dir weckt.

So schildert den stillen Reiz seiner Heimat ein Dichter, in dessen Poesieen die Eigentümlichkeit des Landes wie zur Blüte geworden, und der mit der folgenden Ballade uns zu einer andern poetischen Eigenart Westfalens, seinem Volksglauben, hinüber leiten mag:

Aufspringt aus dem Schlaf die emsige Magd:
„Die Glocke schlägt, gewiß hat's getagt!“
Auf die Heide geht sie eilend hinaus,
Zu lesen die Reiser zum Mittag aus.

Die Heide so weit, die Heide so still,
Ist klar wie am Tag: der Mond scheint nur still.
Die Heid' hat ihr silbernes Kleid angethan,
So wallend und weit, wer mißt ihre Bahn?

Sie allein lebt auf Erden, sie feiert die Nacht;
Die Vögel vergaßen der Morgenwacht.
Das Heidekraut flüstert einander zu;
Die Bäume, der Weg sind in tiefster Ruh.

Der Mond in der Bläue so strahlend weilt,
Als ob er bei ihr in Liebe verweilt';
Kein Wölkchen hemmt seinen schimmernden Pfad,
Tief unten nur Nacht sich gesammelt hat.

Die Maid sieht alles voll tiefstem Graus,
Sieht furchtsam zurück zum niedern Haus;
Das blinkt so glänzend im Mondenschein,
Als lebt es nun auch und für sich allein.

Da in der Helle ein Wagen erscheint:
Vier dunkele Rosse stürmen geeint;
Es kömmt kein Rauschen, es tönet kein Huf,
Und niemand lenket, kein eifriger Ruf.

Über die Wasser der Tiefe hinsprengt das Gespann,
Nicht rauschen, nicht kräuseln die Fläche begann;
Der Mond sieht wie sonst im Spiegel sich an:
Die Maid erstarret: da krähet der Hahn.*

Was unsern Volksglauben betrifft, so kann man ihm nicht nachsagen, daß er just reichere Blüten aus dem Grunde des rätselhaften Zusammenhanges zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt zu ziehen wisse, als bei andern Stämmen, wo oft eine weit mehr dichterische Einbildungskraft sie befruchtet. Wir haben unsern Geisterglauben, wie jedes andere Volk; aber er ist nicht reich an besonderen Erscheinungen, es sind Weisen des alten Liedes, welches der Geisterglaube durch aller sinnigen Menschen Gemüt klingen läßt; gerade Geisterglaube ist es nämlich, welcher hauptsächlich im Volke lebt. Und das so vorwiegend, daß es sich zu jenem besondern, Westfalen eigentümlichen »second sight«, „der Vorgeschichte", entwickelt hat. Das vorausgesandte Gedicht malt eine der Erscheinungen aus, die man sich in Westfalen erzählt: ich lasse noch eines** hier folgen, da man auf diesem, dem nüchternen Urteil weniger, als jedes andre, zugänglichen Gebiete am besten das Beispiel für sich selbst reden läßt. Zur Erläuterung des Gedichts muß ich nur die Bemerkung voraussenden, daß den Sarg eines Kindes nach adligem Gebrauch auf der einen Seite die Wappen

* S. Gedichte von W. Junkmann, Münster 1836.

** Von Annette von Droste zu Hülshoff, wie auch das vorhergehende „Der blonde Waller", und die nachfolgenden: „Kurt von Spiegel", „Das Fegefeuer des westfälischen Adels", „Erzbischof Engelbert", ursprünglich für die Aufnahme in das vorliegende Buch geschrieben.



DAS RATHHAUS IN MÜNSTER.

des Vaters, auf der andern die der Mutter schmücken, Rosen und Pfeile also hier dem schauenden Freiherrn seines Sohnes Sarg, die Rosen seines Wappens allein den eigenen bezeichnen müssen.

Vorgeschichte.

Kennst du die Blassen im Heideland,
Mit blonden, flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht!

So klar die Lüfte, am Äther rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Um des schlafenden Freiherrn Locke,
Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Not
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Rot
Will über die Wange sich stehlen;
Schaut, wie er woget und rudert und fährt,
Wie einer, so gegen den Strom sich wehrt

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich des entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
Wie Fluten zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Heide, gleich Ahasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohrt der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parquet
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weit aus er beuget zur Seite;
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umbreitet,
Doch langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
In immer engeren Kreis gehetzt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eignen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde reich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der Frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirne gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hangen,
Verfallen sein klares Nixenaug',
Der Heidequal in des Mondes Hauch!

Welch ein Gewimmel! er muß es sehn,
Ein Gemurmel! er muß es hören,
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe, ein dunkler Hauf —
Und einzelne Laute steigen auf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher
Sich neigend, steigend im Bogen,
Und nickend, zündend ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und alle gereiht am Mauerrand,
Der Freiherr kennet sie alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Roff' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert,
Der war sein Leibbursch, vor andern wert.

Nun auch den alten Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlürfend nahn,
Wie eine gebrochene Rute;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ist's Achill, das getreue Tier?
Oder ist's seines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht grüßend leise Cadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
Hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„O, — seufzt der Freiherr — Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
Dann hat er die Lampe still entfacht,
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

Vor den andern deutschen Stämmen ist die Vorgeschichte, die Sehergabe der „Spökenkieker“, der Spukseher oder derjenigen, die „wicken“ d. i. weissagen können, nur den Westfalen der Ebene, den Münsterländern eigentümlich; es ist dasselbe, was das »second sight« der Inselbewohner des nördlichen Britanniens, unsere blassen flachshaarigen nixäugigen Seher sind ganz, was den Faröer-Insulanern ihre „hohlen Menschen“, deren Geist sich aus dem Leibe entrückt und die Zukunft als Gegenwart sieht, in deren unruhvolle Nächte, wo eine höhere Gewalt sie auf- und austreibt zum Schauen, kommende Ereignisse ihren Schatten werfen. Das mitgeteilte Gedicht „die Vorgeschichte“ schildert diesen Zustand und all sein Grausiges so, daß nichts hinzuzusetzen ist, als die Bezeugung vieler auffallender Beispiele ähnlicher nicht seltener Vorkommnisse. So sagt auch der Dichter von „Dreizehnlinden“ von dem Münsterlande:

Wo die Menschen Holzschuh tragen
Und von schwarzem Brot sich nähren;
Blasse blonde stille Menschen,
Träumerische, ahnungsreiche:
Nächtlich flattern Geisterschemen
Durch die Heid' um Moor und Teiche.

Wer die stillen ernsten Menschen, die mit der Sehergabe behaftet sind und sie wie eine Qual betrachten, kennt und sprach, wer Augenzeuge der Erfüllung ihrer Gesichte war, wird sich versucht fühlen, den Zweifel fahren zu lassen, welcher die Lösung des Wunderbaren durch ein noch Wunderbareres, die ungeheuerliche Einbildungskraft schlichter gewöhnlicher Menschen, zu bewerkstelligen weiß. Seitdem die Abgeschlossenheit der münsterländischen Gehöfte und Bauerschaften infolge des Baues von Landstraßen und Eisenbahnen aufgehört hat, stirbt diese Sehergabe mehr und mehr aus. In ihrer Unheimlichkeit erschien sie mir noch in den Tagen meines Knabenalters dahinschreitend, eine hohe gebückte Greisengestalt mit schmalem blassen Antlitz und starren hellgrauen Augen, die unter dem langen Lederschirm der kleinen Bauernmütze hervorstachen. Wir hatten Scheu vor den bohrenden Blicken des Mannes, vor der langen dürren Hand, mit der der Seher doch stärker war, als andere Menschen, wir empfanden bei den Scherzen und Schnacken, mit denen er wohl die Begegnenden belustigte, oft auf Kosten eines Dabeistehenden, ein Gefühl des Unheimlichen, als wenn er damit das Grauen der Nächte betäuben wollte, die ihn heraustrieben unter den Apfelbaum seiner Hütte, auf den Kreuzweg, auf den Grenzrain an der Landwehr, um fern am Himmelsrande den Feuerbrand eines Gehöftes, auf dem nahen Kirchwege das Vorüberziehen eines lautlosen Leichenzuges zu sehen, das Fallen von Brettern, aus denen ein Sarg gezimmert wurde, den Marschtritt von Soldaten und das Rasseln von „Kanonenwagen", die einen Heereszug bedeuteten, zu hören. Oder es erschien ihm über dem Teiche im dunklen Erlengrunde oder auf dem Kirchhofe ein schwebendes Lämpchen, anzudeuten einen nahen Unglücksfall oder ein Begräbnis. Und wenn vom nahen Hofe in die nächtliche Heide hinaus das Geheul des Hundes ihm erscholl, dann wußte er, daß ein schweres Verhängnis dem Nachbarn drohen sollte. —

So sind wir von den Ausläufern des Osnings bei Bevergern, wo früher ein festes Schloß oft den bischöflichen Landesherrn beherbergte, hinabgestiegen, und haben uns den Weg durch die öden Heiden und Brüche mit Spukgeschichten verkürzt. Wir überschreiten die tiefe Rinne, welche die Emse bei Rheine und dem Fürstlich Rheina-Wolbeckschen Schlosse, ehemaligem Kloster Bentlage durch die anliegenden Uferhügel gebildet hat, und steigen auf dem linken Ufer hoch hinauf, wo uns, in den hellen Abendhimmel stolz und mächtig emporragend, das Felsenschloß von Bentheim grüßt. Wir treten von Schüttorf aus ein in den ausgedehnten romantischen Park, durchschreiten die stillen, vornehmen Anlagen des Bades, dessen Schwefelquelle im Sommer vorzugsweise von Holländern aufgesucht wird, und steigen dann durch eine uralte riesige Allee zum starken Felsenschlosse, das schon ein Ruysdael auf manchen seiner Bilder verewigt hat. Noch heute zieht die waldreiche anmutige Umgebung mit dem malerisch

an der Südseite der Felsenburg gelagerten Städtchen manche Künstler herbei und H. Deiters von Düsseldorf hat in seinen Bentheimer Bildern einen neuen Weg in seiner meisterhaften Darstellung westfälischer Landschaft betreten. Ein mächtiges graues Gebäu auf hohem Felsen, ist die Burg an Alter, Stärke und Schönheit gewiß die merkwürdigste unseres Landes. Von der Straße zwischen Stadt und Berg steigen wir hinauf durch ein erstes Thor unter dem Amthaus weg, dann linksgewendet zur Rechten die alte jetzt anders benutzte Katharinenkirche lassend, durch ein zweites Thor in den eigentlichen sehr geräumigen Schloßhof. Hier fällt von den noch bewohnbaren Gebäuden, südlich nach dem Städtchen hin an die Burgmauer sich lehnend, das „neue Gebäude“ in die Augen, und der links davorstehende mächtige viereckige Turm, nach der Inschrift erbaut 1418 von Junckherr Ewerwyn, graven tho Benthem und Tecklenborg. Vor uns in der nordwestlichen Ecke erhebt sich das ältere Bauwerk, die Kronenburg genannt, in dem ein altes Gewölbe als Heidentempel bezeichnet wird; in der südwestlichen der große runde Turm, der in seinem in den Fels hineingelegten Unterbau Verließe, große im Gestein befestigte Ringe und sonstige Reste von Folterwerkzeugen enthält. Mauern mit Zinnen umgeben das Ganze, von dem Wehrgang auf hohem Kamme (mit einer Kanone, „faule Grete“ genannt) hat man eine schöne ausgedehnte Aussicht nach Osten und Süden ins weite grüne Münsterland, westwärts treten wie zum Schutze mächtige Felsblöcke vor die Burg; einer davon heißt der Teufelsfelsen oder Drusus' Kopfkissen; er trägt die etwa zweihundert Jahre alte Inschrift: Hic Drusus jura dixit Tubantibus. Nach Norden, wo die Baumwipfel der Wildbahn emporragen über den Rain, blickt man auf den großen Bentheimer Wald, durch dessen Dunkel wir von Schüttorf hierher gelangt sind. Die zum Teil in Verfall geratenen Gebäude des mächtigen Schlosses werden in neuester Zeit in einer dem alten Stile angemessenen Weise von kundiger Hand erneuert und erweitert; schon jetzt dienen einzelne Teile des umfangreichen Baues wieder zum Aufenthalte der Fürstlichen Familie.

Daß schon die Römer den Felsen von Bentheim befestigt haben, ist wahrscheinlich; von hieraus hat vielleicht Drusus zuerst in Niedergermanien geboten, als er, die Emse herauffahrend bis Salzbergen oder Rheine, hier auf der Höhe, die den vom Rhein durch die münsterländische Ebene heranziehenden Scharen ein weithin sichtbares Endziel des Marsches darbot, sein Kastell errichtete. Bis in die Nähe desselben zog auch Germanicus mit seiner Flotte, als der vom Rhein kommende Caecina sich mit ihm vereinigte. Zur Zeit Karls des Großen war der Gau Bursibant den fränkischen Grafen unterthan, die auch hier auf der Höhe hausten. Aber sehr schwer ist die älteste Abstammung der Bentheimschen Grafen festzustellen. Das Haus



Burg Steinfurt.

der heutigen Fürsten von Bentheim ist so zu sagen aus drei Quellen zusammengeströmt, von der jede für sich verfolgt werden müßte. Wir finden zuerst ein fränkisches Geschlecht; dann Grafen von Rheineck, deren erster sich mit Gertrud, der Richenza, Kaiser Lothars Gemahlin, Schwester, vermählt, so daß nun Grafen aus dem Rheineckschen Hause die Burg inne haben, freilich nur in der weiblichen Linie, durch die Stammmutter Sophie, fortblühend und sich in die Linien der Grafen von Holland und der Grafen von Bentheim teilend. Mit dem Grafen Bernard stirbt 1421 dieser Stamm in Bentheim aus, und es folgt das Geschlecht der durch Hedwig, Bernards Schwester, zur Erbschaft berufenen Götterswyck.

Von jener Stammmutter Sophie wird erzählt, daß sie dreimal nach Jerusalem gepilgert und auf der dritten Wallfahrt gestorben sei, und als weiße Frau auf dem Schlosse umgehe, das Absterben eines Familiengliedes zu verkünden. —

Eberwin von Götterswyck erwarb durch Heirat ebenfalls die Güter der alten Edlen von Steinfurt, durch seine zweite Heirat mit Agnes von Bronckhorst einen Teil der alten Bronckhorst-Solmsschen Güter, die Erbschaft der Nuenar am Rhein und sein Urenkel um 1562, wie wir bereits sahen, die Erbschaft der Tecklenburger Grafen — tu felix Austria nube! —

Aus der neueren Geschichte des fürstlichen Hauses erwähnen wir, daß Graf Friedrich Karl Philipp 1753 seine Grafschaft Bentheim an Hannover verpfändete; daß unter diesem Pfandbesitz die Burg mit Soldaten besetzt und befestigt wurde, daß 1795 eine französische Truppe unter Vandamme von Holland her wider sie vordrang, sie beschoß und grausam verwüstete. Friedrich Karl starb 1803 kinderlos auf seinem Landsitz Fontenay bei Paris. Ihm folgte sein Lehnsvetter, Ludwig Wilhelm Geldrisch Ernst, zu Steinfurt, der Schöpfer des Bagnos, unter dem das Haus 1817 von Preußen in den Fürstenstand erhoben wurde, und von dessen zwei Söhnen Alexius sein Nachfolger wurde, Friedrich Belgicus Wilhelm sich als österreichischer Feldmarschalllieutenant Kriegsruhm erwarb, — derselbe, von dem uns Varnhagen von Ense im 7. Teile seiner Denkwürdigkeiten berichtet.

Steinfurt ist die jetzige Residenz des fürstlichen Hauses. Diese Stadt scheint ursprünglich nur der Edelhof gewesen zu sein, worauf als Allodialgut ohne Belehnung und Verleihung die Edlen von Stenforde saßen, als ein dem hohen Reichsadel angehörendes Geschlecht, wahrscheinlich altsächsischen Adaling-Blutes und wohl von den fränkischen Edelgeschlechtern zu unterscheiden, die durch kaiserliche herübergesandte Beamtete (Grafen) in Sachsen gestiftet wurden, oder von den bloß ritterbürtigen Familien, welche vom Kaiser oder diesen Grafen selbst wieder ein Burglehn inne hatten. Der Name des ersten Dynasten, der bekannt geworden, ist Rudolf, um 1129; sie führten einen Schwan im Wappen und waren Vögte des Klosters Asbeck. Er mag auch einer der Erbauer des jetzigen Schlosses zu Steinfurt sein, dessen Alter in den Anfang des 12. Jahrhunderts hinaufreicht. In dem letzten Sprossen Ludolf VII. erhielt das Geschlecht seinen höchsten Glanz durch die Besiegung des mächtigen kriegerischen Bischofs Otto IV. von Münster, der eine Zeitlang in Steinfurt gefangen saß, bis Erich von Hoja und der Bischof von Paderborn durch eine Belagerung seine Befreiung erzwangen (1396). Ludolfs und seiner Gemahlin Locke Tochter Mechtildis brachte Steinfurt im 15. Jahrh. an den Götterswyckschen Stamm der Grafen von Bentheim.

Sehenswürdiger als das Schloß zu Steinfurt oder das fürstliche Museum mit manchen merkwürdigen Besitztümern aus allen Weltgegenden, von der ägyptischen Mumie bis zum Skalpmesser und Wampum der Huronen, ist die herrliche Gartenanlage, die sich südöstlich von der Stadt eine Stunde weit hinauserstreckt: das Bagno. Es verdankt seine Entstehung zumeist dem Geschmacke des Grafen Ludwig, welchen wir oben Bentheim mit seinen Steinfurtischen Besitzungen vereinigen sahen. Die schönsten Rasen- und Waldpartieen gruppieren sich um das Herz der ganzen Anlage, einen See, der groß genug, um mehrere vom mannigfaltigsten Baumschlag bedeckte Inseln

tragen zu können, doch nicht so gedehnt ist, daß eine öde Wasserfläche die Anmut des Übrigen störte. Die bedeutendste der Inseln trägt auf künstlich aufgetürmten Felsen eine recht hübsche gotische Burg, die mit ihren halbzerstörten schlanken Anordnungen wie eine versteinerte Matthisonsche Elegie durch düstere Fichtenzweige schaut. Ein großes Konzert-, ein Ballhaus, der Kiosk und die Kettenbrücke beleben andere Partieen des Parks. Der Fußweg, welcher vom Bagno nach Münster führt, mag lange Zeit nicht gewahren lassen, daß man die Grenzen der Anlagen längst überschritten hat, denn er schlängelt sich durch ein so mannigfach abwechselndes Gelände von Flur und Wald, bergartigem Hügel und Au, Kamp und Gehöfte mit wipfelbeschattetem Dorf, daß man noch immer wie in einem englischen Parke sich glaubt; es ist eine vielbebaute, fruchtbare, schöne Landschaft, die, außer dem Vorzuge reicher Abwechselung, durch ihre eigentümlich schönen Buchen- und Eichenwaldungen voll Nachtigallenschlag und dunkelglänzendem Epheu, durch üppige gelbe Kornfelder und schwerüberästete Obstgärten ein besonderes Gepräge warmer heimatlicher Behaglichkeit bekommt. Zur Rechten lassen wir das Städtchen Horstmar mit seiner Erinnerung an seinen letzten Herrn, Bernard den Guten, den Westfälischen coeur de lion, der im dritten großen Kreuzzuge der glänzendste Vertreter der deutschen Ritterschaft, deutscher Frömmigkeit und deutschen Heldenmutes war, in der Schlacht bei Bouvines, treuer Waffengefährte Kaiser Ottos IV., gefangen wurde und in der bei Coevorden seinen Tod fand.* Am Ende der Wanderschaft zeigen sich die ragenden blauen Türme von Münster, die über einen Kranz von Lindenwipfeln sich erheben, in reicher Zahl, hoch und eigentümlicher Gestaltung, daß ihr Bild sich eigenartig und unvergeßlich einprägt, wie nur irgend das Getürm größter Städte. Die stumme Größe wirkt ja immer; nur die laute weckt die Beurteilung und den Widerspruch; das thun auch die Türme von Münster, wenn sie zu laut werden. Und doch ist so arm, wem die Glocken zu laut werden können, wem sie nicht eine Seite anschlagen, die an den Feiertagen seines Lebens geklungen hat, die in die Oster- und Weihnachtsdämmerungen seines Seins ihre Klangfiguren hauchte, Gestaltungen voll froher Gottesscheu und unerfaßbar doch wie die Musik. Wem in seine Tage voll harter Helle das Sonntagsglänzen eines weicheren Lichtes je gefallen und dem Engel, der in seinem Herzen schläft, neue Träume zugeführt hat, dem weckt es die alten Stimmungen wieder, wenn von allen Türmen die Glocken läuten; aber wie Klänge emportönen aus dem tiefen Grunde des schilfumhegten Weihers, drin einst ein Dom versunken, und von wundersamer Geschichte und reichem Sagenhort erzählen, die dort begraben sind, müssen Glocken aus seines Herzens

* Vergl. Zeitschrift für Gesch. und Altertumskunde Westfalens, 1882, S. 86. Gisbert von Vincke, Sagen und Bilder aus Westfalen. S. 203. 2. Aufl.

Grunde nachklingen können und dies Echo von einer eben so wundersamen Geschichte, von eben so reichem begrabenen Horte zu erzählen haben. - Für die, welchen die Glocken zu viel läuten, ist dies nicht geschrieben; der Engel, der in dem Herzen der Menschen schläft, ist oft ein Siebenschläfer: wer die bunten Wachslichter am Weihnachtsbaume seines Lebens Sparens halber unangezündet lassen will, der hätte sie besser beim Lichtzieher gelassen.

Wir betreten Münster von einer Seite her, wo uns wenig noch an das Altertümliche der geschichtlich so denkwürdigen Stadt erinnert. Wohl haben andere Städte Westfalens durch die Zahl ihrer Einwohner die Hauptstadt überflügelt und dafür ein vielseitiges gewerbliches Leben aufzuweisen, Münster jedoch hat in seinem neuen schmucken Gewande die Ehrwürdigkeit des Altertums beibehalten und ragt dabei als Hauptstadt der Provinz vor allen andern herrlich empor. Zwar sind die Zinnen der alten Mauerkrone abgefallen, nur hier und da ragt aus dem grünen Lindenkranze, der mit breiten Wipfeln die Stelle der ehemaligen Wallmauern einnimmt, ernst und würdig ein altersgrauer Turm hervor. Und rings um diesen grünen Kranz erweitert sich seit drei Jahrzehnten der Kreis des städtischen Gebietes in die blühenden Gärten hinein. Wo bei den andern Städten zahlreiche dampfende Fabrikschlote alles mit jener Aerugo ignobilis bedecken, die das Auge des volkswirtschaftlichen Reisenden erfreut, dehnen sich hier weite grüne Plätze mit anmutigen Anlagen, fruchtbare Gärten mit blühenden oder obstreichen Bäumen aus. Die liebe Stadt meiner Väter ist nicht schwarz, nicht finster, wie ein übles Verslein ihr nachsagt, und der fremde Wanderer, der zuerst die zahlreichen und mächtigen Turmspitzen und Kronen-Zinnen aus dem grünen Kranze in die heitere blaue Luft sich erheben sieht, wird sich freuen, daß das alte Land der roten Erde, des klassischen Bodens altgermanischer und deutscher Kaiser- und Bischofsgeschichte, eine so würdige, ehrwürdige Hauptstadt hat. So steht denn auch die Hauptstadt in einem eigenartigen Einklang mit dem Wesen des Landes selbst, sie ist dessen ureigenes Gebilde; ein wahrhaftiger Beleg zu dem, was das Land der roten Erde an Besonderheit, an hergebrachter Sitte und Stammesart festhält. Nur eine reiche Geschichte hat dieses unverwüstliche altertümliche Gepräge bewirken können; die schaffenden Hände der Menschen, die Geschlecht auf Geschlecht ihren eigenen Sinn hatten und ihre eigenen Wege wandelten, nahmen die Ergebnisse der allgemeinen Geschichte, das von auswärts Zugeführte nicht schlechthin bei sich auf, sondern sie verarbeiteten es in ihrer Art.

Wenn wir die gute alte Stadt, auf deren Straßen wir als Kinder gespielt haben, so preisen, dann ist das nicht die Nachwirkung der Eindrücke gläubiger und leicht bestochener Jugend, und wenn ich in weiter Ferne sehnsuchtsvoll der lieben

Grunde nachklingen können und dies Echo von einer eben so wundersamen Geschichte, von eben so reichem begrabenen Horte zu erzählen haben. — Für die, welchen die



KLOPPENSTEIN.

Stadt gedenke, sind es die Bilder längst vergangener Zeiten, welche die Erinnerung und das Lesen alter Geschichten vor meinen Augen entrollen. Wie hat doch auch der Dichter im begeisterten Schwunge unser Münster gepriesen:

. . . . vor ihnen
Lag das verheißene Ziel, glanzreich; westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vieltürmig, das heilige Münster.
„Seht", rief einer der Schar, „dort hebt die gigantische Kuppel
Hoch Sankt Lamberts Turm in die Luft, dort leuchtet der Dom — dort
Schimmert die Prachtturmkrone des Kirchspiels über dem Wasser.
Hoch ragt Ludegers Zinne die zierliche luftge . . ." so nannt' er
Leuchtenden Auges sie alle, die Zinnen umher und die Kuppeln,
Die da ragten aus blüh'ndem Gesträuch, Baumgängen und Laubgrün;
Silberig blitzte herüber aus wiesigen Gründen der Aafluß.
Habt ihr Münster gesehn und den reizvoll prangenden Marktplatz?
Habt ihr das Rathaus drinnen, das hochaufragende Prachtwerk
Und die Paläste gesehn, die gegiebelten, und die Arkaden,
Welche gewölbt zu den Seiten des lang sich streckenden Marktes
Lieblich geschwungen die Zeile der prangenden Häuser begleiten?
Habt ihr geschaut sie, die Bogen, die ragenden Erker, die Zinnen,
Wie sie dereinst prachtüppig erstanden auch unter des Nordens
Kälterer Sonne, bestaunt von den nüchternen Menschen der Jetztzeit?
Glanzlos bricht sie sich heut' an den Wundergebäuden, die matte
Flut alltäglichen Lebens; nur noch einförmige Menschen
In einförmiger Tracht durchwandeln die stolzen Arkaden.
O wie so anders zur Zeit, da die Scharen der Wiedergetauften
Morgendlich zogen gen Münster! Da wogte das Leben noch farbig,
Glänzend gesellte sich da zu phantastischem Schmucke der Wohnstatt
Noch die phantastische Zierde der Tracht; wie erglänzten die bunten
Bauschigen reichen Gewänder im Schimmer der Sonne, die Wämser,
Vielfach geschlitzt und betreßt, und die Spangen, die Ringe, die Gürtel
Purpurn, mit Perlen gestickt, die Barette mit nickenden Federn,
Und die gediegenen Klingen, besetzt mit köstlichen Steinen!
Und wetteifernd im Prunk schritt neben dem Bürger der Landsknecht,
Schritt der bekuttete Priester, die Tiefen des Schwarzen und Weißen,
Grauen und Braunen erschöpfend in mancherlei Ordensgewandung. —

(Hamerling, „König von Sion".)

Bei unserm Eintritt durch das neue Thor kommen wir zuerst auf den neuen Platz. Hier war früher die Paulsburg, die frühere Stadtfeste, sie wurde abgetragen und dort 1767 nach dem Plane des Generals Schlaun das prächtige Schloß erbaut, ein Geschenk der münsterischen Landstände an den Kölnischen Kurfürsten und Fürstbischof Maximilian Friedrich Graf von Königsegg-Rothenfels. Zwischen den tiefen breiten Gräben, die den anmutigen Hain des Schloßgartens in einem Fünfeck einschließen,



Königl. Schloß zu Münster.

dehnt es sich in einem mächtigen Mittelbau und zwei nach der Stadt gerichteten Flügeln aus. Der Bau ist in rotem Ziegelstein ausgeführt, die reichen Mittel- und Seitenvorbaue bestehen aus gelblich-grauem Sandstein. Im französischen Kunstgeschmacke, den im vorigen Jahrhundert viele derartige Bauten aufweisen, aufgeführt, hat auch das münstersche Schloß zahlreiche Zieraten und Bildwerke zum Teil von künstlerischer Ausführung, in denen der Drang nach sinnbildlicher Darstellung überall hervortritt. Hier ist es die Zeit, die schaffend und vernichtend wirkt, dort die vier Jahreszeiten; unter den zahlreichen Fensterbrüstungen die Monate und Zeichen des Tierkreises. Der Sandstein, in welchem die Steinmetzarbeiten ausgeführt sind, gehört zu dem besten Gestein, das aus den Gruben und Brüchen der nahen Bomberge herausgeschafft ist.

Die untere Durchgangshalle ist leider durch eine neuere Säulenstellung verengt, dagegen wirkt das geräumige Treppenhaus in seiner behaglichen Ausdehnung und seinem lichten Farbenschmucke ganz im Verhältnisse der übrigen Bauart. Des glänzenden Hauptsaales Einrichtung ist die Schöpfung des Kanonikus Lippers, eines bedeutenden Baukünstlers zu Münster in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Im Fürstensaale prangen die Bildnisse der letzten Bischöfe, in der Schloßkapelle, die, dem Engel Michael geweiht, 1779 vom Michaelisplatze in den Südflügel des Schlosses verlegt ist, zieht uns ein bemerkenswertes Altarbild von einem Tischbein an.

Das Schloßgebäude trennt den weiten „neuen Platz“ von den anmutigen Anlagen des Schloßgartens, der aus der früheren Stadtfeste nach der Anordnung Friedrich Wilhelms IV. zu einem Zauberparke umgeschaffen ist, in dem der Lustwandelnde sich weit vom täglichen Getriebe und Lärm der nahen Stadt hinwegträumen kann, wenn ihn nicht zu einzelnen Stunden des Tages die Übungen der Soldaten mit ihren



Schloßgarten zu Münster.

Befehlen, ihrem Hörnergeblase und Trommelgewirr in diesen Träumen stören. Breite Wälle mit ausgebreiteten Lindenkronen, hohe Flächen und dunkle Wege zwischen mächtigen Baumgruppen und vielfarbigem Gesträuche umkränzen herrlich die tiefergelegene Mitte, in der in anmutiger und lehrreicher Weise ein Garten für ausländische und seltene Gewächse und Blumen angelegt ist, dem die stattlichen Gewächshäuser und der kreisrunde Teich einen passenden Schmuck verleihen.

Wir verlassen den schönen stillen Park, worin wir so oft an schönen Frühlingstagen den Träumen der Jugend nachhingen, um durch das Schloß auf den großen neuen Platz zu treten. Grünende Baumreihen verschönen die Aussicht, und wenn auch die hübsche neuere Ulmenallee uns auf dem Wege zur Stadt milden Schatten bietet, sie stört uns den Rückblick auf die prächtig sich ausbreitende Vorderseite des Schlosses; diese Baumreihen gehören nicht in den Anlageplan des Platzes.

Wir treten ein in die Liebfrauenstraße, nur an einfachen, aber behäbigen Häuserseiten schreiten wir vorüber, ein hoher gotischer Giebel, eine reiche barocke Wand läßt uns wohl stille stehen, aber dort, wo der erste Platz sich lichtet, gebietet uns ein stolzer Bau zu längerem Verweilen. Wir schauen erstaunt hinauf zum Turme und zur Kirche von U. L. F. von Überwasser. Aus großen leuchtenden Quadern der Bomberge im reinen edlen gotischen Stile aufgeführt, erhebt sich der Turm in so reicher Entwicklung und Gliederung und zu solcher Höhe, daß dem bewundernden Blicke die

oberste mächtige Prachtkrone leicht und luftig erscheint. Die Höhe beträgt etwa 60 m, eine 30 m hohe Spitze ist von Anfang geplant, aber auch bei der jüngsten Erneuerung nicht weiter gefördert. Wäre der Turm in dem begonnenen Stile zu Ende geführt, sagt Lübke, so würde er den berühmten prachtvollen Turmbauten seiner südwestlichen Nachbarn als nicht minder berühmtes Muster norddeutschen kraftvollen Ernstes und einfach edlen Sinnes gegenüberstehen. Die Verwitterungen der letzten Jahrhunderte sind sorgsam ausgebessert, ein neues haltbares Gestein ist dazu verwendet, das aber leider nicht die schöne helle Farbe des ursprünglichen Steines zeigt, sondern nach und nach eine dunklere grau-schwarze Färbung annimmt. Die Kirche zeigt einfachere Bauart, aber überall, abgesehen von den neueren Anbauten, die edlen Linien einfacher Gotik. Sie wurde im Jahre 1040 im Beisein des mächtigen deutschen Kaisers, Heinrichs III. mit großer Pracht eingeweiht, zugleich auch ein dazugehöriges Kloster der Benediktinerinnen, deren erste Äbtissin des Kaisers Schwester war. Jedoch ist der ältere Bau bald durch eine Feuersbrunst vernichtet worden, erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts erstand die neue jetzige Kirche, die Turmkrone wird etwa 1375 vollendet sein. Einen erhabenen Einblick in das Innere erhalten wir, wenn wir durch das Thor des Turmes eintreten und von der engeren Turmhalle den weiten Raum des Gotteshauses überschauen.

Die würdige, dem Bauwerke entsprechende Ausstattung ist erst in den letzten Jahrzehnten geschehen. Von älteren Kunstwerken treten uns noch zwei Weihetafeln des Malers Hermann tom Ring vor Augen, ebenso vier Bilder der Evangelisten von demselben; aus dem vorigen Jahrhunderte zieht uns die Himmelfahrt Mariens von Koppers an. Größere neuere Schildereien von Mosler und Settegast zieren die beiden Chorwände, und die unter eigenartigem gotischen Aufbau stehenden Altäre mit Gemälden von den Meistern Tüshaus und Mosler die Seitenschiffe. Unter den neueren Bildhauerwerken fesselt unser Auge die zierliche Kanzel.

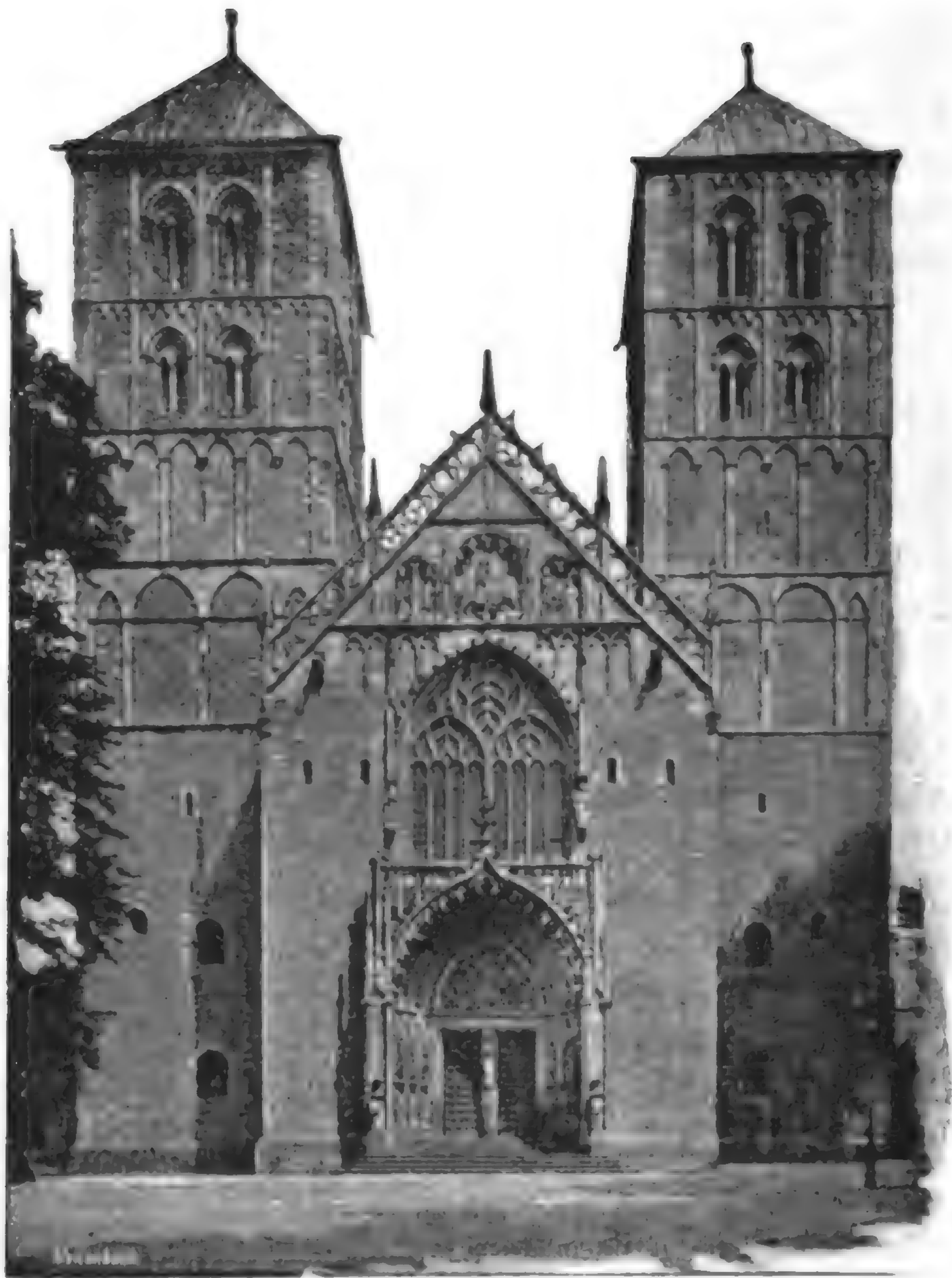
Die Nordseite der Kirche entbehrt des Fensterschmuckes, weil hier das frühere Kloster angebaut war. Jetzt tritt ein stattlicher, aber einfacher Neubau an die Stelle des niedergelegten Gebäudes, das neue Priester-Seminar; wir wollen hier nicht unterlassen, das bescheidene Denkmal des großen münsterischen Schulmannes Overberg zu betrachten; es steht auf dem inneren Hofe des Seminars. Das einfache, von vielen kaum beachtete Grabmal aber, unter dem die Überreste des großen Lehrers ruhen, steht auf dem Friedhofe vor dem neuen Thore. Wir wollen zu ihm hinauswandern, um da auch den Platz aufzusuchen, wo die Gebeine eines Mannes ihre letzte Ruhe gefunden haben, der, aus dem deutschen Osten kommend, angesehen und berühmt als der „Magus des Nordens“ in dem Kreise der gelehrten Fürstin von Gallitzin und Fürstenbergs,

bei Buchholz, seinem Freunde, in Münster die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Nach seinem Tode wurde er zuerst beigesetzt im Garten der Fürstin innerhalb der Stadt; im Jahre 1840 wurden die Gebeine dort aufgehoben und unter einem neuen Denksteine auf dem Überwasser-Friedhofe bestattet. Der alte Denkstein, den die Fürstin hat setzen lassen, mit der Inschrift: Judaeis quidem scandalum, Graecis vero stultitia ..... befindet sich in der Sammlung des Westfälischen Altertumsvereins. Außer diesen beiden Grabmälern des deutschen Denkers J. G. Hamann und des münsterländischen Lehrers ziehen uns die zahlreichen Denksteine an, welche die Namen von hervorragenden Geistlichen und Schulmännern tragen; die meiste Beachtung finden die ehernen Denkmäler der Generale von Horn und Roth von Schreckenstein.

Von unserem Gange kehren wir durch den altmodigen Stadtteil des Jüdefeldes (Wodansfeld) zum Mittelpunkte der Stadt zurück; vom Platze der Liebfrauenkirche führt uns eine Brücke über die Aa, und wir steigen über den Spiegelturm, wo früher an dem hohen Ufer eine Warte (specula) stand, hinauf zu dem von hohen Linden überdunkelten Domplatz. Da ragt ehrwürdig vor uns auf die breite Westseite des Domes mit ihren beiden starken hohen Türmen und dem grauen ragenden Giebel dazwischen.

Die Grundform des gewaltigen Baues ist ein Doppelkreuz, das aus zehn nahezu kubischen Räumen besteht, die mit Kreuzgewölben überspannt sind. Daneben erheben sich die beiden Türme, Seitenschiffe, niedriger als der Mittelbau, und eine fünfseitige Absis des Chores mit dem Chorumgange und vier einzelnen Kapellen; ein Kreuzgang mit einigen Anbauten vervollständigen das größte Bauwerk der Stadt und des Bistums. Die Länge des Domes beträgt etwa 100 m, die Breite über 30 m, in den Querschiffen gegen 46 m. Die Bauweise zeigt den allmählichen Übergang des romanischen zum gotischen Stile, der schöne Giebel an der Südseite, dessen Schmuck mit dem Erlöserbilde von den Wiedertäufern zerstört worden war, wurde unter dem Bischof Bernard von Raesfeldt 1565 im Renaissance-Stil, mit Beibehaltung der gotischen Bauformen, erneuert. „Der Salvator wecht eindusent ein hundert und seszehen pundt,“ sagt Röchell in seiner alten Chronik.

An derselben Seite tritt uns noch ein besonderer Vorbau, das Paradies entgegen. Durch diese Halle, die mit bemerkenswerten Bildsäulen aus ältester Zeit geschmückt ist, treten wir ein in das Innere. Trotz der schweren Massen des Mauerwerks, der breiten Gurte, der mächtigen Pfeiler lassen die lichten Hallen mit ihren weitgespannten Bogen den ganzen innern Raum bequem überschauen. Früher trennte ein recht zierlicher Aufbau, ein sog. Lettner (Lectorium), aus spätgotischer Zeit, der



Der Dom zu Münster.

mit den Bildnissen Christi und der zwölf Apostel geschmückte Apostelgang den großen Chorplatz vom Mittelschiffe, wie jetzt noch Steinwände denselben abschließen gegen die Seitengänge; das schöne Kunstwerk wurde abgebrochen, damit der großartige Raum um so wirksamer sei.

Trotzdem daß der erneuerten Ausschmückung mancherlei Werke früheren Kunstgeschmackes haben weichen müssen, so ist doch der Dom noch reich an Meisterwerken aus verschiedenen Zeiten. Berühmt ist die Uhr mit den zwölf Monatsbildern von Herman tom Ring, die Auferweckung des Lazarus von demselben Maler; von den

Bildhauern Gröninger, Großvater und Enkel, mehrere Gruppen und Altarbilder aus der Zeit von 1680—1720, so besonders die herrlichen Reliefbilder an den innern Wandflächen des Chors, das Grabmal des Fürstbischofs Christian von Plettenberg, Jesus im Garten Gethsemane (Plettenberger Monument); das jüngste Gericht, ein kolossales Altarbild, das aber seinen Platz über dem Paradies-Ausgange gefunden hat, und viele andere. Reich ist der Dom auch an Kunstarbeiten aus edlen Metallen und an Holzschnitzereien. Aus neuer Zeit tritt uns wieder ein münsterischer Künstler in zwei Marmorgruppen entgegen, Wilhelm Achtermann, dessen Pietá und Kreuzabnahme, beide aus carrarischem Marmor, den frommen Christen mit inniger Andacht erfüllen. — Drei jetzt in würdiger Weise erneuerte Kapellen, welche Christoph Bernard von Galen errichtet hat, umgeben das Chor, von dem sie durch ein kräftiges, formschönes Bronzegeländer getrennt werden. Die Bronze ist von eroberten holländischen Kanonen genommen. Wir gehen dann an den seltsamen Gemälden der sogenannten Sibyllen vorbei, deren Bedeutung uns nicht bekannt ist, und treten in den Kapitelsaal, einen Raum, worin sich das Domkapitel zu versammeln pflegt, mit so prächtig geschnitztem Getäfel ausgestattet, wie es sonst vielleicht in Deutschland nicht zu finden ist. Der Künstler, der die Schnitzerei geschaffen hat, heißt Johan Kuper, war „Kleinsnider“ und lebte um 1550.

Wir verlassen den Dom, der in jüngster Zeit im Innern ein buntes Farbenkleid erhalten hat und wenden uns über den mit prächtigen Neubauten besetzten Domplatz der Hauptstraße der Stadt, dem Prinzipalmarkt zu. Hier am meisten spricht sich die scharf ausgeprägte Eigenart der Stadt voll Würde und stolzen Trutzes auf altbewährten Bestand in den schweren Wölbungen der Bogen mit ihren kräftigen Pfeilern, den ragenden Giebelseiten mit ihrem reichen baulichen Schmuck der Gotik und Renaissance deutlich aus. Vor allen zieht das Rathaus unsere Blicke auf sich; kaum, daß Deutschland eines besitzt, welches wagen dürfte, sich mit ihm zu messen. Unser Bild zeigt die schönen reingotischen Baulinien, die reichen Zieraten in Bildern, Blätterwerk und Zinkenkronen, alles in der feinsten gebildeten Arbeit geschaffen. Dem älteren Bau aus Bruchsteinen wurde um 1350 eine ganz neue Giebelseite aus schönem Steine vorgesetzt. Über der Vorhalle erhebt sich der prachtvolle Giebel in einer Breite von 16 m zu einer Höhe von 33 m; wie treten die feinen, festen, strebenden Linien hervor, wenn eine seitliche Beleuchtung auf das Bauwerk fällt! Wie leicht steigt in diesen Linien die breite Masse des Gesteins empor; das ist der Reiz der echten Gotik, daß sich das tragende und stützende Gestein je höher je klarer gliedert, um zu enden in die luftigen Gebilde der Blätter, Blumen und Ranken. Über den schönen Fenstergruppen, die zu vieren je zwei in ebenmäßigem Maßwerk aufsteigen,



Der Kapitelsaal.

thront oben am Giebel Christus mit Scepter und Kelch in den Händen, neben ihm Moses und Elias, höher in einer vom Baldachin überdeckten Vertiefung Gott der Vater, der seine Rechte zum Segen erhebt, zur Seite Maria, anbetend, die Krone auf dem Haupte, auf den vier höchsten Fialen thronen Engelsgestalten, während stattliche Heiligenbilder die Plätze neben den vier großen Fenstern zieren.

Hinter diesem Giebel breiten sich die großen und altehrwürdigen Räume des »Borgere hues« aus, früher unten eine große Halle; dort hingen die Gesetze der Stadt, dort gewährte der Bürgermeister den Bürgern Gehör, tagten die städtischen Richter. Hinter demselben lag die alte städtische Ratskammer, die, 1577 neu eingerichtet, in ihrer alten Würde mit Sitzen und Holzgetäfel, mit dem alten Kamine und Kronleuchter noch so erhalten ist. Dort finden wir die alte Inschrift: »Audiatur et altera pars — man höre beide Parte", dort fanden die wichtigen Unterhandlungen statt, die am 24. Oktober 1648 den Westfälischen Frieden zur Folge hatten. Das ist der Friedenssaal. An den Wänden auf den Bänken liegen noch die gestickten Polster, welche die Plätze der Gesandten während der Verhandlungen bezeichnen; alles ist unangetastet geblieben, wie es 1648 war, und die ehrenfesten und gestrengen, hochgeborenen und durchlauchtigen Herren da oben an der Wand könnten aus den schwarzen Eichenholzrahmen kühnlich herabsteigen und wieder über das Geschick Europas und den Titel Excellenz zu unterhandeln beginnen: es würde uns kein Wunder nehmen,



Der Friedenssaal.

in diesem so völlig einem verschwundenen Jahrhundert angehörenden Raume die schwarzen bauschigen Sammetgewänder, die ungeheuren Halskragen, die Ordensketten des goldenen Vließes, das rote Käppchen des Kardinals, den dreist aufgestülpten Herzogshut Longuevilles zu erblicken, plötzlich diese scharfen echt spanischen und französischen Gesichter voll feinen sprechenden Geistes, diese ernsten, gelahrten deutschen Gesichter sich bewegen, aufs neu ihr fürsichtiges Gespräch und abgemüßigtes Anheimstellen beginnen zu sehen. — Die Bildnisse der Gesandten und ihrer königlichen und fürstlichen Herren sind von Gerhard Terburg, dem niederländischen Meister, mit außerordentlicher Kunst nach der Natur gemalt. — Dort zeigt man auch unter manchen andern seltsamen Merkwürdigkeiten noch den Pantoffel der Elisabeth Wandscherer, der von ihrem Gemahl mit eigener Hand enthaupteten Königin Johanns von Leyden, und ein schweres eisernes Halsband, das inwendig mit vielen Stacheln und mit einer Klappe, um den Mund zu bedecken, versehen, einst Bernard von Oer von seinem Feinde Gotthard Harmen auf der Lippe von einem Hinterhalte aus so um den Hals geworfen wurde, daß nichts die fest ineinander gesprungenen Federn des künstlichen innern Getriebes wieder lösen konnte. Oer würde in der teuflischen Klemme verschmachtet sein,

wenn nicht endlich „ein kunstich Smidt, Meister Tile, zu Münster fur der Horster Pforten“, mit drei mächtigen Hammerschlägen „im Namen des Vaters, Sohnes und hl. Geistes“ das Marterwerkzeug gesprengt hätte.

Hier mag das folgende Gedicht, welches ein Besuch des Saales mit F. Freiligrath veranlaßte, eine Stelle finden:

Zum Friedenssaal! — Es war ein sonn'ger Tag,
Die Lind' im Vorhof hauchte ihre Schatten
Leis auf die bunten Scheiben, und es brach
Das Licht die Strahlen in ein trüb' Ermatten:

Nicht in die düstern Schauer wollt' es sehn,
Durch diese Bögen, die einst Sachsen schlugen,
Dran Kaiser Karls und Heinrichs Bilder stehn,
Die Heiligen, die Deutschlands Krone trugen;

Darob der Aar, des Reiches stolz Panier,
Der deutschen Kaiser schreckende Standarte,
Die Flügel schlagend an der Stadt Zimier,
An blanker Zinne ihrer Freiheit Warte.

Es ist ein düstrer, feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen —
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort —
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Daß sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht,
Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben.

Es ist ein düstrer feierlicher Ort,
Durch den verstorbner Tage Schatten schwanken,
Und durch Jahrhunderte so siecht er fort,
Ein letzt Asyl gespenstischer Gedanken.

Rings steht von alten Panzern eine Zahl
Mit Schien' und Tartsch', verborgen und verrostet:
Der lang bestäubten Ritterschwerter Stahl
Hat schon der Väter Blut nicht mehr gekostet.

„Nimm eins zur Hand! Schwing du des Kaisers Schwert!
So wie der Rotbart einst dein Spiel geschlagen,
So bist auch du es, Mann der Lieder, wert,
In deiner Faust des Kaisers Schwert zu tragen!“

„Mir diese Wehr!" — Das mächt'ge Waffen klirrt,
Wir lassen keck es um die Häupter kreisen:
„Gekreuzt die Klingen!" — Ha, der Funke schwirrt,
Und rasselnd wetzt die Scharten sich das Eisen! —

„Schwang so dein Roland einst mit läss'ger Faust
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rotbart so durchs Schlachtgewühl gebraust?
Du bist so stark nicht wie dein grimmer Ahne:

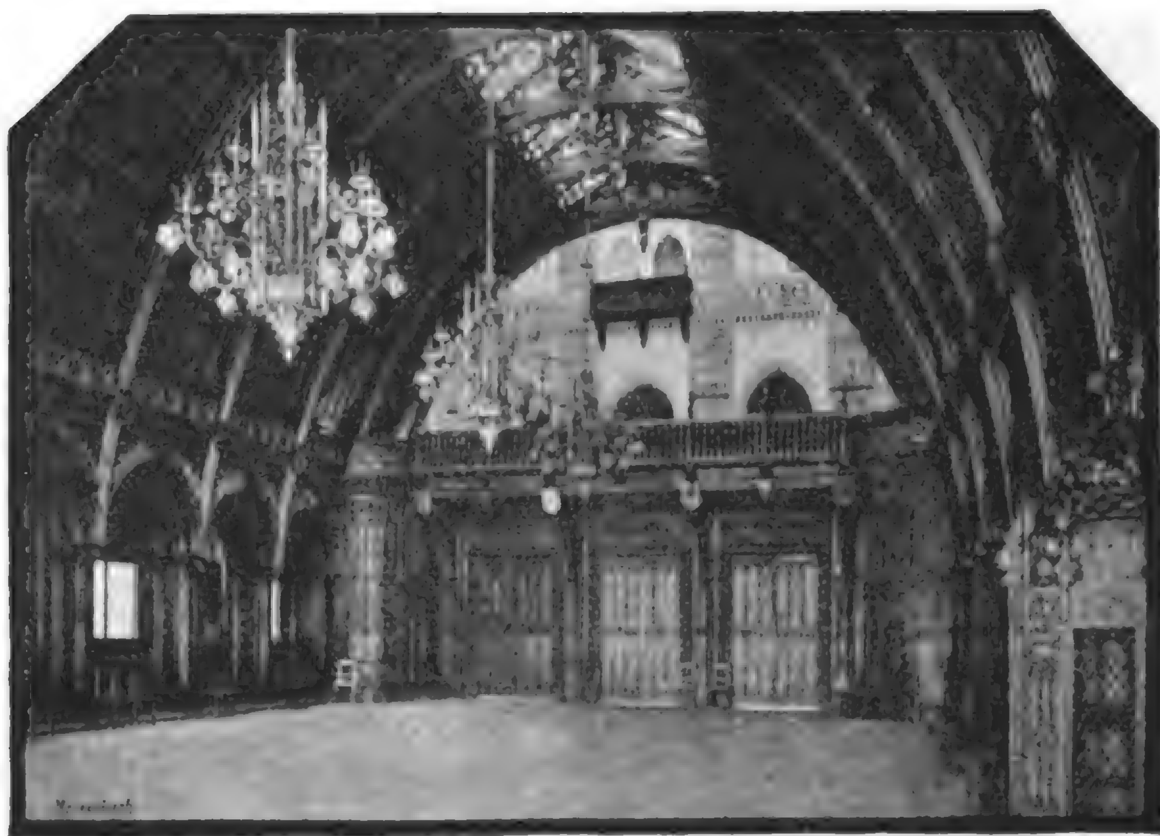
Gewalt'ge Wucht! der Arm erlahmt und sinkt:
Da, laß den Flammberg und die Helme stehen;
Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit lust'gem Flattern unsres Banners Wehen.

Der Blütenzweig, gewiegt in blauer Luft! —
Die herzgeformten Blätter dieser Linden,
Der Liebe heilig, opfern ihren Duft
Den frischen Stunden nur, bis sie entschwinden.

Und lockt uns Kampf — das doppelschneid'ge Wort,
Gilt es wie blinkend hellen Stahl zu biegen,
Zu stehn wie keck behelmte Ritter dort,
Wo Recht und Licht ob altem Dunkel siegen!"

An Schönheit und Größe übertrifft den Friedenssaal der in neuerer Zeit ausgebaute Festsaal des Rathauses, der nach dem Plane des in Münster geborenen Berliner Baurates Salzenberg († 1887) im Jahre 1862 vollendet wurde. In sechs Seitenbogen, je zwei in einem Doppelrahmen, haben hier die bedeutendsten Männer der Geschichte des Münsterlandes ihre Abbildung gefunden: Liudger, der erste Bischof, und Kaiser Heinrich III.; Schöffenmeister Johann Riesinck und der Bischof Hermann II.; Fürstbischof Johann von Hova und der Bürgermeister Hermann Heerde; die Domherren Rudolf von Langen und Gottfried von Raesfeldt; Bernard Overberg und Clemens August von Droste Vischering, Minister Freiherr von Fürstenberg und der Reichsfreiherr vom Stein.

Neben dem Rathause ist der Ausbau vor der Giebelseite der Stadtweinhauses, der sogenannte Sentenzbogen, ein hübsches Werk des Barockstils und eine Strecke südwärts der Renaissance-Giebel des Stadtkellergebäudes zu beachten, das in seinen Räumen die Sammlungen des Westfälischen Kunstvereins beherbergt, die namentlich durch manches wertvolle Stück altwestfälischer Kunstübung und einige neuere Bilder beachtenswert sind. Wir dürfen diese Räume nicht verlassen, ohne hier ein Wort über das, was überhaupt Westfalen zur Entwicklung deutscher Kunst beigetragen, einzuschalten.



Der Festsaal des Rathauses zu Münster.

Wie überall finden wir in der ältesten Zeit Malerei und Bildnerei auch hier der Baukunst dienstbar. Diese bildet sich aus im Gleichschritt mit ihrer Entwicklung in den übrigen deutschen Ländern; nur bietet sie hier in unserm Lande zähen Beharrens die einzige Erscheinung dar, daß der gotische Baustil bei uns gar nicht ausgeht, auch in der Zeit, wo er überall sonst erstorben ist; noch um 1663 wurden die Galenschen Kapellen am Dom zu Münster, noch am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wird die Kirche zu Sassenberg in gotischem Stile, ja noch 1773 die Kirche zu Hopsten nach gotischer Bauart errichtet.

Mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts macht sich, während die Entwicklung der Baukunst stockt, ein erhöhtes, wie in größerer Freiheit aufatmendes Leben der anderen Künste, die sich vom Dienste der Baukunst lossagen, bemerklich. Und hier tritt uns denn sofort der größte Maler entgegen, den Westfalen hervorgebracht hat, der sogenannte Liesborner Meister, wahrscheinlich ein Mönch der nächst Freckenhorst ältesten Klosterstiftung des Münsterlandes, der Abtei Liesborn. Er schmückte im Jahre 1465 fünf Altäre der dortigen Klosterkirche mit Gemälden aus, welche eine alte Chronik so reich an Gold- und Farbenpracht nennt, daß ihm unter den Griechen der erste Rang gebührt haben würde. Seine Zeichnung ist genauer, geistreicher

als die der besten Meister seiner Zeit, seine Farbengebung weich und durchsichtig, seine Auffassung durchaus ideal, er ist so innig und so milde, die Natur so vergeistigend, aber reicher und vollendeter als Fra Angelico da Fiesole; er versteht mit vollkommener Kunst ohne Schattendunkel seine lichtglänzenden Gestalten hervortreten zu lassen. Leider besitzen wir nur noch sehr wenig Werke des wunderbaren Meisters. Ein fleißiger Sammler hat nach der Aufhebung des Klosters Liesborn einen Teil derselben vor dem Untergange, dem andre bereits verfallen waren, gerettet und sie an die National-Galerie in London veräußert.

Berühmter als der Liesborner Meister noch ward um seine Zeit der Name Israels van Meckenem (von 1440 bis 1503?), der aus der Gegend von Bocholt stammt; als sein Hauptwerk gilt die sog. Lyversbergische Passion, eine große aus acht Tafeln bestehende Darstellung. Ob es derselbe Israel van Meckenem, der um dieselbe Zeit als Kupferstecher — vielleicht der erste deutsche — berühmt wurde, oder ein anderer Künstler von gleichem Namen und Stamme, ist bis jetzt nicht klar gestellt.

Nach und um die Zeit dieser Meister beginnt ein Streben nach größerer Natürlichkeit sich geltend zu machen, und dies wohl jedenfalls unter dem Einfluß des mächtigen Aufschwungs, den die Kunst in den Niederlanden genommen hat. Wir wissen von einer Menge von Kunstwerken in unserm Lande, daß sie in den Niederlanden bestellt und ausgeführt wurden. Die prachtvollen Glasmalereien in der Stadtkirche zu Unna, welche ein Brand 1723 meistens zerstörte, waren 1461 zu Brügge angefertigt, und wohl nur deshalb sind sie in der Erinnerung verblieben, weil sie eine wunderbare Wirkung hatten. Auch die Domkirche zu Münster besaß vor den wiedertäuferischen Zerstörungen zwei Bilder, welche allem Ermessen nach in Zütphen bestellt und ausgeführt waren. Herm. v. Kerssenbrock meldet darüber in der Geschichte der Wiedertäufer: „Vor dem Chore hingen vordem zwei von dem Bruder Franco aus Zütphen auf Holz gemalte Bilder, wovon das eine die Muttergottes, das andere den heil. Johannes, wie er mit dem Zeigefinger auf das Lamm Gottes zeigt, vorstellten. Diese Bilder waren so schön, daß jeder geschickte Maler sie nicht ohne Erstaunen ansehen konnte, zur Zeit der Belagerung haben die Wiedertäufer sie durchlöchert und entwürdigt." Aber wenn die einheimische Kunstübung nun auch dem Einfluß dieser holländischen Kunst unterlag und den Naturalismus der flandrischen Schule annahm, so ließ sie sich dadurch doch nicht in ihrer Thätigkeit hemmen, und zahlreich sind die Namen der Künstler, welche uns aus jener Zeit überkommen. Ein Mäcen der Kunst war damals vorzugsweise der Abt Arnold (1443—1477) in dem reichen Kloster Marienfeld. Er ließ eine Altartafel, jedenfalls ein Schnitzwerk, ausführen, aufstellen

und bemalen, kostbare Gesangbücher anfertigen, eine prächtige Orgel bauen – und zahlte für Orgel und das Bild des Hochaltars nicht weniger als 1000 Gulden. Andere Tafeln und Zieraten schenkten seine Klostergenossen. Wo waren diese Werke gemacht? Die Klosterbrüder, wohl die einzigen, welche sich in reichen Klöstern noch mit solchen Arbeiten befaßten, hatten nur die kostbaren Gesangbücher angefertigt; ein Schusterbruder Antonius, aus Osnabrück gebürtig, leistete den Künstlern Handdienste. Ebendort, in Osnabrück, hatten auch die Klosterbrüder einen Magdalenenaltar fertigen lassen; die Bildwerke des hl. Jakobus und Philippus, die sie gleichfalls bezahlten, stammten von einem Meister Korbeck aus Münster.

Münster hat von alters her eine Steinmetzschule an einer Reihe Bauwerken großgezogen, die seither noch nicht nach Verdienst gewürdigt ist, eben weil man nicht darauf geachtet hat, in wie enger Aufeinanderfolge hier das eine Werk nach dem andern geschaffen ist. Fangen wir an beim Dome, so folgte ihm kurz vor 1300 ein jetzt zum Durchgange gebrauchtes Bauwerk an der Ostseite des Kreuzganges, anscheinend ursprünglich eine Doppelkapelle, und gleichzeitig mit diesem entstand die Nikolaikirche, beiden folgte 1311 die Johanniterkapelle, die uns noch erhalten, aber ihrer Bestimmung entfremdet ist; als diese fertig war, schritt man zum Giebelbau des Rathauses, von dort ging es 1340 an die Überwasserkirche, 1375 an die Lambertikirche, und kaum mochte diese fertig sein, da meißelte man an den Werksteinen der Minoritenkirche. Und wenn schon neben diesen Werken viele andere Arbeiten in der Stadt und rings her auf dem Lande aufgeführt wurden, die wir nicht genauer verfolgen wollen, so finden wir von 1400—1530 der Kapellen, Anbauten und Bürgerhäuser so viele, daß die Meißel, den die Väter aus den Händen legten, gleich von den Söhnen aufgenommen und fleißig gebraucht sein müssen. Gewiß waren viele Steinmetzen bloß Steinhauer nach unsern Begriffen, aber daß viele Steinmetzen zugleich Bildner waren und werden mußten, das ist bei der innigen Verwandtschaft der beiderseitigen Thätigkeit um so weniger zu leugnen, als mehrere der genannten Gebäude noch heute mit ihren altehrwürdigen Bildwerken dastehen. Eine langjährige Kunstübung und bildnerische Thätigkeit wird sich also in keinem Falle der Stadt Münster absprechen lassen. Und wenn aus älterer Zeit die Bildwerke selbst auf Meister hinweisen, so werden uns später auch einzelne durch schriftliche Denkmale bekannt. So nennt eine Steininschrift an der Lambertikirche zum Jahre 1394 einen dort begrabenen Hilghensnider Johannes, und einen andern gleichen Namens zum Jahre 1408 — also vermutlich zwei Bildhauer, die an dieser Kirche Bildwerke und andere Zieraten gemacht hatten. Um 1405 wird Meister Kurt aus Münster mit seinen Gesellen nach Bremen berufen, um das dortige Rathaus zu bauen.

Im Jahre 1492 lud die kunstliebende Stadt Kalkar, welche aus aller Welt die bedeutendsten Meister zur Anfertigung großer Altäre aufbot, zum zweitenmale den Meister Evert von Münster ein, um mit ihm einen neuen Verding von Tafelbildern einzugehen. Evert kam, man besprach sich mit ihm in einem Wirtshause und die Zeche dabei kostete 2 Gulden 8 Kreuzer. Man stellte dann die Bedingungen in einer festen Berechnung zusammen, vergütete seine Reise und Versäumnisse, sowie seine Auslagen fürs Nachtlager mit 3 Gulden und 18 Kreuzer. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß das nach unserm Urteile schönste Altarbild, welches dort heute die Kirche ziert, von diesem Evert in seiner Vaterstadt Münster gemacht worden ist. Zufällig wird dann noch 1554 ein Heinrich Belderschnieder als Aldermann der Stadt Münster bekannt, und aus diesen verhältnismäßig zahlreichen Benennungen von Bildhauern möchten wir folgern, daß jene großen Altarschnitzwerke, welche 1500 in Münster und der Umgegend aufgestellt sind, großenteils in Münster geschnitzt waren. — Die Stadt Kalkar gab 1491 und 1498 auch einem Meister „Johann van Halderen" (Haltern?) sehr ehrenvolle Kunst-Aufträge. Das erste Mal galt es einem bedeutenden Werke. Man ließ ihn kommen, sandte ihn, vielleicht um sich an andern Werken zu bilden, nach Köln und gab ihm dabei für seine Pferde sogar den Hafer mit auf den Weg und als Zehrgeld 56 Gulden. Daneben ist noch eine Gruppe von Künstlern zu nennen, welche zwar mit Holland in der innigsten Verbindung stand und den Wechselverkehr zwischen hier und dort auf's lebhafteste gefördert hat, aber dennoch in hohem Grade der altdeutschen, idealen Kunstweise Rechnung trug und den niederländischen Einflüssen nur insofern folgte, als sie die Abwege der Verzerrung vermied, und darum in ihrer Art groß und denkwürdig dasteht. Es sind dies die „Fraterherren". Sie waren ursprünglich von Holland, von Deventer, gekommen, hatten sich zu Münster auf dem Bispinghofe ein Kloster erbaut, bezogen viele Novizen, wenn der Ausdruck bei Regularherren gestattet ist, von Holland und aus den daran grenzenden Teilen des Münsterlandes, und beschäftigten sich in der freien Zeit mit Studieren, Bücherschreiben und Bücherbemalen. Die bemalten Bücher sind es, die ihnen den Ehrenplatz in der Geschichte heimischer Kunstleistung sichern. Wir erinnern an ihre älteren, großen Büchergemälde, wie sie z. B. den Chorbüchern von Nienborg und Stadtlohn zu teil geworden sind, und lenken insbesondere die Aufmerksamkeit auf ein jüngeres Bild, das in eine Zeit fällt, wo überall der niederländische Naturalismus gang und gäbe wurde. Es findet sich in einem Antiphonarium zu Ennigerloh und enthält über die Zeit und den Ort seiner Entstehung folgende Inschrift: „Im Jahre des Herrn 1479 ist dieses Buch geschrieben und ausgeführt im Hause der geistlichen Brüder vom gemeinschaftlichen Leben „zum Springbrunnen in Münster". Wer es

gebraucht, bete auch für sie". Das Bild selbst stellt die Passion des Herrn vor auf einem Pergamentblatt von Bogengröße. Sehen wir, welche altdeutsche und welche niederländische Grundzüge hier der Maler einfließen oder vielmehr in einander fließen läßt. Die lang gezogene Gestalt des Herrn am Kreuze, der Ausdruck der nebenstehenden Gestalten, die Ruhe der Zusammenstellung, die idealen, edlen Gesichtszüge überhaupt zeigen noch auf die altdeutsche Auffassung, aber, daß die Henker bereits halb weiß, halb blau gekleidet sind, das zeugt schon von einem naturalistischen, dem Zeitkostüm huldigenden Geschmack. Der alte Goldgrund hat bereits dem blauen Himmel und in der Mitte einem helleren Hintergrunde mit landschaftlichen Teilen, Wolken, Kirchen und Kirchtürmen, weichen müssen. So vermählte also die Fraterherrenkunst das Gute der Neuzeit mit der Hoheit und Gedankentiefe der älteren Zeit. Nur wenige Meister mögen diese goldene Mitte innegehalten haben, welche uns unter so vielen Bildwerken rein niederländischen Geschmacks wahrhaftig freudig überrascht.*

Als bedeutendste Meister aus der Zeit der Renaissance sind dann die beiden Ludger und Hermann tom Ring (letzterer, der bedeutendste, geb. 1521, gestorben 1599) in Münster zu nennen; neben ihnen Heinrich Aldegrever in Soest, auf den wir zurückkommen werden und die Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge, die um 1520 in Dortmund lebten. –

Nach der unfruchtbaren Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts tritt uns im achtzehnten die Entwicklung einer großen Kunstliebe in unserm Bürgertume entgegen. Während wir bei dem Adel und auf den Edelhöfen des Landes die Kunst meist nur zur handwerksmäßigen Herstellung unbedeutender Ahnenbilder herangezogen sehen, mehren sich die Patrizierhäuser der größeren Städte, wo, namentlich in Münster, mehr oder minder bedeutende Gemäldesammlungen den Gesellschaftssaal und die Wohnräume schmücken; bei dem Niederliegen der Kunstthätigkeit in Deutschland ist es natürlich, daß wieder die Niederlande zumeist der Ursprungsort dieser Werke sind.

Zugleich damit entwickelt sich aber auch eine heimische Kunstpflege. Wir finden als achtbare Talente Koppers, Pictorius, König in der Malerei, Gröninger, (Gerdt und seinen berühmten Enkel) als Bildhauer, Schlaun und Lippers als ausgezeichnete Baumeister; aus der Mitte ihrer Zeitgenossen treten danach zwei ausgezeichnete Portraitmaler in den Vordergrund, in Paderborn Stratmann, und in Münster Chr. Rinklake, geb. 1764, der Maler des Kreises der Fürstin Gallitzin, ein Mann von einer seine Zeit überragenden Fülle des Talentes in geistreicher Auffassung der eigenartigen Natur und in vorzüglicher Ausführung. Aus jener Zeit, Mitte und

* Im Vorstehenden sind wir kunstgeschichtlichen Forschungen des Prof. Dr. Nordhoff gefolgt.

Ende des vorigen Jahrhunderts, stammen denn auch die stattlichsten der „Höfe“ des Adels in der Stadt, von denen wir den jetzigen Romberger Hof, für die Familie von Heereman gebaut von Lippers, und das Muster reich verzierten Roccoccos, den Erbdrosten-Hof, gebaut von Schlaun, nennen.

In den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts ringt sich dann mit zäher Westfalenausdauer wie eine glänzende Erscheinung aus einem dreißigjährigen Ackerknecht und Tischlergesellen aus der Umgegend von Münster ein Bildhauer erster Größe empor, W. Achtermann (geb. 1799), der sich zur achtungswertesten Meisterschaft innerhalb der religiösen Kunstrichtung aufschwang und dessen bedeutendste Werke, die aus fünf überlebensgroßen Gestalten bestehende Gruppe der Kreuzesabnahme und die Pietá, die Zierden des Domes bilden.

Wohl kaum eine Stadt von der Bedeutung Münsters ist der Pflege der Kunst in den letzten Jahrzehnten so zugethan gewesen, als Münster, das nunmehr einen hervorragenden Mittelpunkt in der kirchlichen Kunst bildet. Fast alle Zweige derselben sind hier durch namhafte Künstler vertreten, kunstverständige Geistliche und Laien sind mit Eifer und Aufopferung bemüht, durch einheitliche Erneuerungen und Ausschmückungen die Kunst zu Gottes Ehre in Kirchen und Kapellen, im Hause und an den Wegen fördern zu helfen. Wohl fällt diesem Streben manches zur neueren Gotik nicht passende Werk einer früheren Zeit zum Opfer, das für die Kunstgeschichte unbedingt hätte erhalten werden müssen, wohl wird in übergroßem Drange nach rascher glänzender Aufstellung manches Handwerksmäßige mit angenommen, aber die Richtung, die unsern Künstlern und Kunsthandwerkern so viele Arbeit giebt, sie zeitigt auch manche bedeutsame Leistung. Wir haben hier nicht die Namen der noch lebenden Meister zu nennen, aber wir sind des gewiß, daß nach uns die Werke der jetzt schaffenden Baumeister und Bildhauer, der Glasmaler und Goldschmiede, der Holzschnitzer und Gießer den Namen ihrer Verfertiger der Nachwelt erhalten werden. Nicht bloß im Münsterlande, in ganz Deutschland und weit über die Grenzen hinaus ist der gute Ruf von der kirchlichen Kunstübung Münsters verbreitet. —

Die Kirchen der Stadt sind nunmehr alle nach innen und außen in neuem Schmucke erstanden. Die westfälische Perle der Gotik, St. Lamberti-Kirche, die erbaut wurde von 1375 an, mit ihren schlanken und leichten Verhältnissen der drei Schiffe, den hochaufstrebenden Pfeilern, dem reichen Gewölbenetze, dem zierlichen Maßwerke in den hellen Fenstern, dem großartigen Doppelchore mit herrlich leuchtenden Glasgemälden, ist nun nach kurzer Zeit in der glücklichsten Weise dank dem Eifer ihres unermüdlichen Pfarrers erneuert und vollendet worden. Es fehlt nur noch die Erneuerung des Turmes. Der alte Turm, der seit Jahrhunderten zu fallen drohte,

ist niedergelegt, wir sehen schon den neuen in kräftigen gotischen Linien rasch emporwachsen. Daran werden dann auch die eisernen Körbe, worin die Häupter der Wiedertäufer ihr luftiges Grab gefunden hatten, in schwindelnder Höhe wieder befestigt werden. — In der Nähe liegt die Dominikanerkirche, ein gewaltiger Bau, im Innern von schönen Verhältnissen; sie war bisher ihrer Bestimmung entfremdet, ist nun von der Stadt angekauft und hat wieder ihre Bestimmung als Kirche erhalten; sie wird hinter den andern Gotteshäusern im Schmucke nicht zurückstehen.

Eine herrliche Kirche im südlichen Stadtteile ist dem ersten Bischofe der Stadt, St. Liudger, geweiht. Im westlichen älteren Teile weist sie auf die romanische Zeit hin, das schöne hohe Chor zeigt die edlen Formen der Gotik. Zwischen beiden auf vier mächtigen Pfeilern und hohen Bogen ruhend erhebt sich der im untern Teile romanische, in den obern Geschossen gotische achtseitige Turm mit einer außerordentlich zierlichen Galerie als Krone. Die neu aufgeführten Westtürme sind den romanischen Formen entsprechend, aber bei ihrer geringen Erhebung und gegenüber dem leichten luftigen Hauptturme beeinträchtigen sie die Wirkung des ganzen Baues. Die innere Ausschmückung ist in der Liudgers-Kirche vollendet, ebenso wie in den andern Hauptkirchen, St. Martini und Ägidii; in letzterer, einem einfachen Klosterbau des vorigen Jahrhunderts, ist die reiche malerische Ausschmückung im Innern nach den Entwürfen Steinles bemerkenswert. Die schöne Kapelle des städtischen Krankenhauses, die Klemenskirche, ist ein ansprechender Bau von 1750 mit hübschen Roccocco-Zieraten und Gemälden; der Eindruck, den das Innere macht, ist ein eigenartiger, dabei anmutender; eine Erneuerung im entsprechenden Stil wird auch bei diesem Bau stattfinden. Auch das Andenken berühmter Männer des Münsterlandes ist in einigen kunstvollen Denkmälern der Nachwelt noch besonders erhalten. Nicht nur daß auf den vier alten Friedhöfen eine ziemliche Anzahl bemerkenswerter und künstlerisch ausgeführter Grabmäler zu sehen ist; in neuerer Zeit hat man dem großen Minister des Münsterlandes, Franz von Fürstenberg, auf dem Domplatze ein würdiges Denkmal errichtet. Ebenda und von demselben Künstler, H. Fleige, entworfen und ausgeführt, schmückt das aus den drei lebensgroßen Steinbildern der ältesten münsterschen Bischöfe, St. Liudger, Suidger, Erpho, bestehende große „Bischofsdenkmal" den südlichen Vorplatz des Domes und erinnert durch ein in Bronce ausgeführtes Rundbild an den jüngst verstorbenen Bischof Johann Bernard. Der großen Dichterin Westfalens, Annette von Droste, wird demnächst ein würdiges Erinnerungsmal von der Stadt und den vielen Verehrern der Dichterin aufgestellt werden.

Es wird hier zu lange aufhalten, wollten wir den Leser zu allen den geschichtlich merkwürdigen und künstlerisch wertvollen Gebäuden und Denkmälern führen,



Die Ludgerikirche zu Münster.

wir wollen nur noch erwähnen, daß nunmehr auch bei den nicht kirchlichen Bauten sowohl der Behörden als auch der Bürger der alte Kunstsinn Münsters, der über ein Jahrhundert zu schlafen schien, wieder aufgewacht ist. Die Neubauten innerhalb und außerhalb der alten Stadt und die würdige Erneuerung der schönen Giebel beweisen das zur Genüge, die Anknüpfung an die alten bewährten Stilarten seitens der Baumeister giebt uns die Hoffnung, daß die altehrwürdige Stadt ihren alten Glanz auch durch die neuen Kunstwerke behaupten wird.

Was wir von den ersten Ursprüngen Münsters wissen, ist das Folgende: Da, wo jetzt die Stadt sich erhebt, im Südergau des Bructererlandes, lagen in der

Urzeit zwei große alte Sassenhöfe, genannt der Brockhof und der Kampvorderhof: durch das Sumpf- und Wiesland, welches sich westlich von ihnen erstreckte, und das der träge und still flutende Bach, die Aa, durchschlängelte, führte eine Furt, welche man die Mimigardefurt nannte, denn der Hügel am östlichen Bachufer hieß die Mimigarde, die Wohnstätte des weisen Mimir, und war eine alte Malstätte der Sassen aus dem Südergau.

Im achten Jahrhundert wagten sich zuerst Sendboten des Christentums in diese Gegend vor; es kam Sankt Suibertus, den die Uetrechter Klosterstiftung sandte, dann 779 mit dem großen Karl ein Abt Bernard, der aus den für die neue Lehre gewonnenen Schulten und Köttern des Brock- und Kampvorderhofes eine christliche Gemeinde bildete; endlich, nach Bernards Tode, erschien der heilige Liudger, ein Friese und Schüler Alkuins, als erster Bischof des von Karl dem Großen 791 gestifteten Bistums. Liudger baute seine Kirchenburg und sein Kloster auf der Mimigardene auf, und darnach hieß das Bistum und der um die Burg entstehende Ort Mimigardeford, noch bis auf Bischof Wernher, der 1151 starb. Aber bald erhielt das Kloster hohe Mauern mit Gräben und befestigten Thoren und von den außerhalb Wohnenden den Namen ad Monasterium, zum Münster, Münster, und derselbe wurde seitdem ausschließlich herrschend.

Der Schulze der beiden Höfe, worauf die Stadt entstand, trat in ein Lehnsverhältnis zu der neugegründeten Kirche; er wurde ihr Ministeriale, aber auch gewissermaßen ihr Schützer, ihr Schirmvogt, der Inhaber der Gaugerichtsbarkeit. Seine Nachkommen wohnen (in der entstehenden Stadt?) in einem Hause genannt Sconowe (Schönau), das sie 1268 dem Domkapitel übertragen. Im Jahre 1283 verkaufen sie dem Bischofe den Kampvorderhof, auf dem Sankt Mauritz entsteht; und 1327 verzichten sie auf den Brockhof; sie blühen bis heute unter dem Landadel als Grafen von Münster fort, und die Stadt hat ihnen ihr Wappen entlehnt.

Wir dürfen nicht weilen bei der weiteren, keine besonders gearteten Erscheinungen darbietenden Entwicklung der Stadt; wir erwähnen nur, daß sie seit 1268 Mitglied der Hansa war, vielfache Handelsverbindungen mit den Ostseeländern und mit England pflegte, daß Männer von Münster den Stahlhof (the stealyard) in London angelegt haben und englische Könige zu Schuldnern hatten; daß sie wie alle Städte des Mittelalters in Span und Hader mit der entstehenden und sich kräftigenden landesfürstlichen Gewalt des Bischofs geriet, und eine sie der Reichsunmittelbarkeit nahe stellende Fülle von Rechten und Freiheiten gewann, zu deren Schutz Mauern und Türme von seltener Festigkeit und Wehrhaftigkeit dienten. „Fest wie Münster“ lautet ein altes Sprichwort im Lande.

So wurde sie der Schauplatz des großen religiösen Dramas, welches die Geschichte „die Wiedertäufer-Unruhen“ nennt, das bei Meyerbeer „der Prophet“, und bei Spindler und Robert Hamerling „der König von Sion“ heißt.

Die Geschichte dieser Unruhen ist so oft erzählt, die merkwürdige und fesselnde Gestalt des wunderlichen und ein psychologisches Rätsel darbietenden Schwärmers Johann von Leyden, der jedenfalls noch mehr verleumdet als begriffen und richtig aufgefaßt ist, so vielfach dargestellt, daß wir hier um so leichter darauf verzichten können, uns in einen Gegenstand zu vertiefen, der uns zu weit abführen würde. Wir verweisen auf die gedrängte Darstellung, welche wir an anderer Stelle davon zu geben versuchten*, und bemerken hier nur, daß man die Wiedertäufer in übertriebener Weise der Zerstörungswut beschuldigt hat. Die Spitzen der Türme haben sie abgeworfen nur da, wo es nötig, um Raum zur Aufstellung ihrer Geschütze zu gewinnen — von dem Lambertiturm, wo sich dieser Raum fand, z. B. nicht. Die Domarchivalien haben nicht sie verbrannt, sondern dies ist bereits 1340, nachdem ein Auszug daraus angefertigt worden, geschehen. In die Entwicklung der Kunst- und Baugeschichte der Stadt haben sie durchaus nicht so zerstörend eingegriffen, als man ihnen nachgesagt hat. Unsere merkwürdigsten Bildhauerwerke, die im Paradiese der Domkirche einer mutwilligen Zerstörung so leicht erreichbar, stehen heute noch so ungehärmt da, wie die alten Figuren auf dem Domchor. — —

Die scharfgeschnittenen und von Geist und Thatkraft zeugenden Gesichtszüge des Königs von Sion hat uns ein Portrait Aldegrevers (im Besitze des Grafen Merveldt) aufbewahrt; nach seiner Zeichnung sind auch Johanns Münzen geschlagen. Außerdem giebt es ein vortrefflich gemaltes kleines Portrait König Johanns von Leyden auf dem von Kettelerschen Schlosse zu Harkotten. Es zeigt in anderer Auffassung vollere und sinnlicher ausgeprägte Züge, mehr den Kopf des Kriegers als des Propheten.

Der Regensburger Reichstag von 1640 nahm den französischen Vorschlag an, die Städte Münster und Osnabrück für eine Friedensversammlung auszuwählen. Die Hamburger, zwischen dem Kaiser und Frankreich verhandelten Präliminarien erklärten beide Orte für neutral; so zog denn 1643 der erste der kaiserlichen Gesandten, Graf Ludwig von Nassau, feierlich eingeholt, in Münster ein: aber so ermüdet von dem dreißigjährigen Kriege auch die Mächte alle sein mochten, es währte noch lange, bis ihre Boten endlich in ihren sammetbedeckten Kutschen, mit ihrem prunkhaften Gefolge von Edelleuten, Pagen und Hellebardieren, vom Kanonendonner begrüßt, durch die dunklen Thore der beiden Städte einrollten. Die spanische Grandezza z. B.

* L. Schücking, Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Leipzig 1855.

fand es ihrer unwürdig, eher als Frankreichs Ambassadeure zu erscheinen; diese, die Grafen d'Avaux und Servien, wollten dagegen später, als die Spanier Zappada, Don Brun aus Dole, Don Signo Saavedra anlangen; jeder wollte in seiner Sprache reden, keiner den andern zuerst besuchen, und man begreift, wie die Verhandlungen dabei sich förderten. Am bescheidensten zog der päpstliche Nuntius ein: die Franzosen spotteten, daß auf einem Korbe des Gepäckes ein Barfüßermönch gesessen, wie ein schwarzer Hahn auf dem Gepäck eines Marketenders. Der Schwede Oxenstierna ließ sich sogar anfangs gar nicht herab, zu erscheinen: er blieb in Minden, auf seinen Mitgesandten Adler Salvius eifersüchtig, wie den endlosen Hader denn meist die Eifersucht der Gesandten einer und derselben Macht unter sich noch erhöhte. Endlich gab die Ankunft des Herzogs von Longueville und des Grafen Maximilian von Trautmannsdorff einen Anstoß zur Förderung der Geschäfte. Wenn auch die Franzosen anfangs über den langen hagern Trautmannsdorff mit seinen tiefliegenden Augen, seiner aufgezogenen Nase, seiner abscheulichen Perücke lachten, so diente doch sein hoher Ernst, sein Alter, sein prachtvolles Geleite von vielen deutschen Freiherren und Rittern nur dazu, auch ihnen bedeutender zu erscheinen, und bald wußte er durch die Anmut seiner Rede, die helle Entwicklung des Verworrensten, den tiefen Verstand seines Urteils, vor allem durch unermüdliche Zähigkeit den rechten Ernst und Willen in die hadernden Gemüter zu bringen. Auch das ränkespinnende Frondehaupt, das schöne lockige Haupt Annas von Bourbon, Herzogin von Longueville, versuchte ihren Einfluß auf die streitenden, erhitzten Männer; daß es nicht ganz erfolglos blieb, bezeugen die Worte, die ein Dichter ihr in den Mund legt:

Ces heros assemblés dedans la Westphalie
Et de France et du Nord, d'Espagne et d'Italie,
Ravis de mes beautés et de mes doux attraits,
    Crurent en voyant mon visage
    Que j'étais la vivante image
    De la concorde et de la paix
Qui descendit des cieux pour apaiser l'orage.

Der hessische gelahrte Doktor Vultejus riet ihr, die deutsche Sprache zu lernen, um sich zu unterhalten. Darüber ward der arme Doktor Gegenstand der lustigsten Witze in den Salons von Paris: man konnte von dorther der Herzogin nicht genug ausdrücken, mit welchem Ergötzen man ihre Anmut im Gespräche mit Monsieur Lampadius, dem Doktor im violetten Atlaskleide, sich vorstelle. — Endlich, nach Jahren, während welcher fortwährend die Heerpauke wüster Kriegsvölker die zertretenen deutschen Lande durchwirbelte und noch Ströme Blutes fließen mußten, zeigte sich ein Sinn der langen Rede, und ein vernünftiges Wort tönte durch die Weisheit

der Staatsmänner. Des entstand eine nicht zu fassende Freude: es war am 5. Mai 1648', als man das Rathaus zu Münster festlich mit Gewinden schmückte und aus den Fenstern der Häuser umher Symphonieen tönen ließ, die Ratsherren ihre schmuckſten Spitzenkrägen über das Sammetwams legten, die Gilden zu den blankgeschliffenen Hellebarden griffen und die Stadtguardia unter ihrem Hauptmann Reumont aufmarschierte. Gegen Mittag erschien der Graf von Penneranda, Spaniens Ambassadeur an Zappadas Stelle, mit großer Pracht in sechs Kutschen, jede mit sechs Rossen bespannt, umströmt von Garden und Pagen und Dienern, die reich geschmückt voll castilianischen Stolzes einherschritten; ein glänzendes Reutergeschwader führte den Zug an; so begab sich Penneranda durch die Reihen der aufgestellten Bürgergarde, der Bürgermeister und Ratsherren in den Friedenssaal, wo er sich zu oberst an die goldumkranzte Tafel zwischen die Gesandten der niederländischen Provinzen setzte und jenes Wort aussprach: die Anerkennung der sieben vereinigten Provinzen als freie und selbständige Republik. Die Urkunde, die er untersiegelt und beschworen, ward dann von erhöhter Bühne auf dem mit Teppichen und Zweigen geschmückten Marktplatze verlesen, Trommeten und Pauken schmetterten, die Geschütze dröhnten von den Wällen und der reiche Spanier ließ zwei Tage hintereinander Fontänen von Wein dem Volke springen. Diesem Separatfrieden folgte nun nach mäßigem Zwischenraume der allgemeine; er wurde zu Münster (auch von den Schweden, die zu Osnabrück unterhandelt hatten) am 14. (24.) Oktober 1648 unterzeichnet; des Osnabrücker und des Münsterschen Abschlusses Urkunden wurden auf dem Bischofshofe* von den Kaiserlichen Gesandten unterschrieben und gegen die Abendstunde jenes Tages donnerten dreifache Ladungen von den Basteien der Stadt das letzte Echo des schrecklichsten aller Kriege nach.

Für Münster sollte der Friede doch nicht lange währen. Am 17. September 1651 füllte die Kathedrale eine Feier, welche die Erhebung des kleinen Landes fast zu einer Macht ersten Ranges, mindestens zu einem bedeutenden Gewicht in der Wagschale des europäischen Gleichgewichts bewirken sollte. Der Domküster Christoph Bernard von Galen, der Sohn des Erzmarschalls von Kurland und Semgallen, Dietrichs von Galen, aber dem münsterschen Adel angehörend, ward zum Fürstbischofe gesalbt. Man hat ihn oft den kriegerischen genannt; aber Christoph Bernard war ein Regent, dem es nicht entging, daß seine Aufgabe auch eine friedliche sei, und der sie mit redlichem unermüdlichem Streben für das Wohl seiner Landes zu lösen suchte. Er ist ein durch Thatkraft und Klugheit mehr als seine deutsche Gesinnung

* Dem späteren Regierungsgebäude.



Christoph Bernard von Galen.

achtbarer Charakter; er hatte nur, wie viele Fürsten sein Steckenpferd: König Saul liebte die Harfe, Friedrich der Große liebte die Flöte, der Herzog von Sachsen-Merseburg die Geige und Bernard von Galen liebte den Baß donnernder Geschütze; die ganze Skala der „Arkeley“, von der Quartanschlange bis zur Karthaune zu durchgehen und damit eine Citadelle nach der andern zu bombardieren, das war sein Leben, seine Leidenschaft. Die Bürger dieser Hauptstadt, die sich unabhängig zu machen strebten, hatten erklärt, sie wollten lieber des Türken, ja des Teufels sein, als ihres Bischofs: er versöhnte die widerstrebenden Gemüter, ein neuer Orpheus, durch seine Konstablerkapelle, deren Töne die verstocktesten Herzen, ja Stein' und Türme weich machten: als er endlich das Siegesbankett in ihren zerschossenen Mauern zwischen Kugeln und Bomben hielt, die den Grund bedeckten, und bei jeder der vielen ausgebrachten Gesundheiten 80 Karthaunen lösen ließ, mochten sie freilich über den Höllenlärm des Teufels zu sein glauben. Ein von den Jesuitenschülern aufgeführtes lustiges Drama „Daniel und Evilmerodach“ folgte der großartigen in die Wälle der Stadt Münster gerissenen Ouverture; das Finale machten 50 Kanonen von den Basteien und 24 Feldstücke von der Citadelle her. Dann zog Christoph Bernard mit der Behauptung, die Holländer haben ihn beleidigt, mit seiner, freilich nicht bischöflichen, Kapelle in das Nachbarland: die Holländer saßen ruhig bei ihren Theetassen, als ihnen plötzlich diese Melodie ihre japanesischen Schalen durcheinanderklirren macht, daß eine Stadt nach der andern sich ergeben muß; der grimme Kirchenfürst reitet kurz nach einander vierzehn holländische Festungen mit seinem Steckenpferd nieder. Seit 1675 mit dem Großen Kurfürsten verbündet, wie früher mit Frankreich und England, hört jetzt der Weserstrom seine Musik an und Stade



Schloß Kappenberg.



Rüschhaus.

fällt vor dem umgekehrten Amphion in Trümmer; bei dieser Gelegenheit beschert ihm der Herr 65 metallene Kanonen als Beute und kann nun kurz darauf seinen Diener in Frieden fahren lassen (1678). Man hat ihn in die Kathedrale zur Erde bestattet; ein Gitter aus Kanonenerz beschützt sein Grab. Seine Armee soll zeitweise 60 000 bis 70 000 Mann betragen haben. Es war ein thatkräftiger Mann, der eher auf den Kaiserthron gepaßt hätte als auf den Münsterschen Bischofssitz: hätte er die Macht wie den Willen gehabt, er wäre ein großer Mann geworden; Ludwig XIV. erklärte, er habe ihn gefürchtet.

Der segensreichste Herrscher unter seinen Nachfolgern ist Maximilian Friedrich geworden, weil er Franz von Fürstenberg zum Regenten des Landes machte und sein Volk in die Hände eines Weisen befahl. Es wäre damals ein glückliches Land geworden, dies Münsterland — hätte es despotischer regiert werden dürfen. — Der letzte Fürstbischof war Maximilian Franz, ein Bruder der unglücklichen Maria Antoinette, von welcher der Dom eine Reliquie bewahrt: ein von ihren Händen für den Bruder gesticktes Meßgewand. — Nach den Beschlüssen des Lüneviller Friedens wurde das Bistum Münster durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 säkularisiert; schon am 3. August 1802 hatten 4000 Preußen von der Hauptstadt Besitz genommen. Der Freiherr vom Stein und Blücher wurden mit der Verwaltung des Landes beauftragt.

Die bedeutsame Rolle, welche unsere Stadt in der deutschen Kulturgeschichte gespielt hat, die gewichtige Förderung des Humanismus durch Rudolf von Langen,

Murmellius und andere, welche von ihr ausging, den Kreis der Fürstin Gallitzin und Stolbergs, das Wirken Fürstenbergs, die Bedeutung Sonnenbergs, von dem Goethe sagte, er habe den Imperator-Mantel unter den deutschen Dichtern tragen können, u. s. w. u. s. w. dürfen wir hier nicht zu schildern unternehmen. Andere Pfade, die noch zu durchwandern sind, erwarten uns. Nur einen Blick werfen wir auf die Umgebung, den Kern des Landes der grünen Kämpe und Wallhecken ringsum, und lassen für einen Augenblick länger als auf anderen Stellen unser Auge auf dem kleinen Edelhofe im Norden der Stadt ruhen — das einsame, bescheidene, von grünen Wipfeln umgebene Dach, unter dem ein großes, reiches und edles Frauenherz seine stillen Tage verlebte, und aus der Fülle seines Denkens und Fühlens der Welt den Schatz von Poesie gab, den die „Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff" enthalten. Geboren zu Hülshoff am 12. Januar 1798, starb sie fern der geliebten Heimat am 24. Mai 1848 auf dem alten Schlosse zu Meersburg am Bodensee. Ihr Lebensbild zu zeichnen haben wir an einer andern Stelle versucht*, doch mögen wir von dem teuren Andenken nicht scheiden, ohne die Verse, durch die sie so würdig von E. Rittershaus gefeiert ward, nachzusprechen:

Mitten im Eichkamp, wo die Drossel baut
Ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,
Mitten im Eichkamp, wo im Heidekraut
Der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält,
Dort Dir ein Grab, auf roter Erde Grund!
Du hast's erfleht, ersehnt in mancher Stund'!
Was Du gehofft, nicht durftest Du's gewinnen,
Du Königin der deutschen Dichterinnen!

Westfälisch Land — wer hat wie Du gekannt
Das Volk mit blondem Haar und blauem Aug'!
Wer hat wie Du in Wort und Reim gebannt
Des Sachsenstammes Denken, Thun und Brauch?
Der Heidespuk, wie ihn der Hirte schaut
Im Felde, wenn mit leisem Klagelaut
Die mitternächt'gen Winde sich erheben —
Du hast im Liede ihm Gestalt gegeben!

O, Deiner Heimat Geister allzumal
Sind Dir zu Dienst gewesen, hohes Weib,
Doch fern der Heimat ragt Dein Totenmal,
Fern von der Heimat ruht der müde Leib!
Kein wucht'ger Eichstamm recket segnend aus
Den grünen Arm ob Deinem Totenhaus,
Und Deiner Heimat Asternkränze fehlen
Auf Deinem Grab am Tage Allerseelen!

Am Bodensee, wo flink die Möve kreist
Und in die blaue Flut nach Fischen taucht,
Da hat der große, der gewalt'ge Geist
Den letzten, schweren Seufzer ausgehaucht.
Der Schweizeralpen Zackenkrone sieht
Zum Hügel hin, den Epheu längst umzieht,
Und kommt vom Süd' der Föhn herangeflogen,
Dann singen Dir den Grabgesang die Wogen!

Doch decket Dich nicht dort die Scholle zu,
Wo Du das Licht der Welt zuerst geseh'n,
Doch in der Heimat Boden schlummerst Du! —
So weit der deutschen Zunge Laute weh'n,
So weit nur lebt und fühlet deutscher Sinn,
Ist Deine Heimat, deutsche Dichterin!
Das Heimatrecht hat Dir Dein Sang errungen
Im Herz der Alten, in der Brust der Jungen! —

---

* Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff. Ein Lebensbild. Hannover 1858.



Annette von Droste-Hülshoff.

Rüschhaus ist ein altwestfälischer Bauernhof, zwischen hohen dichtgrünen Wallhecken, Ackerkämpen, in Gebüsch und Heiden versteckt, mit einem Wohnhause, das vom oben erwähnten General Schlaun um 1750 erbaut, mit sinnreicher Raumbenutzung einige herrschaftliche Gemächer und sogar eine Hauskapelle mit der Einrichtung des altsächsischen Bauernhauses verbindet. Hier, wo man nur das Grün der Wälder und Felder erblickt, fern ab von der Landstraße und ihrem Treiben, hat Westfalens große Dichterin lange Jahre geweilt, zuerst mit ihrer Mutter, deren Witwensitz Rüschhaus war, dann mehrere Jahre ganz allein; hier hat sie den Ernst und die Tiefe der

westfälischen Heimat, die nur den Geweihten offenbar werden, in sich aufgenommen und ihren Dichtungen aufgeprägt. Nicht äußerer Glanz und prunkende Blende, aber tiefer Gehalt mit inniger Empfindung, Kraft und Leben bei frommer Milde, eine scharf ausgeprägte Eigenart, die aus ureigenem Geiste und Gemüte schöpft, sind die Kennzeichen ihrer Dichtung, die für immer dem Besten und Echten deutscher Poesie wird zugerechnet werden müssen. Wir werden immer mehr angezogen von ihren Natur- und Heidebildern, von ihren kleineren und größeren poetischen Erzählungen; in dem „geistlichen Jahr", das sie uns hinterlassen, haben wir einen Kranz kostbarer Perlen der kirchlichen Dichtung. Auch an unserm Buche hat sie Anteil; für dasselbe hat sie, wie schon erwähnt ist, eine Reihe von Gedichten eigens verfaßt, und zu mehreren Beschreibungen einzelner Gebiete des Paderborner Landes, in dem sie bei Verwandten oft längere Zeit zubrachte, lieferte sie den Entwurf. —

Wir schreiten von Rüschhaus weiter gen Westen, an „Haus Vögeding" vorbei, dessen Abbildung uns einen altmünsterschen Bauernhof veranschaulicht, wandern dann an den Ufern der von den nahen blauenden Bombergen kommenden Aa durch eine lachende Flur, wo hier und dort ein behäbiges Gehöfte mit weitgedehntem Wohnhaus und ragendem Speicher uns begrüßen, und erreichen dann nach einstündigem Spaziergange das Haus „auf dem Hülshove", den Wohnsitz der edlen Herren von Deckenbrock, die sich jetzt in Erinnerung ihres früheren Amtes am fürstbischöflichen Hofe „Droste-Hülshoff" nennen.

Die alte Wasserburg auf dem Hülshove wurde von ihnen 1417 erworben, der Besitz durch eine Reihe von Gütern erweitert. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die alten Gebäude verändert, vergrößert und verschönert; am Ende des vorigen Jahrhunderts und in neuer Zeit sind noch mancherlei Veränderungen daran vorgenommen.

Wenn wir bei unseren Wanderungen auch das Leben des Volkes kennen zu lernen bestrebt sind und uns bei einer Rast im Bauernhause des Abends beim Herdfeuer oder in der Spinnstube alte Geschichten erzählen lassen, so müssen wir uns wundern über die Menge von Sagen und Volksliedern, welche aus uralter Zeit durch mündliche Überlieferung sich erhalten haben. Gerade das Münsterland ist an solchen Sagen sehr reich, und ebenso an Volksliedern. Durch die Straßen der Stadt wandelt nächtlich der Amtmann Timphot in langer weißer Perücke, großem dreieckigem Hute und grünseidnem Rocke. In der Dawert, einem Heide- und Waldbezirk in der Nähe der Stadt, worin die Trümmer der alten Feste eines ausgestorbenen Geschlechts, dre Davensberg, liegt, treibt der Teufel sein Wesen, jagt mit Hallo und Rüdengeheul der Hochjäger, spuken Kobolde und Jungfer Eli aus Freckenhorst, der Äbtissin ungetreue Haushälterin, die in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Äpfelbaum

saß, als der Pfarrer kam, um ihr die Sterbesakramente zu bringen: alle Jahre einmal fährt sie mit schrecklichem Gebrause von der Dawert aus, wohin sie gebannt ist, über die Abtei zu Freckenhorst und alle Vierhochzeiten kommt sie ihr um einen Hahnenschritt wieder näher. Wenn es abends stürmt und weht, dann schreitet ein gewaltig großer Mann im weiten Mantel, eiserne Schnallen auf seinen Schuhen, über die Heide. Kommt ein Mädchen daher gegangen, so eilt er mit langen Schritten auf sie zu, nimmt sie unter seinen Mantel und bringt sie, indem er sie immer fester an sich schmiegt, ohne ein Wort zu sagen, über die Heide. Ehe er sie aber gehen läßt, drückt er ganz sanft und innig einen Kuß auf ihren Mund; das arme Mädchen geht sodann erschrocken nach Hause und ist am andern Morgen tot. Einen ebenso poetischen Inhalt wie diese schöne Sage vom Heidenmann bieten oft die Volkslieder dar, z. B. das vom „Leiden Christi":

Als Christus der Herr im Garten ging
Und da mit ihm sein Leiden anfing,
Da trauert das Laub, das grüne Gras,
Weil Judas sein Verräter was.

Er trägt das Kreuz mit gelass'nem Sinn
Und fällt vor Schmerz zur Erde hin;
Ans Kreuze hing man Jesum bald,
Maria ward das Herze kalt.

Die hohen Bäume die beugen sich,
Die hohen Felsen die neigen sich,
Die Sonn' und Mond verlor ihren Schein,
Die Vögel lassen ihr Rufen sein.

Die Wolken schreien ach und weh,
Es heulet der Sturm, es brauset die See,
Die Gräber öffnen ihre Thür,
Und sieh, die Toten kommen herfür.

Nun merket an, wie Frau so Mann,
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der sing' es Tages nur einmal,
Seine Seel' wird kommen in Himmels Saal. —

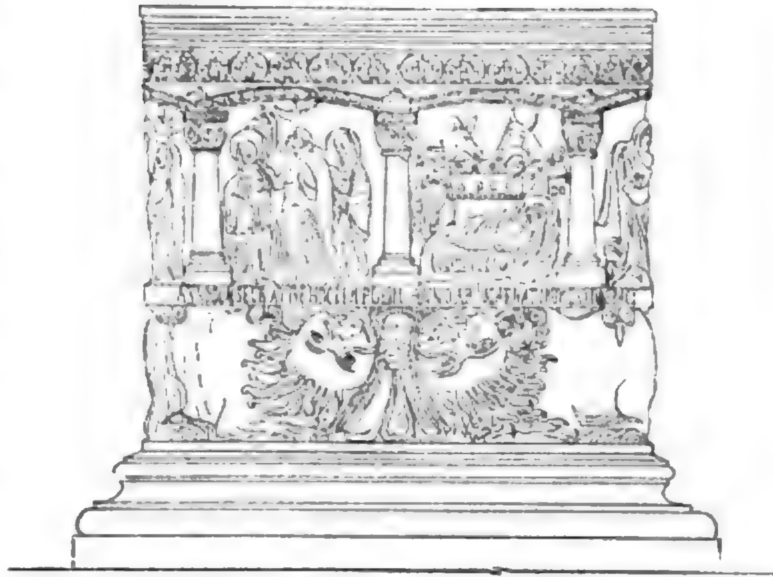
Die ganze Eigentümlichkeit des westfälischen Landvolkes spiegelt sich in diesen Sagen und Liedern, jene kindliche Gläubigkeit und Frömmigkeit, die doch wieder ihr schalkhaft Heiteres hat und durch ihre einfach naturwüchsige Anschauung aller Dinge oft den Schein sehr tiefer oder geistreicher Auffassung bekommt. Die Volkslieder enthalten Liebesklagen oder öfter witzige Ausfälle gegen Ehe- und Liebesnot, und dann in plattdeutscher Mundart, ein Beweis, daß diese letztere Art der Anschauung dem Volke die eigentümlichere ist. Die Sagen knüpfen sich zumeist an auffallende Örtlichkeiten; wo ein schöner Weiher ist, da liegt eine Kapelle versunken, an stillen Tagen tönen ihre Glocken aus der Tiefe und alljährlich einmal kommen weiße Schwäne aus dem fernsten Norden und ziehen lautlos ihre Kreise über den durchsichtig klaren Spiegel; wo Hünensteine liegen, da haben Riesen gehaust; mit schroffen Felsen hat fast immer der Teufel zu thun gehabt. Die Urnen, die man aus den in Menge durch ganz Westfalen zerstreuten heidnischen Gräbern nimmt, nennt das Volk des

Niederstifts Münster „Ulkenpötte“ und glaubt, sie seien Behausungen des kleinen Geschlechts der Ulken (Zwerge).



Grabdenkmal der Fürstin Gallitzin.

Das Münsterland besitzt in seinen kleineren Orten noch recht viel Merkwürdiges und Sehenswertes, doch wir können dem Leser nicht zumuten, zu seinen oft so malerischen alten Edelhöfen, Schlössern und Klöstern allen uns zu folgen, nur zwei rasche Wanderungen ins östliche und westliche Münsterland laßt uns noch unternehmen, da sie der Reize für den Freund einfacher ländlicher Schönheit wie auch der alten Geschichte des Landes gar viele darbieten. Wir wandern zu Fuß. Aus dem lebhaften und gewerblichen Teile der Stadt treten wir rasch in die dunklen Waldungen und ruhigen Felder des schönen Edelhofes Lütkenbeck, wo im Anfange unsers Jahrhunderts der geistreiche Friedrich Leopold Graf zu Stolberg sich forschend in die Zeit der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche versenkte, wir wandeln auf denselben stillen Pfaden, die Fürstenberg, der Minister des Bistums, und Hamann, der Magus des Nordens, zur gelehrten Freundin nach Angelmodde gewandelt haben. Das am Ufer der lieblichen Werse zwischen dunklen Tannen ragende Kirchlein ladet uns ein, einzutreten in sein Inneres, das in sinniger Weise neu geschmückt ist und durch die Ruhe, die rings umher waltet, zur Erbauung stimmt. Wir weihen der gastlichen ausgezeichneten Fürstin, deren Grabmal an der Südseite in einem würdigen Kruzifixe sich erhebt, unsere Erinnerung an die schöne Zeit, wo sie die größten Geister um sich versammelte.



Taufstein in der Pfarrkirche zu Freckenhorst.

Unser Pfad schlängelt sich weiter durch grüne Wiesen und Felder an fruchtbaren Flußufern, stattlichen Höfen vorbei zum Wiegbold Wolbeck, wo uns von weitem der geschmackvolle Bau des fürstbischöflichen Schlosses im edlen Renaissancestil begrüßt. Zur Ruhe ladet uns dann der schattige „Tiergarten“ ein mit seinen mächtigen Eichen und Buchen. Aber die Zeit drängt uns, weiter zu wandern. Wir durchschreiten Everswinkel, das stille Dörfchen, wo der schon erwähnte Bernard Overberg von Fürstenberg entdeckt und zum Leiter des in der Folge so berühmt gewordenen Schulwesens im Bistum Münster gemacht wurde. Hier zeigt man uns auch das bescheidene Häuschen, aus welchem der jüngst verstorbene Bischof Münsters, Johann Bernard Brinkmann, stammte. Wieder an stattlichen Bauernhöfen vorbei durch das grüne Müssenthal geht unser Weg zu der fünftürmigen Abteikirche von Freckenhorst, mit dem merkwürdigen, vielleicht tausendjährigen Grabstein der Stifterin Geva und dem Stabe des heil. Bonifatius, der schon einmal ein grünender, früchtetragender Apfelbaum und dann wieder ein Stab wurde, wir treten in die dunkle Krypta und gedenken der Stifter und ihrer Zeit, der ersten christlichen in unserm Vaterlande. In derselben Kirche ist eins der ältesten Bildwerke romanischer Kunst, an Alter den Externsteinen nahestehend, der merkwürdige Taufstein mit bemerkenswerter Meißelarbeit, etwa aus der Zeit von 1120—1130. Das noch erhaltene, jetzt in Berlin aufbewahrte alte Heberegister des Klosters giebt uns so wichtige Aufschlüsse über das älteste Münsterland. — Nachdem wir dann noch, sofern es uns not thut, vor dem Bilde des hl. Eligius — patronus pecuniae indigentium — ein Stoßgebet verrichtet haben, wallen wir zu der am Emseufer behaglich ausgebreiteten Stadt Warendorf. Ihrer früher berühmten Bleichereien haben wir schon Erwähnung gethan. Wir betreten hier noch den Vorplatz des neuerbauten Lehrerseminars, schauen zu dem jüngst errichteten Standbilde Bernard Overbergs empor, und uns an den milden verklärten Zügen des edlen Lehrers erhebend, wünschen wir, daß Overbergs Geist auch fürder in den Schulen des Münsterlandes herrschen

möge! Wir überschreiten die Emse und steigen dann zum nahen Sassenberge hinauf, wo noch einige Gräben und Hügel an die alte Sassenburg erinnern. Diese, vielleicht schon eine uralte bructerische oder sächsische Wallburg, wurde, wie Schaten in seinen Jahrbüchern erzählt hat, 1294, »cum tumultuaria bella renascerentur sub tumultuario rege, magnaque pars posita esset in dejiciendis arcibus et castris, Everhardus Monasteriensis Episcopus arcem Sassenbergam opportuno inter paludes ad confinia vicinorum Comitum loco instaurare ac praemunire coepit,« errichtet. Das spätere fürstbischöfliche Schloß ist 1700 vom Fürstbischofe Plettenberg aufgeführt worden, der daselbst auch einen Marstall einrichtete. Ein 350 Morgen großer Tiergarten mit einer Fasanerie, eine prächtige Parkanlage, deren Einrichtung trotz des üppigen Waldwuchses noch innerhalb desselben zu erkennen ist, schloß sich daran. Hier im Bereiche der schönen Wiesen und Waldufer an der Hessel hat der Verfasser dieses Buches, unser münsterländischer Erzähler und Dichter, Levin Schücking, in seinem Landhause, zurückgezogen von dem störenden Verkehr großer Städte, seine westfälischen Forschungen aus alten Handschriften und Büchern betrieben, und in den stillen und schattigen Gängen des Brookes ist der Entwurf zu mancher spannenden Erzählung entstanden, die dann in den luftigen Räumen des Hauses ausgeführt wurde.

Was Levin Schücking für die neuere deutsche Litteratur bedeutet, haben wir hier nicht zu schildern, aber in allen seinen Schriften spiegelt sich die Eigenart des westfälischen, ja des münsterländischen Geistes wieder, und in den bedeutenderen Romanen beruht der dauernde Wert hauptsächlich in den treffenden Schilderungen westfälischer



Haus Schücking zu Sassenberg.



möge! Wir überschreiten die Emse und steigen dann zum nahen Sassenberge hinauf,



Art und Sitte. — Von Sassenberg begeben wir uns in die öde Heidegegend, eine große und kahle Fläche, die nur mit grünem niedrigem Wacholdergestrüpp und rötlich blühendem Heidekraute bedeckt ist; gen Norden erhebt sich die dunkelblaue Höhe des Osning, von der die leuchtenden Schloßwände Iburgs, die Gürtelspange des Dörenberges, uns entgegenblitzt. Auch diese Heide hat ihre Reize, eine tiefe Ruhe in der weiten, schier unendlichen Fläche. Da erhebt sich nach weiterer Wanderung — wir gehen durch Kraut und Strauch auf einem schmalen, fast zugewachsenen Pfade — plötzlich aus dieser Öde dunkles Gebüsch, grüne Birken, Buchen, Eichen; wir hören aus tieferem Grunde das Rauschen eines Wassers, welches ein Mühlrad treibt, wir treten hinzu und vor dem erstaunten Blicke erhebt sich ein kleines Kirchlein und ein anderes klosterartiges Gebäude still und einsam in der ruhigen Wiesenlandschaft, die von einem klaren Flüßchen durchschlängelt, von schönen Waldgeländen umsäumt wird. Es sind die Überreste des früheren Klosters Vinnenberg, eine reizende Oase in der großen Heide, fast nur besucht, wenn im Sommer die von der alten Klosterzeit noch stammenden Ablaßfeierlichkeiten stattfinden. Dort am mächtigen Mühlsteine, der als Tischplatte benutzt wird, unter der großen ehrwürdigen Linde neben dem Mühlenkolke lassen wir uns ermüdet nieder, wir können uns nur mit Mühe von dem schönen Landschaftsbilde, aus der Stille, aus der Einsamkeit losreißen, wo wir uns befreit und fern fühlen von allen Leiden und Gebrechen der Menschheit.

Nun gehen wir wieder zurück zur Stadt Münster, indem wir dem Laufe des Flüßchens folgen, das diese liebliche Oase in öder Heide geschaffen hat. Hier am Ufer wechseln langgezogene Wiesen mit höheren Ackerfeldern und dunklem Gewälde; bald gelangen wir zu den Überresten des ehemaligen Prämonstratenserklosters Rengering, weiter in die lieblichen Fluren der Dörfchen Ostbevern und Westbevern. Immer weiter auf stillen Pfaden an den Windungen des Flüßchens entlang nach Westen ziehend, vorbei an den Gütern Loburg und Bevern, über Höhen und Tiefen, durch dunkle Wälder und sonnige Felder, blumige Weiden und schimmernde Heiden erreichen wir eine alte Wasserburg, dort wo die Wasser der Bever mit denen der Emse sich einen. Nur ein kleines aber festes Stück der alten Gebäude hat den Jahrhunderten und den Drangsalen verschiedener Kriege getrotzt; jetzt bietet es uns innerhalb der mehrfachen dunklen Burggräben, umgeben von einem Kranze ausgedehnter Waldwiesen, ein friedliches, anmutiges Landschaftsgemälde. Das ist Haus Langen, jetzt im Besitze der Familie von Beverförde-Werries; von dieser Burg führt vielleicht der alte münsterische Humanist Rudolf von Langen seinen Namen. Ganz in der Nähe auf einem mit dunklen Tannen bestandenen Hügel erhebt sich ein schönes Kreuzbild vom Meister Gröninger; auf denselben Künstler weiset das Altarbild des nahen Kirchleins



Gröningers Kreuzigungsgruppe auf St. Mauritz.

in Westbevern hin. Von hier führt uns der Pfad über das alte Hantharpa (Handorf), auf einem Hügel an der Werse gelegen, und über die Dielburg, deren uralter mächtiger Fichtenbaum mit seiner Schirmkrone meilenweit sichtbar ist, zur turmreichen Stadt zurück. Doch bevor wir durch den neuen thorähnlichen, mächtigen Durchgang unter dem hohen Bahndamme her aus dem östlichen Stadtteil in die Altstadt eintreten, verweilen wir noch einige Augenblicke auf St. Mauritz, wo uns die kräftig aufstrebenden drei Türme der altertümlichen, aber neu ausgebauten und ausgeschmückten romanischen Stiftskirche anziehen. An der Außenseite des gotischen Chores erhebt

sich hier eine kunstvolle Kreuzigungsgruppe, wieder von Gröninger; im westlichen Turmchore beschauen wir die Grabmäler der beiden Gründer der Kirche und des Stiftes, der münsterschen Bischöfe Friedrich und Erpho (1063—1097).

An einem andern Tage führt uns der Weg vom Westen der Stadt über das anmutige Dörfchen Roxel zum Detterberge, zu den Quellen der Aa. Hier treten die Höhen der Bomberge — Boden-, Wodansberge, nicht Baumberge — als Scheide auf zwischen der nahen Emse und den Zuflüssen des entfernten Niederrheins. Auf den Höhen erheben sich stattliche Wälder, an ihren Abhängen entspringen zahlreiche Flüsse und Bäche, hier breiten sich die fruchtbarsten Gefilde und üppigsten Weiden aus, in denen mächtige Edelsitze, wohlhabende Dörfer und Städte, behäbige Bauernhöfe hervorleuchten. Hier erblicken wir Billerbeck, Notteln, Coesfeld mit vielen Erinnerungen an den ersten Bischof Münsters, St. Liudger; Havixbeck mit dem Freiherrlich von Twickelschen Schlosse und der malerischen Ruine Sophieenburg, das traulich-stille, in Eichenwäldern versteckte Stift Hohenholte, Horstmar, Eggenrode mit altem Kirchlein und Treppenturm und das am höchsten Punkte der Bomberge liegende Schöppingen, die Heimat der altmünsterländischen Sage vom Grienkenschmied, der den alten Wodan nicht vergessen kann und nun noch immer des Nachts im Bomberge mit großer Wucht den Hammer schlägt: alle diese Orte, an den Abhängen des münsterischen Höhenzuges, werden in der ältesten Geschichte des Landes oft genannt. Die Höhen bestehen aus Sandstein, und aus verschiedenen Brüchen wird ein vorzügliches Gestein gefördert, das seit Jahrhunderten in Nordwestdeutschland für die Kunst der Baumeister und Steinmetzen im besten Rufe steht. „Diesse Bamberch", sagt der alte Chronist Röchell, „dar der sten gebrochen worde, licht tzwe mille weges von Munster, nicht widt von Nottelen. Aus diessen berge werden schone stucke stene gebrochen, so man zu allen gebouwen gebraucht, nicht alleine hir zu Munster, sondern wordt vielle hengefort in alle lande. Ehr lest sich wol arbeiden, also die beldensnider und stenhower allerlei beldtwerck und gezirde davon machen können; in der lucht kann ehr lange duren und ist unvergenklich, ober uf der erden und in wasser vergedt ehr; kan auch kein fuer verdragen, sondern berstet darvon." Das Stift Notteln war einst der Sitz eines mächtigen Adalings, dessen Burg noch in Spuren der Gräben und Wälle sichtbar ist, der wider Karl den Großen stritt und, in der Schlacht verwundet, durch sein treues Weib gerettet wurde, die dann in einer Quelle, welche noch heute gezeigt wird, seine Wunden wusch. Von hier über die Höhen an Billerbeck vorbei gelangen wir zum Dorfe Darfeld, dessen Schloß zu den schönsten Edelsitzen des Münsterlandes gehört.

Die Nachrichten über das Schloß Darfeld reichen nicht weiter als bis in das 16. Jahrhundert zurück, wo es sich im Besitze der Herren von Vörden befand. Jobst



Dorfkirche zu Eggenrode.

von Vörden erweiterte den Besitz und ließ in den Jahren 1612—1616 den noch bestehenden Teil des Schlosses im Anschluß an den älteren Turm in italienischer Renaissance aufführen. Da er aber den geplanten Ausbau nicht vollenden konnte, übertrug er Darfeld an seinen Bruder, den Domscholaster Johann Heinrich von Vörden, welcher aber 1651 den Besitz wegen Überschuldung an den Grafen Adrian von Flodorf verkaufte. Als dieser, der in dem Streite des Bischofs Christoph Bernard von Galen mit der Stadt Münster auf der Seite der letztern stand, nach verschiedenen Streitigkeiten sich weigerte, die Kaufbedingungen zu erfüllen, überließ Joh. Heinrich von Vörden das Gut dem Fürstbischofe, der es annahm und durch einen münsterschen Reiter die Botschaft davon an Flodorf überbringen ließ. Doch hatte dieser davon Kunde erhalten und ergriff, als der Reiter über die Brücke ins Thor sprengte, sein Gewehr und erschoß den Boten. Dann floh er zu den Holländern. Der Fürst verlieh nun das Gut an seinen Vetter Ludolf von Galen. Bei dem Friedensschlusse 1674 zwischen Münster und Holland nahmen die holländischen Gesandten zuerst für Flodorf Partei, als aber die münsterischen, von den bayerischen und kaiserlichen Gesandten unterstützt, die Angelegenheit als eine gerichtliche Streitsache darlegten, ließen die Holländer die Sache Flodorfs fallen. 1680 verkaufte Ludolf von Galen Darfeld an den Domburgsner Goswin Droste zu Vischering, und nach dessen Tode ging es

über an seinen Neffen, den Erbdrosten, Christoph Heidenreich Freiherrn Droste zu Vischering, der es zu seinem Wohnsitze wählte und nach einer Bestimmung des Erblassers daselbst eine Kapelle erbaute. Im Besitze der Grafen Erbdroste befindet sich Darfeld noch jetzt. Die früher errichteten Gebäude haben am Ende des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Erweiterung erfahren und in neuester Zeit sind noch umfassendere An- und Umbauten vorgenommen, so daß das Schloß inmitten seiner weitausgedehnten überaus prächtigen Anlagen einen herrlichen Eindruck auf uns macht. Insbesondere erwähnenswert ist die romanische Kapelle mit kunstvoller Wandmalerei, sie ist in unserer Zeit an Stelle der alten schmucklosen Kapelle errichtet. Auf dem Schlosse Darfeld haben die beiden Bischöfe aus der gräflichen Familie, Caspar Maximilian, Bischof von Münster, und Clemens August, Erzbischof von Köln, ihre Jugendjahre verlebt; auch hat Clemens August, der infolge der „Kölner Wirren" auf der Festung Minden eine Zeitlang in Haft gehalten wurde, hier in Darfeld die Zeit von seiner Entlassung bis zum Tode Friedrich Wilhelms III. zugebracht.

Gehen wir dann noch zum Stromberge, der so schön auf seiner waldbedeckten Höhe daliegt mit seiner Burgkirche und den Bauresten, die das mächtige Geschlecht der Burggrafen von Stromberg besaß, bis den letzten unruhigen Herrn im 14. Jahrhundert Bischof Florenz von Münster aus dem Erbe seiner Väter und in die Verschollenheit trieb, nachdem des Reiches Acht ihn getroffen; wie reich ist er an Sagen und Mären von dem letzten Kampfe um die Burg, von dem einzigen Kinde des Grafen Burchard, Sophia, deren Geliebter Hermann von Morrien in der Fehde erschlagen wurde, daß sie in ein Kloster ging, dem ihr gebrochenes Herz den Namen „Herzebrock" gegeben haben soll, von Burchard selbst, den man zuletzt als gebückten Greis in Pilgertracht am heil. Grabe gesehen.

Von Stromberg begeben wir uns noch einmal an die obere Emse, wo von den alten Dynasten von Rheda das Schloß Rheda erbaut ist, „in den Sümpfen der Emse", wie es in einer alten Chronik heißt. Wir haben dieses Besitzes schon wiederholt Erwähnung gethan. Als mit Wittekind, der in den Kreuzzügen umkam, das alte Geschlecht der Herren von Rheda ausgestorben war, entstand die 150jährige Fehde zwischen den Grafen von Tecklenburg und den Edlen Herren zur Lippe, die als Verwandte Wittekinds dessen Erbe beanspruchten. Der Besitz wechselte in dieser Zeit zwischen den Streitenden, bis 1373 Graf Otto von Tecklenburg den Grafen Simon zur Lippe entscheidend schlug, gefangen setzte und zum Verzicht auf Rheda zwang. Noch einmal, 1478—79, versuchten die Lipper Grafen sich in den Besitz Rhedas zu setzen, doch wurden sie von Nikolaus III. von Tecklenburg bei Wiedenbrück geschlagen und konnten nur mit genauer Not die schützenden Mauern Wiedenbrücks

erreichen. Mit dem Grafen Konrad starb 1575 das Tecklenburger Haus im Mannesstamme aus, und Rheda (mit Tecklenburg) kam an dessen Schwiegersohn, den Grafen Ewerwyn zu Bentheim, dessen Nachkommen Rheda noch jetzt besitzen.

Die Teile des heutigen Schlosses gehören verschiedenen Zeiten an. Von den kastellartigen Türmen entstammt der eine, der eine romanische Kapelle enthält, dem Beginne des 12. Jahrhunderts, der zweite ist in der Zeit der Lippeschen Fehden errichtet. Das eigentliche Wohngebäude war zu Ende des 16. Jahrhunderts im deutschen Renaissance-Stil erbaut, brannte jedoch 1718 zur Hälfte nieder. Diese Hälfte wurde sodann im Geschmack des vorigen Jahrhunderts vom Grafen Moritz Kasimir wiederhergestellt. Das Schloß liegt an der Emse und ist noch jetzt von einem mit dem Flusse in Verbindung stehenden Burggraben umgeben.

Wir müssen auch auf die wunderbare Grabschrift in der Kirche von Borken deuten: »Obiit Dux Johannes de minori egipto V. Cal. Dec. anno 1438«, die das Denkmal des letzten Zigeunerkönigs bildet, welcher auf dem Marktplatze des Städtchens wegen Totschlag eines andern „Heidenkönigs“ nachts bei Fackellicht auf einem ausgebreiteten roten Scharlaken enthauptet wurde. Nach einer Sage (bei Kuhn, Westf. S. I. 113.) hat dieser letzte Heidenkönig auf dem Hause Engelrading seinen Wohnsitz gehabt; um der Hinrichtung zu entgehen, hat er vergebens sich erboten, er wolle eine metallene Mauer um Borken ziehen. Im Kreise Borken sind wir schon im Flußgebiet des Rheines, doch wir müssen diese Abschweifung von dem Wege machen, um eine der ältesten Burgen des westlichen Münsterlandes zu schauen, das Schloß Gemen.

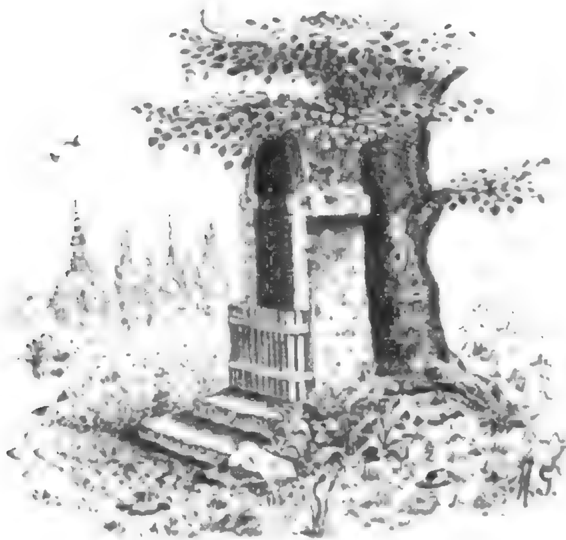
Die Herrschaft Gemen bildete in der ältesten Zeit einen Teil des sächsischen Gaues Hamaland und ihre Bewohner gehörten dem zur Römerzeit oft genannten Stamme der Chamaven an, die auch Chämen genannt wurden. Die Edelherren von Gemen stammen von dem berühmten Sachsenherzog Wittekind ab, dessen Sohn Walbert das Stift Vreden gegründet hat, weshalb die Schirmvogtei über dasselbe bei den Herren von Gemen verblieb. Die Tochter Walberts war die deutsche Kaiserin Mathilde, welche der von ihr gegründeten Abtei Nordhausen aus der Erbschaft Gemen den Schulzenhof Gahmen übertrug. Im Anfang des 16. Jahrhunderts starb das Geschlecht der Herren von Gemen im Mannesstamm aus und kam durch Heirat zuerst an die Grafen von Hollstein-Schauenburg und dann an die Grafen von Limburg-Styrum. Als die Linie der Limburger, welche Gemen besaß, erloschen war, ergriff der Reichsfreiherr von Boineburg, ein Verwandter aus Schwaben, davon Besitz; da ihm aber Streitigkeiten daraus erwuchsen, so übertrug er die Güter dem Reichsfreiherrn, spätern Grafen Ignaz von Landsberg-Velen, der zu den Vorbesitzern in

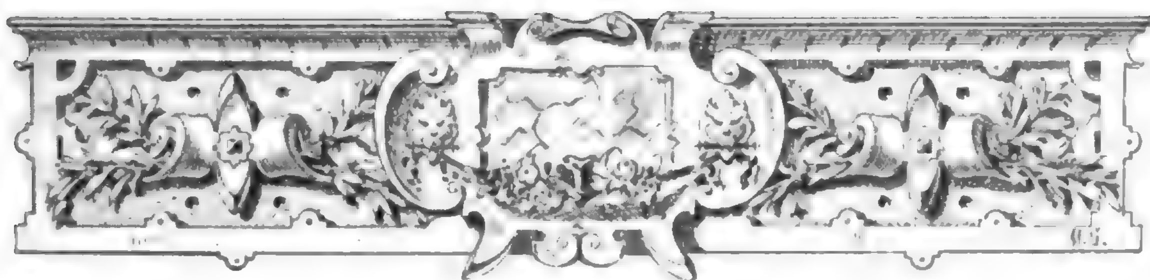
gleichem Verwandtschaftsgrade stand. Dessen Sohn, Graf Friedrich, ist der gegenwärtige Besitzer der Herrschaft Gemen.

Das Schloß ist eine mächtige Burg, ringsum von einem 50 m breiten Graben umgeben, welcher mit der Bocholter Aa in Verbindung steht. Eine auf steinernen Pfeilern ruhende Brücke führt mit einer Zugbrücke auf den Burghof. Eine Vorburg, viereckig, mit Ecktürmen ist niedergelegt, man erkennt noch die Grundmauern. Eine zweite Vorburg ist die sogenannte Freiheit, wo früher der Burgfried, eine Kirche und zwölf Burgmannshöfe lagen. Hier ist in neuerer Zeit eine Kirche und ein Franziskanerkloster erbaut. Das eigentliche Schloß besteht aus zwei großen Gebäuden, die durch einen Mittelbau verbunden sind. Die Gebäude begrenzen mit einer Mauer und Wachttürmen den Burghof. Der ältere kleinere Teil war schon vor 1280 erbaut, der größere Teil um 1411 von Heinrich von Gemen und seiner Gemahlin Katharina von Bronckhorst. Eine Galerie von hübscher Arbeit, die oben auf den Mauern das Dach umgiebt, zwei mächtige Ecktürme und ein schöner Thorbau im Renaissancestil schmücken die ausgedehnten Gebäude.

Von den Landsitzen des Adels wollen wir dann noch zu einem wandern; das ist Nordkirchen, wenige Stunden südlich von Münster, ein großes ausgedehntes Schloß, erbaut, wie Sassenberg, um 1700 von dem Fürstbischofe Friedrich Christian von Plettenberg. An breiten prächtigen Gräben vorbei, die Gartenanlagen umschließen, während dunkle Lindenalleen mit Standbildern, Gewächshäusern und Theatergebäude die frühere ungewöhnliche Ausdehnung der Schloßgärten bezeichnen, die jetzt zum Park geworden sind, führt uns der Weg durch mehrere mit Wappenschildern und Waffenbildern geschmückte Thore auf den nach drei Seiten von Gebäuden im Stil des vorigen Jahrhunderts umschlossenen Hof. Die große Schloßhalle und das Treppenhaus sind mit Ahnenbildern und andern Gemälden, kostbaren China-Vasen und Bildsäulen geschmückt; der Schatz des Schlosses ist eine Gemälde-Galerie mit Bildern von hoher Schönheit, Werken van der Vliets, van Dycks, Rubens, Martin Schöns, Rembrandts, mit einem Karton von Leonardo da Vinci endlich, eine heilige Familie darstellend, der alles zu übertreffen scheint, was der Stift je Liebliches und Anmutiges geschaffen. In einem der Gemächer zeigt man die Sporen und den Stab Walters von Plettenberg, des gewaltigen Heermeisters des Deutschen Ordens in Livland, der 1502 bei Pleskow mit 7000 Ordensrittern und 5000 Livländern ein Heer von 130 000 Moskovitern und Tartaren so aufs Haupt schlug, daß ihrer 40 000 auf dem Wahlplatze blieben, — jenes großen Ordensmeisters, der in der Walhalla eine Stelle fand und von Brantome neben Alexander und Cäsar als Feldherr gestellt wurde. — Wenn man durch die freundlichen hellen Gemächer

mit ihren Gobelins, Stuckarbeiten und Thürverzierungen schreitet, durch den weiten Büchersaal mit so viel neuzeitlicher Weisheit, wo Voltaire und Bayle die alten Psalterien voll frommer Miniaturmalereien in den Schatten gedrängt haben, dann ahnt man wohl nicht, daß in diesen Räumen unheimliche Geister hausen mögen; und doch war dem einst so: der böse Rentmeister Schenkewald ging früher im Schlosse um, heulte und lärmte die Treppen auf und ab oder man sah ihn, wie er an einem Tische saß und Geld zählte. Endlich ließ man, um ihn zu bannen, Messen lesen. Da in einer finstern stürmischen Nacht polterte er ärger denn je: plötzlich aber wurde gewaltsam die Klingel gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus und erblickten eine prächtige Kutsche mit vier kohlschwarzen Rossen vor der Schloßthür. Darin saßen zwei Kapuziner, welche ausstiegen, ruhig und stumm in das Schloß gingen und alsbald mit Schenkewald wieder herauskamen. Alle drei stiegen in den Wagen, Schenkewald saß zwischen den Kapuzinern, eine Peitsche knallte und blitzschnell fuhr der Wagen in die Nacht hinaus, nach der Dawert zu. Da fährt Schenkewald nun seitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren sehen; einige, die glaubten, es sei eine herrschaftliche Kutsche, haben sich hinten auf setzen wollen; kaum aber hatten sie den Wagen berührt, so flog er mit den Rossen hoch durch die Lüfte davon.





Das Lippe-Thal.



chon an der Stever bei Notteln, Lüdinghausen und Nordkirchen waren wir in das Gebiet der Lippe hinübergetreten, aber wir sind auch hier in Cappenberg im Münsterlande, das bis Lünen an die Lippe grenzt. Hier ist der südwestliche Punkt, der durch seine Lage und Geschichte uns anzieht. Wir wandern von Nordkirchen gen Süden durch Waldungen und über fruchtbare wellige Erhebungen, bis uns die Höhe von Cappenberg in eine Gegend von verschiedenem Aussehen führt. Der sogenannte münstersche Landrücken, welcher das nördliche Ufer der Lippe von Stromberg aus begleitet, erhebt sich hier an seinem westlichen Punkte aus der Ebene des Lippethales, um sich dann in flachen Hügelreihen nördlich zu wenden, bis er in den Bombergen bei Notteln und Billerbeck die Scheide der Emse und der Rheinzuflüsse bildet. Auf dieser Höhe aus weichem Gestein, das mit einer fruchtbaren Erdkrume bedeckt ist, blüht und grünt eine reichere Natur; die prächtige dunkle Kastanien-Allee zur linken Seite der alten Abtei läßt uns in eine tiefe Waldschlucht blicken, wo hohe schlanke Buchen und mächtige Eichen mit weiten dichten Laubkronen emporragen, wie sie nicht schöner in Westfalen gedeihen; unten im Thale mit seinen Gebüschen und holzreichen Fernen sehen wir Gruppen alter Eichen, Wiesen, ruhende Herden, so malerisch, daß wir an Ruysdaels Bilder gemahnt werden. Die Aussicht von dem

schön gepflegten Garten, der auf der der Sonne zugewendeten Terrasse sich ausbreitet, der in seinen zum Thale sich senkenden Geländen einst üppige Reben gedeihen ließ und daher noch der Weingarten heißt, oder oben vom hohen Balkone des Schlosses selbst herab ist so schön, die Landschaft so reich und warm, daß wir ein Stück des merry Old-England vor uns zu haben glauben und auf den Richmond-Hügel in Surreyshire uns versetzt wähnen können.

Der Schloßhof, eine langgestreckte Rasenfläche mit verschiedenen teilweise ausländischen Stauden und Bäumen geschmückt, ist eingeschlossen von hohen dunklen Waldbäumen, dazwischen sich Gebäude ausdehnen, am Ende die Abtei-Kirche und wie mit weiten Flügeln sie beschützend das frühere Klostergebäude, jetzt Schloß genannt, hoch, geräumig, aber ohne baulichen Schmuck.

Cappenberg war einst eines der reichsten Klöster Deutschlands. In ältester Zeit wohnten hier die südwestfälischen Bructerer, deren Namen sich noch in dem Boroctoragau, südlich der Lippe, erhalten hat. Vielleicht hat hier Velleda in einer Wallburg gewohnt und haßerfüllt ihre Bructerer zur Hülfe der Bataver gegen die Römer aufgefordert. Zur sächsischen Zeit gehörte der Cappenberg dem Herzoge Wittekind. Hasala, dessen Tochter, brachte die Grafschaft an Bruno und dessen Sohn Liudolf und damit auch an die Liudolfinger, die sächsische Kaiserfamilie, welche sie dann der verwandten Billungerfamilie überließen. Ein Zweig derselben wurde die gräfliche Linie von Cappenberg. Sie wurde nach Auflösung des Heerbanns mit ihrem Gefolge von Dienst- und Lehnsmannen von bedeutendem Gewicht in den Wirren der Sachsenkriege mit Heinrich IV. und V. Aber obwohl ihre Stellung sie zu Fehden und Blutvergießen zwang, hatte doch seit je ein frommer Sinn in ihrem Hause geherrscht: Graf Hermann ward sogar als Wunderthäter geehrt, in seinen Enkeln Gottfried und Otto, den letzten Grafen, kehrte erhöht die Denkart Hermanns wieder; sie entsagten allem, was die Geburt ihnen gegeben, dem unermeßlichen Reichtum, dem Glanze ihrer Verbindung mit dem Geschlechte der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser (ihre Mutter Beatrix war eine Hohenstaufentochter und Verwandte von Bertha, der Gemahlin Kaiser Heinrichs IV., Otto hob als nächster Schwertmage den hohen Rotbart über die Taufe) und machten ein Kloster aus ihrer festen schönen Burg. Das ist eine merkwürdige Geschichte, die uns lebhaft in die Zeiten zurückversetzt, wo ein Peter von Amiens, ein Fulco von Neuilly auf ihren Eseln die Lande durchzogen, um die Idee der religiösen Hingebung zur rücksichtslosen Aufopferung von Gut und Blut zu steigern, wo der Himmel in enger Wechselbeziehung mit der Erde seine Boten zu ihr hinabsandte, wie sie seine Diener zu ihm hinauf.

Die Knaben Gottfried und Otto wurden mit zwei Schwestern und einer Base Gerberga von einem Priester Wichmann in strenger Gottesfurcht erzogen. An dem südlichen Abhange des Berges, den ihre Stammburg krönte, stand von schattigen Buchengipfeln überzweigt eine Kapelle der heil. Jungfrau: dorthin führte der Lehrer die Kinder, wenn sie ins Freie schweifen wollten, und fesselte durch seine Legenden von der minniglichen Königin der Engel ihre jungen Herzen. Als sie erwachsen waren, empfing Gerberga im Kloster unserer lieben Frauen zu Münster die heilige Weihe und wurde später Äbtissin desselben. Gottfried aber wurde tüchtig im Kriegshandwerk. Denn die beiden Bischöfe Münsters Burchard und Dietrich, welche damals, 1098—1127, das münstersche Stift leiteten, waren in alle Wirren jener stürmischen Zeit verwickelt; dadurch wurde Gottfried, obwohl er „an sich verehrungswürdig war wegen seiner Milde und lobenswert wegen seiner Güte“ hineingezogen in das Kriegsgetümmel. Mit der Hülfe der Arnsberger und Cappenberger Grafen siegte Lothar von Sachsen über das kaiserliche Heer am Unterrhein und am Welfesholze (1115). Ebenso nahm Gottfried teil an dem Kriegeszuge, den Lothar von Sachsen mit der Stadt Münster führte, da die Bürger ihren Bischof vertrieben hatten. Gerühmt aber wird in der Lebensbeschreibung Gottfrieds dessen Milde und Menschlichkeit, welche er den verlassenen Landleuten gegenüber in jenen Kriegswirren bewies. Er hatte sich vermählt mit der schönen Jutta von Arnsberg und sie unter glänzenden Ritterspielen auf Cappenberg eingeführt. Er stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, war geliebt und geehrt wegen seiner persönlichen Vorzüge und wegen „der Pracht seines reichen Besitzes, anmutig durch den wunderbaren Glanz seiner Augen, beredt in der Unterredung, klug im Rat, tüchtig zwar im Kriegshandwerk, aber entbrannt, dem obersten Kriegsherrn zu dienen.“ Jedoch konnte das, was die Welt ihm bot, ihn nicht zufriedenstellen. Auf ihn schien der Geist seines Großvaters Hermann übergegangen zu sein, dessen Thaten Werke der Wohlthätigkeit, dessen Lust es war, das Elend der Unglücklichen zu lindern.

Da lockte ihn der Name des großen Norbert, der in Köln eingezogen war, in die heilige Stadt am Rhein. Es war im Jahre 1121, als Graf Gottfried die Predigt des wunderbaren Mannes anhörte, der, die Flammen des Apostelgeistes ausatmend, durch den Hauch seiner Rede das fromme Herz des Gebieters von Cappenberg wie weiches Wachs zerschmolz. Gottfried war frohen Mutes, mit hochflatterndem Zimier in das Thor der vieltürmigen Stadt eingeritten; er verließ sie gesenkten Hauptes und mit beklommener Brust ob seines Sündenbewußtseins: er wollte aus seinem Hause ein Kloster stiften und all sein Gut dazu thun und selbst ein Mönch werden und sein Weib von sich senden.

Norbert, aus einem edlen Geschlecht zu Dornick bei Santen am Rhein entstammend, hatte zuerst den Freuden der Welt gelebt, bis ihn einst bei einem Ritte in das Stift Vreden ein Blitzstrahl von seinem Pferde schleuderte. Nun zog er ein härenes Bußgewand an und ging in das Kloster Siegburg. Er empfing 1115 die Priesterweihe und trat dann in der Umgebung von Santen als Bußprediger auf. Als er von seinen kirchlichen Obern und besonders vom Papste Gelasius die Genehmigung erhalten hatte, verzichtete er auf seine Pfründen, verkaufte seine Güter und teilte sie unter den Armen aus. Mit seinen beiden Brüdern gründete er ein Kloster für sieben Benediktiner auf dem Fürstenberge bei Santen. Dann gründete er einen Orden nach der Regel des h. Augustinus und baute das Kloster Prämonstrat, 1120. Daher nennt man diese strenge Richtung der Benediktiner Prämonstratenser oder Norbertiner. Im Herbste 1121 kam er nach Köln, die Bewegung des Volkes war eine mächtige, gerade vorher waren die Gräber der Heiligen Ursula und Gereon aufgefunden, um so eindringlicher war die Predigt Norberts. Auch Gottfrieds Bruder Otto von Cappenberg fing darob an, die Welt zu verachten und seinem Bruder in dem heiligmäßigen Leben nachzufolgen.

Gottfried von Cappenberg muß ein starker Mann gewesen sein, als er es der blonden Jutta sagte. Jedoch „durch fromme und heilsame Ermahnungen bewirkte er, daß auch sie den hl. Schleier nehmen wollte."

Auch der Bischof Dietrich von Münster schalt es anfangs Unsinn, das Stift der besten Markburg zu berauben, Gottfrieds Diener begannen an ihres Herrn Verstande zu verzweifeln, und die Vasallen, die wohl ihre beiden Hände beim Lehnseid einem jungen Helden, einem Nachkommen Wittekinds, knieend in die seinen legen, aber nicht vor den Klostermönchen sich bücken wollten, sagten geradezu, er sei wahnsinnig geworden. — Aber waren die Menschen auch dem frommen Beginnen entgegen, Gottfried blieb standhaft und gefestet durch höhere Offenbarungen. Der Base Gerberga, die schon Äbtissin geworden, war im Traum ein glänzender Jüngling erschienen und hatte ihr gesagt: „Wie schön wäre Cappenberg zu einem Gotteshause!" Der Priester Wichmann hatte in einer Erscheinung über Cappenberg eine goldene Säule sich erheben sehen, die selbst die Höhe des Himmels durchdrungen hatte. Und vielen war Cappenberg oft in einem hellen wunderbaren Lichte erschienen, das sich weitumher ausbreitete und bis an die Wolken des Himmels leuchtete. Durch die Säle von Cappenberg selbst schritt nächtlich der heilige Augustinus, als wollte er den Besitz ergreifen für die Kirche.

Endlich ritt eines Tages ein schlichter Mönch auf einem Esel in den Burghof ein. Der Thorwart hätte gewiß das Thor vor ihm nicht aufgeschlossen, hätte er das

graue Männlein gekannt; aber er erriet zu spät, wen er eingelassen, als er seinen Gebieter, dessen Einladung der Gottesmann gefolgt war, in überaus großer Freude ihm entgegeneilen sah; es war St. Norbert selbst, der also demütig angeritten kam. Damit war die Sache entschieden; der schlichte Mann hub an zu predigen und siehe, die widerstrebendsten Gemüter wurden weich und über den noch zornigen Otto kam der Geist, so daß er seines Bruders Eifer zu überstürmen schien. Auch die Schwester Gottfrieds, Beatrix, nahm wie die edle Jutta den Schleier. Für diese gründete Gottfried außerhalb der Ringmauern der Burg am Fuße des Berges ein Kloster, woselbst sie unter der Leitung einer durch Frömmigkeit ausgezeichneten Frau Hedwig ein stilles zurückgezogenes Leben führten. Auch der Bischof Dietrich von Münster wurde durch den Erzbischof von Köln umgestimmt. Am Feste der Himmelfahrt Mariä, am 15. August des Jahres 1122, erschien er auf dem Cappenberge und weihete in Gegenwart des mächtigen Grafen von Altena, den Gottfried zum Schirmvogte des Klosters ausersehen hatte, mit großer Feierlichkeit unter Beisitz des Heiligen als ersten Propstes kraft seines bischöflichen Amtes die Burg und ihre Umgebung, auf daß sie „von jetzt an sei und bleibe eine Stätte des Freiheit und der Ruhe" (immunitas et cimeterium). Er legte den Grundstein zu der neuen Kirche und überwies genannter Kirche als Mitgift auf ewige Zeiten die Erbgüter: Werne, Nette, Alstede, Heil, Cörde, Saerbeck.

In jener Zeit aber war ein wilder gewaltsamer Mann in Westfalen, aus dem Geschlechte der alten Grafen von Westphalen zu Werl, mächtiger noch als die Grafen von Cappenberg; es war Friedrich der Streitbare von Arnsberg, dessen Faust mit dem Schwerte verwachsen schien, dessen Burgen nicht stille wurden von dem Jammer Bestrickter in seinen Verließen. Der geriet in großen Zorn, als er vernommen, was auf Cappenberg sich begeben, daß man seine Tochter Jutta ins Kloster gesteckt hatte und daß die Kirche haben sollte, was jener als Wittum ausgesetzt war. Mit Rossen und Reisigen lag er eines schönen Morgens vor dem neuen Kloster und drohte, er wolle den heiligen Norbert mitsamt seinem Esel an einen Wagebalken aufhängen, um zu sehen, wer schwerer sei. Die Brüder von Cappenberg schickten in ihrer Bedrängnis zu Norbert, indem sie ihn um Hülfe baten und zugleich ihm die übermütigen Worte des Mannes meldeten. Dieser kam voll Gottvertrauen, ging über den Rhein und unbewehrt und unversehrt durch des Grafen Gebiet nach Cappenberg. Hier stieg die Not der Mönche so hoch, daß sie einmütig einander beichteten, und den Martyrertod ohne Bedenken und Furcht erwarteten. Denn es fehlten die streitbaren Männer, die auf den Mauern standen und kämpften. Nur Gottfried blieb ruhig und wandte sich ohne Furcht an seinen rauhen Schwiegervater:

„Ihr scheint zu glauben,“ sagte er ihm, „Ihr wäret im Mittelpunkte der Welt und alles müsse nach Eurem Willen sich um Euch bewegen, der liebe Herrgott selbst ist vor Eurem Schwerte seiner Güter nicht sicher. Was macht Ihr aus allem, was Ihr Euer eigen nennt? wie seid Ihr mit der einzigen Tochter Eures Bruders verfahren, so Ihr grausam unter Schloß und Riegel gehalten?“ Dann schüttelte er ihm den Bart und sagte: „Lieber Herr, Ihr seid jetzt noch ein großer reicher Mann, ein Fürst der Welt, aber Euer Haar und Eure Wangen sind gebleicht, mögt wollen oder nicht, auch Ihr müßt sterben und den steifen Nacken in den Staub beugen. Bestellt Euer Haus, daß Ihr nicht jenseits zu den untersten geratet.“ Friedrich aber lachte, zog ab mit seinen Gesellen und wandte sich an den Kaiser; dieser jedoch bestätigte 1123 die Stiftung und Gottfried konnte eine Zeitlang ruhig der Vollendung seines Werkes leben.

Nun warf er auch den gräflichen Schmuck von sich, nahm die Tonsur, pflegte der Kranken, betete in Thränen gebadet; in halb ritterlicher, halb mönchischer Kleidung schritt der schöne kräftige junge Mann mit großen leuchtenden Augen (oculis stellantibus) voller Anmut, voll süßer Gabe der Rede, durch die Reihen seiner Mönche, die ihn wie einen Heiligen verehrten. Als ihm einer derselben klagte über die Strenge der Ordensregel, da sprach er: „Wißt Ihr, was die Fährleute thun, so über den Rhein setzen wollen? Sie stoßen den Kahn eine gute Strecke stromaufwärts von dem Orte ab, an dem sie jenseits landen wollen, und doch haben sie Mühe, mit guten Ruderschlägen das Ziel zu erreichen.“ Der heilige Norbert sprach von Gottfried, wie man sage, daß ein abgehetzter Hirsch einen andern für sich aus seinem Lager auftreibe, und dieser nun für ihn vor der verfolgenden Meute seinen Lauf beginne, so habe ihm, dem Müden, die Vorsehung den Grafen Gottfried erweckt.

Unterdeß hatte Jutta still in ihrem Klösterlein die Tage verlebt, bis sie plötzlich von einem Ritter, den die Chronik Franco nennt, entführt wurde. Gottfried sah den Räuber und stürmte ihm, wie er war, wehr- und waffenlos nach; als er ihn eingeholt, da legte jener die Lanze ein und wollte ihn durchbohren; aber betroffen von der Ruhe des Grafen, der ihm fest entgegentrat, wandte er still sein Roß und ritt mit seiner Beute weiter. Gottfried griff nun zu dem verlassenen Waffengeräte wieder und hub sich mit allem, was von Mannschaft um ihn war, in den Stegreif. Doch erst über dem Rheine holte er Franco wieder ein und brachte Jutta in ihre Klausur zurück: aber als er heimkam, da war noch eine Taube mit einem Myrtenzweige aus der Arche geflogen und kam nicht gleich jener zurück; seine Schwester Beatrix war von einem Ritter von Erpenrode entführt. Im Jahre 1125 zogen Gottfried und Otto nach Prämonstrat und ließen sich mit großem Gepränge zu Akoluthen

im Orden einweihen, legten die Gelübde ab und lebten nun ganz der Erfüllung klösterlicher Pflichten. Sie stifteten noch sieben Gotteshäuser aus ihren zerstreuten Gütern, von denen übrigens die Bischöfe von Mainz, Köln und Münster, in dessen Dienst auch die Ministerialen eintraten, große Stücke an sich rissen; zwei Schlösser und Ortschaften tauschte Herzog Friedrich von Schwaben von seinem frommen Vetter für Reliquien ein.

Die reiche Erbschaft des Grafen von Arnsberg, der, wie die Mönche erzählten, zur Strafe plötzlich über Tafel auseinandergeborsten sein soll, schlug Gottfried aus: was bedurfte er des Reichtums? seine Nahrung bestand oft tagelang aus Wasser und Brot: schon früher hatte Gottfried gesagt, er gäbe nicht eine Feder seines Helmes für all den Reichtum seines Schwähers. — „Wahrhaftig, Bruder, was soll ich dir weiter sagen, dieser Mann saß auf festem Grunde", pflegte ein alter Mönch zu sprechen, wenn er, der in seiner Jugend den Grafen gekannt, nach ihm gefragt wurde. —

Es war in einer der letzten Nächte des Jahres 1126, als die Äbtissin Gerberga, die stets mit besonderer Liebe an dem Vetter gehangen, plötzlich die Thür ihrer Zelle sich öffnen sah und der fromme Graf vor ihr Lager trat; erstaunt richtete sie sich auf: es glänzte ein goldenes Diadem auf seiner Stirne, ein wunderbares Leuchten ging von seiner Gestalt aus, sie fragte: „Wie gehst du so gekrönt einher?" Da antwortete er: „Ich bin ohne Gericht in den Palast des großen Königs aufgenommen und wie seinen Sohn hat er mich gekrönt mit dem Diadem seliger Unsterblichkeit," und auf seiner Krone las sie die Worte: „Der Herr hüllte mich in das Kleid des Heiles und schlug um mich den Mantel der Seligkeit und setzte wie einer Braut die Krone mir auf." Darauf verschwand die Gestalt: bald nachher aber kam die Kunde, zu Ilmstedt in der Wetterau sei in jener Nacht Graf Gottfried in seinem dreißigsten Jahre in seines Bruders Otto Armen verschieden. Er ward zu Ilmstedt, einer Norbertiner-Propstei, die er gestiftet, begraben und in die Zahl derjenigen gerechnet, welche die Kirche beati nennt. Am 13. Januar 1149, dem Todestage des Heiligen, wurden die Gebeine aus dem Grabe gehoben und nach Übereinkunft unter die Klöster Cappenberg und Ilmstedt geteilt, am 12. Febr. traf Otto mit den Reliquien in Cappenberg ein und am 16. September wurden sie unter großer Feierlichkeit von dem münsterschen Bischof in den neuen Schrein ehrfurchtsvoll niedergelegt. Zu den Gebeinen Gottfrieds wurde auch 1171 die Leiche seines Bruders Otto gelegt und über beide eine mächtige Steinplatte gedeckt, auf welcher die Bilder beider nebeneinander in Rittertracht bekrönt mit den Familienwappen, Kriegswaffen und Löwenfiguren ausgemeißelt sind. Ihnen zu Häupten thront die Gottesmutter, in deren Schutz die Brüder die emporgehaltene Kirche stellen. Im Mai 1634 plünderten

hessische Soldaten Kirche und Kloster und zerstörten die geweihte Grabstätte. Die Deckplatte wurde im Chor aufgestellt, die Gebeine fanden in einem steinernen Reliquienschrein Aufnahme, wo sie noch heute, an der Nordwand des Chores, sich befinden. Daselbst befanden sich noch andere kostbare Reliquien in kostbaren Gefäßen; ein goldenes Reliquienkreuz mit Edelsteinen ist verschwunden, ebenso ein Kelch und Leuchter, der von Barbarossa Otto als Patengeschenk gegeben wurde; eine schöne silberne Schale, ebenfalls ein Patengeschenk Barbarossas, ist durch den Kanonikus Pick zu Köln nach Aufhebung des Klosters in den Besitz der Herzogin von Weimar übergegangen; Goethe ließ sie auf Stein zeichnen und abdrucken, und befragte mehrere Gelehrte über deren Ursprung. Sie trägt die Inschrift:

Caesar et Augustus hec Ottoni Fridericus
Muneri patrino contulit ille Deo.
Quem lavat unda foris, hominis memor interioris
Ut sis, quod non es, ablue terge quod es.

Einziger Rest des ehemaligen Cappenberger Kirchenschatzes, der ebenfalls in dem steinernen Reliquiar aufbewahrt wird, ist ein kupfervergoldetes Haupt, das ehemals eine Krone getragen hat und mit vielen Zieraten geschmückt gewesen ist. Es trägt auf den Bändern am Fußrande und den Zierzinnen des Fußes folgende Inschrift:

Hic quod servetur de crine Johannis habetur.
Te prece pulsantes, exaudi sancte Johannes.
Tu pius Ottoni succurre precando datori
Apocalista datum tibi munus suscipe gratum.

Dieser höchst merkwürdige Kopf stellt ein ziemlich sorgfältig gearbeitetes Bildnis des Kaisers Friedrich Barbarossa, etwa um 1150 von einem Künstler des Mittel- oder Niederrheines angefertigt, dar; das Gerät hat jedenfalls als Weihrauchgefäß gedient, das in byzantinischer Weise auf dem Altare aufgestellt wurde.

Der andere Teil der Gebeine Gottfrieds ruhte in einem steinernen Sarkophage zu Ilbenstädt (Ilmstädt); bei der Aufhebung des dortigen Klosters 1806 hat der letzte Abt das Haupt des Heiligen der Prämonstratenser-Abtei ad montem Sion, Strahow zu Prag, übergeben, wo auch die Reliquien des hl. Norbert beigesetzt sind. Der in Ilmstädt verbleibende Sarkophag wurde vernachlässigt, bis 1862 der Bischof von Mainz, Frhr. von Ketteler, denselben erneuern und mit den Gebeinen „seines großen Landsmannes“ an seinen früheren Ehrenplatz zurückversetzen ließ.

In der jetzt erneuerten Abteikirche sind noch besonders zu erwähnen ein altes Gemälde in vortrefflicher Ausführung und das überaus prächtige Chorgestühle mit

sehr reichen Schnitzereien. An der linken und rechten Seite des langen Chores sind je zwei Reihen Chorstühle angebracht. Die an den Mauern aufstrebenden Rückwände der höheren Sitzreihe weisen eine sehr mannigfaltige Gliederung in Leisten und Füllungen auf und enden in den eigenartigen, spätgotischen Formen, die uns das starre Eichenholz in geschmackvollen Windungen und feinster Ausarbeitung zeigen. Dazwischen beleben eine große Zahl von Heiligenfiguren die langen Wände mit ihren geschnitzten Vorsprüngen, während die derben Scheidebretter der Sitzreihen und der Sitze, die Endplatten mit ihren Köpfen, die Misericordien (Vorsprünge an der Unterseite der beweglichen Sitzbretter) eine große Abwechslung in ernsten biblischen und scherzvollen, ja spöttischen und derben Schnitzarbeiten vorführen.

Cappenberg ward 1803 säkularisiert: der Geist ihres Stifters ruhte nicht mehr auf ihren im Wohlleben entarteten Bewohnern, so daß des streitbaren Arnsbergers Prophezeiung sich erfüllte: „solche Burg kann nimmer der feige Mönch bewohnen, man wird sie einst wieder von dannen treiben und ein edler Ritter wird ihre Stelle einnehmen." Dieser edle Ritter war der Reichsfreiherr von Stein, „der deutschen Ehre Eckstein", der das alte Besitztum Graf Gottfrieds als eine neu errichtete Standesherrschaft zur Gabe für seine Verdienste vom Könige Friedrich Wilhelm III. erhielt. Stein hatte schon früher seine Wirksamkeit Westfalen gewidmet. Er wurde 1784 zur Leitung der westfälischen Bergämter und der mindenschen Bergkommission berufen und nahm seinen Wohnsitz in Wetter an der Ruhr. Daneben wurde ihm auch die Aufsicht über das Fabrikwesen in der Grafschaft Mark übertragen. Durch diplomatische Aufträge wurde er im folgenden Jahre diesem Kreise wieder entführt; im November 1788 kehrte er jedoch zurück als Direktor der Kriegs- und Domänenkammern zu Cleve und Hamm und besonders mit der Leitung des Fabrikwesens, dem Wasserbau am Rhein und an der Ruhr und dem Wegebau beauftragt. Das größte Verdienst, welches er sich während seiner Wirksamkeit in Hamm erwarb, war die Vollendung der seit Jahren bereits in Angriff genommenen Schiffbarmachung der Ruhr, um den Salzreichtum und die Kohlen der Mark den Niederlanden zuzuführen. Stein bereiste, bevor er Hand an das große Unternehmen legte, Salinen in Süddeutschland, den Neckar und mehrere schiffbar gemachte Flüsse in Südfrankreich. Sogar an eine Verbindung von Ruhr und Lippe durch eine Wasserstraße dachte er. Außerdem sorgte Stein während seiner vierjährigen Amtswirksamkeit für die Herstellung von 20 Meilen neuer Chausseen in der Grafschaft Mark, wobei er das Werk mit einem Eifer betrieb, daß er bisweilen bis zu 10000 Thalern aus eigenem Vermögen an Vorschüssen hergab. Eine andere große Wohlthat war die Verwandlung der drückenden Accise in eine feste, den Verkehr nicht mehr lähmende Steuer, welche Stein in der

Mark im Jahre 1791 durchsetzte. Er blieb bis zum November 1793 in Hamm, dann siedelte er als Kammerpräsident nach Cleve über; 1796 aber kehrte er nach Westfalen als Oberpräsident aller preußischen Besitzungen diesseits der Weser zurück.

Schon der Minister von Fürstenberg wollte die Propstei Cappenberg, die von ihrem Stiftungszwecke unverbesserlich abgewichen war, aufheben, um aus dem großen Einkommen derselben die münstersche Universität und die öffentlichen Schulen zu verbessern. Indes kam dieser Plan nicht zur Ausführung, sondern die Propstei wurde 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß säkularisiert und eine preußische Domäne. Bei der vorübergehenden Herrschaft der Franzosen gelangte sie in den Besitz des napoleonischen Generals Kellermann, aber nur auf kurze Zeit; nach den Befreiungskriegen kehrte der Reichsfreiherr von Stein zurück nach Westfalen und trat in den Besitz aller der mit Cappenberg verbundenen Güter. Hier, wo er das Kloster zu einer Schloßwohnung umgeschaffen hatte, nahm er als Landtagsmarschall eifrigen Anteil an den Angelegenheiten der Provinz Westfalen und übte einen fördernden Einfluß auf die Herausgabe der Geschichtsquellen der Deutschen. Er starb zu Cappenberg im Jahre 1831. Der umfangreiche Besitz ging durch Erbschaft über auf die holsteinische Grafenfamilie von Kielmannsegge.

Von Cappenberg führt uns der Weg durch die Ebene über die Lippe, einen Fluß, der hier so hübsche Ufer hat, wie ein bebautes fruchtbares, doch nur wenig hügeliges Land sie einem Flusse zum Geleit geben kann. Dem Altertumsforscher ist diese Luppia und ihr Stromthal von hoher Bedeutsamkeit; Spuren von Römerstraßen und Lagern, merkwürdige alte Umwallungen, Altertumsreste vielfacher Art, die bei Ufer- und Straßenbauten gefunden werden, Aliso und anderes beschäftigen hier den, der den Spuren der ältesten germanischen Heldenzeit nachzugehen liebt, den ersten Zusammenstößen der römischen Krieger mit unsern marsischen und brukterischen Vorfahren, welche mit wiederholtem Erfolg den Feind durch das Lippethal, wodurch er eingedrungen, wieder zum Rhein zurücktrieben. Wir wollen achtungsvoll an den mächtigen Resten alter Wallburgen und Landwehren vorüberschreiten, da wir dieser Kämpfe schon mehrmals gedacht haben und uns einer spätern Zeit zuwenden, aus der die Geschichte mit hellern Fackeln herüberleuchtet, wir ziehen ein in den Gau Borotra und betreten den Kern der „roten Erde“, den Punkt, der zuerst die Erbgrafschaft, später das Gebiet der freien Reichsstadt Dortmund war. Es ist viel gestritten worden, was der Name „die rote Erde“ bedeute, und es ist schwer, den Obmann dabei zu machen. Es ist nicht terra borotra, der Gau Borotra, nicht die rohe (westf. ruhe = rauh, roh) d. i. ungepflügte, unbearbeitete Erde, auf der, wie man anführt, das Vemegericht gehalten wurde, es ist doch vielleicht wirklich rote Erde, die in einzelnen

Gebieten des Westfalenlandes vorkommt und den benachbarten Franken und Hessen der Anlaß wurde, das nördlich gelegene Land so zu benennen.

Auch das Wort Veme ist nunmehr richtig erklärt, es bedeutet Genossenschaft, das Wort ist uralt, als Bezeichnung des Gerichtes kommt es zuerst urkundlich vor im Jahre 1227. Wer sich über die Veme und die westfälischen Gerichte eingehende Kenntnis verschaffen will, den wollen wir hier auf das neue Werk über die Veme von Lindner aufmerksam machen, in welchem fast alle Fragen, die diesen so oft behandelten Gegenstand der deutschen Geschichte betreffen, erörtert und zumeist gelöset sind.*

Wenn wir nun zur Vemlinde bei Dortmund treten und zu dem Vryestol op des Koningeshove under der Linde, die sich inmitten der Eisenbahnanlagen erhalten hat, wenn die Bank sich uns zeigt, wo der Freigraf einst gespannt und gehegt und Acht gesprochen, vor sich die Weidenschlinge und das Schwert, die Schöffen an seiner Seite und den Umstand der freien Männer im Kreise umher geschart, dann eröffnet vor vieler Augen sich ein schauerlicher dunkler Einblick in düster erleuchtete Gewölbe, wo auf blutige Marterwerkzeuge der grelle rote Schein der Fackel fällt, wo die grauenhaften Gestalten der Richter mit hohler Stimme hinter Larven her die verbotenen und heimlichen Gedinge halten, um Frevel zu bestrafen oder noch größere zu begehen. Leider jedoch müssen wir, um eine richtigere Vorstellung von den Vemegerichten zu geben, diese ganze Theater-Maschinerie, dies ganze schauerliche Coulissenwerk aus dem „Käthchen von Heilbronn“ und „Anna von Geyerstein, die Tochter des Nebels“ zusammenreißen und hell über die nächtlichen Gespenster des Romans die Sonne leuchten lassen, mit klarem Schein, wie sie blinken mußte, falls der Freigraf vor aller freien Männer Augen an der Kreuzstraße, wo drei Wege sich schieden, ein echtes Ding hegen durfte.

Der Geist dieser denkwürdigen Einrichtung war kein anderer, als der des ganzen Mittelalters, auf dessen Boden es erwachsen; es war der Geist ritterlicher Ehre und strenger Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person, ihre Aufgabe Erhaltung alter strenger Sitten und Tugenden, Heiligbewahrung von Manneswort und Treue; die Ehre vor allem war der Grundpfeiler der Einrichtung, Gott, König und Recht der Wahlspruch. Es leidet keinen Zweifel, daß das Vemegericht in den Jahrhunderten seiner Blüte eine wahre Segnung für Westfalen und die Nachbarlande gewesen ist: wo die Treuga Dei, wo der Kirche Gebot, der Religion mahnende Stimme, des Papstes Bannstrahl, des Reiches Acht und Aberacht, des Kaisers Landfrieden ohne Wirkung blieben auf die unendliche Roheit, die maßlose Willkür unzähmbarer Gemüter, da rief der Veme

* Die Veme von Th. Lindner. Münster und Paderborn, Schöningh 1888.

Ladung, des Freigrafen Spruch die demütigste Angst hervor: wem in der Mitternacht die drei Späne aus dem Burgthor gehauen worden, der wußte, daß ihn die Strafe ereile, vor der es keine Flucht, keine Gnade gab. — Herzog Adolf von Schleswig war vor den freien Stuhl geladen: „wenn Ihr hingeht“, sagte Herzog Wilhelm von Braunschweig, sein bester Freund, zu ihm, „so werde ich als Freischöffe an den nächsten Baum Euch hängen müssen, oder baumle selber!“ und Herzog Adolf bat den Rat des mächtigen Lübeck, ihn zu bestricken, daß er nicht gehen dürfe. Der Graf von Wernigerode ritt unter freiem Geleit mit Erzbischof Albrecht von Magdeburg und beider Rittern einst über den Heerweg; da begegneten ihnen die westfälischen Schöffen, nahmen den Grafen aus der Schar heraus und hängten ihn „darumb er viel Unheil geübet hätt,“ wie die Chronik sagt. So hatte jeder „feldflüchtige treulose und hängmäßige“ Mann einen unbestechlichen Richter zu fürchten.

Alles Recht jener Zeit ward gelähmt durch Verschleppung und Endlosigkeit des Verfahrens, durch Mangel der sofortigen Vollziehung; die Veme nur sprach nicht allein, sie übte auch Recht; die Bedingungen solcher Wirksamkeit waren natürlich rasches Verfahren und strenge Ausführung. Das war in jener Zeit etwas Unerhörtes; der langmütigen Gerechtigkeitspflege des Jahrhunderts gegenüber wirkte sie wie eine übermenschliche, und wenn sie allein durch die Kraft des in ihr lebendigen Geistes Wirkungen sichtbar machte, die ganze Scharen von Reisigen in langen Fehden nicht erzielten, wie die Bestrafung mächtiger, auf den Schutz von Burgmauer und Vasallen trotzender Herren, so mußte sie freilich schon in den Augen der Zeitgenossen etwas Gespenstisch-Dräuendes und Schreckhaftes bekommen: mancher Wandrer mochte ein Kreuz schlagen, wenn er durch den stillen Tann schritt, und plötzlich an einen Ast gehängt ein Leichnam ihn angrinste, und das darunter im Stamme des Baumes steckende Messer von der Rächerhand der Veme sprach. Unsere Freischöffen sind eine Art romantischer Verkörperung der klassischen Erinnyen, der „guten Göttinnen, vor denen kein Entrinnen war.“ Die höchste Blüte mag die Veme im 15. Jahrhundert erreicht haben; da wagte es in seinem Übermut der Freistuhl zu Wünnenberg unweit Büren, Kaiser Friedrich III. und seinen Kanzler, Bischof Ulrich von Passau, vor sich zu heischen, um Leib und Leben und höchste Ehre, bei Strafe, daß er sonst für einen ungehorsamen Kaiser zu erachten; da waren wohl 100000 Freischöffen über ganz Deutschland verbreitet, und in ihrer Zahl zu sein rechneten die mächtigsten Fürsten sich zur Ehre; doch der eigentliche Sitz war und blieb Westfalen; der Dortmunder Stuhl bildete eine Art obere Prüfungsbehörde und an ihm oder im Baumhofe vor dem Schlosse zu Arnsberg kamen die Freigrafen zum Kapitel zusammen. Die völlige Aufhebung des Gerichtes fällt erst in unser Jahrhundert; zu Gemen, wo das fortwährend in alter Weise bestandene Freigericht

erst 1811 von der französischen Gesetzgebung aufgehoben wurde, sollen noch vor 50—60 Jahren die Freibankbauern die Bank gespannt und heimliches Gericht gehegt, auch sich standhaft geweigert haben, ihrer Losung: „Stock, Stein, Gras, Grein," Bedeutung aufzudecken; auf ein breites Schwert, daß sie Kaiser Karls Degen nannten, legten sie den Schöffeneid ab: dem Stuhlherrn treu, hold und gewärtig zu sein, alles was vemwrogig, Straßen-Mühlen-Mähre sei, anzubringen und die Veme niemand zu offenbaren. — Als die Mißbräuche der Vemgerichte einerseits, die gelehrte Rechtspflege der Legisten und Kanonisten, die Errichtung des Reichskammergerichts, die Carolina u. s. w. andrerseits die Verdrängung der Veme bewirkten, da verwandelten sie hie und da, besonders im Fürstbistume Paderborn sich in „Land- und Rügegerichte" (Wrögerichte). Diese erhielten sich bis 1763, den Synodalgerichten der karolingischen Zeit ähnlich und wie sie von unserer früheren Rechtspflege verschieden, weil auf die Anklage des vereideten Schöffen hin vom Freigrafen über das gerichtet wurde, was von schlechten gesetzwidrigen Handlungen, „so freien Stiftes Wröge (Rüge, engl. wrong) war" jener gehört hatte und anbrachte. —

Schwerer, als den Zeitpunkt der Blüte und des Verfalls der Vemgerichte anzugeben, ist es die Entstehung der Einrichtung aufzuhellen. Die Veme behauptete, Karl der Große habe sie eingesetzt; man findet die Verbrechen, über welche sie ursprünglich zu richten hatte, wie Entweihung der Kirche, Abfall vom Glauben, Raub und Gewaltthätigkeit u. s. w. beinahe gleichlautend in den Kapitularien Karls des Großen aufgezählt, als unter Königsbann gehörend, d. h. in das Bereich der richterlichen Gewalt fallend, welche im Namen des Königs von den Grafen in den alten sächsischen Gerichten freier Männer ausgeübt wurde: wenn noch Wigand in seinem gediegenen Werke über das Vemgericht die unleugbare Verwandtschaft der freien Stuhlgerichte mit den altsächsischen Freigerichten der karolingischen Zeit in den Personen des Richters, des Fron, der Schöppen, der Wissenden oder des Umstandes dargethan hat, so schließt man wohl mit Recht, daß die Veme nichts andres als eine eigentümliche Entwicklung der Einrichtungen Karls des Großen sei, eine Fortsetzung jener Freigerichte im alten Sachsen, und daß sich nicht an einen bestimmten Zeitpunkt ihre Einsetzung knüpfen lasse; noch im 13. Jahrhundert haben sie die Natur kaiserlicher Landgerichte und bestehen vereinigt mit den landesherrlichen Gerichten, die Freigrafschaft neben der Gaugrafschaft, nur höheren Ranges sich haltend, wie der Kaiser, der den Freigrafen einsetzt, einen höheren Rang hat in der Ordnung der sieben Heerschilde als der Landesherr. — Der Krebsschaden des Gerichtes war der Mangel an einer feststehenden materiellen Rechtsgrundlage; es wurde gerichtet nach altem Herkommen, nach Ekko von Repgows Sachsenspiegel, nach den besondern Überlieferungen

jedes einzelnen Stuhles; diese widersprachen sich aber oft schnurstracks in ihren Satzungen; an einem war Recht, was am andern Unrecht war, und so verloren die Gerichte an Würde, sie begannen Willkürlichkeiten, sie griffen in fremde Gerechtsame über, verletzten päpstliche und kaiserliche Freibriefe (den on evocando), und wenn auch der oberste Stuhlherr dadurch sich veranlaßt sah, vom Kapitel der Freigrafen in Arnsberg sogenannte Reformationen (1437 und 42) vornehmen zu lassen und zu geschriebenem Recht zu machen, so wich doch mehr und mehr der alte Ehrfurcht gebietende Geist der Veme; um so weniger konnte sie der gelehrten Rechtswissenschaft, die seit dem 12. Jahrhundert von den oberitalischen Schulen eines Irnerius und Accursius auch über Deutschland Macht bekam, widerstehen, und wurde endlich selbst vor das Hoch-Not-Peinliche Gericht Kaiser Karls V. gestellt und zum Tode verurteilt. Durch dieses Gesetz wurde das Untersuchungsverfahren als das von nun an deutsche festgestellt, und das alte Anklage-Verfahren der Freigerichte behielt nur noch ein von der Langmut jener Zeiten und dem rührenden Zuge deutscher Gemütlichkeit, nicht gern zu begraben, was lange gelebt hat, und wäre es auch seit Jahren gestorben, gestattetes Dasein.

Weit bestimmter als das stoffliche war das förmliche Recht der Veme; die übergroßen Förmlichkeiten sind immer ein Zeichen von der inneren Halt- und Ratlosigkeit einer Gesetzgebung; so mochte auch der Freigraf um so sorgfältiger alle Vorschriften bei der Hegung des Gerichtes beobachten, um so genauer darauf sehen, daß der Fron jedes Wort der alten Reime dabei hersage, je mißlicher ihm die Entscheidung der Sache selbst schien. Der Freigraf wurde von dem Stuhlherrn (Dynasten, Stadt, Stift u. s. w.; oberster Stuhlherr ward nach Heinrichs des Löwen Sturz 1180 der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen) eingesetzt; die Schöffen aber wurden aus dem Stande der Freien, der Freibankbauern von den Vemgenossen selbst unter vielen Förmlichkeiten angenommen, und mit den Heimlichkeiten bekannt, wissend gemacht. (Daß, während überall in Deutschland der Stand der Freien beinah völlig ausging und im Laufe der Zeit sich in Ministerialen und Schutzhörige und Wachszinsige u. s. w. verwandelte, in Westfalen so viel alte Freie auf angestammter Wehre sich erhielten und bis auf die späteste Zeit Namen und Rechte zu behaupten wußten, ist ein Umstand, uns so eigentümlich, wie das Vemgericht selbst, dessen Dasein er bedingt und mit dem er zeugt, wie fest und tief in die rote Erde jede Wurzel dessen, das einmal Leben gewonnen, dringt.) Jene Heimlichkeiten der Veme bestanden in einem Freischöffen-Gruß: Eck grüt ju lewe Mann, wat fange ji hie an? — der Wissende erwiderte: Allet Glück kehre in, wo de Fryenscheppen syn; ferner in drei geheimen Alphabeten, Erkennungszeichen bei Tische, einem Notwort: „Reinir dor

Feweri," und der Losung, die oben angeführt wurde; die Verletzung wurde durch Ausreißen der Zunge und andere Grausamkeiten gerächt. Zum Gerichte gehörten außer dem Freigrafen sieben Schöffen, ein Fron und oft auch ein Schreiber. Der Freigraf hegte mit ihnen entweder ein offenes Gericht, wo keinem der Zutritt verwehrt war, oder ein Stillgericht, ein geschlossenes, heimliches, wobei nur Wissende den Zutritt hatten; dieses heimliche aber bedeutete nur das Geschlossene, Besondre, Vertraute; so kommt das Wort oft vor, ein hessischer Fürst nannte seinen Amtmann: „lieber heymelicher und getruwer"; „Gerhard von Nassawe und lyse frawe von Meerenberg" schlossen einst „eine Heimlichkeit und eine Ehe". Beide Arten von Gerichten wurden nun aber entweder an gewissen bestimmten Tagen nach alter Sitte gehegt und hießen dann „ungebott oder echte Ding"; oder der Freigraf gebot eine Zusammenkunft der Schöffen zum Stuhle; sie hießen dann „gebotene", „verbotene" Gerichte: Verbotung war so viel als Vorladung und der Fronbote war der Verboter; judicia vetita ist also eine unsinnige Übersetzung; sicher hieß es »vetida« was aber noch nicht zu erklären, vielleicht auf einen deutschen Wortstamm zurückzuführen ist.

Die Veme hörte schon in den früheren Zeiten ihres Wirkens auf, über Streitigkeiten des Privatrechtes zu entscheiden, und beschränkte sich auf die peinlichen Fälle; rasches Verfahren machte hier vorzugsweise die zusammengebotenen Gerichte nötig und so bekam das ganze Gerichtswesen den Namen der verbotenen Gerichte.

Bei der Hegung selbst hatte vor allen der Freifron viel mit zu reden. Der frygrewe sall (waffenlos und nüchtern) up den freien Stoel sitten gan und begynnen des alsus: Ich fragen dich frifrone, off des wal dach und tyt sy, dat ich in Stat und Stoel uns gnedigsten hern des Romschen Keysers ein hillig ding und gerichte hege und spanne to rechte under konix banne? Der Freifron bejaht dies und heißt hegen mit eyme swerde und stryke oder seyle dair by; der Freigraf schließt darauf die Unwissenden aus by deme banne und hogesten Wedde as by der weedt (Weide) und reype (Strick) und verbietet alle „Dingslege" oder Störung; wer dagegen fehlt, sich einschleicht, „belustert", den, gebietet der Freifron dem Grafen, sollt ir noymen mit syme kristlichen namen und binden eme syne hande vur to samen und doin eme eyn seyl oder weedt umb synen hals und hangen ene an den erstenn boym, den ir dan da gehaven mogen.

Die Klagen wurden nun angebracht, die Ladungen verfügt, erschienene Angeschuldigte verhört, die Urteile von den Schöffen, den eigentlichen Richtern in unserm Sinne, aus der Rechtsquelle geschöpft „gewyset," (vielleicht auch daher Wyser, Wissende?) von dem Freigrafen ausgesprochen, von dem Umstande, den Standgenoten,

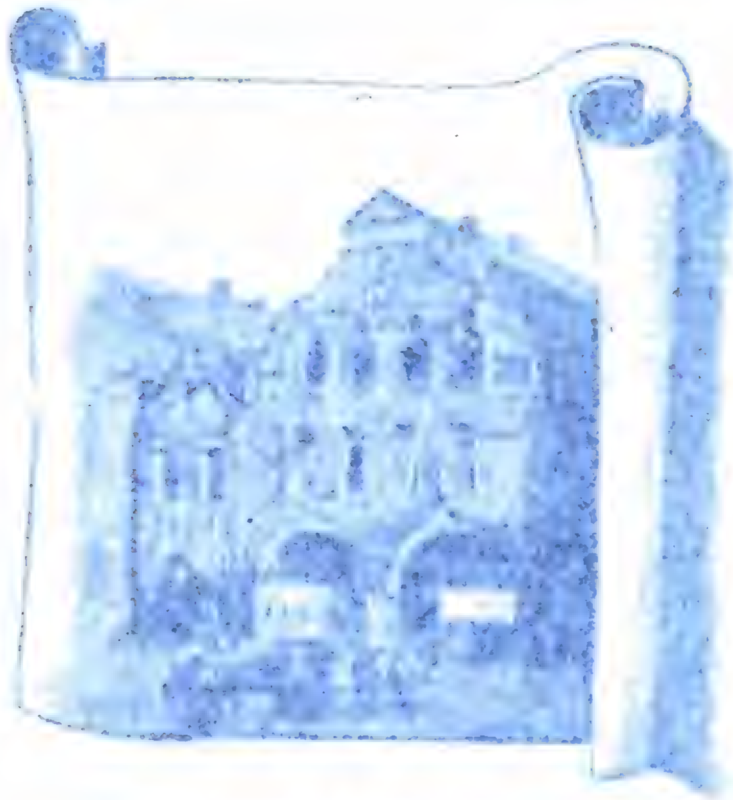
freyen scepenbaren Mannen, gebilligt oder gescholten. Der Eid zweier oder dreier Schöffen gegen den Angeklagten galt als voller Beweis; doch konnte der letztere durch seinen Eid und den von sechs Eideshelfern sich wieder reinigen, dann wieder überführt werden durch den Eid von vierzehn Eideshelfern des Klägers, u. s. w. Dies hieß übersiebnen. Die Bitte um Erneuerung des Verfahrens in einer abgeurteilten Sache mußte eingeführt werden von dem Vervemten mit einem Strick um den Hals, einer Königsmünze in der Hand und unter Fürsprache zweier Schöffen. Dann konnte die Acht von ihm genommen werden. Die Acht selbst aber, welche der Freigraf über den Verbrecher aussprach, (der nicht etwa auf handhafter That, „hebender Hand, blinkenden Scheines, gichtigen (d. i. eingestehend, beichtend) Mundes" von zwei Schöffen ertappt und dann auf der Stelle gehangen war,) lautete also: Den beclageden man mit Namen N. den neme ich hir up und uit dem vreden, uit den rechten und frieheid, as die Paiste und Keyser gesatt hebn — — — in dem lande to Westfalen und werpe ene neder und sette ene uit allen vreden in den hogesten unvreden und ungnade und make en unwerdich, achteloß, rechtloß, vredeloß und unbequeme, und wyse synen hals dem reype, synen lychnam den vogelen und dieren in der luft to verteren und bevele syne seyle gade van hemele in syne gewalt und sette syne lene und gut ledich den heren, dair di van rorende sint, syn wiff wedwe, sine kinder weysen. — Der Freigraf nahm dann den Weidenstrick, bog ihn und warf ihn aus dem Gerichte hinaus und der sämtliche Umstand spie aus: gelich off men den selven vort ter selven stont henge. — Doch ist die Formel nicht feststehend und immer gleich.

Der Freistuhl zu Dortmund ward als der oberste betrachtet, die Kapitel kamen bei ihm wie in Arnsberg zusammen, Kaiser Sigismund ließ sich 1429 bei ihm wissend machen; er hieß der Spiegel, des Königs und des heiligen Reiches heimliche Acht und Kamer; wir sehen einen Erbgrafen von Lindenhorst ihn hegen, der als alter karolingischer Graf, ohne Landesherr zu werden oder zu einem Landesherrn in untergeordnete Verhältnisse zu treten, fortfuhr, unmittelbar im Namen des Königs zu richten; er war der Großrichter des Reiches und in seine Hände legte der Kaiser bei der Krönung zu Aachen den Eid ab, „daß in seynem Herzen besloſſen sein söllent alle Recht u. s. w. — mit mereren Worten, als dann ainem jeglichem Romischen Kunig durch den Erbgrafen us Westfalen zu Auche in den aid gegeben wirrt." — Der älteste Freistuhl bei Dortmund ist der „auf dem Königshofe unter der Linde," die Stelle, auf welcher wir uns befinden; als aber 1343 der Erbgraf Konrad von Lindenhorst seine halbe Grafschaft dem Rate von Dortmund verkaufte und dieser nun Stuhlherr wurde, verlegte er den Malplatz in die Stadt auf den Markt; nach



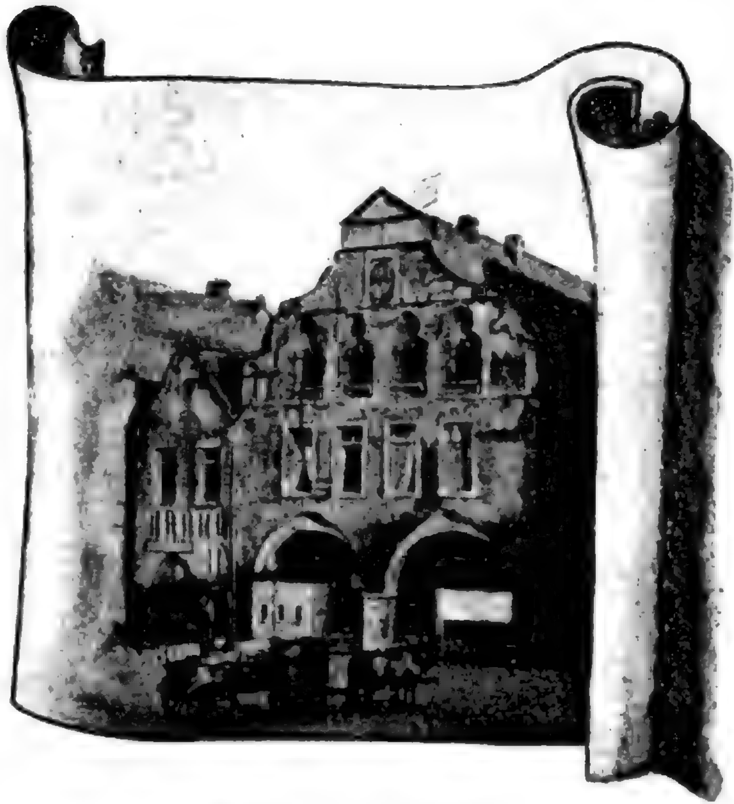
Haus Hülshoff.





[illegible]

einem halben Jahrhundert aber fand man es für gut, wieder hinauszuziehen an den Stadtgraben unter die Linden. Als am Ende des 15. Jahrhunderts die Grafen von Lindenhorst ausstarben, kam die Freigrafschaft völlig in den Besitz der Stadt. Ihr letzter Freigraf starb erst in diesem Jahrhundert.



Rathaus zu Dortmund.

In ältesten Zeiten war die Villa Trotmünde am Hellwege ein Königshof, den Karl der Große durch einen Grafen verwalten ließ: eine unbegründete Sage nennt den ersten Grafen Trutmann und erklärt daraus den Namen; im Mittelalter und in neuerer Zeit brauchte man den lateinischen Namen Tremonia, die „mit drei Mauern umgürtete“, wobei die gelehrten Erklärer den Umstand, daß die Stadt keine dreifachen Mauern hatte, als unwesentlich nicht berücksichtigten. Um den Königshof wohnten in verschiedenen Bauerschaften oder Dörfern die zum Hofe gehörigen Mannen, und der Name Dortmund, das niederdeutsch Dörpet oder Dörpen heißt, stammt von diesen Dorfmannen. Auch Dorpat an der fernen Ostsee hat von Dortmund seinen Namen und sein Recht. Aus dem königlichen Hofe wurde im Laufe der Jahrhunderte eine kaiserliche und freie Reichsstadt, wichtig durch hervorragende Teilnahme an der Ausbildung des altsächsischen Städterechts, das in Westfalen seine vornehmsten Quellen fand — ein Umstand, der, wenn auch der Zug des Verkehrs mit dem Ostseelande und der Deutsche Ritterorden die äußeren Veranlassungen zur Übertragung des Soester und Dortmunder Stadtrechts bis nach Dorpat und an die fernsten Küsten des baltischen Meeres boten, doch darauf hindeutet, daß wir im westfälischen Volke des Altertums ein vorzugsweise ausgebildetes Rechtsgefühl, ein überlegenes Rechtsbewußtsein zu suchen haben. Wie die alten Römer waren die Söhne Westfalahs Rechtsnaturen mit aller Sprödigkeit und Härte — und diese letztern Eigenschaften hat ja „das zähe Volk der roten Erde“ zum Teil noch heute nicht verloren. — Die erste Aufzeichnung des

Dortmunder Statutarrechts fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, ist also die älteste in allen westfälischen Städten; der Dortmunder Rat aber bildete eine Art Oberhof im Lande zwischen Weser und Rhein, an den wiederholt von andern Städten, wie Wesel, Paderborn, Höxter, zumal aber von den näher gelegenen Orten Berufungen geschahen.

Im Jahre 1005, dann wieder 1016 hielt Kaiser Heinrich II. mit seiner Gemahlin, der heiligen Kunigunde, sich in Dortmund auf. Im letztern Jahre erschien hier vor dem Kaiser der große Präsul der paderbornischen Kirche, der gelehrte und gepriesene Bischof Meinwerk, und erhob Klage wider seine eigene Mutter. Sie habe sich aufs neue vermählt mit Balderich, Grafen von Cleve, und seinen, des Bischofs, Bruder Dietrich, ihren Sohn erster Ehe, meuchlerisch ermorden lassen. Trotz aller Vorstellungen der Fürsten drang der heilige Mann darauf, daß seine leibliche Mutter zum Tode verurteilt werde, was denn auch geschehen und vollzogen worden wäre, wenn nicht der Erzbischof von Köln ihr Gnade erwirkt hätte. — Im Jahre 1152 hielt der Rotbart einen Einzug in Dortmund. —

Auf der Reise, welche Kaiser Karl IV. im Jahre 1377, wie wir schon früher, in Enger, sahen, durch Westfalen machte, hielt er drei Tage lang in Dortmund Hof. Die alte freie Reichsstadt bot alles auf, ihn würdig zu begrüßen und zu beherbergen. An der Grenze des Stadtgebiets empfing ihn der Magistrat mit den Reitern und Armbrustschützen der Stadt; an einem weißen Stabe wurden die Schlüssel der Thore vorgetragen und dem Kaiser überreicht. Als Karl unter Glockenklang, unter Zinken-, Kesseltrommeln-, Geigen- und Pfeifenspiel in die Stadt einritt, führten die zwei Bürgermeister in voller Rüstung sein Roß am Zügel; vier Ratsherren trugen den Baldachin über ihm. Voran ritt der Herzog von Sachsen-Lüneburg als Marschall mit dem Schwerte; im langen Zuge wurde der silberne Schrein des heiligen Reinold, umringt von Schülern mit grünen Kränzen, getragen. Auf der Hauptstraße, „die rein gefegt war“, heißt es in der Chronik, standen rechts die Männer, links die Weiber Dortmunds in ihren besten Kleidern, bis zu St. Reinolds Kirche. Der Kaiser wohnte im Hofe Johanns von Wickede, des Patriziers, der mit dem Rechte begnadet wurde, kaiserlicher Majestät den Steigbügel zu halten. Eine Inschrift an seiner Herberge, sowie ein besonderes Vorrecht des „Stegrep- (Stegreif)hofes“ erinnerte noch lange an den erlauchten Besuch. Der Reichsmarschall aber hatte beim Einzug das Stadtthor nicht hoch und breit, die Straßen nicht weit genug gefunden, um seine Lanze querdurch zu führen, und hielt nur für eine Geldsumme den Befehl zurück, alles niederzureißen, was, wie er behauptete, in solchem Falle sein Heeresrecht sei.

Im Jahre 1378 am 16. Jan. erschien auch des Kaisers Gemahlin, Elisabeth von Österreich, in Dortmund. Ihr zu Ehren wurde auf dem Rathause bankettiert und nach der Tafel „ein Tanz gemacht", wie die hohe Frau es gewünscht. — Von demselben Jahre 1378 an umtobte eine gewaltige Fehde die Stadt Dortmund. Heinrich von Hardenberg, Ritter, hatte von einem Dortmunder Juden Geld geborgt und bei adeligen Ehren und eidlich die Rückzahlung gelobt. Dennoch ließ er den Verfalltag vorübergehen, ohne zu zahlen. Der Jude beschuldigte ihn deshalb der Ehrlosigkeit. Der gestrenge Ritter verlangte dafür des Juden Bestrafung. Da jedoch Bürgermeister und Rat nicht sofort Miene machten, den unglücklichen Hebräer für sein Verbrechen zu rädern und zu vierteilen, so ergrimmte der edle Heinrich und hatte stracks eine stattliche Anzahl von Vettern und Bundesbrüdern in den Sattel gebracht, welche der Stadt die Absage sandten.

Aber die alte „Tremonia" hatte feste, bis auf den Tag noch nie bezwungene Türme und die Bürger hatten gar derbe Fäuste. Rätlicher, als an den Mauern die Köpfe einzurennen, schien es, sich mit List ihrer zu bemächtigen. Nun war einer unter den Verbündeten, Rotger von Eisenberg, der früher lange in der Stadt als deren Kriegsoberster heimisch gewesen und der das Herz einer Patrizierwitwe, Agnes von Virbeke, zu gewinnen wußte, daß sie zusagte, am St. Michaelistage in der Morgenfrühe wolle sie zwei Wagen, einen mit Heu, den andern mit Holz beladen, zu ihrem Gebrauche in eines der Thore kommen lassen; unter dem Heu aber sollten Bewaffnete der Verbündeten versteckt liegen und der Wagen mit Holz sollte unter dem Fallgitter halten, damit man es nicht niederfallen lassen könne. In dem Augenblick, wo dieser Wagen an der richtigen Stelle sei, wollte Agnes vom Turme mit einem weißen Tuche winken, die Bewaffneten sollten hervorspringen und die Thorwache niedermachen, von außen unterdessen die Ritter heraneilen. Als nun der bestimmte Tag gekommen, begab Agnes sich in der Frühe zum Thorturm. Das Thor war noch geschlossen. Die Bürger hatten so lange nächtliche Wacht gehalten, daß sie sich in den Morgenstunden für den versäumten Schlaf schadlos hielten. Agnes sandte deshalb zum Bürgermeister, um von ihm die Schlüssel erbitten zu lassen. Mittlerweile hat sie sich oben in die Wohnung des Thorwächters begeben; dieser wird fortgesandt, unter dem Vorwande, er solle der edlen Frau Fleisch in der Fleischhalle kaufen gehen. Unterdes kommen Arnold, ihr Sohn, und Konrad von Lindenhorst, des Grafen von Dortmund Sohn, zu ihr. Die Thorschlüssel werden gebracht. Lauschend vernehmen die Drei im obern Turmgemach, wie die schweren Thorschlüssel klirren, wie Ketten und Riegel rasseln. Dann wird es still. Das Thor ist geöffnet! sagt Agnes leise, und hastig läßt sie ihr weißes Tuch aus des Thorwarts Fenster flattern; aus dem

Hinterhalt brechen sogleich die versteckten Männer hervor und laufen mit ihrem Kriegsruf auf das Thor zu. Aber zu früh! Das Thor war aufgeschlossen worden, doch noch waren seine schweren Flügel nicht aufgeschoben gewesen, noch starrte es mit seinen festen Eisenplatten den Anstürmenden entgegen. Die Lauscher da oben im Turm hatten sich getäuscht. Die Bürger waren aber schnell in ihrem Rüstzeug bei der Hand; die Verräter wurden noch in der Wohnung des Thorwarts bestrickt. Man machte schnelle Gerechtigkeit mit ihnen. Noch am selbigen Tage wurden Arnold und Konrad von Lindenhorst auf dem Markte enthauptet. Agnes aber wurde mit Ketten auf ihrem Holzwagen festgeschnürt und mit demselben zu Asche verbrannt!

Mit doppelter Erbitterung entbrannte die Fehde. Aber über den verbündeten Rittern waltete Mißgeschick. Rotger von Gisenberg geriet in die Gewalt des Rats und wurde als Verräter, weil er der Stadt durch Diensteid verpflichtet gewesen, erwürgt. Heinrich von Hardenbergs Haupt fiel wegen eines andern Handels, in den er verstrickt, zu Köln unter des Henkers Beil. Mit den andern wurde der Span beigelegt; aber im Jahre 1388 trat der verbrannten Agnes ein Rächer im Grafen Engelbert von der Mark auf; er sagte der Stadt Fehde an, weil Agnes ohne Prozeß gerichtet sei — vielleicht stand sie in einem Lehnsverhältnis zu den Grafen von der Mark — und zugleich sandte Friedrich von Saarwerden, Erzbischof von Köln, den Absagebrief. Mit zahlreichen und mächtigen Verbündeten rückten beide ins Feld; es galt, und das war der Fehde eigentlicher Grund, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt zu brechen und statt des stolzen Kaiseraars ihr des kölnischen Erzbischofs schwarzes Kreuz ins Wappen zu setzen. Aber die Stadt rüstete unverzagt aus allen Kräften, schanzte und schoß aus ihren neugegossenen Geschützen, daß sie ihrem Sohne, Bruder Barthold Schwarz, dem geborenen Dortmunder Kind, das etwa 80 Jahre früher zu Freiburg das Pulver erfunden, alle Ehre machte. Ein Jahr und neun Monate lang widerstanden die Bürger siegreich den Stürmen, der Einschließung, aller Übermacht gewaltiger Streitkräfte, und gingen, als man endlich Frieden schloß, am 20. Nov. 1389 mit neugekräftigter Unabhängigkeit aus der großen Fehde hervor.

Diese Unabhängigkeit hat Dortmund von da an ungebeugt und unangetastet erhalten. Daß sie Hansestadt war, brauchen wir kaum zu erwähnen. Schon ihre Lage wies sie auf lebhaften Handelsverkehr hin: die vorteilhafte Stellung mitten auf dem von den zwei gleichlaufenden Flüssen Ruhr und Lippe gebildeten westfälischen Mesopotamien, und zwar zwischen denjenigen Stellen gerade, wo die beiden Flüsse ihr am weitesten nach Süden vorgeschobenes Knie bilden und wo auch ihre größere Schiffbarkeit beginnt, wo also Orte entstehen mußten (Lünen und Herdecke), deren Wechselverkehr sich in Dortmund kreuzte oder von hier aus beherrscht wurde. In



Die St. Reinoldskirche zu Dortmund.

der gefährlichen Nähe des brandenburgisch-märkischen Gebiets liegend, war die Stadt aber schon unter dem Großen Kurfürsten in ihrer Unabhängigkeit bedroht, dennoch blieb sie freie Reichsstadt bis 1802, wo sie zuerst dem Fürsten von Nassau-Oranien zugesprochen wurde; unter napoleonischer Herrschaft war Dortmund die Hauptstadt des Ruhrdepartements im Großherzogtum Berg unter der Präfektur des Herrn von Romberg. 1815 beginnt ihre neue Blüteperiode unter preußischer Regierung.

Auch in der Gelehrtengeschichte Westfalens ist Dortmund nicht ohne Bedeutung. Es trat früh zur reformierten Lehre über, wie Hamm, Soest und der größte Teil des sogenannten Hellwegs; im 16. Jahrhundert führten seine Bürger jährlich zwei

Tage nacheinander unter großem Zulauf auf dem Markte „schöne Komödien und Actiones aus der biblischen Geschichte“ auf. Auch besaß Dortmund ein berühmtes Archigymnasium. Gute Druckereien waren in der Stadt, wie denn hier der berühmte Medicus Bernard Thurneyser zum Thurn die Kupfertafeln zu seinen Werken »Archidoka« und »Quinta essentia« drucken ließ. Dann knüpft sich an die Stadt ein für die deutsche Litteratur und den deutschen Buchhandel bedeutsamer Name: der von Friedrich Arnold Brockhaus, Gründer der Firma F. A. Brockhaus, welcher am 4. Mai 1772 in Dortmund geboren wurde. Die ausgezeichneten Köpfe, welche Westfalen hervorgebracht hat, haben zumeist außerhalb ihrer Heimat die Gründer ihres Glücks werden müssen, so auch Brockhaus: er kam früh nach Holland, errichtete 1805 zu Amsterdam eine Buchhandlung, kehrte aber nach der französischen Besitznahme Hollands 1810 nach Deutschland zurück und rief hier, zuerst in Altenburg, dann seit 1817 in Leipzig, durch seine Thätigkeit und Umsicht eine ganze Reihe von einflußreichen litterarischen Unternehmungen ins Leben. Auch der bekannte Forscher und Kenner westfälischer und deutscher Kunstgeschichte, Lübke, wurde in Dortmund geboren.

Das beachtenswerteste Baudenkmal ist die St. Reinoldskirche — dem tapfersten der vier Söhne Haimons geweiht, von deren Riesenpferd man in der Kirche noch ein Hufeisen und einen Wirbelknochen zeigt. Die vier Haimonskinder sind nämlich geborene Dortmunder; „200 Jahre vor Karl dem Großen“, versichert das zu Antwerpen 1518 gedruckte »Chronicum belgicum«, „lebte zu Dortmund Graf Heimo, der mit Frau Aya, des Königs der Agrippinen (Kölner) Tochter, vier Söhne erzeugte: Reinold, Rütger, Olivier und Adalbert. Diese stritten mit ihrem Oheim Karl, König der Agrippinen, gegen die Hunnen und Goten. Sie wurden gefangen und für ihren christlichen Glauben zu Tode gemartert. Reinold liegt zu Dortmund, Adalbert zu Corbeja in Frankreich begraben.“* Besonders das Chor der Reinoldskirche ist ein schöner und stattlicher Bau, eine Schöpfung der ausgebildeten Gotik, vollendet um 1450, als würdiges Denkmal der Blütezeit eines mächtigen deutschen Gemeinwesens. Das Schiff dagegen stammt aus der älteren romanischen Epoche. Die Kirche ist außerdem reich an guten Glasmalereien und hervorragenden Werken der Bildhauerkunst und Schnitzarbeiten, die mit löblicher Sorgfalt erhalten sind. Der Turm ist in neuester Zeit wieder errichtet an Stelle des alten, der im Jahre 1660 einstürzte. Infolge der gründlichen Wiederherstellung prangt jetzt das Gebäude in alter Pracht und gehört zu den Perlen mittelalterlicher Kunst Westfalens. Auch die uralte Marienkirche ist baulich beachtenswert, die Türme und das Schiff weisen auf

* Eine andere Sage, wie das edle Haimonskind in Köln erschlagen und seine Leiche nach Dortmund gebracht sei, enthalten Gisbert Freiherrn Vinckes „Sagen und Bilder aus Westfalen“ S. 308.



Die Liebfrauenkirche zu Dortmund.

die älteste romanische Zeit hin, das Chor zeigt die gotische Bauart; sie besitzt treffliche Altargemälde aus der Zeit von 1522—43. Die katholische, ehemalige Dominikanerkirche mit einem schönen erneuerten Kreuzgange enthält die großen Altargemälde der Dortmunder Meister Viktor und Heinrich Dünwegge, die, zwei Hauptnamen der westfälischen Kunstschule, doch nicht mehr auf der alten idealen Höhe stehen, sondern von der Natürlichkeit der Niederländer bereits völlig beherrscht sind. Die Dünwegge lebten um 1520 in Dortmund. Kugler wirft in seiner „Geschichte der Malerei" ihnen sowie den westfälischen Malern ihrer Zeit eine empfindungslose und grelle Zusammenstellung der Farben bei sonst kräftigen Tönen vor; doch stehen sie den Kölner Meistern jener Zeit im ganzen nicht nach, wenn sich auch gerade bei ihnen am schlagendsten der große Rückschritt beobachten läßt, den die Kunst seit den Zeiten des unvergeßlichen Meisters von Liesborn in Westfalen durch die Betonung des Körperlichen gemacht hatte. Auch die Petrikirche, deren stattlicher Turm nach einem Plane des Kölner Dombaumeisters Zwirner jüngst errichtet ist, wurde am Ende des Mittelalters gebaut; sie birgt ein vortreffliches Schnitzwerk im Geschmacke jener Zeit, das die Leidensgeschichte Christi darstellt.

Dortmund spielte, sahen wir also, als freie Reichs- und Hansestadt, als eine Art Mittelpunkt des Verkehrs für den märkischen und westfälischen Adel und durch

seine Einwirkung auf die altdeutsche Rechtsentwickelung eine bedeutsame Rolle in unserer Geschichte, und noch eine weit bedeutsamere spielt es für die gewerbliche Entwicklung der Gegenwart. Im Mittelpunkt eines vielfach verschlungenen Eisenbahnnetzes und zahlloser Kohlenzechen hat seine Bevölkerung sich in unglaublicher Weise vermehrt, sein und des benachbarten Hörde (Hermannshütte) Hütten-, Zechen- und Handelsthätigkeit einen wahrhaft staunenswerten Aufschwung genommen. Ebenfalls versorgt Dortmund durch seine großen Brauereien einen großen Teil von Nordwestdeutschland, Holland, Belgien, Frankreich mit seinem Bier, das, nach bayrischer Art dort gebraut, einen weiten und guten Ruf hat. Wenn von dem außerordentlichen Fortschreiten unserer gewerblichen Bedeutung, unserer Kohlen- und Eisenerzeugung geredet wird, so sind Dortmund, das unserne Bochum und Essen die Punkte, auf die wir mit besonderer Befriedigung über die großen Ergebnisse der Arbeit und des Gewerbefleißes eines rührigen und unternehmenden Stammes hinweisen können. Vor allem ist dabei die Ausbeutung der Erfindung des Gußstahls, die in Essen und Bochum so riesige Verhältnisse annimmt, hervorzuheben — sie hat Werkstätten hervorgerufen, wie es keine größeren in der Welt giebt: während mit einem andern in Hamm geschaffenen westfälischen Erzeugnis, den Drähten für die Eilberichte, heute die Erdkugel sich umspinnt.

Von Dortmund führt uns die Straße über das salzreiche Unna nach Werl, dem Stammsitze der alten Grafen von Westphalen, die, von den Karolingern eingesetzt (Rhidag um 833 ist der älteste), die Vorfahren und Ahnherrn einer Unzahl großer Fürstenhäuser wurden, der Grafen von Arnsberg, Dassel, Ravensberg, Altena, von der Mark, Aremberg, Cleve u. s. w.* Dann gelangen wir durch eine ebene Landschaft, die, ein nördlicher Abhang der Haar, des Höhenzuges, welcher die Möhne und Ruhr begleitet, der „Hellweg“ heißt, nach einer andern freien und des Reiches Stadt; es ist Soest, das einst so mächtig und blühend war, als noch der Schlüssel im roten Felde seines Wappens auf meerdurchkreuzenden Galionen als Flagge wehte, als noch statt 10 000 an die 40 000 stolzer Bürgerseelen hinter diesen zerbröckelnden Mauern wohnten und siegreich sich behaupteten gegen ein wütend stürmendes Heer von 60 000 Kriegern. Jetzt liegt der stille Ort wie ein gebrochener Krieger, wie ein letzter, schattenhaft vor uns auftauchender Überrest einer tapfern Schar, hinter seinen halb geebneten Wällen da; die Macht der Hanse ist dahin, ihm hat man seine letzten Waffen, die sechsunddreißig Türme, die acht hohen Thore, die starken Bastionen entrissen; es ist das alte Soest nicht mehr, es hebt seine Turmspitzen und die zackigen

* Vergl. die Stammtafel bei A. Fahne, Geschichte der westfälischen Geschlechter. Köln 1858.

übergrünten Giebel seiner Kirchen, ein anderes Vineta, aus der Tiefe verrauschter Jahrhunderte empor, wie die versunkene Stadt sie hebt aus dem Grunde der Meerestiefe. Die Häuser sind unansehnlich jetzt, weite Gehöfte und Gärten füllen den Raum, der einst bewohnt und belebt war: nur der Markt und der daranstoßende Domplatz sind freundlicher und von bessern Häusern umgeben; unweit davon liegt in der Mitte der Stadt ein bedeutender, nie gefrierender Teich, welcher der Stadt ihren Namen gegeben hat. Die fruchtreiche Landschaft ringsumher von ungefähr vier Quadratmeilen Größe, die einst der Stadt Gebiet bildete, heißt die Börde, wohl von „bören“, heben: wo das Land sich über der Ebene des münsterischen Tieflandbusens hebt und deren südliche Borde (Rand), von Paderborn bis an die untere Ruhr, bildet.

Die Geschichte von Soest hat einen trefflichen Darsteller in F. W. Barthold gefunden, wie keine andere westfälische Stadt, wenn wir Mösers unvollendetes Werk der „Osnabrückischen Geschichte“ ausnehmen. Der rühmlich bekannte Geschichtschreiber rollt in seiner Einleitung ein Bild von der mittelalterlichen Herrlichkeit Soests vor uns auf; er zeigt uns die alten Hoven am Teiche und Kolke, wie sie im Laufe vielhundertjähriger Wandlungen der Geschichte um ihre „Alde Kerke“ zur Stadt anwachsen; wie sie aus den rheinischen Niederlanden über Köln und Dorstadt, von der Mündung der Maas und Schelde kommende wanderlustige Friesen, die Erben römischer Gewerbe, als Lehrer veredelnder Thätigkeit und Vorbilder reisiger Kaufmannschaft gastlich empfangen; wie dann „Susats“ Wollenweber, Gewandschneider und Brauer mit bewundernswürdigem Spürsinn den einzigen Punkt der deutschchristlichen Welt entdecken, von wo aus auf gefahrvollen Wegen über fried- und geleitloses Land, über unbekannte Meere zu den gepriesenen Reichtümern der nördlichen und östlichen baltischen Küsten zu gelangen ist; wie sie „Hädaby“ — Schleswig entdecken; wie Kaufleute von Susat, Dortmund und Bardewiek aus dem Busen der Schlei sich mit ihren heimischen Erzeugnissen in den hohen Nordosten gewagt, den Grund gelegt zur deutschen Kaufmannsgesellschaft auf Wisby in Gotland, und den Verkehr mit Nowgorod angeknüpft und wie endlich Susat, eines der ältesten Glieder, die welthistorische Hansa hat gründen helfen. Das Gedächtnis des uralten Handelswegs haftete zu Soest bis in neuerer Zeit am Namen der „Schleswicker“, der vornehmsten Kaufmannsgilde, welche in der „Rumeney“ ihre alten Feste feierte, während „Saal“ und „Stalgadumb“ andere Ämter und Zünfte aufnahm. — Die Entwicklung einer gemäßigten Volksherrschaft auf vergleichungsweise friedlichem Wege war es, was Soest beistand, seine Mittaghöhe zu erklimmen, in jenem vierzehnten Jahrhundert, wo die fromme und weise Stadtgemeinde das bewundernswürdige Werk Johann Schindlers, die herrliche Kirche „Unsrer lieben Frau zur Wiesen“ ausbaute und ein

heimischer Meister das Prachtwerk des Patroklusschreins herstellte. Nach solcher Höhe, nach dem großen Kampfe des fünfzehnten Jahrhunderts, in welchem der Abfall von der Oberhoheit des kölnischen Stuhles sich vollzog, begann dann der Niedergang, der nach den Reformations-Kämpfen im Innern der Stadt zur allmählichen Verödung wurde. Am Ende des 17. Jahrh. war Soest schon das wegen seiner kotigen Gassen verrufene größte Dorf Westfalens, gegen Ende des 18. Jahrh. zählte die Stadt, die 1447 einem Heere von mindestens einem halben Hunderttausend widerstanden, nur 3800 Seelen! Da war denn auch schon begonnen, das äußere Gepräge der geschichtlichen Bedeutung und Eigentümlichkeit hinweg zu tilgen: Pfarrkirchen, prangende Thore mit uralten Heiligtümern, die Elvricksporte (Ulrichspforte), die Stätte sagenhaft schauerlicher Freistühle, die Wehrtürme wurden abgetragen und zerstört! —

Unter den geschichtlichen Eigentümlichkeiten Soests ist die Art seiner Entstehung nicht die geringste. Alle deutschen Städte verdanken ihre Entstehung entweder alten römischen Ansiedlungen oder Festungen, so zumeist die Städte an Donau und Rhein, von Wien bis Köln. Oder sie bildeten sich um königliche Pfalzen und Villen, wie Frankfurt, Nürnberg. Andere wurden als Grenzfesten angelegt, entstanden um Bischofssitze, um Residenzen. Soest allein wuchs durch eigene, innere treibende Kraft aus einer Siedelung von freien Bauernhöfen empor — von etwa sechs oder sieben, die in urältester Zeit schon einen gemeinsamen Namen erhielten: Sosat, Sosacium — nach dem quellenreichen Teich und dem Soestbach der Stadt, wie Barthold erklärt. Denn Sod, Saut (verwandt mit Sud und sieden) heißt ein Brunnen, so daß die ältesten Ansiedler die Sodsaten, Sautsassen genannt werden mochten.

Ein wenig rätselhaft ist, wie schon im Mittelalter die Bürger von Soest ihre Stadt verknüpften mit der großen deutschen Heldensage. Der alte Skalde, der im 13. oder 14. Jahrhundert aus deutschen und nordischen Sagen die Wilkina- und Niflungasaga zusammenwob, beruft sich als auf seine Quelle auf die Erzählungen von Männern aus Bremen, Münster und Soest; er nennt den Sitz Etzels im Hunnenlande Susat, und daran lehnte sich früh die Behauptung, Soest sei der Schauplatz des Untergangs der Nibelungen: man verlegte daselbst an die Burgmauer des Holmgartens die letzte Mordschlacht zwischen Hunnen und Nibelungen, und wies den Schlangenturm, worin König Günther als Etzels Gefangener endete, die Irings-wand, das Hagenthor nach; der Schlangenturm soll nördlich am Osthoferthore gelegen haben, auch soll ein Nibelungenfeld auf der Börde vorhanden gewesen sein. Der hundshagensche Codex des Nibelungenliedes soll die Randbemerkung enthalten, daß Bürger von Soest das Gedicht zuerst an den Rhein gebracht hätten. Ist das alles auch eine „Sage", so dient es doch zur Bekräftigung der Annahme, daß die deutsche


Das Nibelungenthor in Soest.

Heldensage auf dem geschichtlichen Boden der bructerischen, sigambrischen und fränkischen Stämme erwachsen sei; es zeigt wenigstens, daß sie hier sich vorzugsweise lebendig erhielt und die Örtlichkeiten des Gedichtes in seinen Boden verpflanzte und heimatberechtigt machte.

Der älteste Überrest der Vorzeit, den Soest besitzt, ist ein wohlgefügtes, starkes Mauerwerk von drei Meter Dicke, das, von rotbraunen Spuren verschiedener Feuersbrünste geschwärzt, noch in der Nähe der alten Kirche zu finden ist und ein Überbleibsel einer Burg Wittekinds genannt wird. Ein anderer Engernherzog, Brun, soll das erste Kirchlein inmitten der Sosatenhoven erbaut haben. Da über den Ursprung jener Burg nichts ermittelt ist, mögen wir sie immerhin dem alten Sachsenheerführer zuschreiben und annehmen, daß sich ihre Entstehung aus den Zeiten der großen Sachsenkriege herschreibe. Jedenfalls ist sie wohl die älteste Mauerburg zwischen Weser und Rhein — schon 1178 war sie „nur noch von Eulen und unreinen Tieren bewohnt." Damals schuf der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg den alten „Turm" zu einem Krankenhaus um.

Aus der Geschichte Soests erwähnen wir noch, daß der Frankenkönig Dagobert dem Erzbischof Lambert von Köln die Hoven „am Teiche" und ihre Mark geschenkt (etwa 626), daß Kunibert dort ein dem heiligen Petrus geweihtes Kirchlein — die alte Kirche — gebaut hat, daß Erzbischof Bruno, Kaiser Ottos I. Bruder, sich Sosat zum kirchlichen Mittelpunkt des westfälischen Teiles seines Kölner Sprengels ausersah. Er hatte 960 den Leichnam des Ritters Patroklus, den er vom Bischofe Ansgisus von Troyes zum Geschenk erhalten, nach Köln gebracht — dort in Troyes war der heilige Ritter, ein Gallier, der unter Kaiser Aurelian den Martyrertod erlitten, Jahrhunderte hindurch andächtig verehrt worden; diese Reliquie beschloß der Erzbischof nach Soest zu überführen, „einen Ort Sachsens, der reich war an weltlichen Gütern, voll an Volk, weit und breit den Sachsenstämmen, ja dem gesamten Reiche wohl bekannt, allein fast noch ohne Kunde des Mönchslebens."

Zur Aufnahme der heiligen Gebeine hatte Erzbischof Bruno ein Münster gegründet und ein Chorherrnstift dabei errichtet, und am 9. Dezember 964 fand die feierliche Niederlegung statt. Der steigende Einfluß der Erzbischöfe Kölns bewährt sich dann in dem folgenden Jahrhundert; sie weilten früher und oft in Soest, empfingen dort den Besuch Heinrichs III. und Heinrichs IV., und Heribert soll um 1014 eine bischöfliche Pfalz erbaut haben — vielleicht ein Umbau der alten Wittekindsburg. Am meisten treten Erzbischof Annos II. und Philipp von Heinsbergs Beziehungen zu Soest hervor, bis dieses sich inmitten des 15. Jahrhunderts durch einen gewaltigen Kampf der Abhängigkeit entschlug.

Die Entwickelung des Soester, für den Germanisten so wichtigen Rechtes fällt hauptsächlich in das 12. und 13. Jahrhundert. Das älteste Gesetzbuch ist lateinisch geschrieben, aber nicht lange nachher schrieb man die Fortbildung dieses statutarischen Rechts in alt-plattdeutscher Sprache auf, fügte nach und nach neue Satzungen hinzu und bekam so die „alte Schrae" (Skra bedeutet im Isländ. und Skandin. Schrift), welche bis ins 16. Jahrhundert gegolten haben soll; um diese Zeit wurde sie von einem Stadtschreiber Jasper van der Burg auf die Seite geschafft, wovon der alte Vers sagt:

De Schrae will wy wetten, der Borger Recht,
Verklagen Mester Jaspar, der Stadt Diener und Knecht,
Dat he uns hefft vorentholden manche Tyt
Der Borger Privilegia und Plebiscyt. —

Dies wurde Veranlassung, daß man die „neue Schrae" aufsetzte; unter den Städten, welche sie annahmen, sind Hamburg und Lübeck, das sie wieder an andere meist nordische Städte austeilte, vor allen zu nennen. Später wurden die Gesetztafeln wieder aufgefunden und zusammen mit dem Stadtbuche auf dem Rathause an einer schweren Kette befestigt. Auffallend in dem Soester Gesetzbuch sind die vielen Vergehen, die der Magistrat durch „ein Boder Wiens" sich brüchten läßt.

Seine vielen Privilegia und Rechte ließ Soest sich von den Schutzherrn durch pacta ducalia bestätigen, und verstand es, sie unangetastet zu wahren. Das wurde Graf Dietrich von Mörs, der stolze Kurfürst-Erzbischof von Köln und Bischof von Paderborn, im 15. Jahrhundert inne. Fehden mit seinen Nachbarn, der unglückliche Versuch, Paderborn seinem Erzstift einzuverleiben, ein nutzloser Zug gegen die Hussiten nach Böhmen hatten ihn in Schulden gestürzt; er hoffte sie durch eine starke Schatzung seiner Lande zu decken und begann damit, alle Einwohner und alles Eigentum aufschreiben zu lassen. Das ging in seinen andern Besitzungen ohne Zwist vor sich, die Westfalen aber verstanden die Neuerung übel und wollten nichts von des Bischofs Schreibereien und Schatzungen wissen; sie waren nie so beschrieben worden und ihre

Väter auch nicht — sie werden noch heute unwirsch, wenn man sie beschreiben will; darum warfen sie barsch die Schreiber zum Thore hinaus. Der ehrenreichen Stadt Soest fürsichtiger Rat aber wurde gebeten, wie er schon oft gethan, den Zwist der Städte mit dem Fürsten beizulegen. Deshalb und weil Soest selbst gerade am wenigsten von des Kurfürsten Schatzung hören wollte, suchte dieser heimlich die Soester zu bestechen; er schlug vor, sie sollten die Schatzung zugeben, dann solle auf ihrem Rathaus ein eiserner Kasten die gesamten Einkünfte von allen Gemeinden der Landschaft aufnehmen und je der dritte Pfennig der Stadt zufließen. Das war ein verlockendes Anerbieten, aber Soests Bürger waren zu ehrlich, des Landes Sache zu verraten. Da hetzte der Bischof den Soestern Feinde auf und bezeigte sich überall tückisch und treulos gegen sie; das Domkapitel von Köln erwies sich unmächtig, ihnen den Frieden zu schaffen; der Bischof bewog benachbarte Städte und Fürsten, in das Gebiet der Stadt einzufallen; endlich sandte er als oberster Stuhlherr in Westfalen drei Freischöffen nach Soest mit dem Mandat, es solle kein Recht und Gericht mehr in der Stadt sein, und die Einwohner sollten wieder von allem Gut den Zehnten an die Geistlichkeit geben. Dann zogen zwei „junge ehrbare Helden" aus Soest Johann de Rode und Johann van der Broke in das Lager des Erzbischofs, der ihnen aber den spöttischen Bescheid gab, er wolle in kurzem ihr Gast sein. Sie aber luden ihn ein, auf dem Bankette nicht auf sich warten zu lassen; sie gedächten ihn so zuzurichten, wie einst zu Wesel geschehen sei. Die Bürger richteten einen Bund mit Münster, Osnabrück, Paderborn und Lippstadt auf, beschlossen Leib und Leben für ihr Recht zu opfern und setzten den merkwürdigen lakonischen Absagebrief an den Kurfürsten auf:

> Wettet biscop Dierich von moers, dat wy den vesten junker Johan van Cleve lever hebbet alß juwe, unde werd juwe hiemet abgesagt.
>
> Dat. Soest, a. d. 1444.

Damit begann die berühmte Soester Fehde, die Westfalen aufs schrecklichste verwüstete und alle seine Dynasten und Städte in die blutigsten Wirren riß. Es war einer der vier großen erbitterten Kämpfe der Fürstengewalt wider das auf der Bahn der Selbstbefreiung mächtig sich entwickelnde Bürgertum; ein Kampf, der gerade am erbittertsten um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aufloderte, als die Fürsten und der Adel, in fortschreitender Verarmung durch schlechte Wirtschaft und Fehdewesen, vom reichen Bürgertum überflügelt zu werden begannen, und der zu jenem höchsten Ehrentag der Eidgenossen bei St. Jakob (1444), zu dem Siege der Nürnberger bei Pillenreut (1450), zu der Überwältigung von Mainz durch den Erzbischof Adolf (1462) und zu unsrer großen Soester Fehde von 1444 bis 1449 führte.

Soest sah sich leider von den großen Städten Westfalens, mit denen es einen Bund aufgerichtet, schmählich verlassen, es blieben nur die Dynasten von Lippe, Hoya und Hohnstein auf seiner Seite, nur die Stadt Lippstadt der allgemeinen Sache treu. Den kräftigsten Beistand erhielt es jedoch von Junker Johann von Cleve, genannt „Johannken mit den Bellen“, weil er nach burgundischer Sitte Wams, Hosen und Schnabelschuhe mit silbernen Schellen (Bellen) geziert trug. Mit ihm schlossen die Bürger Soests einen Schutzvertrag und leisteten ihm dafür die Erbhuldigung. Es war am 20. Juni 1444, als der streitbare Mann, Johann von Blankenstein, Drost zu Wetter, und der Ritter Konrad Stecke mit 80 Gewappneten in Soest einrückten; sie verkündeten des Junkers Ankunft auf den nächstfolgenden Tag; an diesem „langte der blühende Held, nicht angetastet durch die Lauerer des Erzbischofs, der bereits die Grenzbäume und Landwehren der Stadt zu zerstören begann, um Mittag vor Soest an, begleitet von 2800 Reisigen auf Hengsten, mit „Bellen“ geschmückt. Ehrerbietig eingeholt, ward er folgenden Tags mit seinen Räten und Rittern aufs Rathaus geführt, wo jener Vertrag mit ausgestreckten Fingern zu Gott und allen Heiligen beschworen wurde. Die Fehde begann mit Sengen, Brennen und Verheeren; ein erster Versuch wider die Stadt, unternommen von der Stiftsmannschaft von Köln, blieb ohne alles Ergebnis. Über die Zerstörung friedlicher Dörfer und Höfe, die Berennung und Niederreißung einzelner Burgen und Warttürme, wie der Schlösser Heide-Mühl, Welschenbeck, Körtlinghusen, erhoben sich die Kriegsthaten nicht; und so zog sich die Fehde hin, ohne daß ihr der Erzbischof Dietrich eine andere Wendung zu geben vermochte, als er im Sommer 1446 mit seinem ganzen Kriegsaufgebot in der Börde erschien und bei Sassendorf sein Lager aufschlug. Es erfolgten nur neue Verwüstung der Flur und eilf Tage hindurch kleine Scharmützel unter gewaltigem Gekrache der Bombarden und Handbüchsen, welche den Feind hübsch fern von den Mauern hielten. Der Spätherbst brachte endlich den Soestern einen entschiedenen Sieg. Der gesamte Stiftsadel von Köln und die Reisigen ihm verbündeter Städte waren am 28. Okt. auf der Haar in der Stille zusammengestoßen, um die Stadt Soest zu überrumpeln; sie näherten sich frühmorgens unter starkem Nebel unbemerkt dem Grandwiger Thore; da erschaute der Türmer die Gefahr und stürmte die Bürgerschaft auf, die nun unter ihrem Anführer, Ritter Konrad Stecke und den clevischen Hauptleuten und ihrem Bürgermeister den Weichenden so gewaltig zusetzte, daß Herr Dietrich von Burtscheidt mit dem Stiftsbanner das Weite suchte und die verfolgenden Soester 140 Gefangene machten, darunter 29 Edelleute und 3 Bürgermeister waren; auch 130 Pferde wurden erbeutet — auf der Walstatt aber lagen gefallen Graf Philipp von Nassau, ein Graf von Wittgenstein, Propst

zu St. Gereon in Köln, und viele andere vornehme Herren. An Beute und später an Lösegeld brachte dieser Tag den Soestern nicht weniger als 38 000 Goldgulden ein.

Die Schlacht vom 28. Oktober feiert das beste der von der Soester Fehde handelnden Volkslieder. Wir lassen es in einer Nachdichtung des alten Textes, der in L. Uhlands „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder", Stuttgart 1845, Bd. II. S. 964 zu finden ist, folgen:

Nun sollt Ihr vernehmen, was jüngst geschah,
An dem Samstag, der uns im Felde sah;
Der Nebel lag über den Landen;
Die Kölnischen rannten wider die Stadt,
Bischof Dietrich führt' ihre Banden.

Da läutete die Glocke Sturm,
Der Wächter rief herab vom Turm:
„Die Kölner sind angekommen;
Nun laßt uns rücken zum Kampf ins Feld,
Der Kampf nur kann uns frommen!"

Johann der Rote, ein junger Mann,
Sprach muth'gen Sinns die Bürger an:
„Nun folget mir alle mit Treuen;
Ruft Gott den himmlischen Vater an,
Daß wir die Kölnischen bleuen;
Hauedurch,* führ' du den stärksten Hauf!
Wohlan, nun stoßt uns die Thore auf!"

So zogen sie aus, es währte nicht lang',
Bis manche Gleve in Stücke sprang;
Dann griffen sie nach den Klingen
Und schlugen manchen schweren Schlag,
Die Feinde zum Falle zu bringen.

Ritter Diedrich von Witten, der stolze, bat:
„Liebe Herrn, laßt mir das Leben in Gnad'!"
Johann von Schede gab sich gefangen:
„Wir stritten, wie tapfere Degen thun,
Doch das Glück ist nicht mit uns gegangen!"

Mein Junkherr von Büren, ein Edelmann,**
Rief kecken Rufs Dirk Burscheit an:
„Herr Graf von Wittgensteine,
Wir wähnten, wir stünden bei Freunden heut',
Nun stehen wir hier alleine!"

Herr Steffen von Laer im Blute rot
Lag da mit allen Knechten tot.
Wulf von Uffeln blickte voll Grimms umher, —
Er hatte so hoch sich vermessen,
Wie Schafe zu jagen der Soester Heer,
Nun hat er das Prahlen vergessen. —

Inmitten dieser Kämpfe wurden mancherlei — im ganzen vierzehn — Sühneversuche in verschiedenen Städten gepflogen, die sämtlich ohne Ergebnis blieben; einmal auch erbot sich Erzbischof Dietrich, er wolle sich allein mit dem Junker von Cleve schlagen, im offenen Felde oder in einer Stube, ohne Rüstung oder gewappnet, was Junker Johann freudig annahm, „obgleich ihm die Sache an einem Priester fremd dünkte." Nun aber entzog sich der Erzbischof wieder seinem Wort. Er hatte unterdes andere Mittel, Soest zu demütigen, gefunden: er hatte nicht allein die

* Der plattdeutsche Name des angerufenen Wackern lautet: „Hauwe-dardorch".
** Vir nobilis, ein Dynast.

Bischöfe von Minden und Hildesheim und Münster auf seiner Seite, und die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen, Herzog Wilhelm von Sachsen, Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Braunschweig und zahlreiche andere mächtige Herren, selbst die freie Stadt Dortmund, die samt und sonders Soest die Fehde ansagten, für seine Sache gewonnen; er hatte jetzt auch noch ein Heer hussitischer Söldner aus Böhmen an sich gezogen, die Herzog Wilhelm von Sachsen angeworben, und die, als dieser ihrer Dienste in seinem Lande nicht mehr bedurfte, sich nicht hatten heimsenden lassen wollen, so daß Herzog Wilhelm, um ihrer entledigt zu sein, sie dem Erzbischofe von Köln wider seine Ungehorsamen anbot. Der Bischof nahm bereitwillig ihren Dienst an, und so führte Herzog Wilhelm am 2. Juni 1447 9000 Böhmen zu Pferde mit ihren Trabanten und 10 000 zu Fuß, zusammen über 30 000 Mann, bei Höxter und Holzminden über die Weser, weithin seinen Heerzug mit grauenhafter Zerstörung bezeichnend.

Aber auch der Junker von Cleve verstärkte sein Heer; er hatte an Burgund einen Helfer gefunden, außerdem standen ihm märkische Städte bei: so kam es, daß des Erzbischofs Macht sich an den Mauern von Lippstadt und Soest brach. Nachdem dieser einen großen Theil Westfalens, das Lippesche und das linke Weserufer hatte verheeren lassen, stürmte er zwölf Tage lang vergeblich das vom Junker von Cleve verteidigte Lippstadt, zog dann auf Peter-Pauls Tag 1447 vor Soest und hub an, die Mauern zu beschießen und Sturmleitern von mächtiger Größe zu fertigen. Drinnen aber, wo der junge Herzog mit 800 Reisigen angekommen, trug man St. Patroklus' Gebein umher und las an den vier Enden der Stadt ein Stück der vier Evangelisten ab; dann begann das Stürmen; zu Hunderten klimmte das wilde Volk des Bischofs die Leitern hinan; aber die Bürger wichen nicht, die Weiber traten in ihre Reihen, und was jener schwirrende Bolzen und Taraß- und Hackenbüchsen verschonten, das stürzte der Weiber glühender Brei und brodelndes Wasser in die Gräben hinunter. So kam es, daß alle Anstrengungen der Belagerer, die man, wohl übertrieben, auf 80 000 angiebt, nichts halfen, auch nachdem sie das vor der Stadt liegende Walburgisstift erstürmt, daß endlich des Bischofs ganze Heerrüstung fruchtlos blieb und sein Volk nach vier Wochen sich getümmelvoll auflöste; die Böhmen fanden keinen Unterhalt mehr, erhielten vom Bischofe ihren Sold nicht und dieser ergriff zuletzt vor ihnen selbst die Flucht und rettete sich nach Geseke. Nun begann der kleine Krieg wieder, bis 1449, wo man zum Frieden sich einigte; Herzog Johann von Cleve und Herzog Adolf, sein Vater, wie die Gesandten von Soest kamen dazu nach Köln, Papst Nikolaus V. sandte den Kardinal Johannes Sancti Angeli zur Verhandlung und dieser wußte es dahin zu bringen, daß man dem Papste



Hagen i. W.

die Entscheidung der Frage anheimstellte, wessen von nun an Soest sein sollte; dieser entschied, es bleibe für immer in der Schirmherrschaft des Herzogs Johann und seiner Nachkommen: das bestätigte auch Kaiser Friedrich III., und so hatte Dietrich von Mörs umsonst sich arm gemacht und geworben an ungeheuren Rüstungen, und die Soester hatten ihr Recht gewahrt und ihren Kopf durchgesetzt, keine unnütze Schreibereien in ihrem Gebiet dulden zu wollen. Von dieser Soester Fehde bewahren Gedichte und Volksgesänge das Andenken: unter anderen eine plattdeutsche Art Reimchronik und ein Gedicht: „wu Korttelinkhusen gewunnen ward," von einem fröhlichen Gesellen, der dabei war, „Wrischer Mai genannt". Von den religiösen Streitigkeiten in Soest während der Reformationszeit giebt uns ein satirisches Drama, der „Soester Daniel", verfaßt von dem Minoriten Gert Haverland, Kunde. Es ist 1534, gerade zur Zeit der münsterischen Wiedertäufer-Unruhen, erschienen und verleiht uns manchen klaren Einblick nicht minder in die damaligen Sittenzustände als in die dauernden Reibereien zwischen den Katholiken und Evangelischen. Ein neuerer Forscher, Fr. Jostes, dem wir die erste und beste Ausgabe des „Daniel von Soest" verdanken, vermutet in dem Verfasser den berühmten Kardinal Joh. Gropper.* – Als 1609 der letzte Herzog von Cleve, Johann Wilhelm, starb, und ein Teil seiner Lande von Johann Sigismund von Brandenburg besetzt wurde, kam auch Soest unter dessen Herrschaft. Es sank aber seit dem 16. Jahrhundert immer mehr von seiner Höhe und Macht; vorzüglich hart bedrängte es der 30jährige Krieg; der grimme Herzog Christian von Braunschweig, die Spanier, die Italiener, die Kaiserlichen wechselten sich in dem Verheerungswerke ab. Zu jener Zeit hat auch Simplicissimus, der abenteuerliche, als Reiterjunge von kaiserlichen Dragonern zwischen Hamm und Soest aufgefangen und als Schutzwache im Kloster Paradies einquartiert zu Soest gelegen; er gerät dort in ein altes Kellergewölbe, wo er durch zwei Pistolenschüsse eine Öffnung in das Mauerwerk bricht und einen reichen Schatz von Edelsteinen, köstlichem Gerät und vielen Münzen findet; man erzählt ihm dann, es sei längst gemeine Sage im Land, daß ein eiserner Trog voller Geldes in dem Gemäuer sei, den ein schwarzer Hund hüte, zusamt einer verwünschten Jungfrau; nur durch einen fremden Edelmann, der ins Land komme und den eisernen Trog mit einem feurigen Schlüssel aufschließe, könne sie erlöst werden, wer aber von fahrenden Schülern oder Teufelsbannern noch bei Mannsgedenken danach ausgegangen, dem habe das gräuliche Ungeheuer nach überstandener schrecklicher Angst den Bescheid mitgegeben, niemand könne den Schatz heben, der nur einmal Weibermilch getrunken: „vor wenig Jahren

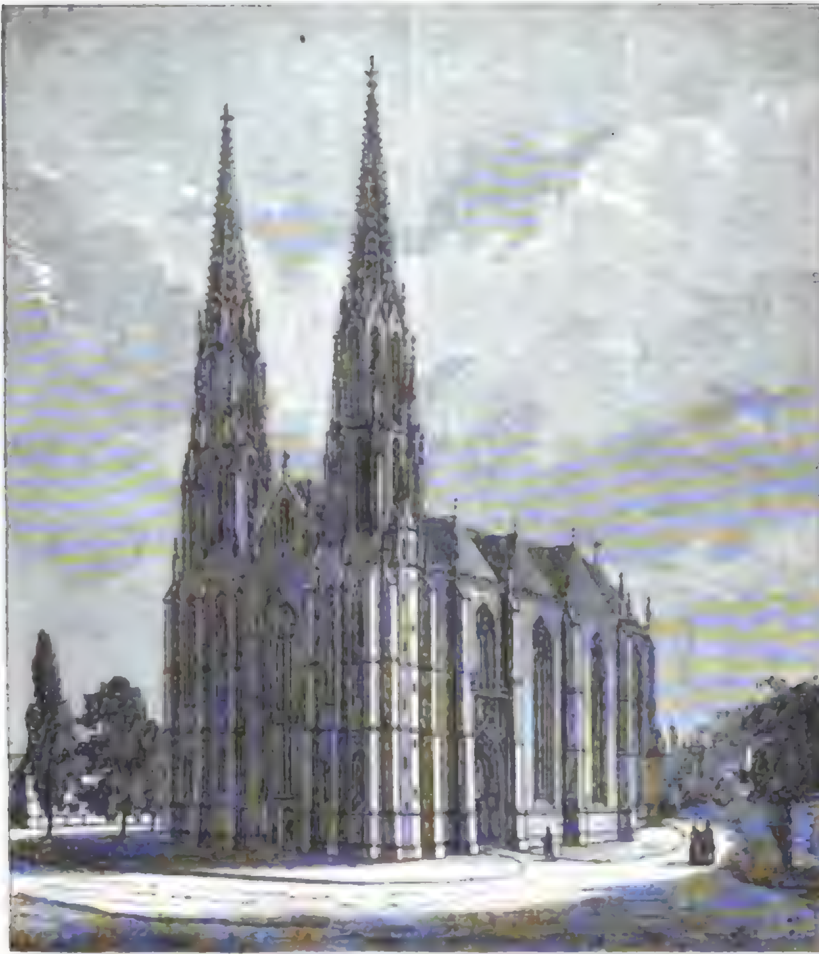
* Vgl. Fr. Jostes: Daniel von Soest, Paderborn, Schöningh 1888.

wäre ein Mägdlein mit etlichen Geißen des Orts auf der Weyde gewesen, als ihr aber eine davon entloffen und in besagtes Gemäuer kommen, hätte ihr das Mägdlein nachgefolget: zu demselben seye die Jungfrau kommen, und hätte es gefragt, was es da zu schaffen habe, und demnach das Mägdlein geantwortet: Es wolle seine Geiß wiederholen, hätte die Jungfrau demselben ein Körblein voller Kirschen gewiesen und gesagt, so gehe und nimm dort von dem, was du vor dir siehest mit sampt deiner Geiß, komme mir aber nicht wieder und siehe dich auch nicht umb, damit dir nichts arges widerfahre; darauf seye das Mägdlein erschrocken und habe in solcher Angst sieben Kirschen ertappet, welche, sobald sie vor das Gemäuer kommen, zu Gold worden." Als Simplicissimus an dem fetten Bier, an den besten westfälischen Schinken und Würsten, wohlschmeckendem Rindfleisch, welches man aus dem Salzwasser kochte und kalt zu essen pflegte, an dem schwarzen Brote und der gesalzenen Butter seines ausgestandenen Leides vergaß und sich so herausgefüttert hatte, „daß er in kurzer Zeit wieder einen glatten Balg bekam," wurde er in den vier Jahren seines Aufenthaltes in Soest so bekannt durch seine Anschläge und Abenteuer, daß man ihn „dat Jägerken von Soest" damals nannte, unter welchem Namen nun auch den Simplicissimus die neueste Oper verherrlicht. — Eine andere Soester Sage erzählt von einem Ritter Themo, der Tag und Nacht seine Zeit mit Würfeln und Dobbeln zugebracht; zu dem tritt eines Abends ein Unbekannter mit einem Säcklein voll Geld ins Haus und begehrt zu spielen: Ritter Themo langt freudig den Becher mit den Würfeln her, aber er wirft unglücklich, Wurf nach Wurf, bis er zornig den Unbekannten den leibhaftigen Satan schilt: und siehe, was Ritter Themo nicht erwartet hatte, der fremde Herr faßt ihn wirklich beim Kragen und fliegt mit ihm durch die Decke und das Dach des Hauses und hoch in die Lüfte; die Dachziegel fand man mit blutigem Gehirne bespritzt, wohin aber sein Körper gekommen, das hat niemand bis auf diese Stunde erfahren.

Ein für die Geschichte der Kunst wichtiger Name ist der des Soester Goldschmieds, Malers und Kupferstechers Heinrich Aldegrever (Trippenmacher). Er ward 1502 in Paderborn geboren und zog gen Nürnberg, um von Meister Albrecht Dürer die Schilderei und den Kupferstich zu erlernen; auf seinen Reisen nannte er sich Albert von Westfalen; deshalb hat man ihn auch Albert genannt und zwei Künstler Aldegrever angenommen; doch stammen die Bilder, welche ihn zum ersten der sogenannten „Kleinmeister" in der Kupferstecherkunst nach Albrecht Dürer machen, von dem einen Meister Heinrich, dessen Hand außerdem die Kirchen seiner Heimat mit großen trefflichen Gemälden im Stile seines Meisters geschmückt haben soll. Nach dem Geschmacke seiner Zeit sind seine Arbeiten mitunter an cynische oder satirische Stoffe gewendet, was ihrer Erhaltung geschadet hat. Es

war offenbar eine große Verbitterung gegen die kirchlichen Zustände seiner Zeit in ihm; er scheint in seinen religiösen Irrungen sich sogar der Wiedertäuferlehre zugeneigt zu haben. Wir haben mehrere Bilder König Johanns von Leyden von ihm, auch scheint er die Stempel für dessen schöne Silberthaler geschnitten zu haben. Zu den berühmtesten seiner Bilder gehört die Bürgerhochzeit, woraus zugleich der Wohlstand westfälischer Patrizier in jener Zeit erhellt; keiner der Frauen- und Männergestalten fehlt der reiche Schmuck von schweren Ketten und Perlschnüren; die Männer tragen Siegelring, Degen, Dolche und künstliches Wehrgehenk über den reichgeschlitzten Wämsern, die Frauen ein sonderbares Kopfzeug und lange Schleppkleider mit kostbaren Bügeltaschen an zierlichem Gehänge. Auf einem anderen Blatte, welches Titus Manlius, den Römerhelden, darstellt, zeichnete Aldegrever ein Mordinstrument, das man überrascht als eine Guillotine erkennt, die übrigens öfter auf Bildern aus frühern Jahrhunderten (z. B. in Cats Gedichten, Folioausgabe, Amsterdam 1658) vorkommt.

Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß Soest einst auch eine Kunstschule für Baukunst, eine Bauhütte besessen habe; eine gewisse Eigentümlichkeit, die in schlichter Würde sich kennzeichnet, kehrt in den meisten seiner schönen Baudenkmale wieder und spricht für eine unabhängige Entwicklung der Kunst innerhalb der Mauern der denkwürdigen Stadt. Der Dom des heiligen Patroklus oder die Münsterkirche zeugt am unverkennbarsten davon; er zeigt die Kunst des 10. und 11. Jahrhunderts (Erzbischof Bruno von Köln ließ im Anfange des 10. Jahrhunderts den Bau beginnen) und zeigt besonders an der Westseite die höchste Vollendung des sächsischen Stiles, der seine Bögen im Halbkreise schlug und durch die schwere Gewalt seiner Massen wirkte; die Bögen dieser westlichen Seite sind eines der schönsten Denkmale dieses Geschmacks: wunderbarer Weise befindet sich über ihnen, in Sankt Patrokli Schutz gestellt, die Rüstkammer der Stadt, wo Armbrust und Pfeile noch jetzt der wehrhaften alten Zeit Gedächtnis erhalten. Im Innern der Kirche wurden früher die Gebeine jenes Heiligen in einem kostbaren Reliquienschrein, „Patrokluskasten“ mit schönen Skulpturarbeiten (jetzt in Berlin) gezeigt, außerdem ist ein wunderthätiges Bild da, ein mächtiges Kruzifix, „der große Gott von Soest“, Karls des Großen Patengeschenk an Wittekind, wie man sagt, wie auch mehrere altertümliche, durch reiche und künstliche Stickereien wertvolle Meßgewänder. — Noch glänzender ist die Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts in Soest vertreten; da hatte man die schweren sächsischen Bogenformen verlassen, in der lichten Spitzbogenform strebte die Kunst höher himmelan, wie dies fortwährende Entfalten zu immer höher strebenden Gebilden, dies kraftvolle Besiegen, dies stolze Niederstrecken und Zergliedern der Steinmassen überhaupt die



Die Wiesenkirche zu Soest.

schönste Eigenschaft der mittelalterlichen Baukunst ist. Der Grieche fand in jonischer und korinthischer Säulenstellung eine schöne Form für den Geist, der seinen vollendetsten Ausdruck darin bekam; aber was anfangs eine klare Krystallisation gewesen, ward ihm bald eine Versteinerung und das natürliche Wachstum seiner Kunst bekam eine tote Blüte in jener vollendeten Form, die mit sich selbst zufrieden von weiterem Fortbilden abließ: daher kommt es, daß, wer eine korinthische Säulenstellung, einen hellenischen Tempel aus der Blütezeit gesehen hat, sie so ziemlich alle sah. Anders bei unsrer Kunst: das Streben nach einer höhern Vergeistigung des Stoffes ließ jede neue Schöpfung lichter, schlanker, schöner sich gestalten: nennen wir doch den Haupt- und Mittelpunkt jedes Kunstwerks dieser Art, um den das andere sich gestaltet, die Säule, eine Strebe, das nie Rastende, zu Geist und Himmel Emporziehende des Werkes anzudeuten. Es giebt in unsrer Heimat kaum ein Gebäude, worin dieser Charakter deutscher Kunst glänzender sich ausspräche, als die Kirche der heiligen Maria zur Wiesen in Soest. Sie soll von einer Gräfin zum Dank für die Heimkehr ihres Mannes aus den Kreuzzügen erbaut und 1343 vollendet sein. Johannes Schindler wird der Meister genannt. Das Schiff ruht auf acht schlanken Säulen und hat die vollendetsten Verhältnisse: gen Osten schließen es drei Chöre, wovon der mittelste wahrhaft prachtvoll durch seine reichen Verzierungen und wunderbar schönen Glasmalereien in schmalen Fenstern von 23 m Höhe ist. Das Ganze ist nicht groß, aber die Verhältnisse der Höhe sind großartig; diese tritt um so auffallender hervor, als das reiche Gliederwerk der Pfeiler, ohne Unterbrechung durch Knäufe

und Gesimse, in fließendem Zusammenhange an den Gurten der Decke entlang läuft. Die Kirche ist in jüngster Zeit einer Erneuerung unterworfen, die ihre ganze Schönheit hervortreten läßt. Schön ist auch das südliche Thor mit seinen zarten und feinen Arbeiten. Soest besitzt noch mehrere sehenswürdige Baudenkmale, die Peterskirche z. B. und die Marienkirche zur Höhe, die ein Versuch zu sein scheint, bis zu welchem Grade der Willkür alle Symmetrie sich verleugnen lasse. Von den Resten der früheren Festungsbauten erwähnen wir das mächtige Osthofer Thor, auch Nibelungenthor genannt, das schon vielleicht unter Philipp von Heinsberg angelegt wurde. Friedrich Wilhelm III. bewilligte 1830 die Mittel zu einer würdigen Wiederherstellung.

Auch dürfen wir hier nicht eines höchst merkwürdigen alten Baudenkmals aus der Nähe von Soest zu erwähnen vergessen. Folgt man der Straße, die südwärts gen Arnsberg führt, so erreicht man halbwegs zwischen beiden Städten den Weiler Drüggelte oder Drüchelten und findet hier eine kleine achteckige Kapelle von höchst zierlichen Formen; zwölf Säulen von verschiedener Stärke tragen das Gewölbe, das in eine kleine Kuppel ausläuft; an einigen der Kapitäle finden sich Meißeleien, an einem drei Köpfe, an einem andern rosenartige Gebilde. Diese Kapelle, heißt es, sei die älteste Kirche im Lande, ja, sie sei noch ein Heidentempel gewesen; auch soll durch eine der schmalen schartenartigen Lichtöffnungen am Johannestage die Sonne just beim Aufgange ihre ersten Strahlen werfen, wie an dem Tempel der Morgenröte zu Jüterbog, in welchen die Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche hineinschien. Die Kapelle ist vielleicht eine Taufkapelle aus der karolingischen Zeit; man könnte den Stil — si fas est parva componere magnis — dem des Münsters zu Aachen vergleichen; wertvoller würde jedoch die genauere Feststellung ihres Ursprunges sein!

Der Weiler Drüggelte liegt am rechten Ufer der waldreichen Möhne, der wir hier, trotz der schönen Ufergegend, z. B. bei Mülheim, nicht folgen dürfen — wir würden sonst weiter aufwärts an dem von Rüthen und Belecke kommenden Gewässer die Marmorschneidemühlen und Schleifereien von Allagen aufsuchen, wo schöner süderländischer Marmor von ausgezeichneter Art und mannigfaltigster Färbung (den besten bringen die reichen Brüche von Mecklinghausen bei Olpe — Kremergel- oder Kramenzelstein nennt ihn dort das Volk — hervor) in geschmackvollen Formen für den Gebrauch hergerichtet wird. Wir haben uns wieder nordwärts zu wenden, steigen von Drüggelte wieder hinauf auf die Haar und genießen von ihrem breiten Scheitel eine jener entzückenden Ansichten, an denen Westfalen so reich ist. Fern im Nordosten verschwimmt im blauen Dufte die lange Osningkette, welche die vor uns sich ausbreitende Lippe- und Emse-Ebene einschließt. Hunderte von stattlichen Gehöften und Dörfern erheben sich aus dem dunklen Grün der Wälder und aus dem wallenden

Gold der Felder leuchtend hervor, am fernen Horizonte ragen die Türme der größeren Städte; wir überschauen hier den münsterischen Tieflandbusen noch besser als es von dem höheren Kamme des fernen Osning geschehen konnte; er dehnt sich zwischen den fast geraden Schenkeln der beiden Höhenzüge, der Haar und des Osning, von Osten beginnend, immer breiter aus, bis er übergeht in Hollands fette Weiden. Auf diesen Haarhöhen wandelte Immermann und gewann an den alten reichen Höfen seine Vorbilder zu den Schilderungen des Oberhofes; hier wandelte und träumte der junge Freiligrath zwischen Heidekraut und Wacholdergebüsch, und manche seiner ersten und kräftigsten Lieder und Gedichte sind an den Haarhöhen entstanden. Doch wir wandern wieder hinab und über Soest hinweg der Lippe zu, die wir in der Gegend des freundlichen Dörfchens Lippborg mit seinen hügelichten Wald- und Ackerfluren finden. Haus Assen liegt hier, am rechten Ufer des Flusses, eine Strecke landeinwärts, der stattliche Sitz der Grafen von Galen, wie ein altes Schloß aus einer Eichendorffschen Erzählung, mit den blaubeschieferten Türmchen über dichte Waldesgipfel emporragend; es ist eng aus Ziegelsteinen zusammengebaut, in einem wunderlichen eckigen Stile, und muß einer Zeit angehören, welche die alten Felsenburgnester mit Belfried und Zugbrücke unnötig gemacht hatte, aber noch nicht wagte, in geräumigen, weit und bequem gedehnten Flügeln jeder Gefahr mit offener Brust und wehrlos zu trotzen. Jahrhunderte lang gehörte es den Kettelers und ist auch von ihnen in seiner jetzigen reichen Renaissance-Ausschmückung erbaut, erst durch Christoph Bernard kam es an die Galen; in neuerer Zeit ist es bedeutend erweitert. — In der Nähe ist Herzfeld, ein Dorf, welches die Erinnerung an die heilige Ida weiht. Sie war eines Grafen Egbert, aus dem Gefolge Karls des Großen, Krankenpflegerin im Frankenlande geworden; als er genesen, bat er die sanfte und fromme Base des großen Karl, ihm in seine Heimat zu folgen, und sie willigte ein und zog mit ihm, viele Tage lang, bis sie an die Lippe kamen; da rasteten sie, als es Abend geworden, weil es ihr wohlgefiel in den schönen Waldungen umher. In der Nacht aber offenbarte ihr ein Traum, wie sie die Stätte wählen solle zu einem Gotteshause und einer Gruft, darin einst sie und ihr Gemahl ruhe. Als sie auf ihres Mannes Hauptsitz, der Hovestadt, angekommen, ließ sie die Waldung lichten, ihr zahmer Hirsch trug die Steine zum Bau und bald erstand eine Kapelle, bald auch das Dorf, das nach dem Hirsche genannt wird; noch heute sieht man tief unten im Bette des Flusses den grünen Weg, welchen die Heilige mit ihrem Saumtiere wandelte. In der Kapelle selbst ist Ida abgebildet, wie sie unter einem Baume ruht und das treue Tier, den Kopf in ihren Schoß gelegt, frommen Auges zu ihr aufschaut. Sie ruht in dieser Kapelle, in der Verschollenheit eines stillen Dörfleins, obwohl sie die



Ruinen der Burg Lippspringe.

Stammmutter der mächtigsten deutschen Fürsten-Häuser, auch der preußischen Königsfamilie geworden ist.

Nach langer Fahrt erreichen wir dann Lippstadt, auch dort hat der Simplicissimus seine abenteuerlichen Fahrten gemacht. In der Nähe Lippstadts mündet die Glenne, welche aus dem Münsterlande kommt und die von Liesborn fließende Lise aufnimmt; hier im Winkel zwischen Glenne und Lippe in alten mächtigen Wällen sind vielleicht die Reste des von Drusus erbauten, von den Altertumsforschern viel gesuchten Kastells Aliso; nicht bei der Almemündung, wo Elsen liegt. Die Quellen der Lippe endlich erreichen wir am südwestlichen Abhange des Lippeschen Waldes, wie dieser Teil des Osning genannt wird. Das nahe Lippspringe besitzt Ruinen eines, wie man behauptet, alten Sitzes der Tempelritter. Wir wissen aus dem Poeta Saxo, daß Karl der Große, „an den Quellen der Lippe" gelagert, einer großen Menge Sachsen die Taufe erteilen ließ und an derselben Stelle eine Burg erbaut hat. Wenn nun der Lippearm, an welchem sich unsre Tempelherrnburg erhebt, seit je der Jordan heißt, so liegt die Vermutung nahe, daß die Burg das castrum super Lippiam Karls gewesen, das hellströmende Gewässer aber aus jenen Tagen der Sachsenbekehrung, wo es als reinigende Taufflut gedient, den Namen führe. Um so mehr, als vielfach uralte Burgen, deren Herstammung im Laufe der Zeiten ungewiß geworden, den Tempelrittern zugeschrieben wurden. Die Güter der letzteren wurden bei

deren Auflösung dem Orden der Johanniterritter übergeben, — da wir diese jedoch in Lippspringe als Nachfolger der Templer nicht finden, und über Tempelritter in Lippspringe auch nichts in unsern Urkunden enthalten ist, so wird ihre Anwesenheit dort mehr als fraglich. Gewiß ist, daß die Burg dem Domkapitel zu Paderborn gehörte, in mancherlei Pfandbesitz ausgethan wurde, und daß ein kleiner Ort sich umher bildete, der 1400 städtische Rechte erhielt.

Im 14. Jahrhundert beherbergte die Burg einen Herzog Heinrich von Lancaster, der mit 400 Lanzen auf einem Zuge gegen die heidnischen Preußen begriffen war: es ist nicht wahrscheinlich, daß der ritterliche Brite eine vorteilhafte Vorstellung von westfälischer Gastlichkeit heimgebracht habe, denn er wurde hier in der öden Senne vom Grafen von Rietberg, von Hunold von Plettenberg und Johann von Padberg überfallen und um alle Habe, Gold, Silber, Waffen und Kleidungsstücke gebracht. — Seit dem dreißigjährigen Kriege wurde die Burg dem Verfalle überlassen, mit ihr verfiel allmählich die kleine Stadt umher, bis dieser ein neuer Aufschwung bereitet wurde durch die 1832 gemachte Entdeckung der Heilkraft des jetzt vielbesuchten dortigen Gesundbrunnens, einer Quelle, deren Hauptbestandteile schwefelsaure Salze sind. Die Heilwirkung der jetzt mit Bade- und Gasthäusern und Anlagen umgebenen „Arminiusquelle“ hat sich namentlich an Brustkranken bewährt.

Von Lippspringe machen wir nach Paderborn den Umweg über Neuhaus, um einen Blick auf die Burg zu werfen, welche seit ältester Zeit der Bischöfe von Paderborn Hauptwohnsitz war, an der Pader, Alme und Lippe Zusammenfluß — schon um 1281 machten wider dieselbe als ihres Bischofs Feste die Bürger von Paderborn einen Ausfall und zerstörten sie bis auf den Grund. In ihrer jetzigen Gestalt gehört sie meistenteils dem 17. Jahrhundert, der Zeit des Bischofs Theodor von Fürstenberg an und dient heute als Kaserne. — Die Stadt am „Born der Pader“ — aus 143 Quellen fließt dies Gewässer zusammen — ist der Sitz des ältesten Bistums in Westfalen. Karl der Große hielt hier schon 777 den ersten großen Reichstag im Lande der Sachsen, hier erschienen die Gesandten der Emire von Saragossa und Huesca vor ihm, um seine Hülfe anzuflehen gegen den



Brunnenhaus zu Lippspringe.


Das Schloß zu Neuhaus.

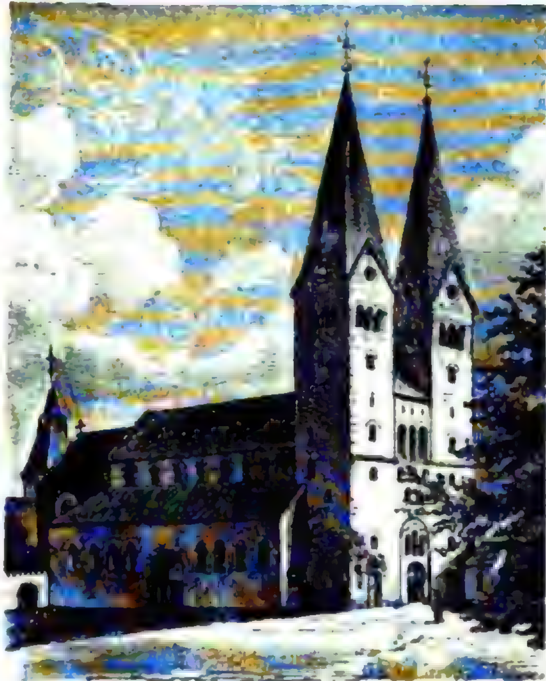
Kalifen Abderrahman. Das war die Veranlassung seiner Sarazenenkämpfe an den Ufern des Ebro, die Veranlassung jener Abenteuer seiner Paladine, welche die Sage des Mittelalters und die Poesie zu einem üppigen Arabeskengewinde verschlungen haben, durch dessen farbig glühendes Blüten- und Blätterwerk das keck behelmte Ritterhaupt Bojardos und das schelmische Poetenauge Ariostos uns anlächeln. Im Jahre 799 bewirtete der große Herrscher in dieser Stadt den Papst Leo III., der flehend und klagend über sein treuloses Römervolk, das den heiligen Mann mißhandelt hatte, zu ihm kam; das war die Veranlassung zu Karls Römerzug im Jahre 800, zu seiner Krönung in der St. Peterskirche, zu der ersten Erneuerung des abendländischen Kaisertums und der ganzen Römischen Reichs-Herrlichkeit deutscher Nation. — Der Apostel dieser Gegend und des Padergaus war der heilige Sturmio geworden; Karl ließ eine Salvatorkirche an der Pader erbauen, wohl die erste im Sachsenlande, und stiftete ein Bistum hier (795), das in den ersten Jahren dem Bischofe von Würzburg untergeben wurde. Der erste Bischof war Hathumar. Zur Ausstattung wurden unter andern die Dienste vier alter sächsischer Familien geschlagen, welche die vier Säulen und edlen Meier des hohen Domstifts hießen; es sind die von Flechten (jetzt von Haxthausen) und die von und zu Brenken noch davon übrig. Unter den Bischöfen nach Hathumar muß der selige Meinwerk genannt werden; er war Verwandter und Hofkaplan Kaiser Ottos III. und eine Art Sixtus V. unter den Prälaten Paderborns, thätig, lebhaft, witzig, eifrig in seinem Berufe; ein großer Wirkungskreis hätte vielleicht seine viel eingreifende Lebhaftigkeit verwirrt, aber er war ganz der Mann, um ein unwirtliches Land voll einer rohen Bevölkerung zu lichten, zu bebauen, die geistige und körperliche Thätigkeit aufzuregen. Die Menge der Schenkungen, welche er dem frommen Kaiser Heinrich II. und seiner jungfräulichen Gemahlin Kunigunde für die Kirche abzugewinnen wußte, geht ins Unglaubliche. Heinrich II. war zu wiederholten Malen in Paderborn und ließ hier seine Gemahlin durch Meinwerk feierlich krönen. Im

16. Jahrh. verursachten Reformationsversuche lange und für die Bischöfe verdrießliche Wirren in der Stadt Paderborn, die jedoch der endliche Sieg des Katholicismus beilegte. Die aristokratischen Verwaltungsgrundsätze des Magistrats veranlaßten im Anfange des 17. Jahrh. den denkwürdigen Bürgeraufstand, welcher einen Liborius Wichards zum unbeschränkten Gebieter machte, bis er vom Fürsten nach einer kurzen Belagerung der Stadt 1604 gefangen und hingerichtet wurde.

Eine Zeit so wilder Gärung, wie die Reformation sie in Münster hervorrief, hat Paderborn nicht zu erleben gehabt; von der schweren Not der Zeit blieb es jedoch auch nicht verschont und namentlich hatte es Unsägliches im dreißigjährigen Kriege zu leiden. Die Drangsale wurden eingeleitet durch das Einrücken des tollen Bischofs von Halberstadt, des Herzogs Christian von Braunschweig, 1622, der durch seine Banden zusammenplündern ließ, was immer für sie zu bekommen war, und den schönen reichen Domschatz völlig ausleerte. Der heilige Liborius ist der Patron des Paderborner Bistums. Die Gebeine desselben sind im Jahre 836 aus Frankreich nach Westfalen übertragen und haben nach der frommen Überlieferung hier viele Wunder bewirkt. Deshalb hatte man sie denn auch in einen kostbaren, ganz von Silber geschmiedeten Kasten eingesargt. Aus den zwölf silbernen Standbildern der Apostel, welche den Schrein verzierten, ließ der tolle Christian seine bekannten Thaler mit der Legende: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ schlagen. Die Gebeine aber schenkte er einer Rheingräfin, einer Geborenen von Croy, welche sie dem Fürstbischofe zurückgab; die Familien von Westphalen und von Niehausen haben dann den heutigen, aus feinen Harzthalern gemachten und vergoldeten Liboriuskasten anfertigen lassen, der mit seinen vielen Figuren und Zieraten ein merkwürdiges Stück Goldschmiedearbeit ist. Den Meister giebt die Inschrift an: Düsse Arwet heffe ick, Hans Krako Goltschmit tom Dringenberge maket von luter Dalers, asse hi bilagt sind, Anno 1635.

Paderborn ist reich an denkwürdigen Kirchenbauten. Da ist zuerst ein Rest einer Marienkapelle aus den Tagen Karls des Großen, von seinem Verwandten Gerold gegründet, neben welcher Bischof Meinwerk zweihundert Jahre später durch griechische Bauleute eine zweite, die Bartholomäuskapelle, aufführen ließ. Im Jahre 1014 hatte Meinwerk den Kaiser Heinrich II. nach Rom begleitet und von daher nicht allein griechische (d. h. wohl unteritalische) Bauleute, sondern auch dreizehn Benediktiner aus Clugny in Frankreich mitgebracht, die in ihrer Heimat die höhere Kunst des Bauens kennen gelernt hatten und nun mit jenen die Busdorfkirche und das Kloster Abdinghof bauten und die Bartholomäuskapelle aufführten. Das kleine (nur 12 m lange) Gebäude dieser letzteren hat außerordentlich schlanke und kühn emporsteigende Säulen und drei Schiffe.*)

* Vgl. W. E. Giefers, Der Badeort Lippspringe.


Die Abdinghof-Kirche zu Paderborn.

„Alle Merkmale der Bartholomäuskapelle, deren Aufrichtung eine ebenso feste als tüchtige Kunstfertigkeit zeigt, passen durchaus in jene Zeit, in welcher man allmählich aus dem altchristlichen Stile zum romanischen überging, und es ist daher das kleine, reizvolle Gotteshaus noch eben dasselbe, welches Bischof Meinwerk im J. 1017 aufführen ließ. Und somit hat sich in Paderborn ein Bauwerk von einer für jene Zeit seltenen Zierlichkeit und künstlerischen Durchbildung in unverändertem baulichen Zustande bis auf den heutigen Tag erhalten. Im J. 1600 wurde die Kapelle mit dem Jesuiten-Kollegium verbunden, gehört aber jetzt zum Dome.

Gleichzeitig mit der Bartholomäuskapelle ließ der bauliebende Meinwerk das Kloster und die Kirche von Abdinghof durch die Benediktiner von Clugny aufführen, von denen jenes jetzt als Kaserne benutzt wird. Schon gegen Ende des Jahres 1022 waren beide der Vollendung nahe gebracht, als plötzlich das Chorgewölbe der Kirche einstürzte. Er weihete deshalb zur einstweiligen Abhaltung des Gottesdienstes die Krypta unter dem Chore ein, welche allein von dem ganzen Werke noch übrig und sehr sehenswert ist.

Von der unter Meinwerk erbauten Kreuz-Kirche ist nichts mehr übrig, als noch ein Teil der Grundmauern. Sie wurde nämlich schon im J. 1058 ein Raub der Flammen. In den Jahren 1069—78 ließ der Bischof Poppo eine neue Kirche über der von den Flammen verschonten Krypta aufführen, welche sich, obschon mit mannigfachen Umgestaltungen, bis jetzt erhalten hat. Im J. 1165 verlor sie nämlich das Dach und die flache hölzerne Decke. Nun wurden zwei Reihen starker Pfeiler im Hauptschiffe längs den Arkadenbögen aufgeführt — vier derselben in den Ecken der Krypta durch das Gewölbe derselben hindurch — und über denselben ein romanisches Kreuzgewölbe angelegt. Auch wurde damals das Mauerwerk der beiden Westtürme ungefähr um 6 m erhöht.

Die Kirche von Abdinghof ist nunmehr der evangelischen Gemeinde in Paderborn überwiesen und in ihrer romanischen Gestalt wieder hergestellt. Auch die beiden Türme erheben wieder ihre schön geformten Spitzen und bilden eine Zierde der Stadt.

An den südlichen der beiden Türme lehnt sich ein eigenartiger Vorbau an, welcher, nach seinen zierlichen Formen zu schließen, wenigstens ein halbes Jahrhundert später entstanden ist, als das Gewölbe der Kirche. Er umschließt ein erhöhtes Gemach von quadratischer Form, welches mit vier romanischen Kreuzgewölben bedeckt ist, die teils auf schlanken Ecksäulchen, teils auf einer mitten in dem Quadrate sich erhebenden starken Säule aufsetzen. Das Klostergebäude ist in ebenso verschiedener, aber späterer Zeit entstanden, wie die Kirche, welche eins der größten und würdigsten Baudenkmäler des romanischen Stils des Bistums bildet. Ebenfalls in ganz verschiedenen Zeiten entstanden ist der Dom. Die erste Kirche zu Paderborn ließ Karl der Große schon im Jahre 777 bauen — wie oben schon bemerkt wurde — und nannte sie Salvator-Kirche. Aber schon im folgenden Jahre wurde sie bei dem Aufstande der Sachsen wieder zerstört. Als der Papst Leo III. 799 Paderborn besuchte, war eine Hauptkirche von ausnehmender Größe noch im Bau begriffen; nur die Krypta scheint vollendet gewesen zu sein, da der Papst einen Altar in derselben zu Ehren des Martyrers Stephanus einweihte und Reliquien von diesem Heiligen in denselben niederlegte. Erst unter dem zweiten Bischofe von Paderborn, Badurad, welcher im Jahre 804 auf Hathumar folgte, wurde die Domkirche vollendet, welche jedoch im Jahre 1000 ein Raub der Flammen ward. Gleich darauf legte der damalige Bischof Rethar den Grund zu einem neuen Dome, aber er starb schon 1009 und sein Nachfolger, der schon mehrmals erwähnte Meinwerk, welcher die Anlage zu klein fand, bauete einen größern, prächtigern Dom, welcher im Jahre 1015 eingeweiht wurde. Aber noch kein halbes Jahrhundert hatte derselbe gestanden, als er im Jahre 1058 durch eine große Feuersbrunst großentheils vernichtet ward. Innerhalb zehn Jahren ließ Bischof Imad denselben wieder herstellen, und weihete ihn im Jahre 1068 ein. Und wieder war kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, als auch das Werk Imads durch Feuer zerstört wurde, nämlich im Jahre 1133. Jedoch in zehn Jahren schuf Bischof Bernard I. einen neuen Dom, der an Festigkeit und Größe alle frühern übertraf. Und dieser Bau, der 1143 vollendet ward, ist im ganzen noch vorhanden, obgleich er manche Abänderungen erlitten hat. Die ungewöhnlich große Krypta ist mit Kreuzgewölben überdeckt, welche auf ziemlich schlanken Säulen ruhen. Das Kapitäl derselben ist das würfelförmige und die gut geformte attische Basis hat schon das Eckblatt, das jedoch nur sehr einfach gehalten ist. Sie ist um 1133 erbaut.

Von dem Dome Imads sind noch übrig der untere Teil des großen Hauptturmes so wie die an denselben sich anschließenden untern Teile des Hauptschiffes und der beiden Nebenschiffe, in deren südlichem jetzt der Taufstein steht.

Unmittelbar vor diesen Teilen ließ Bischof Bernard I. ein westliches Querschiff aufführen, mit dem nördlichen einfachern und dem südlichen reichgeschmückten Portale, und erweiterte die Seitenschiffe bis fast zur Breite des westlichen Kreuzschiffes. Auf die mächtigen Pfeiler wurden romanische Kreuzgewölbe gestützt.

Nach dem Brande von 1263 führte man die Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiffe auf und setzte auf den romanischen Unterbau gotische Gewölbe. Ebenso setzte man in die durchbrochenen Wände große gotische Fenster. In dieselbe Zeit fällt auch die Entstehung des nördlichen Teiles des westlichen Querschiffes, während der südliche Teil in die Mitte des 11. Jahrhunderts zu setzen ist.

Auch der große Westturm hat eine mehrmalige Umgestaltung erlitten. Ursprünglich war er sehr niedrig und mit vier Giebeln versehen, zwischen welchen sich eine ebenfalls niedrige Spitze erhob. Als der Dom ein gotisches Gewölbe erhielt, erhöhte man die Giebel, und führte zwischen denselben eine schlanke gotische Spitze auf. Da diese jedoch vom Feuer zerstört ward, füllte man deu Raum zwischen den Giebeln ganz aus, setzte neue Giebel darauf und dann eine Spitze, die der jetzigen Busdorfer ähnlich war. Diese wurde am 11. Januar 1815 durch einen Blitzstrahl vernichtet und man gab darauf dem alten kolossalen Turme ein den großartigen Bau verunstaltendes Dach, indem der östliche und westliche Giebel ganz, die beiden andern teilweise abgebrochen wurden. Eine würdige Erneuerung des Domes hat in den letzten Jahren stattgefunden. Seit dem Sommer 1889 krönt nun wieder eine würdige Spitze den mächtigen Turm; sie erreicht die stattliche Höhe von nahezu 100 Metern.

Ehe wir den Dom verlassen, müssen wir noch auf einige sehenswerte Arbeiten an und in demselben aufmerksam machen. In dem nördlichen Flügel des Kreuzschiffes steht der frühere Hauptaltar, der im 15. Jahrhundert im gotischen Stile mit großer Sauberkeit und Vollendung ausgeführt ist. Auf dem Chore an der südlichen Wand befindet sich das Grabmal des Bischofs Rotho aus dem Jahre 1399. Der Bischof liegt mit gefaltenen Händen oben auf demselben, in einfachem Gewande, mit trefflich gebildeten Zügen. Das Ganze verrät einen hochbegabten Meister.

An einem Wandpfeiler des Chores zeigt sich ein Marmorrelief von altromanischer Arbeit, die Anbetung der Weisen darstellend, das Meinwerk aus Italien mitgebracht haben soll. In dem Ganzen herrscht eine gewisse Lieblichkeit des Ausdrucks; die Gesichtsbildung ist noch antik gehalten. — Unter den kostbaren kirchlichen Gerätschaften des Domes sind bemerkenswert ein uralter Kelch im romanischen Stile und ein Ostensorium im gotischen, sowie ein Tragaltar, eine äußerst kunstvolle Arbeit »opus satis expolitum«, in Niello im 11. Jahrhundert von einem Bruder Rogkerus des Klosters Helmarshausen ausgeführt.

Nach dem Dome muß zunächst die Busdorfkirche genannt werden, ebenfalls von Meinwerk gegründet und zwar nach dem Vorbilde der Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem, von welcher das Maß durch den Abt Wino von Helmershausen geholt war. Aber von Meinwerks Anlage scheint nichts erhalten zu sein. Den ältesten Teil bildet das viereckig abgeschlossene Chor mit den rundbogigen Quergurten und Kreuzgewölbe, das aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden ist. Die übrigen Teile der Kirche gehören dem 14. Jahrhunderte an, wie sich aus den noch nicht entwickelten gotischen Formen schließen läßt. Das Äußere der Kirche, welches durch den Turm ein stattliches Ansehen erhält, ist durch einen schlechten Vorbau im Roccocco-Stile entstellt. Hinter dem Hochaltare findet sich ein schönes Sakramentshäuschen, das jedoch schon der späteren Gotik angehört. Die Kirche besitzt eine sehenswerte gotische Monstranz und verwahrt in einem zinnernen Sarge die Gebeine ihres Gründers, des seligen Meinwerk, welchen im Jahre 1803 bei der Aufhebung des Klosters Abdinghof hier eine Ruhestätte angewiesen wurde. Auch die Kasel, in welcher derselbe beerdigt wurde, sowie sein Bischofsstab hat sich erhalten und wird im Busdorfe aufbewahrt. Endlich besitzt die Kirche einen siebenarmigen Kandelaber, dessen Fuß mit Arabesken und Tierfiguren geschmückt ist. Die Arbeit ist ziemlich roh und gehört dem Anscheine nach dem 11. oder 12. Jahrhunderte an.

Älter als der Busdorf, wenngleich nicht der Anlage, so doch dem baulichen Zustande nach, ist die Gaukirche, die älteste Stadtpfarrkirche. Ihre Erbauung fällt in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Diese Kirche war im Laufe der Zeit so heruntergekommen, daß sie kaum als romanisches Bauwerk und von Außen auch kaum als Kirche zu erkennen war. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten wurde vor einigen Jahren ein neuer Turm gebaut und die Kirche in ihrer romanischen Einfachheit und Schönheit wiederhergestellt. Mit großer Opferwilligkeit wird jetzt auch für die innere Erneuerung und Ausschmückung des Gotteshauses gesorgt werden. — Überhaupt ist auch in der altehrwürdigen Bischofsstadt Paderborn, sowie im Bistum ein neuer Eifer für die Wiederbelebung der kirchlichen Kunst hervorzuheben, so daß man hoffentlich nicht mehr den Klagen begegnen wird, Paderborn sei hinter den Diöcesen Münster, Köln und Trier in dieser Hinsicht zurückgeblieben.

Soviel über die älteren Baudenkmäler der Stadt Paderborn. Wer Sinn für neuere Bauwerke hat, der besuche noch die schöne Jesuitenkirche, welche im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts erbauet ist.

Wir fügen diesen Angaben über die Kirchenbauten der Stadt, die wir dem für die Geschichte seiner Heimat rühmlich bekannten Prof. Giefers verdanken, nur noch hinzu, daß sich seit 1860 ein Dombauverein gebildet hat, dessen thatkräftigen

Bemühungen es gelungen ist, durch umfassende Erneuerungsarbeiten die schöne und großartige Domkirche Paderborns, die zu den größten kirchlichen Bauten Norddeutschlands gehört, in allen ihren Teilen zur vollen Geltung zu bringen.* —



Das Rathaus zu Paderborn.

Unter den ruhmwürdigen Namen, welche sich an unsre Stadt knüpfen, nehmen drei seiner Bischöfe den ersten Rang ein; zuerst Oliver, der gelehrte Kardinal und Bischof von Sabina, der 1227 als Fürst zu Paderborn starb; dann Theodor von Fürstenberg, erwählt 1585, der Wiederhersteller der bürgerlichen Ordnung in seinem durch die Folgen der Glaubenstrennung zerrütteten Lande, der Stifter einer 1614 in Paderborn gegründeten Universität, endlich Ferdinand von Fürstenberg, erwählt 1661, der, in Rom gebildet, sich als lateinischer Dichter hervorthat und jene Monumenta Paderbornensia verfaßte, welche von so großem Werte für die Geschichte seines Landes sind. Sein Beichtvater war der als Geschichtschreiber berühmte Jesuit Nikolaus Schaten. Auch Friedrich von Spee lebte lange in Paderborn; Gobelin Persona ward 1358 hier geboren, und ist einer der bedeutendsten in der großen Reihe gediegener Geschichtsforscher Westfalens, welche mit dem Annalisten von Corvey beginnt und in Heinrich von Herford, Diedrich von Niem, Werner Rolevink, Levold von Northof, bis auf Stangefol, Kleinsorgen, Kindlinger, Steinen, Möser ꝛc. hinabgeht. Der älteste Dichter und Geschichtschreiber Deutschlands, der fünf Bücher Annalen über die Thaten Karls des Großen schrieb, der berühmte Poeta Saxo, soll unter Kaiser Arnulf ein religiöses Leben in Paderborn geführt haben. — Unter den Künstlern des Bistums Paderborn haben sich Anton Eisenhoit, geb. zu Warburg,

* Es heißt von den Kathedralen Westfalens:

Der Dom zu Paderborn ist prächtig,
Der zu Münster ist mächtig,
Und der zu Minden andächtig.

als Silberarbeiter, Goldschmied und Kupferstecher, Fabricius, J. G. Rudolphi und Stratmann als Maler einen Namen gemacht, als Bildhauer Gröninger aus Münster.

Wir haben in dem Landstriche, den wir zuletzt durchwanderten, uns die romantischen Erscheinungen aus alten Geschichtsbüchern suchen oder sie wie immergrünes Lauch und Steinbrech von sächsisch oder romanisch ausgemeißelten Steinen zusammenlesen müssen und diesen doch kein volles farbiges Gewinde abgewonnen; wir konnten dazu ja nicht einmal mehr mit dreister Hand in den hochblühenden duftigen Weißdorn greifen, der einst seit Jahrhunderten mit Krone und Zweigen um die Mauerquadern der St. Georgskirche in Soest sich rankte, gleich einer ewig blühenden Sage um ein verwittertes Denkmal aus verschollenen Tagen. Aber getrost! wir stehen an der Schwelle einer Landschaft, wo die Helle der blühenden Gegenwart uns lohnen wird für die Wanderung durch die dämmerigen Räume der Geschichte, wo die Romantik eine Art von Alraunwurzel mehr ist, die unter verschüttetem Gemäuer gefunden wird, sondern von der lichten Sonne ihren Schmelz wach küssen läßt und uns entgegen duftet aus dem farbigen Epos einer schönen Gotteswelt. Nur haben wir erst noch einen Blick zu werfen auf die Wevelsburg und die schöne Kirche zu Büren und das alte Gotteshaus Böddeken.

Die Wevelsburg ist der anziehendste Punkt in der Nähe Paderborns; hart an den grünen Ufern der Alme erhebt sie auf einem felsigen Hügel ihre Dächer und Türme und die alten Mauern, mit denen sie im Grundriß die auffallende Gestalt eines Dreiecks bildet, was bei mittelalterlichen Burgen, die sämtlich dieselbe Grundanlage mit Vorburg, Hauptburg und Belfried zeigen, sehr auffallend ist. Nur Mansfeld und Falkenstein am Harz werden mit ähnlicher Bauart im Dreieck gefunden. Daß der Name nicht herrührt von der Lage auf vorspringendem Bergwipfel ist wohl ebenso sicher, als daß er nicht gegeben wurde durch einen Wevel von Büren; denn die Höhe, welche die Burg trägt, ist keine Felsenspitze, kein Wipfel, und ein Wevel von Büren hat nicht gelebt. Man darf annehmen, daß ihre Entstehung dem Anfange des 10. Jahrhunderts, der Zeit der großen Hunneneinfälle angehört; am wahrscheinlichsten war sie eine der alten Sachsenburgen. Man findet eine Stunde nördlich von der Wevelsburg eine alte Lagerumwallung, die schon 1348 die „Hunnenburg" genannt wurde, und ein alter Chronist des 12. Jahrhunderts sagt ausdrücklich, daß die „Wifelesburg" zur Zeit der Hunnen erbaut worden. Das in der Folgezeit verfallene Kastell wurde 1124 von Graf Friedrich dem Streitbaren von Arnsberg, den wir bei Cappenberg kennen lernten, zur Burg ausgebaut. Die Sage will nun, daß dieser gewaltthätige Graf den in Cappenberg gefangenen heiligen Norbert



als Silberarbeiter, Goldschmied und Kupferstecher



BILSTEIN.

hier auf der Wevelsburg eingekerkert gehalten, sie entstand jedoch durch eine mißverstandene Stelle des kölnischen Geschichtschreibers Gelenius. Es wird nichts desto weniger in der Burg der Kerker des heiligen Norbert, das „Norbertsloch“, noch heute gezeigt.

Die Herrschaft Wevelsburg ging nach des Arnsbergers Tode an die Grafen von Waldeck über, wurde von ihnen 1301 an das Stift Paderborn verkauft und von diesen teils den Edelherren von Büren, teils den Brenken zu Lehen gegeben oder verpfändet, bis Bischof Dietrich von Fürstenberg sie endlich im Jahre 1589 von „den von Bewern und sehligen Alharten von Brenken nachgelassener Wittiben“ für 3536 Goldgulden wieder einlöste. Seitdem blieb sie fortwährend im Besitze der Paderborner Kirche. Dietrich ließ auch die gänzlich verfallene Burg von Grund aus neu aufführen, und zwar fester und schöner, als sie je gewesen war. Er verwendete dazu die Summe von 36000 Thalern, ohne daß die Arbeiten und Fuhren, welche im Frondienst geleistet worden, gerechnet wurden. Im Jahre 1604 wurde der Bau begonnen, 1606 vollendet. Im Jahre 1646, gegen den Ausgang des dreißigjährigen Krieges, in welchem die Wevelsburg noch einen festen Platz bildete, wurde sie von einer Abteilung kaiserlicher Truppen besetzt. Dies veranlaßte die Schweden unter dem General Krusemark, nach dem Abzuge der Kaiserlichen sie teilweise zu zerstören. Zwar erfolgte eine Wiederherstellung durch Theodor Adolf von der Reck, Fürstbischof von Paderborn; doch wurde diese nicht ganz durchgeführt. Das Gebäude diente den Fürsten von Paderborn zuletzt als Sitz eines Rentbeamten, der die Gerichtsbarkeit und Polizei-Verwaltung über das Amt Wevelsburg hatte. Am 11. Januar 1815 schlug der Blitz in den größten Turm, und das Feuer verzehrte das innere Holzwerk bis auf den Grund, so daß dem völligen Verfall eine breite Bresche geöffnet ist.

Ehe wir von den verwitternden Mauern der merkwürdigen Feste Abschied nehmen, müssen wir noch der Sage von Kurt von Spiegel, welche sich daran knüpft, gedenken. Die von Spiegel zu Peckelsheim waren Erbmarschälle von Paderborn. Eines Tages war Kurt von Spiegel mit seinem fürstlichen Herrn von der Wevelsburg aus auf die Jagd geritten; aber da ihm das Glück nicht günstig war, so daß er ohne Beute heimkehren mußte, schoß er in Mißmut und frevler Verwegenheit, um doch etwas zu treffen, einen armen Leiendecker vom Dache der Wevelsburg herunter. Wegen dieser That flüchtig, mied er das Land, bis eine neue Bischofswahl seinem nahen Verwandten Ferdinand von Fürstenberg, dessen Großmutter eine Spiegel war, die Inful gab. . . doch, lassen wir das nachstehende Gedicht erzählen:

Kurt von Spiegel.

O frommer Prälat, was ließest so hoch
Des Marschalks frevlen Mut du steigen!
War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,
Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?
O frommer Bischof, wie war dir zu Mut,
Als rauchend am Anger unschuldiges Blut
Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen?

Am Wevelsberge schallt Wald-Hurrah,
Des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,
Es keucht der Hirsch, und dem Edelwild nah,
Ein flüchtiger Dogge, keucht Kurt von Spiegel;
Von Turmes Fahne begierig horcht
Der arme Tüncher, und unbesorgt
Hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,
Des Hirsches einzige Thräne vergossen,
Ein Hörnerstoß durch das waldige Haus,
Vereint zum Geweide die zott'gen Genossen,
Und bald aus der nickenden Zweige Geleit
Die Treiber so stumm, die Ritter so breit,
Ziehn langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Tier:
„Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!"
Da sieht er, hoch an des Turmes Zimier,
Den armen Tüncher auf schwankenden Bohlen.
„Ha!" murrt er, „heute nicht Beute noch Schuß,
Nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,
Ich möchte mir drüben den Spatzen wohl holen!"

Der Tüncher sieht, wie er blinzelt empor,
Und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,
Da sieht er drunten visieren das Rohr,
Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;
Getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,
Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgerät
Kollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf' ihn selber das Todesgeschoß,
So zuckt der Prälat, seine Augen blitzen,
„Marschalk!" stöhnt er, die Stirne wird naß,
Am schwellenden Halse zittern die Spitzen,
Dann fährt auf die Wange ein glühendes Rot,
Und „Marschalk!" ruft er, „das bringt dir den Tod!
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!"

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengste schaut,
Er lächelt umher auf die bleichen Vasallen:
„Mein gnädigster Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,
Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!"
Dann wendet er rasch, im sausenden Lauf
Durchs Thor und die donnernde Brücke hinauf.
Zu spät, zu spät sind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Paderborn ist verhallt
Das Sterbegeläute des alten Prälaten,
Und wieder im Dom hat Kapitels Gewalt
Den neuen Beherrscher gewählt und beraten.
Stumm fährt das Gebirg und die Felder hinein
Der neue Bischof zur Wevelsburg ein,
Geleitet von summenden Volkscomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt
Und sieht die massigen Türme sich strecken,
Wie ihm im Busen es zittert und grollt!
An seiner Inful — o brandiger Flecken!
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!
Leis seufzet er auf, dann murmelt er schnell:
„Herr Truchses, laß unsere Tafel nun decken."

Es kreisen die Becher beim Böllergeknall,
Die stattlichen Ritter, die artigen Damen,
Sich schleudernd des Witzes anmutigen Ball,
Fast von der Stirne die Falten ihm nahmen.
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil';
Es knarren die Thüren, es steht eine Säul',
Der Spiegel, der blutige Marschalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Laken so bleich —
Im weiten Saal keines Odems Verhallen —
Ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,
Und langsam läßt er zur Seite sie fallen.
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kommst du daher!
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!"

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,
Kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,
Doch sieben Schüsse, die knatterten hart,
Und eine Messe hörte man sagen.
Der Bischof schaut' auf den blutigen Stein,
Dann murmelt er sacht ins Breve hinein:
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!"

Annette von Droste.

Man zeigt auf der Wevelsburg noch die Spuren der Kugeln, die bei des Kurt Hinrichtung gefallen. Das Innere des Gebäudes ist jetzt zum größten Teile wüst, auch der gewaltige, 72 Schritt lange, mit Wandmalereien al fresco geschmückte Rittersaal, dessen Balkon eine herrliche Aussicht das Almethal hinauf bietet. Er liegt im obern Geschosse des westlichen Gebäudes; in dem südlichen Flügel ist der Eingang zum Verließe, dem „Norbertsloch“, wo schwere eiserne Ketten und Ringe in den 3 m dicken Mauern eingeklammert sind.

In nächster Nähe der Wevelsburg liegt eine der bedeutendsten ehemaligen Klosterstiftungen Westfalens. Das kleine Waldthal, in welchem, zwischen dicht zusammentretende Bergwände geschmiegt, die Bauteile und Ruinen des einst so reichen Stifts Böddeken sich erheben, ist vielleicht der sagen- und legendenreichste Fleck der ganzen »Westphalia sancta, beata et pia«. Um Sankt Meinolfus aber, den ersten Heiligen des Sprengels, den frommen und gelehrten Freund des heiligen Badurad, des zweiten Bischofs auf dem Stuhle von Paderborn, bewegt sich der größte Teil dieser durch ihre Kindlichkeit oft rührenden Wundergeschichten. Auf einem seiner Einbrüche ins Sachsenland belagerte, so sagt die Legende, der große Karl die Burg Fürstenberg auf dem unfernen Sintfelde, den Sitz eines Adalings. Die Feste wurde erobert, der Burgherr fiel, seine Witwe, welche den christlichen Glauben angenommen und Wichtrud hieß, irrte flüchtig und verlassen in der doch zu ihrem Eigen gehörenden, aber durch den Krieg verheerten Gegend umher. Und in der Nähe des Ortes, wo später die Wevelsburg gebaut wurde, nicht eine Stunde davon entfernt, im Waldthal unter einer schattigen Linde genas sie eines Knäbleins, das später in der Taufe Meinolf genannt wurde. Diese Linde aber ist bis auf unsere Tage lebend und grün geblieben, der uralte Stamm hat durch einen neu aufgesprossenen Baum sich eine Fortdauer geschaffen, und so ist die Meinolfslinde wohl der älteste, wie die Eichen zu Eckendorf und bei Hüsten, die Kastanie zu Vornholz die schönsten Bäume unseres Landes sind.

Die Geburt des Heiligen mag in das Jahr 793 fallen; 797 hatte die Mutter Wichtrud ein Asyl in einem ihrer Besitztümer gefunden, von dort aber vor einem gewaltthätigen Schwäher sich zu dem Frankenkönige nach Paderborn flüchten müssen. Dieser sicherte ihr seinen Schutz zu und ward, da sie ihr Kind zugleich in den Schoß der Kirche aufnehmen ließ, der Pate des vierjährigen Knaben, den er dem Bischofe Hathumar zu Erziehung übergab. Meinolf wurde in Würzburg erzogen; dann von Hathumars Nachfolger unter die Geistlichen seiner Domkirche aufgenommen, ward er dessen Freund und beständiger Genosse. So ganz der Kirche und ihren Aufgaben gewonnen, entschloß sich Meinolf, auf seinem väterlichen Erbgute ein Kloster zu stiften. Noch bevor er an die Ausführung dieses Vorsatzes schritt, begab er sich gen Aachen,

des dort weilenden Kaisers Ludwig Genehmigung und Förderung für seine Schöpfung zu erbitten. Dann entstand die Frage nach dem zu wählenden Orte. Viele seiner Güter waren durch den Krieg zerstört, an anderen Stellen fehlte der Schutz vor der Bedrohung durch einbrechende Horden; da kam ihm eine jener Wunder-Erscheinungen zu Hülfe, die uns die Legende von beinahe jeder großen Klosterstiftung unseres Landes berichtet; hier das himmlische Leuchten eines überirdischen Lichtes, das ein Hirt zu wiederholten Malen in dem engen Thale erblickt,* welches, zwischen dem Hirsch- und Staelberg an der einen und dem Oster- und Blockenberg an der andern Seite eingeschnitten, sich gen Süden zum Kirchberg erstreckt, an dessen Fuße die Meinolfslinde steht. Und als dann Meinolf selbst hinauswandert an den Ort, da wird ihm dieselbe Erscheinung zu teil — und noch mehr, einige Zeit darauf, als der Heilige das Thal besucht, da erblickt er vor sich einen ruhenden Hirsch, der sein vielendiges Geweih emporrichtet; und als der Hirsch ihm sich zuwendet, „do wort he gewahr enes Cruces, dad de hert twischen sinen hörnen droeg; dat was noch klarer dan gereiniget gold". — Die Erbauung des Klosters fällt in's Jahr 817. Meinolf besetzte es mit einer Anzahl frommer Jungfrauen, die wohl nach der Regel des heil. Chrodegang lebten; sie führten den Namen Canonissen erst in späterer Zeit. Der weiteren Geschichte des Heiligen und seiner Stiftung können wir hier nicht folgen, und von den vielen Sagen, die an den einen wie die andere sich knüpfen, erwähnen wir nur der sinnigen von der ehernen Schelle, die noch heute sich in der neuen Kapelle des Heiligen zu Böddeken befindet. Dies Glöcklein nämlich, das Meinolf als Altarschelle gedient hatte, kündete im Kloster Böddeken, sowie in Corvey die Lilie, den Tod der Klosterfrauen an; wenn eine derselben abgerufen werden sollte aus dieser Zeitlichkeit, erklang es hell und laut, ohne daß eine menschliche Hand es berührt hätte, und jeglichesmal verschied nicht lange darauf eine der Klosterjungfrauen. — Um das Jahr 1400 war das Kloster in tiefen Verfall geraten; die Bande der Zucht hatten sich gelöst, die Schirmvögte und Edlen umher hatten die Besitzungen an sich gerissen, nur die Äbtissin mit einer Magd war noch da, aber statt in dem verwüsteten Kloster lebte sie in einer Bauernhütte; in dem Kloster aber hausten die Bauern und stellten in der Kirche ihre

* Ganz so heißt es in der angeblich dem 13. Jahrhundert, wohl wahrscheinlicher dem 14. angehörenden niederdeutschen Handschrift vom Leben der heiligen Thiatilde und der Stiftung von Freckenhorst: „Et geschach, als de vorgescreven heerde (Hirt) in der hutten sleip und tho der mydder nacht van vruchten uth den slape voer umme syner swyne willen, sach he eyn groet schone lecht, dat over den ganßen horst und dor den bussch luchtede, dar nu is eyn schon kloster getymmert. De heerde ward serr verscriket unde vruchtede. De heydensche mester Aristotiles secht: Sympelen und unnoseln lude ys van naturen, dat se nyne grote Dynghe begripen, und se sollen tho allen tyden vruchten vor dat gene, dat en bevolen is. So dessen heerde dede u. s. w.



Die Parapluiebäume bei Salzkotten.

Pferde ein. Endlich schritt der Bischof Wilhelm (von Berg) wider diesen Stand der Dinge ein und übergab das verwüstete Gotteshaus den regulierten Chorherren von der Windesheimer Kongregation, durch deren eifervolle Bemühungen nach und nach der Stiftung Sankt Meinolfs ihr alter Glanz zurückgegeben wurde. 1803 wurde Kloster Böddeken säkularisiert. Der kostbare und kunstreiche silberne Kasten, der des Heiligen Gebeine enthielt, wurde von Paderborn, wohin er gebracht worden, 1806 nach Magdeburg „gerettet“, um von dort ebenso wie die Silberschätze des Domes von Münster nie wieder zu kehren; und bald auch wurde das Werk der Zerstörung des zur Domäne umgewandelten alten Gotteshauses begonnen. Diese Zerstörung ist mit einer wahrhaft gehässigen Zerstörungswut betrieben worden; man hat niedergebrochen, mit Pulver gesprengt, zerschlagen und vertilgt, aus bloßer Zerstörungswut ohne irgend ersichtlichen Zweck, wie bloß in der Leidenschaft, Schutt und Trümmer zu sehen. Steinbilder, Gemälde, Bücher, kostbare Bücher in Pergament mit Miniatur=Malereien, alles ist vernichtet und zerstört worden. Nur die Ruine des Chors steht noch, freilich mit durch Sprengschüsse zerschlagenen Gewölben. Das Volk erzählt, auch dieser Bauteil sei dem Verderben geweiht gewesen, ihn abzubrechen sei schon der Mauermeister bestellt worden; er habe auch mit seinen Gesellen die Arbeit begonnen, da sei er hinweggescheucht worden, als er am Altare Sankt Meinolfs Wunderglöcklein plötzlich heftig

habe läuten hören, und sei abgezogen, um nicht wiederzukehren. Erst in neueren Jahren hat man mit der Wegräumung des Schuttes begonnen, so daß sich die Größenverhältnisse und die Anlage der alten Kirchengebäude erkennen lassen. Die ebenfalls zerstörte Kapelle unter Sankt Meinolfs Linde aber ist neu auf den alten Grundmauern aufgebaut und zieht alljährlich fromme Beter in das stille hübsche Waldthal. Hier in Böddeken hat der den Katholiken unvergeßliche Hermann von Mallinckrodt, der große Redner und Führer der katholischen Partei im Abgeordnetenhause, seine letzte Ruhestätte gefunden.

Eine große Merkwürdigkeit sind die Parapluiebäume bei Salzkotten. Es sind vielhundertjährige Hänge-Buchen von ganz eigentümlichem Wuchse; sie zeigen kurze, auffallend gewundene Stämme und Äste, die wie ringelnde Schlangen im Bogen nach der Erde hin wachsen, Bäume, die wie riesige Bienenkörbe aussehen und große ausgebreitete Lauben bilden.

Von der Wevelsburg wandern wir weiter aufwärts der Alme nach, die, an dem Freiherrlich von Brenkenschen Sitze Erpernburg, dem Dorfe Brenken und dem Städtchen Büren vorüber, durch ein frisches Wiesenthal zwischen freundlichen bewaldeten Anhöhen, ein klares spielendes Gewässer die sanften Ufer entlang führt. Büren mit seinem großen Kollegiatgebäude und der schönen Kirche mit dem nahen Frauenkloster Holthausen an einer Gruppe von alten Baumwipfeln, macht einen vornehmen, eine Art von Roccocco-Eindruck durch den Stil der genannten Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert, der seine vollendetste höchste Zierlichkeit eben in jener Kirche ausgeprägt hat. Sie zeigt den italienischen Geschmack, wie man ihn damals ins Französische übersetzte, und ist ganz überwölbt von einer hohen Kuppel, welche der nadelspitze Turm zu überragen Mühe hat; von dem der Stadt zugewendeten Hauptportale herab segnet das Standbild der heiligen Jungfrau unsern Eintritt, zur Seite prangt verheißend das Hagiograph der Gesellschaft Jesu, deren Kirchen ja bekanntlich alle durch Pracht und Reichtum sich auszeichnen. Das Innere ist so wirksam durch seine edlen Formen, wie blendend durch den Reichtum und die Frische der Zieraten, nicht groß und doch geräumig genug, um zwei Pfeilerreihen schlanke Seitenhallen bilden zu lassen. Gewölbe und Seitenwände sind mit lebhaften Freskogemälden bedeckt, die Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau darstellen, jedes mit seinem Gipsrahmen in Cartoucheform, wie man es in den Sälen fürstlicher Schlösser findet: Thüren mit vortrefflicher Schnitzarbeit, reiche Vergoldungen und was nur zierlich, blank und freundlich machen kann, ohne durch Überladung dem Eindrucke der edlen Verhältnisse zu schaden, geben der Kirche das vornehm Glänzende, daß sie uns als eine geschmackvolle und prächtige Schloßkapelle in vergrößertem Maßstabe vorkommt.



Das Deckerthor zu Brilon.

— Das Kollegium zu Büren ist eine Stiftung des letzten Sprossen der einst mächtigen Familie der Edelherren von Büren, die mit dem früheren Kammergerichtspräsidenten, spätern Jesuiten Moritz 1661 erlosch; er hatte die Hälfte seiner Herrschaft dem Orden vermacht; dieser erwarb die andere Hälfte durch Kauf, konnte aber nach langem Hader mit Bischof und Adel erst 1714 den Bau des Kollegiums beginnen. Die Kirche ist aus noch späterer Zeit und gehört der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an; das Kollegium ist jetzt zu einem Schullehrerseminar umgeschaffen worden.

Die Alme bildet an ihrer Quelle, über dem Dorfe Nieder- und Oberalme, ein Thal, welches man als das schönste und reizvollste im Gebiete der Lippe anerkennen

wird, wenn man die düstere und doch so belebte und blumige Schlucht betritt, in der Wildheit und Reiz, in seltenem Grade verschmolzen, um die Formen der phantastisch kühnen und fast zierlichen Steinzacken und Zinnen schweben. Immer höher, immer steiler rückt die Thalschlucht um uns zusammen — vor, neben, um uns nichts als Felsgestalten, wie aus einem Märchen entlehnt; im dem tiefen Kessel die Alme der Erde entbrodelnd und schäumend und wie ein wildgewordenes entsprungenes Roß sich ungestüm in die Räder mehrerer Mühlen stürzend, welche die Schlucht mit einem endlosen, vom Wiederhall verstärkten Gesause füllen; noch tiefer hinein, und die Felsen scheinen fast zusammentreten zu wollen, schroff, dunkel, zumeist gespalten, wie mit gotischen Spitzen und Fialen geschmückt. Neben den düstern Rissen und Einsenkungen steht desto greller der Sonnenstrahl auf den ihm erreichbaren Vorsprüngen und hervortretenden Wänden, und läßt unten das sprudelnde Gewässer der Alme in tausend Funken aufblitzen. Wo die Seiten der Berge minder schroff und mit Erdreich bedeckt sind, da läßt der Schutz der Felsenwände die üppigste Blumenfülle sprossen, und die Blüte des wilden Leberkrauts überzieht im Lenz einen der Abhänge so dicht, daß er von fern wie eine lichtblaue Wand herüberleuchtet. Am Eingange des Thals scheint das Dorf Alme wie auf der Flucht begriffen vor seinen wilden Schrecknissen und schon halb den Hang hinangeklommen; über ihm steigt auf ihrer breithingelagerten Felswand die Tinne empor, früher eine feste Burg, in deren Resten sich jetzt ein Edelhof angesiedelt hat, wie eine junge Falkenbrut im überjährigen Neste — hier ein Turmüberrest — dort ein Stück schuß- und feuerfesten Gemäuers, dazwischen das spätere Bauwerk, immer noch wie eine Burg aussehend und mit einer mittelalterlichen Miene spielend.

Früher (urkundlich noch 1399) lagen da oben auf der „Zinne“ Schloß, Burg und Stadt Alme. Jetzt liegt unten im Thale am andern Ufer des Flusses und dicht am Gewässer, mit Teichen und vortrefflichen Gartenanlagen umgeben, das Hauptherrenhaus der Herrschaft, die mit ihren vier Rittersitzen, ihren Grundflächen von 11 500 Morgen zu den größten geschlossenen Grundbesitzungen der Monarchie gehört. Sie liefert unter andern Erzeugnissen vorzügliche Marmorarten. Einst ein Besitz derer von Meschede, ist sie im 18. Jahrhundert durch eine Erbtochter an die von Bocholtz übergegangen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Schloß ausbauten; dies zeigt im Innern einen schönen, reich mit Holzschnitzereien geschmückten gotischen Speisesaal mit den Ahnenbildern der Familie, eine Gemäldesammlung, deren Perle ein Bild von Lukas Cranach „Christus unter den Kleinen“ ist, eine Waffensammlung, altertümliches Gerät und jeglichen Zubehör zu solch einem großen Herrensitze.



Das Rathaus zu Brilon.

Der Weg führt uns von hier über Brilon, eine graue düstre Stadt, in der der altertümliche Giebel und die Säulenhalle des Rathauses sowie das Deckerthor, ein Rest der alten Befestigung, unsre Aufmerksamkeit fesseln, über öde Bergflächen, auf denen ein kleiner Fluß, die Aa, so gewaltig aus dem Grunde fährt, daß man wenigstens einen Rhein in der Quelle vermutet, bis man ihn nach kurzem Lauf nach und nach seine Gewässer, wie in ihre Löcher schlüpfende Ratten, in die Erde träufeln gesehen; dann nach dem einst dem deutschen Orden gehörigen und von einem

Comthur desselben erbauten Antfeld, in dessen Gärten noch grüne Truthähne alljährlich mit Taxusnadeln mausern. Hier aber haben wir ein anderes Flußgebiet betreten, die Hochfläche von Brilon ist Wasserscheide zwischen Weser, Ruhr und Lippe und aus dem Gebiete des letzteren Flusses habe ich nur noch zum Schlusse eine Sage mitzuteilen, welche sich an den Lutterberg, in der Nähe der Wevelsburg, knüpft.

Das Fegefeuer des westfälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der greuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
Doch wo die westfälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen
Sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Holla ho! seiner Brust entsteigt —
Was ihm im Nacken? ein schnaubend Roß,
An seiner Schulter es rasselt, keucht,
Ein Rappe, — grünliche Funken irren
Über die Flanken, die knistern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,
Da langt vom Sattel es überzwerg —
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
So an ihm raunt der gespenstige Scherg:

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut'!
Bei deinem Heile, nicht lach' noch sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brote nur magst du brechen in Frieden,
Ewiges Heil ward dem Brote beschieden,
Als Christus in froner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
Da seine Sinne der Bursche verlor,
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
Vom Estrich einer Halle empor;
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel,
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,
An hundert Tischen die Halle entlang,
All edle Geschlechter, so Mann an Mann;
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
Es regen die Messer sich sonder Klirren,
Wechselnde Reden summen und schwirren,
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen;
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht.
Nicht möchte der gleißenden Wand er trau'n,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n,
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter er schaun.

„Mein Heiland, mach ihn der Sünden bar!“
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid;
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr,
Doch ungern kredenzt' er den Becher ihm heut'!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut

O manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pate, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch je vier und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land;
Graf Simon schüttelt den Becher risch,
Und reibt mitunter die knisternde Hand;
Ein Knappe nahet, er surret leise, —
Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme am Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen wert,
Den schleichenden Wolf* geschwinde herbei!"
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massonei,
Hundert Lanzen dringen nach binnen,
Hundert Lanzen und mitten darinnen
Der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegenzieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! — sein Ärmel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht,
Voran! — da „Sieben" schwirren die Lüfte,
„Sieben, sieben, sieben," die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!" —

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt,
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von keinem gekannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,
Denn „sieben, sieben" flüstert es stets,
Und „sieben Wochen" ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen,
Gott hebe die arme Seele empor!**

Annette von Droste.

---

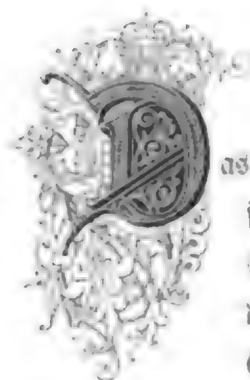
* „Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg." So die Anmerkung der Dichterin. Die vielen Abbildungen mittelalterlicher Siegel dieses Geschlechts im Asseburger Urkundenbuch zeigen, daß obige Deutung thatsächlich irrig ist, vielmehr ein zum Sprunge sich anschickender, zum Teil springender Wolf stets von den Asseburgern geführt wurde, woran auch die oben S. 97 erwähnte Fehde nichts änderte.

** Eine ganz ähnliche Sage findet sich: Memoires de la Duchesse de Nevers, T. II. Chap. 14. — Es erscheint auffallend, daß die Dichterin lediglich Namen Paderborner Adelsgeschlechter erwähnt.





Die Thäler der Ruhr und Lenne.



Das Land der Ruhr ist der Stolz, die Krone unseres Vaterlandes; die frischen rauschenden Berggewässer des Stromes sind das silberne Stirnband dieser Krone. Es ist ein ganz anderes Reich, als das durchmessene; aus dem lieblichen Bilde des Lippethales, worein die Geschichte uns nur romantische Gestalten webte, treten wir über in ein Epos, das von den Kämpfen urweltlicher Gewalten spricht, die sich Porphyrkolosse zum Denkmal aufgetürmt haben. Eine tiefe Waldeinsamkeit, wo unter den hohen Buchen- und Eichenwipfeln nur der Köhler seine Meiler schürt, wo nur zuweilen eine einzelne braungelbe Zigeunergestalt schleichend das Laub der Pfade aufrascheln macht, der Arnsberger Wald zwischen Möhne und Ruhr, bildet den vermittelnden Übergang. Er führt aus dem anmutigen, mildfruchtbaren Gelände des Möhnethales zu der großartigen und wildmalerischen Natur der obern Ruhrufer, wo bald dunkle Felsen, die sich über Thalkessel voll formgewaltiger Trümmer, wie Proteus über seine Robbenherde beugen, keine Seltenheit mehr sind, wo die Adler und die Uhus horsten, in das Land der tropfsteinglänzenden Klüfte, der von allen Höhen niederkollernden und spritzenden Bergwässer; aus den Tiefen dröhnt da das dumpfe Pochen der Hammerwerke, schwere Rauchsäulen rollen sich über die Felszacken auf oder zerstieben

an den Baumwipfeln — Dantes glühende Felsen treten uns im Brandlichte der hohen Öfen entgegen. Aber hier auf dem höchsten Gipfel haben wir auch die Grenze landschaftlicher Poesie erreicht, und wir wenden uns ab von dem Übergange des Wilden zum Wüsten, winterlich Kümmerlichen, das zuletzt mit Krüppelholz, kahlen Gipfeln, Schnee im tiefen Mai und ärmlichen Hafersaaten endigt. Im gleichen Verhältnisse werden an dem untern Ufer der Ruhr der kleineren Felsen immer weniger, die Thäler weiter, wiesengrüner, der Fluß dehnt sich und hat seiner Stimme die männliche Ruhe verliehen, als fürchte er, mit dem jugendlichen Brausen das Gebirge zu wecken, das seinen Zackenkranz abgelegt und sich unter die grüne flatternde Decke gestreckt hat.

Die Gebirge der Ruhr sind eine unmittelbare Verzweigung des weiter südlich als mächtiger Gebirgsstock sich erhebenden Westerwaldes und der Rothaar; sie sind zum Teil aus den ältesten neptunischen Gebilden zusammengesetzt und zeigen an der untern Ruhr die Glieder der Kohlengruppe, gehören im Süderlande der Grauwackenbildung an. Beide Bildungen gingen wahrscheinlich der des Teutoburger Waldes lange voraus und deshalb sind die Gebirge der Ruhr, von den wiederholt die Urwelt überspülenden Fluten desto öfter zerrissen und zerklüftet, schroffer aufsteigend und mehr vereinzelt, denn die Höhen des Osnings.

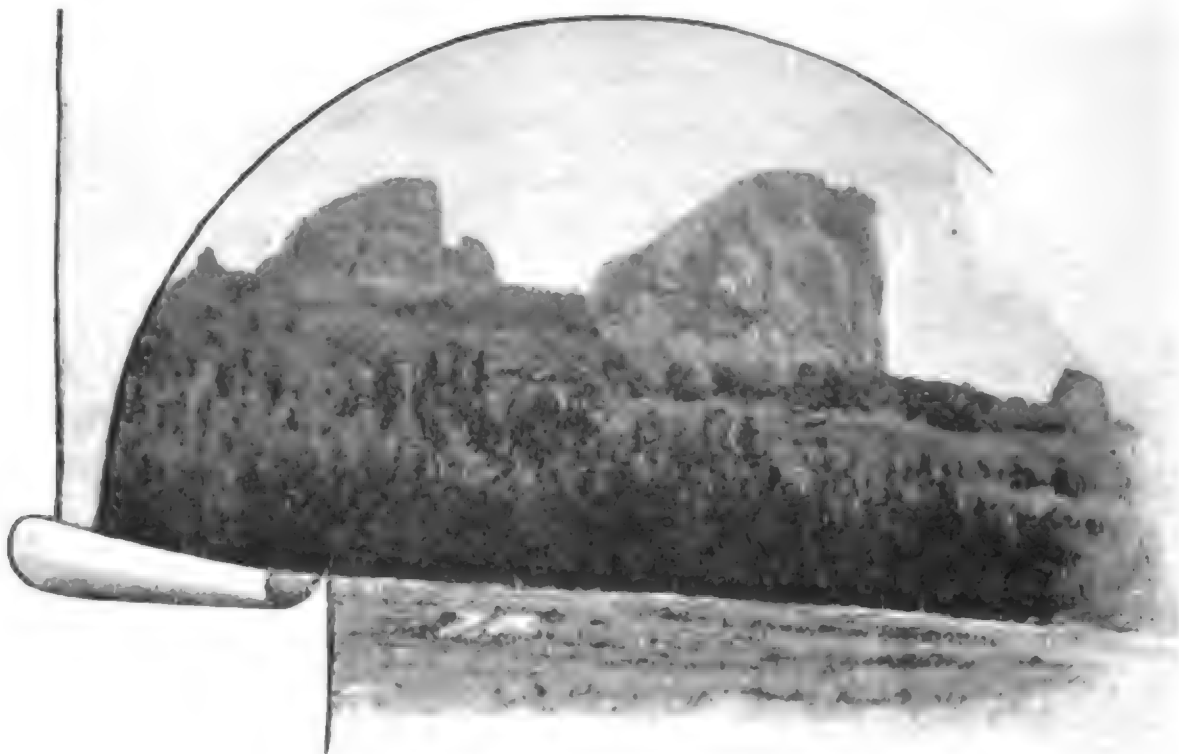
Von dem höchsten Gebirgsstock des Süderlandes kommen die Quellen der Ruhr. Auf dem rauhen Hochland von Winterberg, das 620 m über der Meeresfläche erhaben ist, und doch nicht zu den Höhen des nahen Dorfes Astenberg hinanreicht, wo einer der Berggipfel 842 m mißt, sprudelt sie 652 m über dem Meeresspiegel in einer kleinen, durch einen Stein und einige Bäumchen bezeichneten Quelle aus der östlichen Seitenwand des Ruhrkopfes hervor, windet sich wie unentschlossen in den Schluchten und wühlt dann, verstärkt durch andere muntere Bergwasser, nach Norden gewandt, sich einen Paß durch die Berge offen. Rechts in ihrem Rücken läßt sie Küstelberg, über dem eine der höchsten Höhen, der Schloßberg, einst von einer Burg gekrönt, eine Aussicht auf Waldeck und beide Hessischen Lande, bis zum Taunus und seinem Feldberg gewährt. Ein früheres Nonnenkloster in Küstelberg, dessen Bewohnerinnen das Volk „Quiselen“ nennt, ist später hinabgezogen nach dem „Glenn“, dem Thale der jetzigen Domäne Glintfeld, wo in der milden fruchtbaren Landschaft nach Medebach und der Waldeckschen Grenze hinaus die Pfirsiche und Aprikosen blühen, wenn in dem kaum eine Stunde entfernten Küstelberg der tiefe Schnee auf den Ästen der Birken liegt. Ist es doch vorgekommen, daß die Besucher des Laurentiusmarktes (10. August) zu Küstelberg sich in dem Hofe des Wirtshauses mit Schneebällen werfen konnten!

Der „kahle Astenberg" ist der Vater des Süderlandes, der Hauptstock im süderländischen Gebirge, der höchste Punkt zwischen Rhein und Weser. Gleich unter seinem flachen Gipfel sind die Lenneplätze, wo in einer Höhe von 820 m über dem Spiegel des Meeres die muntere Lenne entspringt. Von ihm in südlicher Richtung geht die Rothaar aus, sie bildet die Grenze zwischen dem Lenne- und Edderthale, zwischen dem sächsischen und fränkischen Volksstamme, bis zu diesen Höhen hat die niederdeutsche Sprache ihre Herrschaft. Der nach Nordost gehende Bergrücken scheidet die Thäler der Hoppeke und Diemel, Orke und Nuhne von denen der Alme, Ruhr mit Möhne, Lenne und Neger, also die Gewässer der Weser von denen des Rheines. Ein erhabener Standort ist die breite kahle Kuppe des Astenberges, feierlich und ernst sind die Gedanken, die in uns aufsteigen, wenn wir von Nordenau aus das kleine Bächlein überschreitend die mächtige Höhe mühsam emporklimmen; still und erhaben in stets wachsender Pracht breitet sich zu unsern Füßen die Welt aus. Die Gebüsche verschwinden, das Strauchwerk wird immer niedriger, wir erreichen den Gipfel. Doch lassen wir hier den Sohn des Süderlandes selbst sprechen. Fr. W. Grimme, dessen Wiege zu Füßen des Bergriesen stand, der mit ernstem und munterm Worte das Lob seines Landes gesungen, ist zwar von uns geschieden, aber seine „deutschen Weisen" werden fortklingen noch weiter in die Welt hinein als in die heimischen Thäler, und so lange die Süderländer ihre Sprache lieben, so lange werden alle die ergötzlichen Schwänke des treuherzigen Erzählers Lust und Behagen verbreiten. Hören wir auf die Worte, die uns der kundige Führer dort oben auf der braunen Hochlandheide zuruft: „Da träumt es sich schön, dem Himmel nahe und dem Treiben der tiefen Welt fern! Wir schreiten sinnend dahin, wie über die Hochheiden Schottlands der Schäfer, der die Gabe des zweiten Gesichts hat — isländisches und deutsches Moos und rankende Wolfsklau umklammert unsern Fuß, aus den braunen Blüten des Heidekrautes surren uns tausend Bienen leise Melodieen zu; blauer Schwaden zittert in der Mittagsluft, unser Tritt stört eine verlorene Heidelerche auf, oder den Birkhahn, der im Bade lag — der Pfad fehlte uns längst, nicht Baum noch Strauch bezeichnet ihn — nur hier und da sagt ein verwittertes Kreuz, daß eben hier im Winter ein armer Wandersmann den Pfad verlor und im Schnee verunglückte, und die Bäume, die man je und je in weiten Zwischenräumen setzte, um ihm den Weg durch die Schneegefilde zu bezeichnen, haben kein Laub getrieben und starren uns als trockene, schwarze, vielfach zerknickte Stangen entgegen — so schreiten wir wie träumend oder schlafwandelnd dahin, den Blick gesenkt: plötzlich — von Westen her trifft ein scharfer Schein unser Auge — wir schauen rasch auf: ein blitzender Silberstreifen umsäumt den fernsten Horizont: er ist es

wirklich, der Vater Rhein, der uns auf dreißig Meilen weit seinen hellen Gruß schickt! Gruß dir zurück, Vater der deutschen Ströme! Gruß dir auf den Wellen der Lenne und Ruhr, deren Quellen vor unserm Fuße entspringen und drunten durch die tiefen Thäler dir entgegeneilen! Aufgeweckt gewahren wir nun erst, welche weite, weite Welt uns zu Füßen liegt, wie die langgestreckten Ruhrberge sich Kopf an Kopf wie neugierige Kinder zusammendrängen, wie Schluchten in Schluchten zerfließen und verschwimmen, wie Bäche und Flüsse aus den Tiefen aufblitzen, wie helle Waldwiesen gleich grünen Seeen zu uns heraufäugeln, wie vom Istenberge her uns die Riesen der Vorzeit, die Bruchhauser Steine, schwarz und gespenstisch entgegenstarren, von den Berghängen uns weiße Dörfchen, aus den Lichtungen schlanke Kirchtürme und blanke Städtchen entgegenlachen — und das alles umspannt von grünem Wald und wiederum grünem Wald, aus dem nur hier und da die blauen Dampfsäulen vereinzelter Kohlenmeiler emporsteigen, — — wo ist der Maler, der uns diesen Blick festhielte auf einer Riesenleinwand, die scharfe Zeichnung, die kräftigen Farben, den leichten Duft, der das Ganze umflort, diese Aussicht, die im Westen vom Rhein und dem Siebengebirge, im Osten von der Wilhelmshöhe und Cassel begrenzt wird, und im Süden den Vogelsberg und den Westerwald in ihr Bereich zieht, im Norden aber verdämmert in dem nebelumsponnenen Gewirre der übrigen sauerländischen Höhen?"*

Wild und steil, mit Heidekraut und kurzem Buchengestrüpp über den jähen Abhängen, sind die nahe zusammengerückten Gestade der jungen Ruhr, gleich einem Landschaftsbilde aus dem schottischen Hochland, bis das Gebirge breiter auseinandergeschoben bei Olsberg und Bigge den Fluß in Wiesengründe und bei Ostwig in eine schöne Landschaft voll Klippen und Baumschatten führt. Doch zwei Punkte locken uns zurück in das Gebirge zur Seite dieser obern, noch nach Norden strömenden Ruhr; der erste ist rechts Bruchhausen, eines der wildesten Berghäupter, wo die Natur nach einem Salvator Rosa zu rufen scheint; da ist kein Berg umher ohne seine Felsrisse, das ganze von Hochwald umgebene, mit Steinblöcken besäete Thal ist wie der Bauplatz für eine Riesenwohnung; dennoch ist der Boden fruchtbar, man hat, um ihn urbar zu machen, die Blöcke gesprengt und wüste Brocken hier und da als Einfriedigungen des eroberten Grundes stehen lassen, dem zur Seite wieder ganze Strecken noch dem alten Chaos verfallen sind. Dicht am Fuße des schroffen Istenberges

* Vgl. F. W. Grimme: Das Sauerland und seine Bewohner. 2. Aufl. Paderborn 1886. Durch die Anlage von bequemen Straßen und Eisenbahnen im Süderlande werden die schönen Thäler und besonders der Astenberg von Jahr zu Jahr mehr besucht. Die breite Kuppe des Berges sollte mit einem hohen Aussichtsturme gekrönt werden, derselbe ist aber schon während des Baues zu einer Ruine geworden; hoffentlich wird der beabsichtigte Wiederaufbau glücklichen Fortgang haben!



Die Bruchhauser Steine.

liegt das Dorf und freiherrlich Gaugrebische Gut Bruchhausen, über ihm, den Hang des Berges hinan, die einzelstehenden mächtigen Bruchhauser Steine; wir haben vor den ähnlichen Externsteinen gestanden, aber sie sind Kinder gegen die ungeheure Masse dieser Felsgebilde; auf viele Stunden weit überragen sie gen Nordosten das Gebirge wie großartige Warten. Zuhöchst auf dem Gipfel des Istenberges liegt der Feldstein, kleiner als die übrigen und dennoch an seiner schroffsten Seite eine 50 m hohe Wand bildend und über die alten Baumwipfel ragend wie Saul über das Volk Gottes, malerisch durch scharfgezackte und gespaltene Formen. Die Aussicht von ihm, 748 m hoch über dem Meeresspiegel, gen Norden hin bis über die Türme von Münster, wird nur durch die Schwäche des Auges beschränkt. Tiefer liegt der Goldstein, wie ein schwerer massiger Belfried, fest und steilauf gemauert, die Bastei dieser Naturfeste; dann der Ravenstein, brockenhaft, ein Stück einer riesigen Ruine, und endlich am tiefsten bergab, fast an der Mitte des ganzen Hanges, der mächtigste der Viere, der Bornstein, 87 m hoch, eine feste, aber trümmerhafte Masse. Er ist weniger steil als die übrigen und giebt durch Risse und kleine Flächen dem Fußtritte Raum, daß man ohne Gefahr ihn ersteigen und den Brunnen (eine nah der Kuppe auf einer Fläche befindliche Höhlung, wo sich das zusammenrieselnde Regenwasser sammelt und durch ein Felsendach geschützt nicht leicht versiegt), beschauen kann. Habichte, Falken und Käuze siedeln in den Klüften der Felsen und steigern durch ihr Gepfeife oder lautloses Umkreisen der Zacken



Schloß Detmold.



SCHWALENBERG.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

den Eindruck des wildmalerischen Bildes. Von dem Bornstein ist die Aussicht eine [illegible] von den reichen Ebenen am nördlichen Hange der Haar schweift



den Eindruck des wildmalerischen Bildes. Von dem Bornstein ist die Aussicht eine geradezu köstliche; von den reichen Ebenen am nördlichen Hange der Haar schweift der Blick weit zum Lippe- und Emsethal; ja Iburg und Osnabrück erscheinen bei klarem Wetter, und die große Fläche des münsterischen Tieflandbusens breitet sich hier mit seinen fruchtbaren Ebenen und altehrwürdigen Städten aus zwischen den Haar- und Osninghängen, bis sie weit im Nordwesten übergeht in die niederländischen Ebenen. — Die Bruchhauser Steine bestehen aus Porphyr mit großen Bruchstücken von Grauwacke dazwischen und zeigen alle Spuren vulkanischer Bildung; von der Gewaltsamkeit des Ausbruchs sprechen die Felsblöcke, die weit umher geschleudert und zerschmettert liegen. Das Gebiet der Bruchhauser Steine bietet dem Geologen wie dem Botaniker für seine Forschungen eine reiche und seltene Ausbeute. Keine westfälische Landschaft ist so reich an seltenen Pflanzen, die häufiger auf das Riesengebirge und die Alpen, als auf die benachbarten rheinischen Schieferberge hinweisen.

Etwa zwei Stunden weiter ins Gebirge hinauf bringen uns nach der Pleister-Legge (Lei, Schieferstein) und zu einem so schönen Wasserfall, als ihn eine Berggegend, die doch nur zweiten Ranges ist, bieten kann. Wir haben die Ruhr zu überschreiten, dann führt ein anmutiges Thal dorthin, durchrauscht von der kleinen munteren Elpe, von grünen Laubholzhöhen beschirmt, die nur selten in Felsstreifen und Klippen die steinernen Rippen ihres Baues durchscheinen lassen. Nur der etwa in der Mitte des Weges liegende Ohlenberg macht eine Ausnahme und glotzt, zwar am Fuße reich bewaldet, mit kahlem Schädel weit über die andern fort, wie ein verdrießlicher Alter, daß unter all den grünen Gesellen er allein noch im Mai mit schneegebleichtem Haupte stehen muß. Das Thal verengt sich, die Straße klimmt die Höhen hinan und läuft an ihnen unter dem Laubdach hin, unten rauscht über Schlacken und Gestein immer unruhiger die Funken spritzend die Elpe, zuletzt Schaumwellen sich nachreißend, wenn wir dem Getöse des Wasserfalles uns nahen. Nun seitwärts, eine Felswand tritt uns entgegen, eine andere neben uns, eine dritte dieser gegenüber, und ein starker über dem Mittelriff aus unzähligen Quellchen und Zuflüssen zusammengerieselter Bach stürzt senkrecht eine Höhe von vielleicht 50 m hinab, in eine Garbe von Wasserstrahlen zersplitternd, dann noch eben so tief über Trümmer und Absätze schäumend und aufdampfend. Wir stehen auf unserer kleinen Steinplatte im feinen Dunstregen, betäubt von dem Getose und Gezisch, geblendet vom auffahrenden Schaume; von allen Bergen rieseln und kollern Quellen, den fast nur als Staub unten ankommenden Bach verstärkend und mit ihm der Elpe zueilend. Über dem Sturze einige hundert Schritt zurück liegt das Dörfchen Wasserfall, nur sichtbar, wenn wir die ganze Höhe erklimmen, um den Sturz aus der Vogelschau zu betrachten;

das Thal schließt sich dort und streckt nur noch einen Büschel Polypenarme als Schluchten und Wege in die Berge aus, wie um sich anzuklammern in der Furcht, von dem Wasserstoße losgerüttelt zu werden.

Über den Dörnberg führt von hier der Weg in ein Seitenthal der Ruhr, von der Valme gebildet, gen Ramsbeck, zu dem in der Geschichte des Aktienschwindels der fünfziger Jahre berühmten Bergwerke, wo man vor Jahren Paläste bauete und Hunderttausende verschwendete, als ob man die Minen Golkondas besitze und daraus ein neues Paris im Süderlande bauen wolle – während man doch in seinen alten Gruben und Stollen, in denen freilich schon venetianische Kaufleute Schätze gesucht zu haben scheinen — man nennt die ersten Anlagen „Venetianer-Baue" — nichts besaß als Blei- und Kupfer-Erze, Schwefelkies und Zinkblende und eine sehr bescheidene Zugabe von Silber. Die große hauptsächlich von Franzosen und Belgiern gestiftete Gesellschaft ist natürlich den Weg aller solcher Unternehmungen zur Ausbeutung der Leichtgläubigkeit gegangen, nur mit dem Unterschiede von anderen, daß die Großartigkeit der Schwindelei ihr noch bei spätern Geschlechtern ein bewunderndes Andenken sichert. Jetzt hat eine neue Gesellschaft sich der Bergbauanlagen bemächtigt und die unterirdische Thätigkeit wieder in die richtigen, den geologischen Verhältnissen entsprechenden Bahnen gelenkt. Südlich von Ramsbeck ist bei dem Dorfe Silbach eine alte Silbergrube wieder aufgenommen worden, in der schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Harzer Bergleute thätig waren. Ihre Nachkommen, die jetzt hauptsächlich die vorzüglichen dortigen Schiefergruben ausbeuten, zeigen noch in vielen Ausdrücken ihrer plattdeutschen Mundart auf ihre alte Heimat hin. Damals wurden im Centner Blei 80 Mark Silber gefunden, stellenweise auch gediegenes haarförmiges Silber.

Wir kehren über Gevelinghausen, woselbst ein Freiherrlich von Wendt'scher Edelhof liegt, durch die Ostwiger Schlucht an die Ruhr zurück und sehen sie bei Olsberg einen weitgekrümmten Bogen schlagen, um nun ganz nach Westen zu strömen. Die Gegend besitzt sehr reiche Schieferbrüche, die hauptsächlich in Nuttlar ausgebeutet werden. Wir erreichen hier die Eisenbahn, die ostwärts weiter zieht, um zunächst die schon erwähnte hochliegende Stadt Brilon zu kränken, von dessen Thore sie über eine Stunde weit ihren Halteplatz angelegt hat. — Ein schönes Thal voll Gärten und Wiesen zwischen den auf beiden Seiten zurückweichenden Bergen führt uns nach Velmede, und von dort zu dem Thore der Höhle, die von der Sage als Velledas Wohnung bezeichnet wird. Die Velmeder Höhle, welche man fast an der Höhe des Berges über dem Städtchen durch eine weite Thorwölbung betritt, ist eine geräumige, aus einem Bogen geschlagene Halle, so weit und kirchenähnlich,

daß sie früher jährlich eine Prozession umfaßte und christliche Gebete in endlosem Gesumme und Brechungen durch die Klüfte irrten, wo einst vielleicht unsere Wodansgläubigen Väter, unter dem feuchten Gewölbe sich fester in ihre Bärenhaut wickelnd, nach dem Felsspalte starrten, aus dem die mächtige Drude hervortreten mußte. Im Hintergrunde des Gewölbes senkt sich ein schwarzer Schlund fast senkrecht hinab, und hier mag Velleda, schaudernd vorgebeugt, den Stimmen ihrer Götter gelauscht haben; drunten flüstert und zischt es; man hört den Stein, den man in den heiligen Schlund wirft, hier, dort, zehn, zwanzigmal anfahren und dann in die Gewässer plätschern, die unten aus zahllosen Ritzen zusammenrieseln und ihre heimlichen Wege unter der Erde ziehen. Ein mutiger Fabrikherr hat es vor Jahren unternommen, trotz drohender Wassertiefe und der schreckenden Zacken des Schachtes hinabzufahren, und wir wissen nun, daß man unten durch eine Seitenkluft in eine Halle gelangt, weit größer und prächtiger als die obere, hochgewölbt, märchenhaft, mit Säulen, Kandelabern und seltsam verzerrten Gestalten aus feuchtglänzendem Tropfstein; ob dem Frevler zürnend die Midgardsschlange und das Wolfungetüm Fenris erschienen, hat er nicht kundgethan, aber seine Beschreibung läßt unsere Einbildung ahnen, daß, wie in ihren Pyramiden die zu Holz gedörrten Pharaone, hier die alten Asgardgötter, überkrustet und zu Stein erstarrt, den tiefen Fall ihrer Größe in den leise tropfenden Steinthränen beweinen. — Ein schmaler brocklichter Pfad, schlimmer als eine Leiter, führt aus der obern Höhle in eine Seitenkluft, welche in die geheime Werkstatt der Drude leitet, eine gemachähnliche Wölbung, klein, heimlich, mit spitzen Felszacken, die den Eingang bewachen, und schwarzen schmalen Spalten, die noch weithin im Berge sich verschlingen sollen; wir aber haben den heiligen Mistelzweig nicht zur Hand und treten wieder an das Licht des Tages hinaus, das uns die sonst nicht hervorragend schöne Gegend doppelt anmutig nach der nächtlichen Wanderung macht. Die Bewohner des Ortes unten wissen noch manche Sage von dem „Hollenloch“ und seinen weisen Frauen, den Hollen, die es einst bewohnt und bald Glück, bald Unheil über Menschen und Saaten gebracht haben sollen. Sonst nimmt die deutsche Sage nur ein Wesen, Frau Holle, an, die über Spinnerinnen und Flachsbau wacht, die es schneien läßt, wenn sie ihr Bett macht und die Federn fliegen, die zu Mittag als schöne weiße Frau in der Flut badet und verschwindet, und nur durch den Brunnen Sterbliche in ihre Wohnung kommen läßt. Daß aber die hohe Velleda gehaust habe in der Höhle von Velmede, ist eine Behauptung, deren Verantwortung die Sage übernehmen muß, welche es so will; wir wissen nur durch Tacitus' dürftige Angaben, daß sie, im Lande der Bructerer gebietend, auf einem Turme wohnte, daß man sie wie ein höheres Wesen verehrte, und ein Schiff ihr zum Geschenke die Lippe hinauf zog; wir

sehen trotz des mundium, worin der Germane seine Weiber hielt, sie ein Bündnis zwischen Tencterern und dem Volke der Colonia Agrippina schließen; aber wo sie in Einsamkeit, den Augen des Volkes entzogen, der Weissagung geheimnisvolle Gabe pflegte, ist so unmöglich zu bestimmen, wie das Wesen jener Gabe altgermanischer Frauen selbst, dem wir nur das an die Seite setzen können, daß ja noch heute vorzugsweise den Frauen die Gabe des Hellsehens wird. Jedenfalls aber spielt die Velmeder Höhle im Volksaberglauben eine große Rolle. Von der Prozession zu derselben wird uns berichtet, daß man am Ostertage zuerst gegangen, die Roggenfelder mit geweihten Palmen zu bestecken, damit ihnen kein Wetter schade und daß, wenn man am Berge angekommen und nicht eher, die Glocken geläutet worden. In der Höhle riefen die Jungfern in den fast senkrecht hinuntergehenden Gang hinab: „Velleda, gieb mir einen Mann!“ und es antwortete aus der Tiefe: „Han!“ Zu gleicher Zeit ging man zu den in der Höhle befindlichen Wasserbecken und sah zu, ob sie gefüllt oder leer waren, wonach man sich ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr versprach.

Die Steinstraße führt durch das Ruhrthal, das Städtchen Eversberg zur Seite lassend, wo die schöne Ruine eines Schlosses der Grafen von Arnsberg uns mit ihrem runden Turm und den hohen Fensternischen hinüberlocken möchte, nach dem Städtchen Meschede, einem der schönsten Punkte des Süderlandes, aber sich fast aller Beschreibung durch den Mangel des eigenartig Hervorstechenden entziehend; was hilft's zu sagen: das Thal hat eine angenehme Ausdehnung, die Berge haben anmutig wallende Formen, sind außerordentlich schön bewaldet und reich an lieblichen Gegensätzen durch hochstämmiges und junges Laub- und Nadel-Holz — die Ruhr macht einen allerliebst zierlichen Bogen, die daran, wie eine schmucke Dirne vor dem plätschernden Brunnen-Kübel, stehende kleine Stadt mit ihrer alten Stiftskirche ist blanker und reinlicher, als gewöhnlich; an dem Ruhrufer entlang läuft einer der ebensten und schönsten Steinwege Deutschlands! Und doch sind dies die scheinbar geringen Mittel, durch welche eine der reizendsten Gegenden gebildet wird. Meschede ist ein Ort, in dem es schwer sein muß, sich träumerischen Gedanken hinzugeben, so hell und freundlich und dem Auge wohlthuend tritt uns alles entgegen; es trägt den Stempel der Annehmlichkeit und Behaglichkeit. Jedermann preist diese Gegend und mit Recht; dennoch läßt sich nichts daraus hervorheben, es giebt weder Felsen, noch Ruinen, noch bedeutende Bergformen; aber eine Klause giebt es, am Berge nächst dem Steinwege, die mit ihrem Türmchen oder Glockenstuhl an der Fichtenwand eine gar reizende Wacht hält, und früher ihr Glöckchen über die darunter liegende Stadt schallen ließ, wenn dem armen Bruder die Lebensmittel ausgegangen waren, wo sich dann alles beeilte, ihn wieder zu versorgen.



Schloß Laër.

Ein angenehmer Spaziergang führt an der Klause vorüber nach dem Gräflich Westphalenschen Gute Laër, das mit seinem von Friedr. Wilhelm Westphalen, Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn erbauten Wartturme, inmitten seiner ausgedehnten Garten- und Parkanlagen, in der ohnedies schönen Lage am Ruhrufer eine neidenswerte Besitzung bildet. Von Heinrich Westphalen, Paderbornischem Hofmeister, ward es gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts erworben; es bewahrt von ihm und seiner Gemahlin Katharina von Löwenstein ein großes herrliches Abbild.

Bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer laufend, zieht von hier der Steinweg über unzählige Brücken sich durch das immer malerische Thal, über frische Auen, an bekränzten Höhen vorbei. Dann verläßt er die Gestade des Flusses, der rechts seitab strömt, führt an dem stattlichen ehemaligen, schon 1192 gestifteten Norbertiner-Kloster Rumbeck her und zieht einen Berghang hinan bis zu dem Punkte, wo man in ein neues Stromthal hinabschaut, kaum glaubend, es sei der herrliche Fluß da unten die jüngst verlassene Ruhr; wo vor uns das schöne Arnsberg wie in Stufen übereinander gesetzt die Giebel und Türme, die Trümmer des Schlosses von seiner Bergeshöhe erhebt. Man muß hier, an dieser Stelle der Steinstraße, wo sie wieder sich zu senken beginnt, stehen und hinüberschauen, wenn irgend ein seltenes Fest, wie der Besuch seines Königs, Arnsberg in Schmuck versetzt. Dann leuchtet und glänzt es in den Anlagen des „Eichholz", die vom Fuße des Berges bis zur Spitze hinauf stufenförmig den ganzen Hang bedecken, es ist, als wäre jede Staude, jeder Ast in zahllosen flammenden Blüten ausgeschlagen, als schwirrten diese neckend voll Mutwillen ihre Strahlenpfeile einander zu und hielten sich wie Schilde dagegen die vergoldet aufblinkenden Blätter vor; wie aus dem Schlafe geweckt tost und gurgelt und rauscht um den Fuß des Zaubergartens die Ruhr und spiegelt das ganze magische Bild.

Arnsberg liegt auf dem Rücken einer Berghöhe, vor der die westwärts strömende Ruhr plötzlich gen Süden sich wendet, dann in einem großen Bogen umkehrend, wieder nördlich strömt, und wenn sie so die Stadt zur Halbinsel gemacht, nach Nordwesten weiter rauscht. Die Stadt ist zum Teil neu und teilt sich in die untere und obere Stadt, wie sie vom rechten Ufer der Ruhr mählich die Höhe hinanklimmt, ihre letzten Häuser fast in die Baumschatten rückend, durch welche man die ohnedies höchst malerische Schloßruine noch malerischer zu machen gesucht hat. Sie ist von größter Ausdehnung, diese Ruine, die die breite Bergfläche, wie ein Turm den Rücken eines Elefanten, einst überragte, und weit genug, in ihrem Umkreis einem ganzen Lustwald Raum zu geben. Kaum wagt man, all die Trümmer für Teile eines Baues zu halten. Das Schloß wurde von den alten Grafen von Arnsberg seit 1100 nach und nach ausgebaut, dann von den beiden letzten Kurfürsten Kölns aus bayerischem Hause, Joseph Clemens und Clemens August verschönert und erweitert; im siebenjährigen Kriege von dem Erbprinzen von Braunschweig zerschossen, ward es vor etwa einem halben Jahrhundert als unwiederherstellbar der Zerstörung überwiesen und das Gestein zum Bau öffentlicher Gebäude verwandt; aber die älteren Einwohner Arnsbergs redeten noch mit Stolz von der Pracht und den großartigen Verhältnissen ihres Schlosses: es gab einen Saal darin, in welchem vierspännige Wagen bequem wenden konnten; jährlich einmal zur Kirche umgeschaffen, nahm er eine mehrere tausend Menschen starke Prozession auf und, wie man sagt, ohne Gedränge. Man hat von der Höhe des Schlosses aus eine sehr schöne Aussicht auf das enge Thal; uns gegenüber als schließende Wände hochbewaldete Bergrücken; von der (südlichen) Spitze der Stadt segnet Weddinghausen, die frühere Benediktiner-Abtei, aus dem dunkeln Hintergrunde des „Eichholzes" auf die Stadt herab; unten die wirbelnde quecksilberne Ruhr, die blanken Häuser, die stäubende Straße. Zur andern Seite der Ruine, nach Westen hinaus, in lieblichem Gegensatz mit dem jenseitigen Bilde, weite ruhige Wiesenflächen; der Blick nur durch ferne Höhen mild begrenzt und gleich einer Silberschlange der im offenen Strahle zitternde Fluß, sich leicht dahin windend und rechtsab wie ein glänzender Nebel am Horizonte verdämmernd. So ruht und träumt man sich in alle mögliche Romantik hinein zwischen den Trümmern des Schlosses, zwischen seinen blühenden Stauden, deren Zweige um zerfallendes Gemäuer flattern, unter den schlanken Baumwipfeln, die mit einem grauen Turme flüstern; der hat, nachdem all die alte glänzende Herrlichkeit von ihm abgefallen, sich ein neues bescheidenes Jägerkleid aus unvergänglichem Epheu angethan. Unser Fuß ruht auf Schutt, aus welchem wilde Anemonen sprießen, und läßt Kellergewölbe wiederhallen, welche der Sage harren, die sie mit den Geistern der alten zürnenden Grafen bevölkern

wird, — der Sage, welche uns das Burgverließ zeigt, worin Graf Heinrich von Arnsberg seinen Bruder verschmachten ließ, und die schon jetzt die Stelle nicht geheuer sein läßt, wo der alte Vemegerichtsplatz im Baumhofe zur Seite des Schlosses in einen Garten verwandelt ist.

Die Geschichte nennt einen Konrad aus dem Hause der alten Werler Grafen von Westfalen, einen Verwandten Kaiser Heinrichs III., als ersten Grafen von Arnsberg. Conrad war der eigentliche Stammerbe der alten westfälischen Grafschaft, die im Laufe der Jahre durch Erbschaft mehrfach geteilt und zersplittert worden. Er baute zu Arnsberg eine feste Burg und seit er sie statt Werl zu seiner Residenz gewählt, tritt er in Urkunden als Graf von Arnsberg auf, oft auch noch Graf von Westfalen oder Graf von Werl genannt. Ihm folgte, als er mit seinem ältesten Sohne in Friesland erschlagen worden, sein zweiter Sohn Friedrich, der zweite Graf von Arnsberg, den wir als den „Streitbaren" bei Cappenberg kennen lernten. Als dieser 1124 ohne Söhne zu hinterlassen gestorben und mit ihm der Hauptstamm unserer alten Westfalengrafen erloschen war, folgte ihm seiner Tochter Sophie Gemahl, ein Niederländer, Gottfried Graf von Kuyk, den Kaiser Lothar geächtet hatte, weil er mit seinem Bruder Hermann seinen Lehnsherrn, den Grafen Florenz von Holland, erschlagen hatte: dessen Sohn und Nachfolger, Heinrich I., scheint des Großvaters Friedrich würdiger Sproß gewesen, — wir wissen von ihm, daß er einen jüngern ebenfalls Heinrich genannten Bruder fangen und im Burgverließ verhungern ließ — der Unglückliche war der Stifter geworden einer bald erloschenen Nebenlinie, der schwarzen Edelherren von Arnsberg. Wir hatten ähnliche, wenn nicht ganz so schlimme Züge brüderlicher Liebe von den Grafen von Tecklenburg zu erzählen, während von Zügen grimmen Haders zwischen Vätern und Söhnen die alten Bücher voll sind. Man muß diese schrankenlose Entfesselung der Menschennatur, die alten Burgverließe und Folter-Instrumente, die unglaubliche sittliche Verwilderung und Rohheit des späteren Mittelalters ins Auge fassen, um Entschlüsse, wie die Gottfrieds von Cappenberg, sich aus solchen Zuständen in den Frieden des Klosters zu flüchten, nicht mehr befremdlich zu finden, während uns dagegen jene ganze Zeit immer befremdlicher erscheinen wird, je mehr unsere Kultur eine christliche Grundlage erhält.

Heinrichs I. That blieb nicht ungestraft; seine Streitsucht zog ihm der Nachbarfürsten Feindschaft zu, sie zerstörten seine Burg Arnsberg und zwangen ihn, aus seinem Lande zu fliehen; als er von dem Erzbischof von Köln in den Besitz desselben zurückgeführt worden, sühnte er seine Thaten durch die Stiftung des Klosters Weddinghausen (1170), in welchem er 1200, fast 90 Jahre alt, als Laienbruder starb; sein Erbe hatte er seinen Söhnen übergeben, von denen ihm Heinrich II. als Graf von

Rittberg, Gottfried II. als Graf von Arnsberg folgte. Gottfrieds Sohn, Gottfried III., der 1238 den um seine Burg zu Arnsberg angesiedelten Hörigen städtische Freiheit gab, und die folgenden Grafen Ludwig und Wilhelm brachten ihr Leben im vergeblichen Ringen wider die übergreifende Gewalt der Kölner Erzbischöfe hin, bis Gottfried IV. im Jahre 1368 kinderlos, alt und der unendlichen Fehden müde, seine Grafschaft scheinbar im Wege des Verkaufes, in der That aber fast als Geschenk, dem Erzbistum Köln überließ. Er zog sich nach Brühl zurück und starb dort 1371. — Als Erben der alten Westfalengrafen hatten die Grafen von Arnsberg das Recht des Vorstreits in Reichskriegen zwischen Weser und Rhein; hier waren sie die Träger der Reichssturmfahne, wie die Schwaben auf fränkischer Erde.

Der Freistuhl zu Arnsberg „vor der Olei-Pforten im Baumgarten unter der Burg" verdankt seine Bedeutung als der nach dem Dortmunder angesehenste, als eine Art Berufungshof der Veme, hauptsächlich dem Umstande, daß der Erzbischof von Köln, der oberste Stuhlherr aller Freigerichte, der seit 1368 auch noch unmittelbarer Stuhlherr über das Arnsberger Freigericht geworden, an diesem alle wichtigen Amtsgeschäfte vornahm und hier die meisten, zuweilen vom Kaiser selbst ausgeschriebenen Generalkapitel abhielt, so daß die „Kamer" oder der „Spegel" von Dortmund selbst, der einst die Ehre gehabt, den Kaiser Sigismund wissend zu machen, hinter Arnsberg zurücktrat. Unter den Freigrafen dieses Stuhls zeichnete sich durch Kraft und Thätigkeit um 1487 Gerhard Struckelmann aus, auch Freigraf zu Eversberg und Rüthen. Er lud gegen das Herkommen, wonach „paffen, frauwen und Juden nit an westfälsch gerichte gehoren", sogar die Äbtissin von Essen vor seinen Stuhl und nahm keinen Anstand, Frankfurter Juden vor sich zu heischen, wurde jedoch dafür 1489 von einem päpstlichen Kommissar in den Bann gethan. Er nannte sich „Gerhard Struckelmann, eyn gewert Richter und Frygreve des hil. romischen Richs, von keiserliker und koninckliker Gewalt und Macht, der freyengraveschoff des keiserliken Frienstoels zo Arnsberch in dem Boemhove gelegen under der Borch vor der Oleiporten". Als solcher bekundet er 1490, daß er einen gemeinen Kapitelstag gehalten, worin namentlich die verschiedene Zuständigkeit des heimlichen und öffentlichen Dings geordnet wurde. Es waren erschienen dazu mehrere hundert Freischeffen, 65 Freifronen, viele Freigrafen und Stuhlherren. An demselben Tage auch stellte Struckelmann ein Weistum darüber aus, daß alle, die in der Freigrafschaft wohnen und einen „eigenen Rauch darin haben", sie seien wissend oder unwissend, dreimal im Jahre beim „echten Ding" erscheinen müßten. — In einer Urkunde von 1505 erkannte er, daß ein Angeklagter, Friedrich von Fürstenberg zur Waterlappe, von der Beschuldigung freizusprechen, da er so rein sei, wie er gewesen am Tage bevor „hey in dat faem quam". Dieser

Ausdruck war von entscheidendem Gewichte für diejenigen, welche das Wort Veme von fama, Ruf, herleiteten und im Vemgericht das Gericht für die ob ihres Rufs angeklagten, für „verrufene Leute" sahen. Gerd Struckelmann waltete noch im Jahre 1526; doch hatte er sich in den letzten Jahren um ein bedeutendes seinen Titel gemehrt, er nannte sich jetzt, in der Rechtschreibung nicht eben stärker geworden: „en gewert Rychter des hylgen Romesschen Rychs und eyn gehuldet unde confirmert ffrygreve der werdigen keyserlichen ffriengraveschaffen tzo Arnsberch ais tzo Hovede, der ffrienstoille tzom Eversberge, tzo Bylsteyn, tzo Ruden, tzo Balve, tzo Heytzen (Heessen) unde tzo Steinfoyrde". Der Beisatz: ais tzo Hovede, als zu Heubte, als zu Hoeffde, zu Haubte, wird von nun an für den Arnsberger Stuhl als „Ubergericht aller Fryenstuele" gebräuchlich. Der letzte Oberfreigraf hieß Franz Wilhelm Engelhard; er sprach noch Recht im Jahre 1826, obwohl er das letzte förmliche Freigericht schon 1786 zu Allendorf gehegt; als Besoldung bezog er aus den Bezirken seiner Freistühle einiges Korn, Hühner und geringe Geldgefälle. Die Losung der Veme war im Laufe der Jahre so verloren gegangen, daß er selber sie nicht mehr kannte. Er starb 1835, um dieselbe Zeit als der letzte Freigraf von Dortmund, der Löbbeke, und der von Warburg, der von Hiddessen hieß.

Am andern Ende der Stadt, wo das Kloster Weddinghausen mit einem alten Gebäude sich ausbreitet, gelangen wir durch das Hirschberger Thor zur südlichen Spitze der Halbinsel, ins dunkle schattige Eichholz. Das steinerne mit Hirschen und mancherlei Jagdgeräten geschmückte Thor stand früher als Eingang des kurfürstlichen Jagdschlosses zu Hirschberg im Arnsberger Walde, wo die Kölner Kurfürsten Salentin, Ernst u. s. w. gern weilten. Als das Thor hierher versetzt wurde, mauerte man einen Stein hinein mit folgender Inschrift:

Aō . . 1634 . 11. july
durch blitz und regen hat gottes segen
in St. Norberti nacht den beckermann verjagt.

Der Oberst Beckermann, von Geburt ein Arnsberger, hatte mit einer Abteilung hessischer Truppen im genannten Jahre seine Vaterstadt belagert, bis ihn ein heftiges Gewitter, vielleicht auch die alte Anhänglichkeit an die Vaterstadt, von der Belagerung abhielt.

Die Zerstörung des Schlosses, in dessen Burgfriedensbezirk das Vemgeding einst tagte, gehört, wie wir oben sagten, der Zeit des siebenjährigen Krieges an, — nachdem es der Schauplatz einer merkwürdig mutigen und hartnäckigen Verteidigung durch eine Handvoll französischer Soldaten geworden. Die Stadt Arnsberg, wird darüber in einer alten Aufzeichnung berichtet, hatte zu Anfang des Jahres 1762 eine französische Besatzung von zweihundert Mann unter dem Befehl des Kommandanten

Muret; sie diente dazu, die Verbindungen der Franzosen in Westfalen zu erhalten und die Truppen der Verbündeten in den benachbarten Lagerplätzen zu beunruhigen. Daher faßte der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig beim Ausgang des Winters den Plan, diesen Platz, dessen Besitz sich ihm als folgenreich für den bevorstehenden neuen Feldzug darstellte, mit einem starken Corps anzugreifen und zu überwältigen. Als das Gerücht laut wurde, daß die Bundesmacht auf Arnsberg loszugehen beabsichtige, betrieben die Franzosen die Vollendung der bereits während der Winterzeit angefangenen Befestigung mit verdoppeltem Eifer und legten Brustwehren, Außenwerke und Pallisaden an. Sie versahen sich mit der nötigen Anzahl von Kanonen und schleppten zugleich alle Geschützstücke zusammen, deren sie auf dem Schloß Schnellenberg und den adligen Häusern Wocklum und Sundern habhaft werden konnten. Durch die getroffenen Verteidigungsanstalten glaubten sie imstande zu sein, dem Unternehmen der Feinde die Spitze zu bieten, und sorglos wegen des Ungewitters, welches gegen sie im Anzuge war, überließen sie sich den Regungen ihrer nationalen Heiterkeit, ersannen allerlei Arten der Belustigung, spielten, tanzten und gaben Konzerte.

Das zur Belagerung bestimmte Corps der Verbündeten setzte sich am 15. April in zwei Kolonnen in Bewegung. Die Preußen marschierten unter dem Erbprinzen über Hamm, Werl, die Haar hinauf an die Ruhr, und vereinigten sich dort mit den von Lippstadt aufgebrochenen hannoverschen Divisionen, welche von den Generallieutenants von Bock und von Oheim befehligt wurden. Am 17. überschritt das ganze verbündete Heer, 15 000 Mann stark, mit einem bedeutenden Artilleriezuge die Ruhr. Die Bockschen Truppen besetzten Hövel und Hachen, der Erbprinz stellte sich bei Sundern und Hellefeld, der Generallieutenant von Oheim an der Seite nach Meschede zu auf, und so war Arnsberg gänzlich umzingelt.

Die Franzosen waren in der Stadt und der Abtei Weddinghausen verschanzt. Zufolge der an sie ergangenen Drohung, daß man die Stadt beschießen würde, wenn sie nicht geräumt werde, verließen die Belagerten ihre seitherige Stellung, um nicht die friedlichen Einwohner mit ins Verderben zu ziehen, und wichen in das Schloß, wohin nun der Schauplatz des Angriffs und der Verteidigung verlegt wurde. Die Stadt Arnsberg, so lautete das Übereinkommen, sollte als neutral behandelt und von beiden Seiten geschont werden. Ehe noch eine Kugel gewechselt worden war, sandte der Erbprinz Botschaft an den Befehlshaber der Feste, um ihn zur Ergebung zu veranlassen. Muret, der wohl einsah, daß das Schloß der ungeheuren Übermacht der Verbündeten, welche eine Artillerie-Stärke von acht Mörsern, acht Haubitzen und vierundzwanzig Kanonen schweren Kalibers gegen dasselbe gerichtet hatten, nicht widerstehen konnte, suchte Frist zu gewinnen und gab die Erklärung, daß er, wenn bis

zum 21. April kein Entsatz eintreffe, auf folgende Bedingungen zu kapitulieren willens sei: 1) verlange er freien Abzug mit allen militärischen Ehren, allen Kanonen, einem verdeckten Wagen, sämtlichem Kriegsbedarf und allen königlichen Gerätschaften; 2) dürfte von den Verbündeten während der noch übrigen Dauer des Krieges in das Schloß keine Besatzung gelegt werden; 3) könnte man zwar die Befestigungswerke schleifen, das Schloß selber aber müßte unbeschädigt bleiben; 4) sollte das Archiv und alles bewegliche Eigentum des kölnischen Kurfürsten im Schloß durchaus geschont werden.

Der Erbprinz verwarf diese Vorschläge und verlangte unbedingte Ergebung mit Auslieferung aller Vorräte und Heergerätschaften. Als Muret sich dessen weigerte, begann in den Reihen der Belagerer am 19. ein so entsetzliches Feuer, daß in einigen Stunden nicht bloß das Schloß, sondern auch die Hälfte der Stadt in Flammen stand. Die unglücklichen Einwohner waren vor Schrecken und Verzweiflung außer sich; der Donner der Geschütze übertönte ihr Jammergeschrei. Während die Zerstörung so um sich griff, ließ man eine Zeitlang die Kanonen schweigen, und der Erbprinz benutzte den Augenblick der Pause, um seinen früheren Antrag an den französischen Kommandanten in schriftlicher Form zu erneuern. Diesmal wurde der Besatzung freier Abzug bewilligt und nur die Forderung gestellt, daß die Munition zurückgelassen werden sollte. Muret antwortete in entschiedenem Tone: seine vorige Unterhandlung wegen der Übergabe habe bloß die Erhaltung des kurfürstlichen Schlosses zum Zwecke gehabt, jetzt, wo dasselbe schon halb in Asche liege, sei er entschlossen, den Kampf unter den Trümmern bis auf den letzten Mann auszuhalten. Zu gleicher Zeit strengten die Belagerten alle Kräfte an, um die in dem Schlosse wütenden Flammen zu dämpfen, allein die Mühe, ihrer Herr zu werden, blieb eine vergebliche, weil die Verbündeten mit dem Schießen von neuem anhuben. Kugelregen, Glut und Rauch vertrieben die Franzosen vom Schloßhofe, und diese sahen sich nun genötigt, in den verdeckten unterirdischen Gängen Schutz zu suchen, wo sie übrigens die Verteidigung hartnäckig fortsetzten. Sie verrieten keine Zeichen von Entmutigung, obgleich bis zur Mittagsstunde bereits über 2000 Kanonenschüsse auf Schloß und Stadt gefallen und außer 300 Feuerkugeln mehr als 1200 Bomben darin geworfen waren.

In seinem Erstaunen über den heldenmütigen Widerstand des Feindes ließ der Erbprinz der Thätigkeit des Geschützes abermals für eine Weile Einhalt thun; er kam selber bis an die Schranken und wiederholte, um der Verschwendung von Pulver und Blei ein Ende zu machen, seinen letzten Vorschlag, wobei er dem Kommandanten zugleich eröffnete, daß es nicht seine Absicht sei, eine so tapfere Besatzung in den Flammen umkommen zu lassen. Muret wollte indessen noch immer nichts von einer Übergabe hören, „so lange ihm nicht der Taschentuch brenne in der Taschen", und

wie die unter dem erneuerten Bombardement einstürzenden Gewölbe die Seinigen zu verschütten drohten, sammelte er die kleine Schar wieder in dem freien Raume der Festungswerke und mahnte sie, sich so lange zu wehren, bis jede Rettung verloren sei. Der Kampf dauerte noch über eine Stunde; da geschah es, daß die aus bloßen Reisigbündeln aufgeführten Bollwerke nach allen Richtungen hin in Brand gerieten. Die von einem Feuergürtel umringte und in Rauch eingehüllte Besatzung kam dadurch in die Gefahr, dem Erstickungstode überliefert zu werden. Dies bewog endlich den herzhaften Befehlshaber, das Zeichen zur Übergabe der vernichteten Feste aufzustecken. Es war drei Uhr nachmittags, als das Häuflein Franzosen sich zum Abmarsch durch das Galgenthor anschickte. Die Macht der Geschütze hatte ihre Wirkung bloß an den Mauer- und Bauwerken gezeigt; Blut war wenig geflossen; man sagt, es sei auf beiden Seiten nicht ein Mann umgekommen.

In ehrenvoller Anerkennung der Ausdauer und Kühnheit, womit die kleine Besatzung sich stundenlang gegen einen fünfundsiebenzigfach stärkeren und an Zerstörungswerkzeugen in gleichem Grade überlegenen Feind zur Wehr gesetzt hatte, gewährte man derselben freien, ungehinderten Abzug. Eine hessische Dragoner-Abteilung begleitete die Abziehenden bis nach Wipperfürth, wo sie von der Heeresabteilung des Marquis von Conflans aufgenommen wurden. Die Verbündeten nahmen unterdessen von der Trümmer- und Aschenstätte Besitz und ließen den Rest der Mauerwerke sprengen. Dann ging es ans Plündern, besonders ward alles in den unteren Räumen des zerstörten Schlosses vorgefundene kurfürstliche Gut samt dem Archiv und was sonst an kostbaren Gerätschaften und Kircheneigentum dorthin geflüchtet worden war, eine Beute der Soldaten. Dreiundfünfzig Häuser der Stadt lagen in Schutt, die wenigen Habseligkeiten, welche die bedrängten Einwohner aus dem Feuer gerettet hatten, verloren sie größtenteils durch den Raub!

Kurfürst Salentin von Isenburg beförderte am Ende des 16. Jahrhunderts die Erweiterung und Verschönerung der Hauptstadt, wo eine aus Beamten mit dem Titel Landdrosten und Räten bestehende Kanzlei die Verwaltung des Landes führte, bis der Lüneviller Frieden das Herzogtum Westfalen mit der Grafschaft Arnsberg (1802) dem Hause Hessen-Darmstadt überwies. Preußen nahm sie 1816 in Besitz.

Im Jahre 1796 war die Lage Arnsbergs eigentümlich, da die Ruhr die Grenzlinie zwischen Preußen und Frankreich bildete. Wie der damalige kölnische Geheime Gerichtsrat Tilman Peltzer in den anziehenden Schilderungen seiner Briefe, die uns durch seinen Urenkel Hüffer mitgeteilt sind, schreibt, war die Halbinsel Arnsberg nur durch den schmalen Fluß von den feindlichen Heeren getrennt, und auf den gegenüberliegenden Wiesen sah man die französischen Soldaten mit kriegerischen

Übungen beschäftigt. Dazu war in der Stadt ein buntes Treiben, die Menge der Flüchtigen aus Deutschland, Frankreich und Belgien brachte dem stillen abgelegenen Städtchen ungewohntes Leben. Peltzer, ein tüchtiger verständiger Mann, aus den Kreisen, die durch die großen Bewegungen damals am meisten berührt wurden, hat die Ereignisse der schicksalsvollen Jahre Tag für Tag mit seinen Wünschen und Sorgen, Entwürfen und Hoffnungen begleitet.

Das alte Schloß zu Arnsberg wurde einst durch die im Westen am jenseitigen Ruhrufer auf dem Rümberge liegende Rodenburg überragt. Jetzt beschatten hochwipflige Bäume die sparsamen Trümmer dieses ehemals bedeutenden und stolzen Dynastensitzes — kaum noch sind die Grundlinien der alten Anlagen mit Vorburg, Hauptburg und Belfried zu erkennen. Der Sitz ist älter als Schloß und Stadt Arnsberg, er mag zu den ältesten deutschen Befestigungen, den Wallburgen, gehört haben. Das Geschlecht der Rodenburg, das hier hauste, besaß ebenfalls westlich von den Thoren der Stadt Rüthen eine Burg, die älter war als diese Stadtanlage. Es war weit und reich begütert und erlangte mit der Erbtochter Gisela von Stromberg um 1204 auch diesen Burggrafensitz, dessen, sowie des Ausganges der dortigen Linie wir oben, Seite 237, erwähnten. Aus der Linie, die auf dem Rodenberg blieb, war Gottfried III. 1435 Landmarschall des Deutschen Ordens in Livland; sein Bruder Heinrich VII. wurde von seinem Lehnsherrn (Kur-Köln) 1401 aufgeboten, mit ihm gegen die Hessen ins Feld zu ziehen, und dazu seine steinerne Buchse (Kanone) mitzubringen. Heinrich VIII. war der letzte seines Stammes; „gegen 1508 erschossen", heißt es kurz und bündig in der Stammtafel der Rodenburg*, in welcher der seltene Frauenname Palmanie oft wiederkehrt. Vom Ufer der Ruhr begeben wir uns nach Norden in die vom Hochwalde gekrönten, an Hochwild reichen Höhen des Arnsberger Waldes und gelangen zuerst nach Hirschberg, wo, wie schon gesagt, ehemals ein Jagdschloß der Kölner Kurfürsten stand.

Auf dem Wege von Hirschberg nach Warstein kommen wir an den Bilstein, einen flachen Bergkegel von etwa 40 Meter Höhe. Er besteht aus Kalkgestein, das in massigen Bänken auftritt und an einzelnen Stellen hervorragende Klippen bildet. Hier befinden sich mehrere Klüfte und Höhlen, die seit Jahren bekannt, aber wegen ihrer geringen Ausdehnung wenig beachtet waren. Eine an der nördlichen Felswand befindliche Öffnung von einem halben Meter Durchmesser blieb ebenso ohne weitere Untersuchung, bis im Herbste 1887 zuerst ein Knabe aus Neugier in die Öffnung hineinkletterte und dann Arbeiter, welche dort mit Wegeanlagen beschäftigt waren,

* Bei A. Fahne: Die Hrn. und Frhrn. von Hövel, Köln 1860.

die Entdeckung weiter verfolgten. Eine Untersuchung wurde vorgenommen und die Höhle erschlossen, von deren Vorhandensein bisher niemand etwas geahnt hatte. Sie steht den andern großen Tropfsteinhöhlen Westfalens und Deutschlands nicht nach. Wie diese Wunderhöhlen, die zumeist in neuer Zeit durch irgend einen Zufall entdeckt sind, in vielen Jahrtausenden vor uns entstanden sind, mag uns ein kundiger Forscher, Karl Vogt, erzählen: „Größere Spalten und Hohlräume, sagt er, zuweilen erweitert durch im Innern der Gebirgsmassen strömende Gewässer, welche später versiegt sind oder einen andern Ausweg gefunden haben, Höhlen und Grotten sind niemals trocken, sondern zeigen überall an der Decke und an den Wänden feinere oder gröbere Spältchen und Spalten, durch welche das Wasser nach einem solchen Hohlraume seinen Weg findet. Hier rieselt das Wasser längs den vorspringenden Kanten der Wände ab, dort sammelt es sich in großen Tropfen an der Decke, die oft lange haften, bis endlich ihre Schwere sie zu Boden reißt; an andern Stellen regnet oder gießt es förmlich aus der Decke hervor, fällt plätschernd auf den Boden und stäubt nebelartig wieder auf. Und überall, wohin nur ein Wassertröpfchen kommt, bleibt auch ein krystallisiertes Kalkteilchen sitzen, und wo ein solches unendlich kleines Kryställchen sitzt, da sammeln sich andere, schließen daran und vergrößern das ursprüngliche Gebilde. So arbeitet es still und geräuschlos fort, Tag und Nacht, Jahre um Jahre, Jahrtausende um Jahrtausende. Die Rinnsale an den Wänden erheben sich zu Kanten und Vorsprüngen, wo eine Ungleichheit der Wand ein längeres Verweilen des Wassers verursachte und damit stärkeren Absatz, bildet sich eine Verdickung, wo es schneller abläuft, giebt es dünnere Stellen, und endlich ist aus dem Rinnsale ein elegant drapierter Vorhang geworden mit Knotenschürzungen und Falten, die in schön geschwungenen Linien hervortreten, sobald man eine Flamme hinter das durchscheinende Gebilde bringt. Wo aber ein Tröpfchen im ersten Anfange hing, hat sich nach und nach ein Zapfen angesetzt, der stets an den Seiten und noch mehr an der Spitze wächst — Stalaktit — und ihm entgegen hebt sich von unten von dem Punkte aus, wo das Wasser auftrifft, ein kegelartiges Gebilde — Stalagmit — bis beide mit ihren Spitzen zusammentreffen, sich vereinigen und eine Säule darstellen, welche das Gewölbe zu tragen scheint. Das Pflanzenleben trägt das Seinige dazu bei. Feine Wurzelfasern durchdringen das Gestein und suchen in der Höhle nach Boden, indem sie sich übermäßig verlängern; niedere Pflanzenformen, Algen, Schimmel, ja selbst Farrenkräuter kriechen auf der feuchten Gesteinsfläche. All' diese Pflanzenteile umhüllen sich nach und nach mit Scheiden von Kalkstein; sie befördern durch Auffaugung der lösenden Kohlensäure aus dem Wasser den Absatz des Tropfsteins, der sie bald in seiner Umarmung erstickt. Die Wurzelfasern, die Algenfaden ver-

wesen und verschwinden — aber ihre Gestalt bleibt erhalten und lange feine durchsichtige Röhrchen von Tropfstein hängen von den Decken der Gewölbe herab, oder feine spitzenartige Gewebe breiten sich an den Wänden aus. Während all' dieser Arbeit wächst und wächst der Fußboden und in manchen Höhlen so mächtig, daß steinharte Schichten von krystallischem Gefüge, die mehrere Fuß dick sind, die Schätze unter dem Boden bedecken. — So wird aus dem einfachsten Momente, dem Absatz durch Sickerwasser, die reichste und unerschöpflichste Mannigfaltigkeit hervorgezaubert, und nur das steht im voraus fest, daß die Formgestaltung der Tropfsteine um so reicher, die Farbe um so reiner, das krystallinische Gefüge derselben um so klarer, je heller das einsickernde Wasser ist und je ungestörter dasselbe in der geschlossenen Höhle walten konnte."

Die neuentdeckte Warsteiner Höhle bietet ebenso mannigfaltige Reize, wie die später zu erwähnende Dechenhöhle, und wie der erste wissenschaftliche Erforscher derselben, Dr. Carthaus in Bonn, mitteilt, ist sie durch die in einem Teile derselben gemachten Funde auf dem Gebiete der Anthropologie und Kulturgeschichte eine der für die Wissenschaft wichtigsten Höhlen Deutschlands geworden.

Die Gesamtlänge der Warsteiner Höhle beträgt über 350 Meter. Und welche Abwechselungen bietet dieser Höhlenzug!, schreibt Dr. Carthaus, dessen Berichte wir hier folgen.

Hier eine großartige Halle von annähernd dreißig Metern Höhe, dort zierliche Kämmerchen, hier Tropfsteinsäulen von staunenswerten Größenverhältnissen, dort die zartesten Gewebe und Gebilde, hier Räume, ausgekleidet mit schneeweißem schimmernden Tropfstein, dort solche, welche dieses herrlichen Schmuckes fast gänzlich entbehren, unter deren Boden aber Schätze für die Wissenschaft, Urkunden von den ältesten Bewohnern unserer Heimat, verborgen lagen. Daran schließen sich mehrere kleinere Höhlenkammern und Gänge mit einem Wasserbecken von sechs Metern Länge und weiter ein neunzig Meter langer Höhlengang, aus einzelnen schmalen, zuweilen über zwölf Meter hohen Gängen bestehend, die wiederum durch einzelne geräumigere Kammern unterbrochen werden. Hier ist alles mit Tropfstein überzogen. Einen ganz eigenartigen Anblick gewähren zwei Gebilde, die wie Orgeln erscheinen. In diesen Tropfsteingebilden kann die neuentdeckte Warsteiner Höhle sich mit der Dechenhöhle messen und die wildromantische Art der ersteren, die bald hoch, bald niedrig, bald breit, bald schmal, die wechselndsten Räume, den unebensten Boden hat, steht im Gegensatze zu der letztern, die man deshalb wohl eine „Salonhöhle" nennen könnte.

Doch nicht allein als Tropfsteinhöhle nimmt die Warsteiner Höhle eine hervorragende Stellung ein, sondern die eine Abteilung hat in ihrem eingeschlämmerten

Lehm und durch Einsturz der Berge uns eine Menge von Resten aus der ältesten Zeit unsers Westfalenlandes bewahrt. Die aufgefundenen Reste gehören einer Zeit an, die mit der Bearbeitung irgend welcher Metalle noch völlig unbekannt war, der Steinzeit. Waffen und Geräte aus Feuerstein, Renntierknochen und Hirschhorn, Schmuckstücke aus Bernstein und Thon, Thongefäße der allerroheſten Form und mit einfachsten Verzierungen liegen neben Resten von Renntier, Höhlenbär und Nashorn. Am wichtigsten für die Wissenschaft dürften Bruchstücke von drei Menschenschädeln sein, welche in der ohne Zweifel bisher unberührten Erdschicht in einer Tiefe von 40 bis 80 Centimeter aufgefunden sind.

Nachdem die Zugänge zur Höhle hergerichtet sind und die Höhle selbst im hellen Glanze des künstlichen Lichtes erstrahlt, lockt sie Reisende jetzt an von nah und fern; auch die Umgebung ist eine würdige, die Felsenklötze des Bilsteins umgrünt ein herrlicher Eichen- und Buchenwald, der sich dann weit zwischen der Ruhr und Möhne dahinzieht.

Die Ufer der Ruhr behalten im ganzen, wenn wir weiter hinab ihrem Laufe folgen, dieselbe freundliche milde Ansicht; wir lassen zur Rechten den Lüer- oder Arnsberger Wald mit der Höhe des Stimmstamms (544 m) und der alten Heeresstraße, Plackweg genannt; dann die Weiler Niedereimer und Bruchhausen, in deren Nähe die berühmte Eiche, die Königin westfälischer Wälder, im Umfange des Stammes $8\frac{1}{2}$ m messend, gezeigt wird; berühren Hüsten und Neheim, wo die Gewässer der Möhne sich in die Ruhr ergießen, und lassen uns zu einer kleinen Abschweifung nach linkshin verführen, um einem Gebirgswässerchen zu folgen, das uns aus den Waldbergen entgegenkommt. Sind wir eine Viertelstunde aufwärts geschritten an diesem Bach — die Röhr heißt er — so erheben sich vor uns die Türme, Giebel, Zinnen und Zacken des stolzesten Grafenschlosses im Westfalenlande, das prächtige Herdringen, das inmitten seines schönen Parkes einen überraschenden Anblick darbietet. Es ist an der Stelle des alten Edelsitzes Herdringen, des jetzigen Stammhauses der älteren Hauptlinie der Fürstenberg, ganz neu von dem jetzigen Familienhaupte Grafen Egon in den Jahren 1842—1847 und nach den Plänen des kölnischen Dom-Baumeisters Zwirner aufgeführt, groß und schön, fast wie eine königliche Residenz und jedenfalls ein würdiger Sitz für ein Geschlecht so rühmlichen Namens. König Friedrich Wilhelm IV. soll von diesem Schlosse gesagt haben: So ein Haus kann ich mir nicht bauen. In demselben werden auch jetzt die früher (S. 75) erwähnten prächtigen Silberarbeiten des westfälischen Künstlers Eisenhoit aufbewahrt. Es sollen — das gemeinsame Wappen, zwei rote Balken in goldenem Feld, mag die Veranlassung dieser Meinung sein — die Fürstenberg ursprünglich von den Grafen von Oldenburg



HOHENLIMBURG.

stammen und wären danach also eigentlich dynastischen Ursprungs; wie ebenfalls die

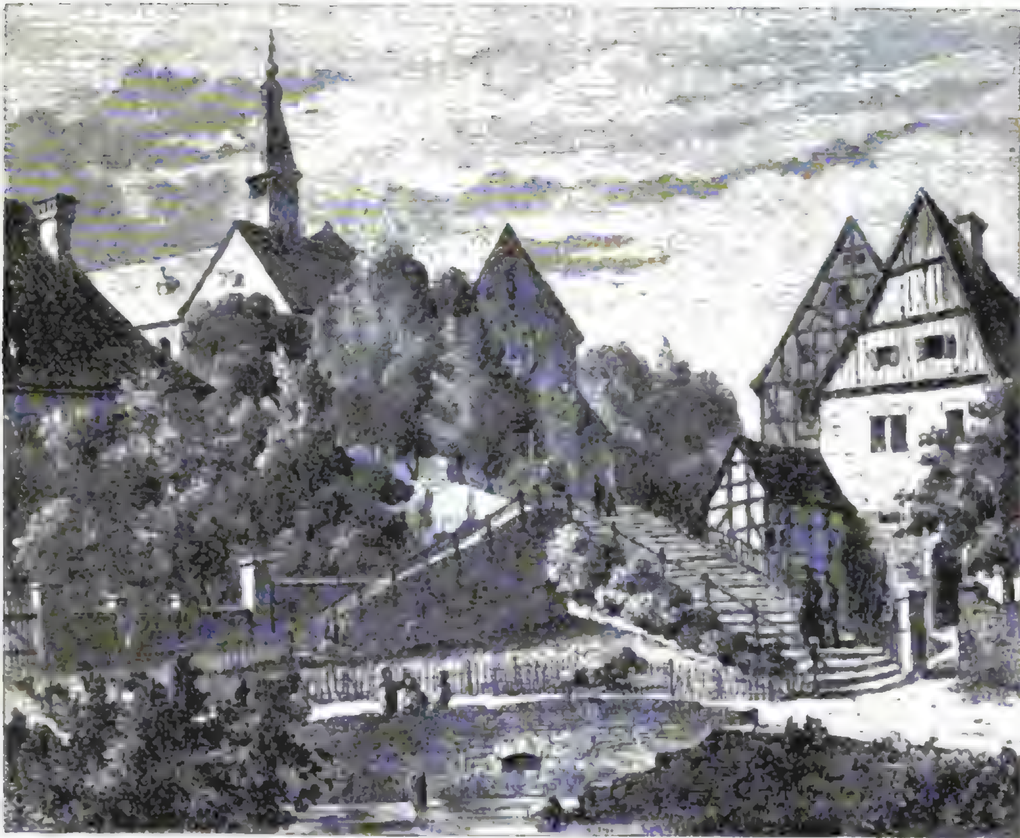


stammen und wären danach also eigentlich dynastischen Ursprungs; wie ebenfalls die alten Edelherrn von Grafschaft, deren Erben sie wurden. Ihren Namen führen sie von der nicht weit entfernten, bei Neheim an der Ruhr liegenden Burg Vorstenberg „auf dem vordersten Berge", welche 1345 von den Grafen von der Mark und Arnsberg zerstört wurde. Seitdem nahmen sie ihren Hauptsitz in dem weiter oberhalb jetzt in Ruinen liegenden Waterlappe. In neuerer Zeit sind Herdringen, die Adolfsburg tief im Sauerlande und Stammheim bei Mülheim am Rhein ihre Hauptsitze geworden. Reichsfreiherren wurden sie durch Kaiser Leopolds Diplom vom 20. Mai 1660 — Grafen durch den König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840.

Es ist an ausgezeichneten Männern, an eigentümlichen Charakteren und an Umfang des Besitzes kein anderes westfälisches Adelsgeschlecht so reich wie die Fürstenberg. Was die erstgenannten angeht, so sehen wir diese alle zunächst im Dienste der Kirche, doch hier vorzugsweise die Talente des Staatsmanns und Verwalters entwickelnd. Am glänzendsten tritt dies hervor in Ferdinand von Fürstenberg, dem oben erwähnten Fürstbischofe von Paderborn. Er war ein Mann, der in seinen Grundzügen die Eigenschaften des westfälischen Stammes durchaus nicht verleugnete, eine strenge, feste, vornehme Natur, wenn auch dies nicht in dem Grade wie sein Großoheim und Vorgänger auf demselben Bischofsstuhle, Dietrich von Fürstenberg, der die Jesuiten in Paderborn einführte, und der sich als sehr gestrengen Herrn und nebenbei vortrefflichen Haushalter erwies. Bei Ferdinand von Fürstenberg sehen wir diese Eigenschaften gemildert durch sanfteren Sinn und hohe geistige Bildung. Um ganz die Verdienste dieses trefflichen Mannes, der durch jahrelangen Aufenthalt in Rom — er war Cameriere segreto des Papstes Alexander VII. — seine Ausbildung erhielt, zu schildern, müßten wir in die einzelnen Zweige einer Verwaltung eingehen, welche, wie man sich ausdrückt, das goldene Zeitalter über sein kleines Land heraufführte. Wir müßten dabei das unsern heutigen Finanzministern gewiß rätselhafte Ergebnis hervorheben, daß, während auf der einen Seite für die Hebung des Landes alles mögliche geschah, Posten eingeführt, Fabriken angelegt, Schulden abgetragen, die handarbeitenden Klassen durch Bauten aller Art beschäftigt wurden, doch die Steuern so gemindert werden konnten, daß sie im Jahre 1666 z. B. so unbedeutend und gering waren, wie vielleicht nie vorher. Bleibenden Ruhm verdankt Ferdinand von Fürstenberg jedoch seinen wissenschaftlichen Leistungen, seinem schönen Werke »Monumenta Paderbornensia«, welche das Ergebnis seiner in Rom unternommenen geschichtlichen Arbeiten waren und deren Wert schon die große Anzahl von Auflagen andeutet, die ihnen in den Jahren 1669 bis 1714 wurde. Die schönste Ausgabe ist die von Elzevir in Amsterdam besorgte. Dann ist Ferdinand von

Fürstenberg zu hohen Ehren gekommen als lateinischer Dichter; seine »Poëmata« erschienen zuerst in der 1656 in Rom veröffentlichten Sammlung, welche man nach ihrem Mäcen, dem Papst Alexander VII., die Pleias Alexandrina nannte; später gab die königliche Druckerei in Paris sie 1684 in einer prächtigen Ausgabe in Folio heraus. Als Dichter war Fürstenberg, so gesteht sein Biograph, „jedoch nicht so sehr ein großer, als klarer und scharfsinniger Geist; er ragte mehr durch die Kraft eines hellen Verstandes, als durch schöpferische Einbildungskraft hervor. Seine eigentliche Bedeutung liegt in seinem tiefen und umfassenden geschichtlichen Wissen; neben seiner Gelehrsamkeit war er ein großsinniger, echt deutscher, für alles Edle hochbegeisterter Mann, geistig erleuchtet, wie wohl wenige seiner Zeitgenossen."

Neben Ferdinand steht, geistig vielleicht noch bedeutender, der auch schon von uns genannte Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, den im Jahre 1763 Kurfürst Maximilian Friedrich von Köln, Fürstbischof von Münster, an die Spitze der Verwaltung des Münsterlandes setzte, und der hier, im Sinne jenes Strebens nach geistiger und sittlicher Ausbildung, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das wohlthätige und segensreiche Wirken so manches erlauchten Fürstennamens beseelte und in Kaiser Joseph II., in Karl Friedrich von Baden ihren überweitreichenden Ausdruck fand, — mit hohem und schöpferischem Geiste anordnete, aufbaute und verwaltete. Fürstenbergs Leben und Thätigkeit zu beschreiben, ist hier nicht die Stelle. Nur das wollen wir anführen, weil es eine noch nicht hervorgehobene Seite seines geistigen Wesens ist, daß er nicht allein von unsern westfälischen Stammeigenschaften, sondern auch von dem den meisten frühern Gliedern der Familie Fürstenberg ehemals eigenartigen Wesen und Seltsamkeiten ein gutes Teil mit bekommen hatte. Er war ein nüchterner Kopf ohne jede Schwärmerei und hielt mit westfälischer Zähigkeit an seinen Anschauungen fest. Ihm Widerstand entgegensetzen, hieß ihn seine Plane mit desto größerer Entschlossenheit und Ausdauer verfolgen machen. Der kleine Mann mit der gebogenen feinen Nase und den scharfen Zügen, der nur auf kleinen Pferden ritt oder auch wohl im Lederkäppchen und im grauleinenen Kittel über Land ging, um seiner Freundin, der Fürstin Gallitzin, auf dem westfälischen Bauernhofe, dem Hause Angelmodde, ihrem Sommeraufenthalte, einen Besuch zu machen, war eine eigentümliche Erscheinung. Zu seinen Eigenheiten gehörte eine große Zerstreutheit; so hatte er einst den Namen seines Lieblingspferdes statt des seinigen unter eine Verordnung gesetzt; ein anderes Mal ließ er sich, so wurde uns erzählt, von einem Roßtäuscher bewegen, ihm ein Pony abzukaufen, ohne zu ahnen, daß es dasselbe Pferd sei, welches er am vorigen Tage, als alt und unbrauchbar geworden, selbst hatte verkaufen lassen. Wenn er Reisen machte, so mußte ihn ein Franziskaner-



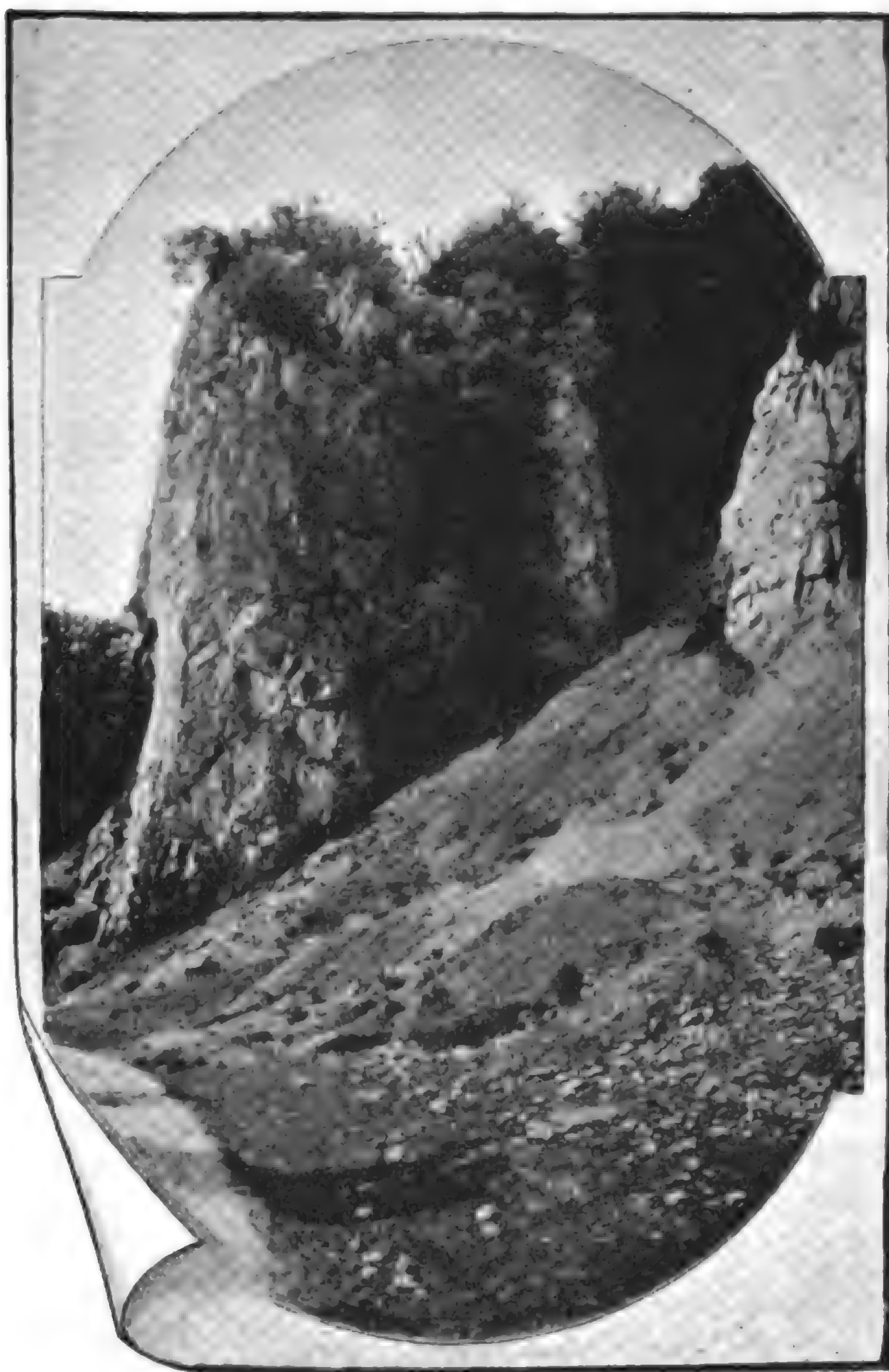
Fröndenberg.

Mönch begleiten, den er als Lexikon über griechische Philosophie, namentlich den Aristoteles, welchen der Mönch so ungefähr auswendig wußte, gebrauchte. Eine andere seiner Eigenheiten war, daß nur solche Leute Gnade bei ihm fanden, welche seinen scharfen, reiherartigen Augen mit offenem, freiem und festem Blick begegneten, was mancher schüchterne und blöde Bittsteller zu seinem Schaden inne wurde. Auf der von ihm gestifteten Soldatenschule zu Wilkinghege bei Münster erhielt auch der später so berühmt gewordene Marschall Kleber eine Zeitlang seinen Unterricht. Der Minister, der jeden Morgen nach der Reitschule auch den Fechtboden zu besuchen pflegte, erkundigte sich hier eines Tages nach den Fortschritten des jungen Mannes und forderte ihn zu einem Gange auf. Kleber setzte unbedacht sogleich seine ganze jugendliche Kraft wider den kleinen, zartgebauten Herrn ein und schlug ihm das Rappier aus der Hand. Über diese Rücksichtslosigkeit erzürnte der Minister so, daß Kleber die Hoffnung auf eine Anstellung im Soldatendienste des von Fürstenberg verwalteten Landes aufgab. Dies war die Veranlassung, daß Kleber sein Glück anderswo suchte, und auf der neu betretenen Bahn endlich der Marschall von den Pyramiden wurde. Von großer Bedeutung ist Franz von Fürstenberg für die Schulen des Münsterlandes geworden, er wußte auch den rechten Mann zu finden,

dem die Blüte der münsterischen Volksschule zu verdanken ist. Fürstenberg hatte von einem Kaplane in Everswinkel (bei Münster) vernommen, daß dieser an den Sonntag-Nachmittagen in ebenso einfacher als fesselnder Weise mit den Kindern des Dorfes die „Christenlehre", d. i. den Katechismus, vornahm. Eines Sonntags begab sich der Minister ohne Aufsehen und unerkannt in die Kirche von Everswinkel zur Zeit als der einfache Geistliche im Unterrichten der Kinder den Erwachsenen die christlichen Wahrheiten vorführte. Fürstenberg hörte mit Verwunderung der Katechese zu, und sofort war sein Plan gefaßt, Bernard Overberg, so hieß jener Kaplan, an die Spitze des Volksschulwesens im Münsterlande zu stellen.

Außer Dietrich, Ferdinand und Franz von Fürstenberg hat das Geschlecht, welches Herdringen bewohnt, noch einen vierten Landesherrn oder Fürsten — wenn wir den eine Zeitlang das Münsterland mit vollkommener Machtbefugnis verwaltenden Minister hinzuzählen — hervorgebracht, den letzten Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, Franz Egon Freiherrn von Fürstenberg, der durch seine reiche testamentarisch vermachte Erbschaft den Grund zu dem großen Vermögen der Linie in Stammheim legte. Er regierte Paderborn von 1786 bis 1802 und war ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, wegen seiner Wohlthätigkeit allgemein verehrter Mann, wenn er auch die geistige Bedeutung seines Bruders, des Ministers oder seiner beiden Vorfahren im Fürstentum, Theodor und Ferdinand, nicht besaß. —

Von Herdringen scheidend und unsere Ruhrwanderung verfolgend, finden wir in Fröndenberg den nächsten, zum Verweilen einladenden Punkt. Fröndenberg ist ein ehemaliges, um 1214 von einem Schedaer Mönch Bertoldus und seinem Bruder Menrikus auf dem Berge „Haßlei", worauf jener anfangs unter einem großen Lindenbaume seine Einsiedlerhütte erbaut, gestiftetes Cistercienserkloster, das die Grafen von der Mark und die Herren von Ardey ausstatteten — mit einer 1230 vom Grafen Otto von Altena erbauten Kirche, in welcher viele der Grafen von der Mark ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, obwohl nur das Denkmal Eberhards und seiner Gemahlin Ermgarde noch vorhanden ist. Im Laufe der Zeit entwickelte sich das Kloster zu einer freiweltlichen Abtei für adelige Fräulein, die nach den Religionsrecessen allen im Reich anerkannten Bekenntnissen angehören durften, während die Kirche ihnen gemeinsam war. Das alte Stift erscheint uns ein Denkmal alter Zeit in einem Bilde von großer Lieblichkeit — Wiesenteppiche, so sanft und grün wie ein Elfenthal, von einer zahllosen Viehherde friedlich durchweidet, der Fluß wie ein springendes Kind, über tausend Kiesel rauschend, an größeren Steinen artig Wellchen kräuselnd oder eigensinnig aufspritzend. Eine hübsche sonntäglich aussehende Brücke führt hinüber und vom Berghange jenseits steigt das Dorf stufenmäßig bis fast an



Der Sturzfelsen im Hönnethal.

das Ufer nieder; überall lauschen freundliche Wohnungen hervor, die der Stiftsfräulein oben, nett und sittsam auf kleinen Flächen stehend, Gärtchen mit geschornen Buchenlauben und Centifolienbüschen zu ihren Füßen. Eine breite Treppe von behauenen Steinen führt über Stufen den Berg hinan, bis zum stillen Kirchhofe und der höchst malerisch liegenden Kirche. Auch die umliegenden Berge schauen mit ihren milden

Formen, ihrem üppigen frischen Baumwuchs fast kindlich drein und über dem Ganzen schwebt ein Hauch ländlichen Friedens, der nicht wiederzugeben ist, von dem sich aber jeder angeweht fühlt, der von den Absätzen der Steintreppe seine Blicke über die Dächer und Gärten und Gebüsche, das ganze fröhliche Landschaftsbild streifen läßt. — Der Weg führt uns, immer die Wiesen entlang, bis zur Hönne, die hier unter Fröndenberg mündet, ein kregles Wässerchen, so kraus und zänkisch, wie ein englisches Hähnchen. Schreiten wir dies Nebenthal hinauf: wir kommen durch Menden, einst der Sitz kölnischer Erzbischöfe, und an seinem Rodenberge oder Romberge vorüber, in dessen Anlagen, an der Rückseite einer Kapelle, man ein schönes liegendes Christusbild bewundert und sich der Täuschung hingiebt, im Schatten der darüber neigenden Zweige die steinerne Brust auf und niederwogen zu sehen, — dann an dem Gute Rödinghausen — eine gute Strecke weiter an der majestätischsten Felswand in dem ganzen Strich dieses Kalksteingebirges, die 60 m Höhe hat, her, und nähern uns so dem Klusenstein. Es ist eine romantische Wanderschaft; das Thal klemmt sich immer wilder und düstrer endlich zur engen Schlucht zusammen; die schmale Hönne rauscht pfeilschnell unten über kantige Felsbrocken, aufbrodelnd und Streichwellen über den Fußweg schleudernd, bis endlich aus tiefem Kessel uns das Gebrause und Schäumen einer Mühle entgegen stürmen. Hier ist die Fährlichkeit überwunden, eine kühne kuppige Felswand springt vor uns auf, drüber ragen die Ringmauern und Trümmer der alten Burg, aus der ein neueres Wohnhaus wie ein wohlhabiger Pächter einer alten Ritterherrlichkeit hervorlugt. Der Weg führt etwas seitab, durchs Gebüsch, zum Eingange der Höhle, die uns wie ein schwarzes Thor entgegengähnt. Das Gewölbe ist schön und weit gespannt, ein kühnes Bauwerk; der erste Raum ist gegen 60 m lang. An Decke und Seitenwänden glänzt hängendes Tropfgestein von rötlicher Farbe und eigenartigen Bildungen; an jeder Spitze ein graulich glänzender Tropfen, der langsam fällt und die Höhle mit einem einförmigen Geräusche einschläfert. Im Hintergrunde klaffen zwei dunkle Spalten auf, die man mit Fackellicht, scheu vor dem überall hervorsickernden Wasser, gebückt vor den wie Spieße niederdrohenden Tropfsteinzapfen, betritt, vorsichtig durchschreitet, endlich durchkriecht. Nach mühseliger Fahrt dämmert der Schimmer des Tages uns entgegen, wir stehen wieder in der Eingangshalle, ehe wir's gedacht, und sind verwundert, einen Halbkreis beschrieben zu haben, während wir uns den Eingeweiden der Erde immer mehr zu nähern glaubten. Nehmen wir den Weg, nachdem wir aufgeatmet, über die Höhe, an den Mauertrümmern her, lassen uns einen frischen Trunk oben aus dem unergründlich tiefen Brunnen winden und schauen über das Gemäuer und die Felskante in den drunten gähnenden Schlund, um dessen Riffe wie um die Burgruine eintöniges Mühlengeklapper

und düstre Wipfelschatten, eine Veit Webersche Sagenpoesie schweben, wenn in der Dämmerung die große reheverzehrende Ohreule Schufut sie umkreist. Über die Erbauung der Burg Klusenstein berichtet uns Levold von Northof in seiner für die Geschichte der Grafen von der Mark so wichtigen, aber auch wahrhaft grauenhaften, als den ganzen Inhalt seiner Zeit nur Fehden, Schlachten, Verwüstungen von Land und Leuten, Belagerungen von Städten, Zerstörungen und Berennungen von Burgen, blutigen Hader all überall aufweisenden Chronik: „Im Jahre des Herrn 1353, da der Graf (Engelbert) übers Meer ging, begann Gerhard von Plettenberg in Abwesenheit des Grafen die Burg und die daranliegende Stadt Rode zu gründen und zu erbauen, und gleicherweise auch die Burg Klusenstein, wie diese Bauten noch heutzutage zu sehen sind.“ — Gerhard von Plettenberg war einer jener drei treuen Drosten der Grafen von der Mark, von denen Ludolf von Boenen und Rutger von Altena uns an anderer Stelle begegnen werden, und deren Vasallentreue in Rutger von Altena gipfelte. Als dieser seinem Grafen Eberhard über zwölf Jahre seiner Amtsführung Rechnung ablegte, wies er jede Entschädigung für alles, was er in seiner Herren Fehden und bei der Erbauung ihrer Burgen vorgeschossen, zurück, — und das war nichts geringes für jene Zeit, es waren neunhundert Mark. „Schaffet mir nur Ruhe bei meinen Gläubigern,“ sagte der uneigennützige Mann, „denen ich für Euch noch haftbar bin, und was von der nach unserer Rechnung mir gebührenden Summe übrig bleibt, das behaltet für Euch!“ —

Klusenstein kam später durch Kauf von einer Hand in die andere und befindet sich jetzt in Privateigentum. Doch kommt 1275 eine Gräfin Mathilde von Isenburg und Klusenstein, später Äbtissin von Metelen und Notteln, vor. Die Sage kennt eine Mathilde, die Gemahlin eines Ritters Eberhard von Klusenstein, der in den Kreuzzügen als Gefangener der Sarazenen schmachtet, während sein Feind, der schwarze Bruno, die Nachricht von seinem Tode verbreitet und um sein Weib wirbt. Sie aber entflieht dem Verhaßten und dieser nimmt ihre Burg in Besitz, bis Ritter Eberhard heimkehrt, die Feste erstürmt und in heißem Kampfe auf dem Burghofe den Räuber überwältigt und über die Ringmauer tief unten in den Abgrund schleudert.

Von Klusenstein führt das Hönnethal weiter hinauf bis zu einer Strecke, wo das Wässerchen ganz verschwindet. Hier ist es, wie eine Ente, eine Zeitlang untergetaucht; trockene Kalkfelsen erstrecken sich durch die Tiefe des Thals. In der Nähe, beim Dorfe Binolen ist in diesem Jahre eine Tropfsteinhöhle erschlossen in einem vorspringenden Felsen, der auf seiner Höhe eine alte Verschanzung zeigt und eine hübsche Aussicht auf das Flußthal darbietet. Dann gelangen wir an dem hübsch gelegenen vielbesuchten Wirtshaus Sanssouci vorüber nach dem Städtchen Balve, in dessen Nähe die



Die Balver Höhle.

Gegend weniger wild romantisch ist, aber ebenfalls ein merkwürdiges Denkmal schaffender Naturkräfte in der „Balver Höhle" besitzt, — wie das Kalksteingebirge zwischen Ruhr und Lenne überhaupt einen auffallenden Reichtum an Grotten und Höhlen hat. Die Balver Höhle zeichnet sich durch das großartige Thorgewölbe, das ihr zur Einfahrt dient, aus. Der vordere Teil des mächtigen Raumes der Höhle ist geebnet und hier werden bisweilen die Festlichkeiten der Balver Schützen abgehalten, während die

Gänge und Klüfte im tiefen Innern des Felsens bisher die kühnen Steiger und Forscher zurückgeschreckt haben. Die Höhle besitzt in der auf dem Boden lagernden Erdmasse noch viele Reste vorsündflutlicher Tiere — man hat viele Knochen urweltlicher Geschöpfe gefunden, die für die Wissenschaft aufbewahrt werden. Als die bedeutendste mit der Klusensteiner galt früher, vor Entdeckung der Dechen-Höhle, die nahe ältere Sundwicher Höhle. Der Weg dahin bringt uns in die von gewerblichen Anlagen, Drahtrollen, Eisenwerken und Papiermühlen belebten Thäler von Sundwich, Hemer und des Westicher Bachs, wo die werkenden russigen Bergesgeister, die früher unter der Decke der Kalksteinflötze in den dunklen Schluchten gehaust, jetzt mit der lichtsuchenden Zeit zu Tage aufgestiegen und hier ihr emsiges Treiben und Schaffen fortzusetzen scheinen. Sundwich liegt wie unter und zwischen die Felsen geschoben; links von ihm die Höhe mit den zwei kleineren Grotten, seitwärts davon die große, seit einem Besuche des damaligen Kronprinzen im Jahre 1817 sogenannte Prinzenhöhle. Sie ist durch nachhelfende Arbeiten in den engsten Klüften leicht zugänglich gemacht und durch ein Eingangsthor geschützt. Ihre Länge vom Eingange bis zum erkundeten Ende mag mit den bald aufsteigenden, bald sich senkenden Windungen 450 m betragen; einzelne Räume haben mehr als 25 m Länge und 9 m Höhe; es sind weite schauerliche Hallen, in welchen das stille unbelauschte Leben des Gesteins über Nacht seine Tempel sich gewölbt hat: es sind schweigende, verödete Kathedralen, von denen die Sage will, daß um Mitternacht die Todten darin zur Messe gehen und ihre blauen Wachslichtlein entzünden; die Heiligenbilder, die Orgel, der Taufstein stehen umher, von der spukhaft regellosen Schöpfungsluft, den Grillen des Tropfsteins, gebildet: nur die Beter sind fort, denn der Hahnenschrei ist herübergedrungen aus den Gehöften des Dorfes. — „Die Natur, sagt eine Beschreibung, fährt noch immer fort, an den Stalaktiten zu schaffen; denn das aus der Decke rinnende Wasser bildet um sich kleine Röhren von einer flimmernden Kalkmaterie, die sich unter einander verbinden, und scheidet auf dem Boden Ansätze aus, die sich den von oben kommenden nähern und so allmählich zu den wunderbaren Figuren zusammenschließen.* So bilden sich an einigen Stellen ganze Lager von krystallartigem Spat, der wie Schmelz blitzt, an andern faltigen Überhängen und zackigen Gewinden wie Tücher und Franzen, die sich übereinander schichten. Kurz, diese Höhle kann sich den Baumanns-, Biels- und Liebensteiner Höhlen an die Seite stellen." Wie die letztere durchströmt sie in einer Tiefe von 8 m ein Bach, dessen kleine Wellen

* Den merkwürdigsten Bildungen hat man Namen gegeben — nach der Reihenfolge: Kandelaber, Vorhang, Altar, Damoklesschwert, Butterkerne, Bienenkorb, Hand, Walfischrachen, Tempel, Friedhof, Löwenklau, Mutter mit dem Kind, Kurfürst und sein Hofnarr.



Das Sundwicher Felsenmeer.

durch die zurückgeworfenen Fackelstrahlen dem Wanderer den blitzenden Gruß der geheimnisvollen- Tiefe emporsenden. Auch diese Höhle ist reich an urweltlichen Merkwürdigkeiten, z. B. an Schädeln und Knochen des großen Höhlenbären.

Etwa zehn Minuten von der Sundwicher Höhle entfernt liegt das Felsenmeer; der Weg führt über eine Art Bergfläche, die rechts die Höhen des Balver Waldes begrenzen; die Straße läuft anfangs in einem Erd-Einschnitt, steigt dann empor und plötzlich hebt sich wie eine Springflut, die im Weiterrauschen versteinert ist, aus dichtem Gebüsch die Wogenbrandung des Felsenmeers uns entgegen; eine tiefe Einsenkung des Bodens mitten in der Feldfläche umfaßt im Umkreise einer halben Stunde wirre wilde Massen von dunkelgrauen Felsen, die wie Löwen sich übereinander geworfen haben und ruhen, oder schroff, wandsteil emporstehen. Man gewahrt in den zackigen Rissen und Brüchen, wo sie wie durch Beilschläge auseinandergeklaubt sind, das Wirken einer mehr als riesenhaften Kraft; und dennoch diese Stille, diese Öde bei so viel Kraft, die man sonst nicht ohne helllautes lärmendes Leben sich denken kann. Es liegt etwas Unheimliches, Spukhaftes in dieser lautlosen Ruhe, die über den Werken der Gewalt schwebt und tief unten in der Hölle brütet. Die Hölle ist der tiefste Grund dieses Felsenmeers, zu dem man eines Ariadnefadens bedarf, um sich hineinzuwagen durch die Irrgänge der Massen, die oft vielhäuptig wie Höllen-

Ungeheuer in den Weg sich stellen, um die gefahrdrohenden verschütteten Eisengruben herum, an tiefaufklaffenden Schlünden her. Es ist eine eng zusammen geklemmte Grotte, zu der man endlich gelangt; es gehört Mut dazu, den verlassenen Eisenschacht zu befahren, nur bis an den Rand der dunklen grundlosen Tiefe, die am Ende der Grotte vor uns aufgähnt; zerreibt nur ein kleiner Stein, verschiebt nur eine Kante der Felsstücke sich, dann malmt der ganze grausige Bau uns über dem Haupte zusammen. Ich wüßte nicht, was in unserm Lande an Wüstheit dem Felsenmeer an die Seite zu stellen wäre; aber wie fast immer hat auch hier die Natur mildernde Schleier sich über das starrende Antlitz geworfen; sie mag ihrem zagen Kinde nirgends einen Totenschädel zeigen; sie steckt ihn in diesem ihrem Beinhaus hinter das üppige Wachstum, das mit Stauden und Kräutern und Moosen zu überdecken strebt, was es erreichen kann. Um einzelne Felsstücke klammern sich mächtige Wurzeln und ziehen mit krausem Geäst an den steilen Wänden herunter, bis sie den Grund gefaßt haben, aus dem sie Nahrung für die oben auf dem Scheitel stolz und hoch prangende Buche saugen. — Das Felsenmeer ist nicht allein von der Natur gebildet; es ist ein nach allen Seiten und Tiefen hin von Fluten sowohl als später von Eisenerz suchenden Menschenhänden durchwühltes Kalksteinlager. Die Hölle mag eine Tiefe von 80 m haben, vom obersten Felsensaume an gerechnet.

Die Wanderung zum Felsenmeer hat uns der Lenne zu nahe gebracht, als daß wir nicht hinabsteigen sollten in das schöne Thal dieses Flusses. Die Lenne ist der Ruhr, was die Ahr dem Rhein, ihre wildeste, unerzogenste, aber auch ihre schönste Tochter, das Kind ihrer blühendsten Tage. Aus dem südwestlichen Hange der Astenberger Kuppe kommend, hat sie von der Quelle an bis nach anderthalbstündigem Lauf 1500 Fuß Gefälle. Zunächst strömt sie in derselben Richtung an dem Städtlein Schmallenberg vorüber, in dessen Nähe das altberühmte Kloster Grafschaft liegt, das der heilige Anno II. von Köln, der Held des Annoliedes, als »Monasterium sancti Alexandri Martyris« in Grafschaft stiftete, und dem er wie seinen Stiftungen in Siegburg und Saalfeld die Regel Benedikts von Nursia gab. Es liegt da oben im Bereich des hohen Astenbergs eine reizende Burgruine, genannt Norderna (jetzt Nordenau), nicht fern vom Einfluß der Nettelbecke in die Lenne; auf derselben hauste damals zu Annos Zeiten ein Geschlecht von Edelherren von „Graschaph“, wohl mit den benachbarten Sayn eines Stammes und Herkommens; auf ihrem Gebiete und dicht unterhalb ihrer Burg Wilzenberg wurde infolge eines Vertrags zwischen Anno und Frau Kuniza von Graschaph und ihrem Sohne Timon im Jahre 1072 die Stiftung errichtet. Diesem Geschlechte fiel auch die Schirmvogtei des Klosters zu, die es übte, bis 1573 die Fürstenberg zu Schnellenberg in dies Verhältnis traten.

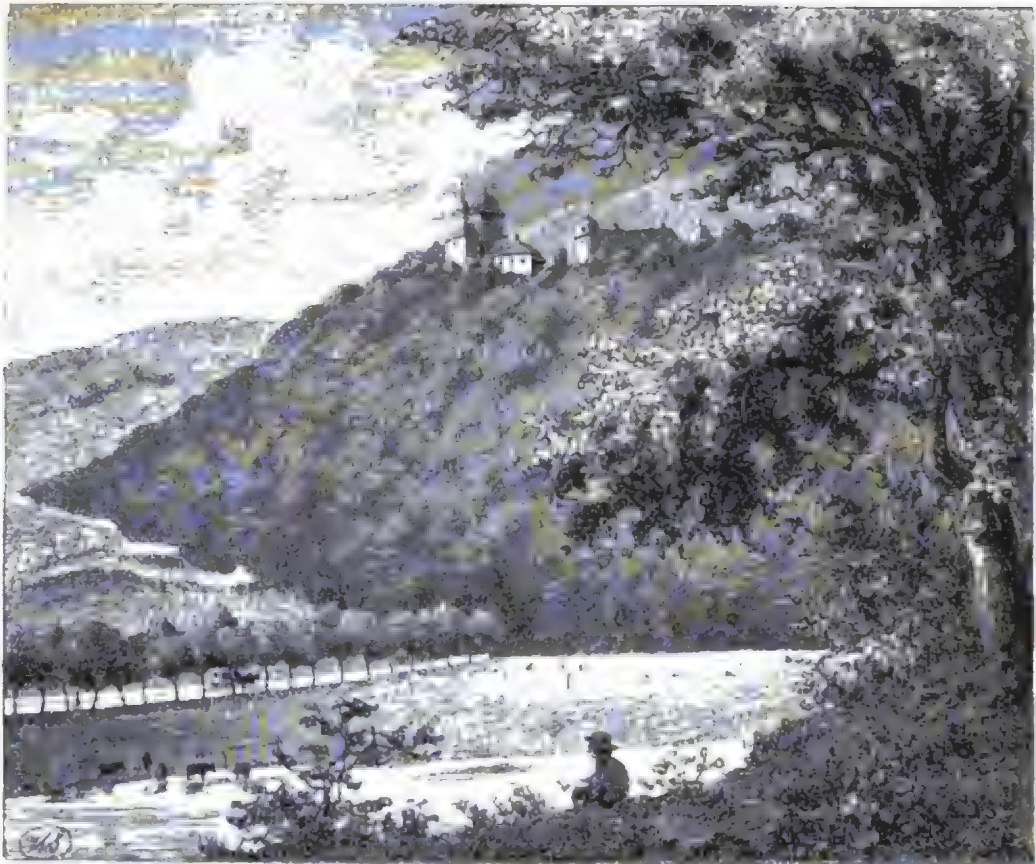
In den ältesten Zeiten wurde in das von Siegburg aus besetzte Kloster, wie es bei vielen andern Stiftern (Corvei, Cappenberg, Scheda, Clarholz) ebenfalls Regel wurde, gewöhnlich nur Leuten von adeliger Geburt der Eintritt verstattet. Aber trotz des alten Herzensbundes zwischen den Heiligen und Rittern sind doch die Ritter nicht immer geeignet, gute Heilige zu werden — und sicherlich waren es nicht die im Kloster Graschaff — denn so sollte, nicht Grafschaft, der Name lauten. Der Erzbischof von Köln, Hermann von Hessen, fand dort im Jahre 1506 einen solchen Zustand vor, daß er sich entschließen mußte, die acht adligen Herren, die noch im Kloster wohnten samt und sonders zu beseitigen und fortzusenden, um das Gotteshaus mit Mönchen, die im Kloster Brauweiler an ernstere Zucht gewöhnt, ganz neu zu besetzen; diese schlossen sich 1508 der Bursfelder Kongregation an. Das noch jetzt stehende große Klostergebäude mit Abtei und Gasthaus wurde vom Prälaten Ambrosius Bruns (seit 1727) gebaut; von dessen Nachfolger Josias eine schöne und prachtvolle Kirche; man hat dabei von Bischof Annos Bau bloß den um 1629 nur höher aufgeführten Turm stehen lassen. Das große und reiche Kloster — die Kirche hatte für 60 Konventualen Chorstühle — wurde 1804 aufgehoben; da die Dorfgemeinde, später auch der Ankäufer des Klosters und seiner zugehörigen Grundstücke (der Freiherr von Fürstenberg-Borbeck erstand es für 36 000 Thaler), sich weigerten, die Kirche zu übernehmen, so wurde dieser schöne und mächtige Bau nach kaum 90 Jahren des Bestehens leider niedergebrochen. Bemerkenswert für den Naturfreund ist die alte ehrwürdige Linde und der malerische von Waldesgrün umgebene Mühlenteich von Grafschaft. Über die Klostergebäude ragt der mit Wald bekleidete hohe Wilzenberg empor, auf welchem noch die Reste einer germanischen Wallburg zu sehen sind. Viel besucht wird dort die Kirche und Kapelle mit dem Kreuzwege, welche in dieser Höhe innerhalb des Waldgebietes einen besonders zur Andacht stimmenden Eindruck hinterlassen.

Von Schmallenberg dem westlichen Laufe der Lenne folgend, gelangen wir nach Altenhundem; haben die bewaldeten Bergwände zur Rechten und Linken des Flusses ihm bisher seine Richtung wenig beirrt, so stellen sie jetzt sich plötzlich ihm so entgegen, daß er gekrümmt zu starkem Bogen nordwärts hinabströmen muß, just an der Stelle, wo die Sieg-Ruhr-Eisenbahn in sein Thal eintritt. Die ganze Gegend ist in ihrer weltentrückten Stille desto reicher an Sagen, die sich an ihre Berghöhen, Burgruinen und Höhlen knüpfen und vorzugsweise mit den Hünen auf dem Wilzenberg, dem hohen Lemberg bei Saalhausen, der Norderna, oder dem Schatz im Schloßberg bei Winterberg, oder dem Teufelsstein, oder dem kleinen Volke der Hollen, das ehemals die Felsenlöcher bewohnte, beschäftigen. Nicht gar weit von Altenhundem, bei Kirchhundem, liegt ein Teich, der heißt der Krähenpfuhl; da hat in alten Zeiten

ein Schloß gestanden, in welchem ein gottloser wüster Cavalier wohnte, der durch seine Jäger Mädchen rauben ließ, die sie ihm auf sein Schloß brachten. Eines dieser Mädchen aber leistete ihm einen so unüberwindlichen Widerstand, wie die schöne Maid Fitzwalter einst dem liederlichen König Johann ohne Land, und endlich erbarmte sich der Himmel ihrer, denn ein furchtbares Gewitter zog herauf, ein Blitzstrahl traf das Schloß, daß es unter rollendem Donner mit Mann und Maus versank und an seiner Stelle ein tiefer Pfuhl entstand. Am andern Morgen fand des Mädchens Mutter den Leichnam ihres Kindes auf den Wellen schwimmend; dieser ist in Kirchhundem begraben worden, man hat ihn später unverwest gefunden wie den einer Heiligen, und der Pfarrer hat eiserne Stangen um das Grab machen lassen, um die Stätte der Nachwelt zu bezeichnen. Weiter hinauf im Thal der Hundem nach dem hohen Härdlerberge zu lenken wir noch unsere Schritte zu der dem Grafen von Fürstenberg-Herdringen gehörigen Adolfsburg, welche in ihrer Büchersammlung und ihren Einrichtungen alte Schätze von großem Werte in sich birgt. Hier waren lange, den Kunstgelehrten unbekannt, die Eisenhoit'schen Silberarbeiten aufbewahrt, die jetzt, wie oben erwähnt, auf Schloß Herdringen gezeigt werden.

Bei Altenhundem führt ein Weg über einen niedern Bergrücken in das kleine Thal von Bilstein; dies bildete einst ein besonderes Land, beherrscht von Dynasten, die wahrscheinlich eines Blutes mit dem Herrn auf der Wilzenburg und zu Graschaph waren. Johann von Bilstein ward 1283 vom Erzbischofe Siegfried von Köln zum Marschall in Westfalen ernannt. Ein anderer Johann von Bilstein scheint etwa um 1370 seine Herrschaft dem Grafen von der Mark verkauft zu haben — das Geschlecht verschwindet von nun an spurlos aus den Urkunden, und es saßen seitdem Burgmänner des Grafen von der Mark auf Bilstein, bis in der Soester Fehde eine Belagerung durch kölnische Lehnsmannen unter Dietrich Grafen zu Sain die Feste zur Übergabe zwang. Seitdem ward die Herrschaft Bilstein wie das nahe Fredeburg und Waldenburg zum Besitze der Kölner Kirche in Westfalen geschlagen und mit Drosten oder Amtmännern besetzt. Jetzt Königsgut und Forsthaus, blickt Bilstein in das breite sonnige Thal und das Dörfchen an seinem Fuße mit einem Ausdruck heruntergekommener Vornehmheit; es steht noch mit Turm und Wappen festen Fußes auf dem schroffen Felsen, der den Stürmen der Zeit trotzt; aber die alte Bedeutung ist dahin, sein Junkertum ist grau und alt geworden, wie viele Dinge sonst noch, auch außerhalb dieser stillen Thäler!

Bleiben wir unserer Richtung westwärts treu, so gelangen wir von Bilstein sehr bald in das schöne Thal der Bigge, die von Süden, von dem gewerbreichen Städtchen Olpe kommend durch ihr Waldgebirg sich Bahn bricht, um das alte Attendarra, Attendorn



Burg Schnellenberg.

zu erreichen und dann bald darauf sich der Lenne zu vermählen. Attendorn ist ein winkliches Bergstädtlein, in dem wir schon des nahen Schnellenbergs wegen verweilen müßten, eines der am schönsten gelegenen Schlösser Westfalens mit seinen überaus prächtigen Sälen voll Stuck- und Schnitzarbeiten, noch dazu durch die Erinnerung an den Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg denkwürdig, der hier um 1583 mit seiner schönen Agnes von Mansfeld ein sorglos heiteres Leben führte und — nicht ohne Erfolg — alles that, die Geistlichkeit rings umher zur Nachahmung seines Beispiels zu verführen. Die Volkssage verflicht den Erzbischof in die Erklärung, welche man dem Spottnamen „Kattenfillers“, den die Attendorner im Lande tragen, giebt. Gebhard Truchseß soll nämlich nebst den gleich ihm Abgefallenen vor den empörten Attendornern auf den Bilstein geflohen sein, wo er von den letzteren belagert wurde. Bei dieser Belagerung ließ sich einst an einem Turmfenster eine Katze erblicken, auf welche sich nun alle Bolzen und Geschosse richteten, weil die Attendorner glaubten, es sei der Truchseß in seiner Schlafmütze; das arme zerschossene Tier schrie ganz entsetzlich und die Belagerten spotteten: Kattenfillers! Ein Teil des schönen Schlosses ist in diesem Jahre durch eine Feuersbrunst beschädigt worden. Attendorn selbst aber wurde im 30jährigen Kriege von den Schweden belagert; die Attendorner

jedoch trugen alle ihre Bienenstöcke zusammen und schleuderten sie den Stürmenden auf die Köpfe, daß sie jählings fliehen mußten. Daher wird zum Andenken an dies Ereignis jährlich am Fronleichnamsfest ein Waffentanz in Attendorn aufgeführt, der, weil sich alles künstlich durcheinanderschlingt, großes Geschick erfordert; man legt bei demselben die von den Schweden erbeuteten Waffen an. So die Sage. In der That aber sind die bei dem Tanz gebrauchten Waffen mittelalterliche und die ganze Sitte ist wohl mit dem Umstande in Verbindung zu bringen, daß Attendorn einst berühmt war durch seine Metallarbeiten und Waffenschmieden, ein Gewerbe, das seit dem 30jährigen Kriege nach Solingen überging. Bekannt ist ja auch die schöne Sage vom Glockengießer von Attendorn, die uns Jakob Grimm erzählt.

Was aber den Spottnamen betrifft, mit dem wir eben die Einwohner Attendorns belegt sahen, so erinnert er uns an ein Allgemeineres, an der Süderländischen Männer Talent, für den Nachbarn witzige Namen und Bezeichnungen aufzubringen, so daß fast keinem einzigen dieser Städtlein und Orte die spöttische Nachrede fehlt. Den Attendornern sagt dieser Volkswitz noch nach, der einzige Christ im Städtlein sei der Jude Moses. In Brilon, heißt es, stirbt kein Bürgermeister noch Pfarrer, es sei denn, daß sie durch die Bodenluke fielen; es soll heißen: Keiner halte es lange da aus. „Die erste Stadt der Welt ist Rom, die zweite Brilon und die dritte wiederum Brilon“, heißt es ebenfalls. Dazu ist Brilon im Volksmunde auch noch „Klein-Rom“ wegen des dicken Turmes und der dicken Glocke und des Sankt Petrus vor dem Rathause. Die Winterberger salzen den Schnee, so daß er sich hält bis Johanni; die Brunscappeler feiern Kirchweih drei Tage vor dem ersten Schnee. Man redet von Mescheder Wind und von der Arnsberger Sonne, die dort höher scheint, als in der übrigen Welt, und behauptet: wenn die Butterfrau aus Wennigloh und der Jude von Hachen ausbleibt, so hat Arnsberg Fasten. Es drückt sich in dem Allen der munter gesellige Sinn des Sauerländers aus, der in Städten und Dörfern, nicht, wie der Bewohner des nördlicheren Westfalens auf einzelnen Höfen angesiedelt, offeneren, zutraulicheren und lebhafteren Wesens als dieser ist, sich mehr dem Verkehr mit seinesgleichen und geselligem Lebensgenuß hingiebt und die mißtrauische Zurückhaltung gegen alles Fremde, die den Bewohnern unserer Ebenen anhaftet, nicht kennt.*

Attendorn gehörte früher einem Amte Waldenburg an; den festen Punkt in diesem Gebiete, die Burg Waldenburg, mußte Erzbischof Siegfried von Köln 1289

* Wer das Süderland und den echten Süderländer sich genauer ansehen will, den verweisen wir auf die Werke des zu früh verstorbenen F. W. Grimme, besonders auf das liebliche Büchlein vom Sauerland und seinen Bewohnern.



Kirche zu Drolshagen.

an Berg abtreten, drum schuf er sich einen neuen, indem er durch Johann von Plettenbracht, seinen Marschall in Westfalen, eine neue Burg auf dem Schnellenberg erbauen ließ — etwa 1291 bis 1294. In der neuen Feste saßen Burgmänner verschiedenen Stammes, die von Plettenbracht, die Voigte von Elspe, neben ihnen ein Geschlecht, das sich von Schnellenberg schrieb. Im Jahre 1594 kaufte der Drost der Ämter Bilstein und Waldenburg, Caspar von Fürstenberg die Rechte dieser Burgmänner, der Voigt von Elspe und der Schnellenberg, die erloschen und denen die von Schüngel gefolgt waren, an sich, ließ, was sie von Bauten da oben auf der Bergeshöhe errichtet hatten, niederreißen und das neue schöne Schloß hinsetzen, das, freilich wieder zur halben Ruine geworden, noch in jüngster Zeit, wie erwähnt, durch Brand geschädigt ist. Die Burg war reichsunmittelbar; die Fürstenberg gehörten ihretwegen seitdem zum Kanton Wetterau des rheinischen Kreises der Reichsritterschaft, und des zum Zeichen prangte über dem Portal des freiadligen Hauses Schnellenberg der Reichsadler. Wenn oben bei Herdringen Caspar von Fürstenberg nicht erwähnt ist, — er besaß es noch nicht — so müssen wir hier, bei seinem herrlichen Schlosse, einige Worte ihm widmen. Älterer Bruder des Fürstbischofs Dietrich, ist er eigentlich als Begründer der Macht und des Reichtums der Familie anzusehen. Seine noch vorhandenen Anschreib-Kalender bieten ebensosehr ein anschauliches Bild seines vielbewegten, thatenreichen Lebens, als eine wichtige Quelle für die Kulturgeschichte damaliger Zeit. Mehrere Male war er als Vertreter der Kurfürsten von Köln und Mainz auf den Reichstagen zu Augsburg und Regensburg, den Tagen zu Frankfurt und Fulda, Coblenz und Mainz, und in der Heimat war er bei allen öffentlichen und Landes-Angelegenheiten beteiligt: eine hervorragende Persönlichkeit seiner Zeit. Besonders in der Kunstgeschichte Westfalens muß seiner gedacht werden wegen der nahen Beziehungen, die der schon erwähnte treffliche, ja unübertreffliche Silberschmied Anton Eisenhoit zu ihm und der Fürstenberger Familie hatte.* Er starb als Landdrost von Westfalen im Jahre 1618 und ist im Kloster Weddinghausen begraben.

* Vgl. Pieler, Leben und Wirken Caspars von Fürstenberg, Paderborn, Schöningh 1873. Zeitschrift für christliche Kunst, 1889, Heft 11: Graf J. Asseburg, Meister Anton Eisenhut und sein Nachfolger Meister Otto Meier.




an Berg abtreten, drum schuf er sich einen





[illegible] an der [illegible]

Verlag von Ferdinand [illegible] in Paderborn

Wir erwähnen dann noch Drolshagen, nahe der rheinländischen Grenze, in einem Thalkessel, von herrlich bewaldeten Bergen umgeben, mit seiner alten festen romanischen Kirche, die unter Erzbischof Anno von Köln 1075 erbaut ist.

Vom reizenden Thal der Bigge, das bald mit dem der Lenne zusammenstößt, scheidend, nehmen wir die Wanderung an den Ufern der letzteren dort wieder auf, wo wir sie verlassen, bei Altenhundem. Es rauscht die Lenne zunächst bei dem Dörfchen Grevenbrück an einer schroffen, senkrecht aufsteigenden Felswand am rechten Ufer vorüber, die einst die Peperburg trug; an ihrem Fuße gähnt hohen Eingangs eine düstere Grotte vor uns auf, von ihrem Gipfel erblickt man die hellste und reizendste Landschaft. Trümmer liegen oben, der Schutt einer starken Burg, von der Zeit gebrochen wie die einige tausend Schritt seitwärts liegende Burg zu Borchhausen. Andre Trümmer blicken von jenseits Elspe herüber, darunter dies freundliche Dorf selbst aus seinen Laubholzwipfeln und Gärten. Alle drei waren einst Burgen des mächtigen Geschlechts der Voigte von Elspe, das, dem Wappen nach eines Stammes mit den Plettenberg, um 1420 etwa durch die Erbtochter Aleid von Hundemen, genannt Peppersack, die Peperburg erhielt; 400 Jahre später hat man Schatzgräberei in den Kellern des verschollenen Geschlechts angestellt, um mit der Wünschelrute ein Goldkalb zu entdecken. — An Grevenbrück vorbei, wo die drei Thäler der Aspe, Veischede und Lenne in einem geschlossenen Rundbilde ihren unvergleichlichen Reiz entfalten, führt die Straße an altbewaldeten Wänden und hohen Felsen her, und an dem rasch voran rauschenden und plätschernden Strome entlang, der sich zu sputen scheint, als könne er nicht früh genug all seine Märchen und Elementargeheimnisse und Herrlichkeiten der fernen Ruhr erzählen, wie ein beschenktes Kind, das seiner Mutter seine Freude zu zeigen läuft. Da kommt von der linken Seite, unter dem freundlichen Bamenol mit seinen zwei alten Rittersitzen, die Bigge auf ihn zugestürmt und sch. zt und gurgelt, aber unser Fluß rauscht weiter und hört sie nicht; er weiß ja, was sie zu erzählen hat, das sind Geschichten und Mären aus den Ruinen, aus den Bergen und den Klüften, wie ihrer die Lenne viel schönere kennt. Hat doch die Lenne gar einst den leibhaftigen Satanas über sich her nach Westfalen hinein fliegen sehen, einen Sack voller Adligen unter dem Arm, so voll, daß über der Mark und dem Hellweg einzelne herauspurzeln, über dem Münsterlande aber der Sack birst und sie alle herunterfallen, die von Schüngel, von Schade, de Gryper, de Byter, dat Strick, de Pepersack, Waschpenning, Springinsleben oder Ziegenbart, Supetut, de Onbeschevdene, Springerus Rodenstert, Schnapümme, Schudüvel, de Duivel, Jagetho, Packstroh und wie alle die Ehrennamen heißen, welche die Dankbarkeit des vierzehnten Jahrhunderts für seine ritterlichen Beherrscher und Dränger erfand. —

Wenn die Lenne durch ein erweitertes Thal an dem 600 m hohen „heiligen Stuhl“, einer früher als Wallfahrtsort von unermüdlichen Gläubigen oft erklommenen bewaldeten Kuppe, vorübergeströmt ist, führt sie zu dem wie in abgeschlossenem Waldgrunde liegenden Dorfe Lenhausen, in einer wunderbar prächtigen Landschaft, wo das Lennethal einen scharfen langen und tiefen Einschnitt in den Bergzug der Ebbehöhen — »Ebbius ille pater montes supereminet omnes« — macht, und rechts sich das Gebirge bis zur Höhe der mächtigen Homert, links gen Westen zur hohen Nordhelle, dem Quellpunkt der Volme und Wupper, hinzieht. Lenhausens Lage ist außerordentlich romantisch durch seine Burgruine, seine Eichengruppen, seine am Walde über dem Orte hängende Kapelle, die wie ein getreuer Ekkard warnend an dem Pfade in die wilde Berg- und Waldeinsamkeit steht. Einzelne Höfe und Güter beleben von Lenhausen an die weiteren Ufer; bei dem Dorfe Rönkhausen zieht die Steinstraße nach Arnsberg von dem rechten Gestade unseres Flusses die Höhen des Homertgebirges hinan, auf dem in der Nähe von Lenscheid, wo die Sage ein versunkenes Grafenschloß weiß, in der „wilden Wiese“, der Schoneberg von seinem 633 m über der Meeresfläche erhabenen Gipfel eine der weitesten und schönsten Aussichten unsres ganzen Landes bietet, eine Aussicht, welche die des Kahlen Astenbergs an reizvollem Wechsel noch übertrifft! — Wir aber folgen dem Flusse, an seiner rechten Seite, an den näher und dichter jetzt das Thal eindämmenden, an Höhe die Berge des Rheins weit überragenden Wänden her, die mit violetter rötlich schimmernder Heide sich bekleidet haben, worüber wie wildgeworfene Schnüre die gelben sich schlängelnden Pfade laufen; nur das Haupt deckt ihnen der wogende grüne Waldschleier, der das ganze linke Gestade einhüllt. Auf Pasel, das rechts seine Strohdächer im Eichengebüsche versteckt, folgt links das mächtige Schwarzenberg, vor dem der Fluß in rascher Wendung zur Seite weicht, um es dann schützend und verteidigend wie ein treuer Ministeriale fast zu umkreisen.

Eine gewaltige Felswand dämmt sich vom linken Ufer her dreist weitvorschreitend in das Bette des Flusses, der gehorsam seinen Bogen um die übermächtige Steinwehr schlagen muß, daß sie zur Halbinsel wird; auf der hohen Spitze der Wand ragt, halb in Trümmern, halb zu einer Försterwohnung aufgebaut, mit verwitterten Mauern und Türmen und neueren Ziegeldächern das alte Schwarzenberg empor und lockt zum Erklimmen des steilen Pfades bergauf, obwohl es im Innern uns nichts zu zeigen hat, als die altertümliche kirchengroße Küche mit den hohen Bogenfenstern, dem gewaltigen Kamin, der altromantischen Wendelstiege in der Ecke und den Schmuck des an den Zacken alter Hirschgeweihe aufgehangenen Jagdgeräts an den Wänden. Schwarzenberg gegenüber streckt das andere Ufer ebenfalls einen Arm

aus, und beide bilden so ein Felsgewinde, dem die Lenne zögernd sich naht, als bange ihr vor all den Krümmungen und Schmiegungen. Die beste Aussicht auf diese schönste Strecke des Flußlaufes gewährt die schwindelnde Höhe des Krop oder „Graf Engelberts-Stuhl", ein Sitz, den die Natur an der Kante eines hohen Felsens anbrachte, von wo herab man die Lenne tief unter sich fünfmal in neuer Windung aufglänzen sieht. Es ist ein herrliches Landschaftsbild, wert, von der Meisterhand Riesstahls verewigt zu werden, das der Blick von diesem Lieblingsplatze Engelberts von der Mark überschweift, nach Osten bis an die Höhen der Homert, während uns im Rücken nach Westen und Südwesten das Ebbegebirge seine blauen Gipfel zeigt; den Fluß hinunter hemmt das Auge der hohe Hemberg; unten, eine kurze Strecke über Schwarzenberg, bildet sich das lieblichste Bild in dem alten Dörfchen Pasel; zwei Burgruinen liegen an beiden Seiten des Schlosses und der Lenne in tiefem Wald- und Ackergrunde, wie die Sage will, durch eine Höhle unter dem Strome her in alten Zeiten verbunden. Die Burg Schwarzenberg wurde 1301 durch Rutger von Altena, den Truchseß Eberhards II. von der Mark, auf Geheiß seines Lehnsherrn erbaut, — in crastino beati Remigii castrum Swartenbergh construxit atque firmavit, heißt es in Levold von Northofs Chronik, als ob es in einem Tage geschehen! Später sind die Burgmannshäuser, die es wie vorgeschobene Werke decken, jene beiden Ruinen, entstanden. Ein Arm des Ebbegebirges trennt Schwarzenberg von dem nordwestlich eine Strecke unter ihm liegenden Städtchen Plettenberg, das an der Vereinigung der fruchtbaren Thäler der Else, Öster und Grüne „platt am Bracht" oder Berge liegt und seinen Namen davon ableitet. Der mittelalterliche Stolz Plettenbergs, die neun Turmspitzen der Kirche, die 1345 der Lütticher Bischof Engelbert von der Mark erbaute, die sieben Türme der Ringmauern, die hochzinnige Burg des Geschlechts von Plettenberg und seine Burgmannshäuser sind gebrochen und haben den bescheidenern Anlagen der Eisenhämmer, der Papierfabriken, den Maschinen und Essen weichen müssen, die nicht ohne lebhaften Betrieb sind; nur die Kirche, jetzt mit drei Türmen, und der Burghof des Kobbenrod-Hauses mahnen noch an die alte Zeit. Plettenberg liegt eine Strecke von der Lenne entfernt in einem von hohen bewaldeten Bergen umgebenen Thalkessel; in seinem Rücken, nach Westen zu, ist eine Kapelle mit dem kleinen Glockenturm gerade so hoch einen Waldhügel hinangeklommen, um die lachend anmutige Landschaft von da herab mit seinem Segen besprechen zu können; eine reichere Sicht bietet die Spitze der unfernen hohen Molmert. Der Name Plettenberg kommt zuerst vor um 1187; die Familie der „van der Moelen zu Plettenberg" theilte sich frühe in viele Linien, von denen die zu Lenhausen und zu Schwarzenberg, auf dem sie schon um 1345 als Burgmänner saßen, die nam-

haftesten sind; ihre Besitzungen waren weit über ganz Westfalen verbreitet; es gehörten zwei erbliche Kammerherrenstellen dazu, und unter andern ein kölnisches Lehn bei Soest, ein „Botenlehn,“ wofür der Vasall, wenn der Erzbischof nach Soest kam und Gericht halten wollte, die Beisitzer, Grafen und Schöffen zusammenrufen mußte (gebotenes d. i. gebotetes Ding), auch die Verpflichtung hatte, in den erzbischöflichen Palast sieben Bettstellen mit Streu und ebenso viele Matratzen und Kissen zu liefern. — Um 1293 bis 1311 war Johann von Plettenbracht Marschall von Westfalen, ein rühmlich thätiger Mann, der die Städte Hallenberg, Osterfeld und Belecke erbaute. Es ist uns die Art und Weise erhalten, wie dies geschah, und wir sehen daraus, auf welchem Wege einige von unsern kleinen Städten entstanden sind. Osterfeld war ein großer Haupthof, zu dem dreißig Mansen, Abspliffe, auf welchen kleinere, davon abhängige Höfe angelegt waren, gehörten. Diese Mansen lagen nach altwestfälischer Sitte zerstreut; infolge der Fehden und Mordbrennereien jener Zeit waren sie aber sämtlich wüst und öde. Johann von Plettenbracht ließ nun statt dieser Höfe dreißig Plätze rund um den Haupthof ausmessen, groß genug, um eine Hausstelle für den Kolonen zu bieten und noch eine zweite für einen „Mundmann“ oder Heuerling. Da aber 60 Häuser nicht ausreichten, um eine wehrfähige Stadtbevölkerung zu beherbergen, so wurden noch 25 neue Mansen aus Waldland geschaffen, noch 25 Hausplätze hinzugefügt, das Ganze mit Mauer und Graben umgeben, und die Stadt war fertig. Es fehlte weiter nichts als die Bestimmung dessen, was jeder der Kolonen an die Herrschaft zu zehnten und zu zahlen hatte, und das, als die Hauptsache, wurde natürlich nicht vergessen.

Das Merkwürdigste bei dieser Schöpfungsgeschichte einer westfälischen Stadt ist jedenfalls das, daß nicht alle Bauerschaften sich so in städtische, wehrhafte Gemeinwesen zusammenzogen und zu Schutz und Trutz an einander rückten. Es ist wirklich fast unerklärlich, daß in den Zeiten völliger Rechtlosigkeit, wo unaufhörliche Fehden und Raubzüge das Land verheerten, der Bauer seiner alten, ganz vereinzelt und schutzlos liegenden Hofesstätte treu blieb, und, wenn ihm Mordbanden zehnmal sein Haus niedergebrannt hatten, es zum elftenmal geduldig wieder da aufbaute, wo es nun einmal schon in den Zeiten der Cimbern und Teutonen gestanden hatte. In allen andern deutschen Landen war das Entstehen von Städten die Folge jener Zustände — in Westfalen allein blieb „die Bauerschaft“, das Wohnen sicut fons aut nemus placuit und — möglichst weit entfernt vom Nachbar! Der alte Name für diese Gemeinschaft ist »tharpa« ein Wort, das noch als Dorf und Trupp im Neuhochdeutschen vorkommt. Auch haben die meisten Bauerschaftsnamen des Münsterlandes und viele des Süderlandes die Endsilbe — trup oder — dorp.

Einen bedeutenden Aufschwung erhielt die Familie Plettenberg am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts dadurch, daß Friedrich Christian von Plettenberg zum Fürstbischof von Münster erwählt wurde. Er erstand die reichsunmittelbare Herrschaft Wittem und die Herrlichkeit Nordkirchen, womit das Erbmarschallamt des Fürstentums Münster verbunden war. Der Kaiser verlieh nun (1724) den Reichsgrafentitel und die Reichtümer wurden so groß, daß, als des Bischofs Neffe, Franz Joseph, nach Italien reiste, sein Vater Ferdinand von Plettenberg-Nordkirchen ihm 32 Wagen mit Silberzeug, Gemälden u. s. w. nach Holland und von da zu Schiffe nach Italien vorauf sandte. Der Sohn starb jedoch auf der Hinreise in Wien, die ganze Sendung wurde in Rom verkauft. Als besondere Vorrechte der Grafen Plettenberg wurden aufgezählt, daß den Besitzer von Nordkirchen allein der fürstliche Geheimrat mit „Sie“ anredete, und daß er allein mit 6 Pferden bei Hofe auffahren durfte. — Der letzte männliche Erbe der Plettenberg-Nordkirchen, Graf Maximilian Friedrich († 1813), soll auf seinen Schloßgräben mit Kronthalern sogenannte Ricochetwürfe gemacht und ganz unermeßliche Summen vergeudet haben. Seine einzige Tochter vermählte sich mit dem Grafen Nicolaus von Esterhazy-Galantha, deren Sohn der jetzige Besitzer von Nordkirchen ist.

So viel von dem Geschlechte, welches ehemals auf Schwarzenberg hauste, im allgemeinen; leider ist es den Genealogen bis jetzt nicht gelungen, für den wahrhaft großen Mann, den es hervorbrachte, die Stelle zu finden, wo er in die Stammtafeln desselben einzufügen, mit anderen Worten, wann und wo er geboren ist. Wir haben schon bei der Schilderung des Schlosses Nordkirchen, S. 239, von dem Heermeister Walter von Plettenberg geredet. Seine Wahl zum Heermeister des Deutschen Ordens fällt in das Jahr 1494. Er hat eine Stätte gefunden in der deutschen Walhalla bei Regensburg, der Schöpfung König Ludwigs von Bayern, und dieser sagt über ihn in seinen Walhalla-Genossen: „Zwiespalt, öfters blutiger, zerrüttete seit dreizehn Jahren Livland, als Walter von Plettenberg, ein Westfale, des Deutschen Ordens Heermeister daselbst wurde. Einigkeit, wozu es seiner großen Klugheit bedurfte, stellte er her und Ordnung; hierauf zog er nach Rußland, von Moskaus Zar Genugthuung zu holen wegen dessen schauderhaften Einfalls unter dem vorigen Heermeister. Mit 4000 besiegte Plettenberg 40 000; nur Seuche zwang ihn zum Rückzuge. Abermals fielen die Russen ein und ein neuer Zug in ihr Land geschah. Wie eine Herde Schafe das kleine Ordensheer nach Moskau zu führen, hatte der Zar sich gerühmt, aber zur Flucht, zum Frieden wurde er gezwungen. Zum Reichsfürsten mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage ernannte der Kaiser Livlands Heermeister. In Krieg und Frieden waltete Walter von Plettenberg, vom Hochmeister fast unabhängig, weise, ruhmvoll.“ —

Die Regierungszeit Walters von Plettenberg als Heermeister von Livland fällt in die Zeit des Niedergangs des großen Ordens der Marianer, aber sein mächtiger Herrschergeist wußte diesen zu neuer Blüte emporzuheben. Der verdienstvollste Teil seiner Wirksamkeit ist wohl sein Herrschen und Walten in dem so arg heimgesuchten, ihm untergebenen Lande; seine gesetzgeberische Thätigkeit, welche das sogenannte Ritterrecht feststellen ließ, daß es von nun an allgemeines Landrecht für alle Stände wurde; seine Maßregeln zur Hebung und Verbesserung der Lage des gedrückten Bauernstandes, sowie zur Belebung des Verkehrs und Handels, zur Herstellung öffentlicher Sicherheit, u. s. w. Der Ruhm seines Namens knüpft sich jedoch hauptsächlich an jene großen Schlachten, die Tage von Maholm und von Pleskow, an denen Plettenberg mit seinem kleinen Haufen über die unermeßlichen Heere des Zaren Iwan Wassiljewitsch Siege erfocht, welche vielleicht die glorreichsten sind, die der an Siegen so reiche Orden je erkämpfte. Bei Pleskow war das Heer der Russen 130 000 Mann stark; es waren Truppen, welche mit einer wilden und hartnäckigen Tapferkeit stritten, welche mit solcher todesverachtenden Ausdauer ihre wütenden Angriffe wiederholten, daß das livländische Fußvolk des Heermeisters, von dem langen Kampfe ermüdet, endlich auf den Knieen liegend stritt. Und doch überwand sie Walter zuletzt mit seinen 7000 Reitern, seinen 1500 deutschen Landsknechten und seinen 5000 lettischen und kurischen Bauern; er brachte ihnen eine Niederlage bei, daß 40 000 Russen und Tartaren auf dem Platze blieben (13. September 1502). Das Andenken an den großen Heermeister erhalten die Ruinen des von ihm aufgebauten Ordensschlosses zu Wenden und das Schloß zu Riga, das Plettenberg ganz neu erbaute, und über dessen innerem Hofe das Standbild des glorreichen Erbauers oben hoch in den Lüften schwebt. Der siegreiche und große Ordensmeister ahnte bei diesem Werke wohl nicht, daß er mit seinem stolzen Neubau nur für die Residenz des heutigen kaiserlich-russischen Generalgouverneurs von Esth-, Liv- und Kurland sorge!

In einem geräumigen Thale, um Waldberge und Felswände, von denen herab jede Regenzeit rauschende Gießbäche sendet, an Dörfern, Rittersitzen und Ruinen her, durch eine herrliche immer wechselreiche Gegend voll der schönsten Bergformen windet sich die Lenne nach Werdohl hinab, wo die Fesse mündet, und ihr freundliches Seitenthal dem Blicke auf waldige Höhen mit Fabrikanlagen, Hammerwerken und wohlhabenden Gehöften darunter öffnet; Werdohl gegenüber, am linken Ufer, liegt in stiller Einsamkeit auf einem Berge Pungelscheid, das Haus, worin der Vater König Theodors I. von Corsika geboren. Das Thor und mehrere Trümmer stehen noch; im Umkreise der Burg, ihrem Thore nah, liegt ein Bauernhaus, über dessen Thüre man ein altes Wappen der Familie Neuhoff (drei hängende Kettenglieder) eingemauert

findet, die seit 1465 als Nachfolger des älteren Geschlechts derer von Pungelscheid hier hauste und unten in Werdohl ein Drostenhaus zu ihrer Aufnahme hatte. Um das Jahr 1680 bis 1693 wohnte auf diesem Hause Pungelscheid Herr Dietrich Steffen von Neuhoff zu Pungelscheid, Herr zu Gelinde, kurbrandenburgischer Droste zu Nienrade und Cleve, auch märkischer Justizrat, „ein Herr von vielen Wissenschaften und bei jedermann in großem Ansehn.“ Derselbe hatte mit Anna Elisabeth, Steffens von Neuhoff zum Neuhoff und der Adolpha von Ascheberg zur Ruschenburg Tochter, zehn Kinder, von denen der älteste Sohn ein Jahr nach des Vaters Tode 1694 unbeweibt starb, und der zweite Sohn, Leopold Wilhelm, Hauptmann bei den Truppen Christoph Bernards von Galen, des kriegerischen Bischofs von Münster, auf das väterliche Erbe verzichten mußte, so daß der dritte, Franz Bernard Johann, Herr zu Pungelscheid, Rade, Ebach, Gelinde, Muckhausen und Sassenrade, preußischer Geheimer Regierungsrat, Droste zu Neuenrade, Altena und Iserlohn „den Stamm fortpflanzte.“ Was aber den enterbten zweiten Sohn, Leopold Wilhelm, angeht, so hatte er sich „in seinen noch jungen Jahren mit einer Bürgerlichen aus Viset an der Maas bei Lüttich vermählt. Die Unzufriedenheit seiner Familie mit dieser Heirat, die ihn von der Nachfolge in die Familienbesitzungen ausschloß, veranlaßte ihn endlich, seine Heimat ganz zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, um dort Kriegsdienste zu nehmen. Er hat auch den Oberbefehl über ein Fort, welches einen Teil der Befestigungen von Metz ausmacht, erhalten. Allda hat er in seiner Ehe zwei Kinder erzeugt, nämlich den Baron, welcher jetzo auf der Insel Corsika eine ganz besondere Person spielt, und eine Tochter, die den Grafen von Trevoux geheiratet hat.“ Es ist also nicht, wie irrig behauptet worden, die Burg Pungelscheid das Geburtshaus König Theodors I. von Corsika und Capraja; es ist bloß der Stammsitz des Geschlechts, das dem merkwürdigen Manne das Leben geben sollte, den wir mit echt westfälischer Zähigkeit eine Reihe von Jahren hindurch immer von neuem um eine abenteuerliche Krone ringen sehen, welche bei einem wilden, leidenschaftlichen, stets unter sich geteilten Volke gar nicht zu behaupten war; gesetzt auch, Theodor von Neuhoff wäre nicht ein Fremder, ein Protestant gewesen und hätte die Aufschneidereien, die seltsamen Gewohnheiten und Sitten des Abenteurers abgelegt gehabt: dem nationalen Geiste und dem Wesen des Volkes, dem er gebieten wollte, vermochte er sich nicht näher zu stellen.

Die Quellen über das Leben Theodors sind zumeist französischen Ursprungs, und diese zeigen ihn wohl im ganzen in einem ungünstigeren Lichte, als er es verdient, weil es ja die mit der Republik Genua verbündete französische Macht war, welche er auf Corsika bekämpfte. So ist denn die Vorstellung, welche man sich gewöhnlich von ihm macht, auch wohl eine gefärbte, und jedenfalls ist in diesem

Manne eine ganz außergewöhnliche Thatkraft, bewunderungswürdige Geistesgaben und die Unerschöpflichkeit an Mut, Selbstvertrauen und in der Auffindung neuer Mittel zum Zweck, anzuerkennen. Uns fehlt der Raum, dies durch eine Darstellung seines bewegten und abenteuererfüllten Lebens zu rechtfertigen; es ist uns höchstens gestattet, wie wir unsere Leser an die Wiege seines Geschlechts geführt, sie auch zu seinem fernen einsamen Grabe zu führen. Er hatte sich nach dem Scheitern seiner letzten Unternehmung gegen Corsika nach London begeben; hier aber regten sich seine Gläubiger, mit deren Geldern er seine Unternehmungen für die Sache Corsikas ausgeführt hatte, gegen ihn, so daß er sich in eine Freistätte flüchten mußte, um gegen die Konstabler sicher zu sein. Nun wurde ihm vorgespiegelt, der Minister Lord Granville wünsche ihn zu sprechen. Es beging darauf die Unvorsichtigkeit, seine Freistatt zu verlassen, und alsbald wurde er verhaftet und in das Schuldgefängnis der Kingsbench gebracht. Lord Horace Walpole, der im Grunde an ihm wohl nur jenen Anteil nahm, den er allen sonderbaren Personen und Angelegenheiten widmete, ersuchte Hogarth, den gefallenen Monarchen heimlich für ihn abzumalen, und veröffentlichte in der Zeitschrift: „The World“ einen Aufsatz, um zu Gunsten des Gefangenen eine Unterzeichnung in Gang zu bringen. Allein diese trug nur 40 Pfund ein: so schlecht, bemerkt Walpole in seinen Denkwürdigkeiten, sei der Ruf Sr. Majestät! Obschon jedoch, fährt er dann fort, diese Summe Theodors Verdienst weit überstiege, so sei sie doch so tief unter seiner Erwartung geblieben, daß er sie zwar angenommen, aber einen Anwalt zum Herausgeber des Journals geschickt habe, um diesem deshalb, daß er sich mit seinem Namen solche Freiheit erlaubt, eine Klage anzuhängen! Man erzählt bekanntlich, Theodor von Neuhoff habe die Männer, welche ihm jene kleine Summe überreichten, mit königlicher Würde empfangen, das Großmeisterkreuz seines Ordens „von der Befreiung“ auf der Brust, sitzend auf einem Thron, zu dem er den Himmel seines Bettes umgeschaffen gehabt habe. Doch ist diese Erzählung wohl nur der Einfall irgend eines witzigen englischen Schriftstellers. — Nachdem der ehemalige König sechs Jahre im Gefängnisse der Kingsbench zugebracht, machte er sich die „Insolvenzakte“ zu Nutzen und überließ, um den Bestimmungen derselben zu genügen, den Gläubigern seine ganze Habe, nämlich das Königreich Corsika, welches denn auch feierlich zu ihrem Behuf einregistriert wurde. Sobald er darauf in Freiheit gesetzt worden, nahm er eine Sänfte und begab sich zum portugiesischen Gesandten, den er aber nicht zu Hause traf; da er nun keinen halben Schilling hatte, um die Träger zu bezahlen, so beredete er sie, ihn zu einem Schneider auf Soho-Square zu bringen, den er kannte, und diesen bewog er, ihn zu beherbergen. In dessen Hause ist denn der König von Corsika auch gestorben. Walpole ließ ihm auf dem St. Anna-

Kirchhofe in Westminster einen Grabstein setzen und schmückte denselben mit der bekannten Inschrift: „Das Grab, der große Lehrer, macht Helden und Bettler, Galeerensklaven und Könige gleich. Aber Theodor erfuhr dies, bevor er starb; das Schicksal überhäufte ihn schon bei seinen Lebzeiten mit seinen Prüfungen; es schenkte ihm ein Königreich und versagte ihm Brot."*

Eine Schwester Theodors, Katharina Amalia von Neuhoff, vermählte sich am 16. August 1736 mit Dr. Joseph B. Maria Garibaldi, den Theodor mit der Nachricht seiner Thronbesteigung an seine zu Peddenöh bei Ruggeberg in der Mark wohnende Mutter gesandt hatte und der später als Arzt nach Nizza zog. Etwas vom Blute Theodors steckt also in den Adern des vielgenannten Enkels dieses Dr. Garibaldi. — Vieles über die Persönlichkeit des abenteuerlichen Königs von Corsika und seine Thaten erscheint noch nicht geschichtlich klargestellt; auch was Gregorovius in seinem Buche über Corsika davon mitteilt, bedarf noch vielfach der Berichtigung.

So viel von König Theodor — es ist merkwürdig, daß die zwei thatkräftigsten Männer, welche Westfalen jemals hervorgebracht hat, und die freilich beide ins Ausland wandern mußten, um einen Schauplatz für die Entwicklung ihrer Thatkraft zu finden, so ganz denselben Erdfleck zur Heimat hatten.

Von Werdohl, das eine neue, wie ein Schmuckkästchen zierliche gotische Kirche besitzt, wandern wir, links hinter uns das romantische Ebbegebirge mit den Quellen der Volme und der Wupper, mit der 670 m hohen Nordhelle lassend, nach Altena, einst dem größten Orte der Grafschaft Mark, der sich in einer Länge von $^3/_4$ Stunden am rechten Ufer der Lenne und im Thale der Nette um seinen Schloßberg hinzieht. Ein überraschend schönes Landschaftsbild – man mag von einer der Brücken, die den Fluß überjochen, zu den blühenden Gärten der hohen Berghänge und der malerischen Schloßruine hinauf, oder von einer der umgebenden Höhen hinabblicken auf die drei Stadtteile, die Freiheit, das Mühlendorf, die Nette, mit den langen Reihen ihrer saubern, glänzenden Häuser, auf die Wiesenufer des Flusses, die romantischen Anlagen des „Hünengraben", und die überall versäeten Drahtrollen und Fabriken. Den schönsten Anblick auf die verwitterten Türme der Burg gewährt die Berghöhe, welche man die Kluse nennt; wie noch wehrhaft erscheint da die alte Feste auf ihrer „Wulfsegge", die ganze Gegend liegt vor uns, von der die alte Reimchronik von Altena singt:

Man sieht hier lauter Berg und Thal,
Die Bäume stehn hier ohne Zahl,
Das schönste Wasser quillt herfür,
Die meisten haben's vor der Thür.

* Vgl. G. Fr. von Vincke, Sagen und Bilder aus Westfalen. 2. Aufl. S. 444.

Wan es kömpt in die Meyen Zeit,
Sicht man daran seine Lust und Freudt,
Die Bäume die blühen, die Vögel die singen,
Das thut in Berg und Thal erklingen;
Es gibt hier Vögel mannigerley,
Feldhüner sein auch woll' dabey,
Hirsche, Rehe und wilde Schwein
Sind mehr als uns beliebig sein u. s. w.

Die Kapelle, wovon die Kluse ihren Namen führt, eine Stiftung des Grafen Engelbert von der Mark zu Ehren Sankt Margaretas und Barbaras, ist verschwunden; nur der nahe Brunnen des Eremiten Einhard sprudelt noch, wenn auch ohne die geheimnisvolle Wirkung, von der Steinen erzählt und die einst jährlich am Ostermontage eine große Prozession hinaufführte.

Auf der Burg selbst bemerkt man einen ältesten Baurest, mit dem südöstlichen Turme, und eine neuere, die nordwestliche Seite; außerdem zeigt man den Rittersaal, das Verhörzimmer, das Burgverließ und den 100 m tiefen Schloßbrunnen. Der große Turm diente zuletzt zu Gefängnissen; im vorigen Jahrhundert hatte das Schloß noch seinen Kommandanten und eine kleine Besatzung. Heute ist eine Diakonissenanstalt da oben eingerichtet. Als Erbauer Altenas nennt die Sage zwei Söhne des berühmten Römergeschlechts der Orsini, welche von Kaiser Otto III. das Land um Lenne und Wupper gekauft und auf der „Wulfsegge" da ein Schloß gebaut haben sollen, wo Schutz suchend ein Haselhuhn auf und in des einen Römers Schoß geflattert sei. Der Graf von Arnsberg habe die Feste seinen Marken „all te na" genannt, aber ihre Mauern schon zu hoch und fest gefunden, um mehr thun zu können, als ihr durch seine verspottete Beschwerde den Namen zu geben. Später sollen beide Brüder das Schloß Altenberg an der Dhün erbaut haben und die Stammväter der Häuser Mark und Berg geworden sein. Die Geschichte nennt sie Adolf und Eberhard, leitet aber ihren Ursprung von den alten Vögten des Kölner Kapitels über dessen rechtsrheinische Besitzungen, über Deutz (Advocati Tuitienses), Werden, Essen u. s. w. ab, die sich im elften Jahrhundert Vögte oder Grafen von Berg zu nennen begannen, während Huvil der älteste Geschlechtsname sein soll. Jedenfalls waren sie die Sprößlinge einer fränkischen Familie, die eine Grenzfeste gegen das Sachsenland beschützten und dann eine neue Burg im Sachsenlande selbst gründeten. Man setzt diese Erbauung oder wahrscheinlicher Erneuerung von Altena durch Adolf I. und Eberhard in das Jahr 1108; die von Altenberg muß kurz darauf stattgefunden haben, wenn nicht diese Burg der viel ältere Stammsitz jenes fränkischen Geschlechts der Grafen von „Huvil" (Hövel = Hügel) oder vom Berge war,

von dem Altena und Mark eine Nebenlinie wurde; wir sehen nämlich bald nachher unter Kaiser Lothar, der 1126 zu regieren begann, beide Brüder in den Besitz der zwei Burgen sich teilen und Eberhard, nach einem Heereszuge gegen Brabant, zerknirscht über das vergossene Blut, von seiner Burg und aus seinem Lande verschwinden, bis ihn, den Pilger nach Sant Jago di Compostella und zu den Gräbern der Apostel in Rom, endlich ein Zufall als Hirten der Säue des fränkischen Klosters Morimont wiederfinden läßt. Eberhard wird darauf mit Adolf der Stifter der Abtei Altenberg.* Jedenfalls ist das Schloß Altena das Stammhaus des starken Geschlechts durchweg ritterlicher und ruhmreicher Grafen, welche durch Klugheit und Tapferkeit das schöne Gebiet der westfälischen Mark unter ihre Herrschaft brachten und es so bald mit den ihnen zufallenden Besitzungen von Cleve, Berg, Jülich und Ravensberg verbanden, daß sie eine der mächtigsten Dynastieen Deutschlands wurden und ihre Töchter auf dem Throne von Frankreich sahen. Mit Adolf III. um 1226 vertauschten sie den Namen von Altena mit dem von der Mark; Mark ist ein alter Oberhof, Rittersitz an der Ahse in der Nähe von Hamm, den Adolf III. dem Besitzer Rabod samt seinem Wappen abgekauft haben soll, weil seit dem Frevel des verwandten Friedrich von Isenburg ihm der Name und die rote Rose im goldenen Schilde des gemeinsamen Ahnherrn befleckt geschienen.

Es sind diese Grafen von Altena, dann von der Mark das merkwürdigste und hervorragendste Geschlecht unseres Landes; sie sind unter den andern Dynasten, welche als Nachkommen von Adalingen auf weithin sich erstreckendem ererbtem Grundbesitz saßen, und denen, welche ihre Gewalt über bedeutende Gebiete von der herzoglichen Gewalt oder dem Grafenamt, mit denen das fränkische Königtum sie bekleidet hatte, herleiteten — unter ihnen sind sie die Emporkömmlinge, die von einem beschränkten und engen Hausgut ausgehend sich zu den Mächtigsten aller und zum eigentlichen Mittelpunkte der Geschichte des Landes aufschwangen. Durch sie alle geht eine, oft freilich gewaltthätige und rücksichtslose Erbweisheit, die fortschreitend zu gewinnen weiß und allem Gut, das ihr Eigen wird, haucht ihr Geist einen eigentümlichen und rastlosen Ausdehnungsdrang ein; dabei haben sie die Gabe, sich ausgezeichnete und eifervolle Diener für ihren Zuwachs an Besitz und Macht aus ihren Vasallen zu gewinnen; alle aber sind sie Männer, streitbare, entschlossene, in den Mitteln nicht wählerische — wer war es damals? — und hochgemutete Männer; und um die einzelnen Gestalten ihres Hauses legt sich (allein in unserm Lande) etwas von dem

* Die Quelle der Erzählung ist Northof, der sie aus Altenberg erhielt — die älteste Aufzeichnung befindet sich in einem aus diesem Kloster in das Staats-Archiv zu Düsseldorf gelangten um 1276 geschriebenen Codex. Die Erzählung selbst s. bei v. Steinen, I. 98.

idealen Glanze und der von Dichtern so oft verherrlichten Größe mittelalterlichen Rittertums.

Wer die Verhältnisse des späteren Mittelalters kennt, der weiß, wie elend, jammervoll und beklagenswert die Gesamtheit der Zustände war, welche wir mit dem hochtönenden Worte Rittertum und Burg- und Adelsleben bezeichnen. Er weiß, wie das arme Ministerialenvolk, dies ganze Geschlecht ritterbürtiger Stifts- oder Dynastenknechte in seinen Felsburgen ohne Raum und Licht die Tage zubrachte oder im mühsamen Felddienst sich für den Herrn plagen und schinden mußte, oder — alles um des lieben Brotes willen — auf die elendeste Buschklepperei ausging, das Handwerk, welches von allen am wenigsten einen goldenen Boden hatte. Er weiß, wie unfrei diese Menschenklasse war, wenn sie nicht, wie die bei weitem geringere Zahl der Geschlechter vom freien Boden eines Oberhofes oder eines ererbten Besitzes ausgingen, sondern als eigentliche Dienstmannen eines Herrn im Feld- oder Burgendienst die Ritterbürtigkeit gewonnen hatten, welche ihre Herren nicht abhielt, sie oder ihre Witwen oder ihre Kinder ganz wie Leibeigene zu vertauschen und zu verhandeln. Man muß die Schilderungen unseres alten Karthäuser-Mönchs Werner Rolewink von Laer lesen, um einen Blick in die Zustände der Vorfahren unsers westfälischen Adels insbesondere zu thun, und als erläuternde Abbildung dazu die Bilder des Soester sogenannten Nequamsbuches ansehen (im Soester Stadtarchiv), welche Junker in Ausübung ihres ritterlichen Handwerks zeigen, und daneben auch, auf dem letzten Blatt, den Lohn, den ihnen der Nachrichter irgend einer bis zur Schonungslosigkeit erbitterten Stadtgemeinde zahlt.

Inmitten solcher Zustände zeigt sich fast allein das Herrengeschlecht von Altena umflossen von dem Glanze, den wir dem mittelalterlichen Rittertum beilegen. Sie waren es, die etwas von dem Glanze und der Poesie der Hohenstaufenzeit in das der Dichtung Stimme damals wenig holde Westfalen brachten. Denn sie waren Ghibellinen, mit den Hohenstaufen verwandt, mit ihnen in vielfacher Berührung und an ihren Kriegszügen und Friedens-Hochzeiten teilnehmend. Daheim in ihrem Lande aber hielten sie Ritterspiele und Turniere, sie hielten hier Hof inmitten ihrer treuen Vasallen. Sie brachen Burgen und bauten ihrer noch mehr; sie gründeten Stifter und wallfahrteten zum heiligen Lande; wir wissen nicht sicher, ob Niedersachsen den wandernden Minnesänger gekannt hat, aber gewiß sind in ihren Burghallen die goldenen Seiten erklungen, wenn auch nicht

„so hell, wie einst vom Staufen die Ritterharfe klang.“

Aber wenn auch der Fuß eines Heinrich von Osterdingen, eines Walter von der Vogelweide oder eines Hartmann von der Aue nie den Boden der roten Erde betreten

hat, Heinrich von Veldecke war vielleicht ein Westfale oder stand doch der roten Erde sehr nahe, und niederdeutsche Minnelieder sind auch an den Höfen niedersächsischer Großen gesungen; Spuren derselben sind ja in alten Handschriften aufgefunden. Daß die Dichtkunst an unsern märkischen Grafen auch ihren Anteil genommen hat, beweisen jene berühmt gewordenen Verse zum Preise Adolfs VI.:

Syn Neyn was Neyn gerechtig,
Syn Ja was Ja volmechtig,
Hey was syns Ja gedechtig,
Syn Grondt syn Mondt eindrechtig,
Prinſſ alre Prinſſen Spiegell;
Syn Wordt dat was syn Siegell,
Syn Moides stolt und kregell,
Der fromer Fürsten Regell
Ward up dat höchst prinſſelick in den bevonden.

Wir nannten als ersten dieser Grafen Adolf I. Der Umfang seines Gebiets mag sich, nachdem er mit seinem Bruder Eberhard das Kloster Altenberg gestiftet und dieser auf sein übriges Erbgut zu Gunsten Adolfs verzichtet hatte, auf die Burg Altena und das waldige Gebirgsland zwischen Lenne, Wupper und Dhün beschränkt haben. Als sein Todesjahr wird 1152 angenommen.

Ihm folgte sein ältester Sohn Adolf II., von 1152 bis etwa 1170, während sein zweiter Sohn Bruno II. Erzbischof von Köln wurde, von 1131 bis 1137. —

Die dritte Reihe bilden Engelbert, Graf von Berg, Eberhard, Graf von Altena, Friedrich, Erzbischof von Köln, Bruno III., Erzbischof von Köln, Adolf, Abt zu Werden.

Es tritt also in dieser Reihe eine neue Teilung und Scheidung zwischen Altena und Berg ein; wir folgen hier der westfälischen Linie des Hauses. In dieser ist Eberhard I. der dritte Graf von Altena. Er stirbt 1179. Seine Söhne sind:

Friedrich, vierter Graf von Altena; Adolf, Erzbischof von Köln; Arnold, abgefunden mit Isenburg und Nienbrügge und Vater des Grafen Friedrich von Isenburg, welcher den Erzbischof Engelbert erschlug. Friedrich starb etwa 1198.

Ihm folgt Adolf III. Er half die Reichsacht an dem Vetter Friedrich von Isenburg vollziehen, gewann dabei einen großen Teil der Besitzungen dieses Vetters, erkaufte im Norden derselben Lünen und das Haus Mark, legte auf den zum Haus Mark gehörenden Wiesen 1226 die Stadt Hamm an, erbaute die Feste Blankenstein, diese aus der zerstörten Isenburg, und war der eigentliche Schöpfer der Grafschaft Mark — wir sahen oben, daß er zuerst den Namen von der Mark führte, nebst dem Schilde mit dem weiß und rot geschachten Balken in Gold. Er starb 1249.

Sein ältester Sohn und Nachfolger war Engelbert I. Er führte in Kampf und Fehde ein rastlos bewegtes Dasein; den Dortmundern feind, besiegte er diese in der Schlacht auf dem Wulfeskampe; dann lag er in langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln, Engelbert von Falkenburg und Siegfried von Westerburg; „endlich ist, wie von Steinen schreibt, Graf Engelbert, als er wegen seiner Vormundschaft über den Grafen von Tecklenburg um Allerheiligen ungefähr in die Grafschaft Tecklenburg hat reiten wollen, durch Hermann von Loen verräterischer Weise (daher ihn auch Gert van der Schüren einen Struickrover nennt) angefallen, verwundet und 1277 auf das Schloß Bredefort gebracht worden, wo er dann bald darauf, nämlich den fünften Tag nach Martini nicht sowohl von den empfangenen Wunden als Verdruß gestorben ist. Sein Körper, welcher hernach mit Gewalt von Bredefort geholt wurde, ist im Cappenberge beigesetzet."

Eberhard II., genannt der wilde Eberhard, sein Sohn, folgte ihm; er rächte des Vaters Tod an dem Ritter von Loen, dessen Schloß Bredefort er bis auf den Grund zerbrach; weilte dann am Hofe Kaiser Rudolfs, kehrte zurück, um sich mit dem Erzbischof von Köln in langer Fehde zu tummeln, und brach eine große Anzahl von Burgen, die seiner Macht Trotz boten und ihm im Wege standen, „weil sie Raubnester sein", nieder: Volmarstein, Raffenberg, die Isenburg bei Essen, Werdohl, Fürstenberg, Hohen-Syburg u. s. w., brandschatzte das Stift Osnabrück, in dem seine Feinde, obwohl sie stärker waren als er, doch vor dem Schrecken seines Namens die Flucht ergriffen — und zog König Adolf von Nassau zu, um ihm in Thüringen Heeresfolge zu leisten. Im Jahre 1300 war er mit Kaiser Albrecht in den Niederlanden, stand diesem in seinem Kriege wider die rheinischen Erzbischöfe bei und erhielt zum Lohn die Reichshöfe Dortmund, Westhoven, Elmenhorst, Brackel, die von seinem Gebiet umschlossen waren. Der Fehden, die er weiter in Westfalen führte, meist wider die kirchlichen Landesherrn, sind unzählige und ein späterer Schriftsteller nennt ihn deshalb Flagellum Episcoporum, homo ferox, furibundus, depopulator Westphaliae, homo turbulentus, hostis ecclesiae u. s. w., wogegen man schon das mit Recht geltend macht, daß ein solcher Wütrich nicht der Günstling Kaiser Rudolfs von Habsburg gewesen sein könne; denn Levold von Northof erzählt: „die vertrauten Diener des Königs sagten, der König könne nicht traurig sein, so lange dieser junge Mann sich bei ihm befinde. Er war nämlich lieblich anzuschauen und gewandt in der Rede und der König selber erteilte ihm zuletzt den Ritterschlag." — „Ich meinesteils halte, daß er ein trefflicher Regent gewesen", setzt dem allen der gründliche Dietrich von Steinen hinzu. — Eberhard starb 1308 und liegt, wie wir oben sahen, in Fröndenberg neben seiner Gattin Ermgarde von Berg begraben.

Ihm folgte sein ältester Sohn Engelbert II., Graf von der Mark und Aremberg, vermählt mit der Erbtochter Mathilde von Aremberg, Burggräfin zu Köln, die ihm 1298 zu Hamm unter großen und glänzenden Festlichkeiten und Ritterspielen angetraut worden. Das Geschlecht der heutigen Herzöge von Aremberg, deren Stammvater Engelberts dritter Sohn Everhard wurde, ist also eine Nebenlinie des märkischen Hauses und hat bis auf unsre Zeit den Titel Graf von der Mark beibehalten — zu ihnen gehören jene Grafen von der Mark, welche die Eber der Ardennen hießen, jener spätere, der durch seinen Briefwechsel mit Mirabeau bekannt wurde. — Graf Engelberts erstes Regierungsjahr wurde durch die Schlacht auf dem Halerfelde denkwürdig. Der Graf von der Mark hatte sich mit dem Bischofe Konrad von Münster wider den von Osnabrück, Ludwig von Ravensberg, verbündet; außer jenen waren noch viele andere Dynasten und Herren ausgezogen zur Fehde wider den Osnabrücker, der, ein kleines Männlein von Gestalt, doch ein Löwe im Streit — corpore Zachaeus, animo Judas Maccabaeus — sich ihnen auf dem Halerfelde unfern Tecklenburg zum Kampfe stellte, und ihnen trotz ihrer Übermacht eine gründliche Niederlage beibrachte. — Im Gewirr der Schlacht aber geriet Graf Engelbert in furchtbares Gedräng. Er stürzte mit seinem Rosse und dabei brach er das Bein, und wie David über Goliath warf der Bischof Ludwig selber sich auf den am Boden liegenden Feind — dieser ergreift ihn am weißen Obergewande und als nun ein gewaltiges Ringen entsteht, schlägt ein Fleischer von Osnabrück mit seiner wuchtigen Waffe dazwischen, um seinem Herrn beizustehen, aber so unglücklich und blind ist der Schlag geführt, daß er den Bischof trifft und tödlich verwundet; Ludwig starb am dritten Tage nach seinem großen Siege. Graf Engelbert entkam und nahm, von seinem Beinbruch genesen, von neuem und diesmal siegreich den Kampf gegen das Stift Osnabrück auf. Im Jahre 1322 nahm er den früheren Verbündeten, den Bischof von Münster, auf der Zugbrücke von Hamm mit 70 bis 80 Reitern gefangen; wir werden unten sehen, wie er der Zerstörer von Volmarstein wurde. Er starb 1328 und ist ebenfalls in Fröndenberg bestattet.

Von seinen acht Kindern folgte der älteste Sohn als Adolf IV. Zu seinen Hauptthaten gehört eine in einem Kriege wider das Erzstift Köln vorgenommene gründliche Zerstörung von Menden, und ein großer Sieg über die Peterlinge (die Stiftsvasallen) bei Recklinghausen, ferner eine siegreiche und überaus blutige Schlacht wider die Bürger von Lüttich, die sich wider seinen Bruder Engelbert, ihren Bischof, empört hatten. Er war vermählt mit Margareta Gräfin von Cleve, starb 1347 und ist in Fröndenberg neben seinen Vätern bestattet.

Es folgt Engelbert III. von der Mark, der hervorragendste von allen seines Geschlechts. Seine ersten Fehden entbrannten mit Arnsberg und Dortmund, dann

folgen seine Züge nach dem heiligen Lande und zu den deutschen Ordensrittern in Preußen, um mit ihnen wider die Russen zu streiten. Überall in diesem Kampfe siegreich soll er zur Feier seiner Waffenthaten in Königsberg sechshundert Ritter zur Tafel geladen, sie mit sechzehn Gerichten bewirtet und seine Gäste mit seinen Rittern selbst bedient und dafür einen Aufwand von 1300 Schildthalern gemacht haben. Unter den Fehden, welche die darauf folgenden Jahre seiner Regierung ausfüllten, nahm die von uns S. 260 erwähnte wider Dortmund am meisten großartige Verhältnisse an. Wir sahen Engelbert dort als Rächer der hingerichteten Agnes von Virbeke auftreten; Dietrich von Steinen berichtet uns, nicht dies allein, sondern ein Spottgedicht der Dortmunder:

Graf Engelbert von der Marke
Mackt sick mit frembden Gude starke,
Hey en het nein hilgen Henden,
Hey let niet liggen of hangen an den Wenden,
Hey doet tho den Vogelen int Nest gripen,
Fraget nit darna off sy schreyen oder pipen u. s. w.

habe den Grafen in die Reihen der Feinde Dortmunds getrieben. Doch waren der gegenseitigen Beschwerden mehr als genug, um den gewaltigen Orlog zu entzünden, in welchem, wie oben gesagt, die Dortmunder so wacker mit ihren Kanonen von den Wällen feuerten. Doch auch die Belagerer hatten Kanonen: aus einer ausgeworfenen Schanze, die er Rovenburg nannte, warf Graf Engelbert am ersten Tage 12 große Kugeln in die Stadt, an einem andern Tage 33, dann wieder 22; darauf innerhalb 14 Tagen 283 Kugeln, deren einige 50 Pfund wogen. Wir kennen den für die Unabhängigkeit der Stadt Dortmund vorteilhaften Ausgang der Fehde und bemerken hier nur noch, daß sie uns zum erstenmale in Westfalen die Anwendung des Schießpulvers in größerem Maßstabe zeigt (1387 — also 40 Jahre etwa nach seiner ersten Anwendung durch die Engländer bei Crecy).

Aus einer alten niederdeutschen Aufzeichnung über eine andere Fehde müssen wir den Schluß ziehen, daß Graf Engelbert nicht allein Artillerie, die 50 pfündige Geschosse schleuderte, führte, sondern auch seine Streiter uniformiert hatte. Ein Ritter, Herr Bernt de Wulf von Lüdinghausen, besaß vier Söhne. Als sie zu Manne gekommen waren, gab ihnen der Vater nichts; sie möchten sich hinwenden, wo sie wollten; so tasteten sie zu auf der Landstraße, auch im Lande von der Mark hatten sie einen Zutast gethan. Graf Engelbert schrieb an Herrn Bernt, daß seine Söhne in seinem Lande zugegriffen; das sollten sie lassen, oder er werde sein Feind werden. Ritter Bernt schrieb ihm wieder, wolle er sein Feind werden, so wolle er dem Boten



[illegible]ENSTEIN an der [illegible].

[illegible]





zehn alte Schilde zahlen. Darauf schlug der Graf Engelbert das Haus zum Botzeler (Botzlar) auf, dicht am Wulffesberg und legte 60 Gewappnete hinein und fing ihm die vier Söhne ab und legte sie in die Hacht (Gefängnis). Herr Bernt aber überredete seine Freunde, deren er 80 Gewappnete aufgebracht, daß sie des Grafen Wimpel und Kleidung anlegten, die er vorher bereiten lassen. So ritten sie wider Botzeler an, und von der Besatzung für des Grafen Leute gehalten, überrumpelten sie die Burg, schlossen die Gefangenen los, schleppten alles, was in der Burg war, auf den Wulffesberg und verbrannten dieselbe. — Die Fehde endete durch einen Schiedsspruch: we Schaden hedde, de mochte Schaden behalden.

Im Jahre 1349 stellte Graf Engelbert zu Hamm vor der Osterpforte ein Turnier an, welches drei Tage währte. In synen andern Jayr, erzählt Gert van der Schüren, als hie ein Grave von der Marke geworden waß, beriep hie einen heirlichen Hoff und Steetspyll thom Ham buiten der Osterportten up dem Sande, dair seer ville herrlicke Manne und keisteler Frauwen und Jouffrauwen tho geladen waren und die Hoff duyrde biß an den derden Dach. — Gerühmt als ein schöner, kluger, gnädiger, freigebiger und tapferer Herr, der Gerechtigkeit und Tugend geliebt und in Glück und Unglück sich gleich geblieben, starb er 1391 im 60. Jahre seines Alters zu Wetter. Der Tod ersparte ihm so einen neuen gewaltigen Kampf wider ein Heer ergrimmter Feinde, die, durch sein eisernes Walten erbittert, sich just zusammenscharten, um sich zu rächen. Er selbst noch sorgte vor seiner Auflösung für den Schutz seiner Leiche, wenn sie in ihre Ruhestätte zu Fröndenberg übergeführt würde und von den geistlichen Gebieten von Köln oder Paderborn aus der Bund der Bengler sie angreifen sollte. Fünfhundert Gewappnete umgaben sie auf dieser letzten Fahrt und hatten bei Menden in einem harten Strauß den toten Herrn zu beschützen. Er war einer der ersten Helden seiner Zeit, „de alle sine Dage van junghen hadde orloghet und pranghet, dat warde wente in sinen Dot", sagt die Lübecker Chronik von ihm.

Engelbert III. starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Doch hatte sein jüngerer Bruder Adolf, der von der Mutter Margareta, der Erbtochter von Cleve her, als Adolf V. Cleve besessen, Söhne erzeugt, deren zweiter jetzt in der Mark folgte. Dies war:

Dietrich, der letzte Graf von der Mark in Westfalen, ein junger an Hoffnungen reicher Fürst, der durch seine und seiner Vasallen Tapferkeit in der Schlacht zwischen Kellen und Cleve wider Wilhelm von Berg den Ausschlag gab. Aber in der Verfolgung dieses Sieges, bei der Belagerung von Elberfeld und im Erstürmen dieser Stadt, traf ihn die Kugel eines sächsischen Schützen, im März 1398, und damit

verlor die Mark für immer den eigenen Fürsten. Denn nun fiel das Land an Dietrichs älteren Bruder

Adolf VI. von Cleve, den wir bald sich auf dem Schauplatze großartigerer Weltverhältnisse bewegen sehen. Er reitet 1399, um sich mit Agnes, des späteren römischen Kaisers Ruprecht Tochter zu vermählen, mit einem Gefolge von 1500, gleich den Vasallen seines Oheims Engelbert III. uniformierten Rittern in Heidelberg ein; er wird 1417 Herzog von Cleve und tritt in vielfache Beziehungen zu Frankreich und zu Burgund. Wir haben oben die Verse, die über ihn im Schwange waren, angeführt und nennen als seinen Nachfolger nur noch jenen Junker von Cleve „Johannken mit den Bellen", das „Kind van Gent", den wir S. 270 so mannlich und seiner Ahnen von der Mark würdig in die Soester Fehde eingreifen sahen.

An Cleve und Mark schließt sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte Berg, Jülich und Ravensberg, bis mit dem schwachsinnigen Gemahl der unglücklichen Jacobäa von Baden, mit Johann Wilhelm 1609 das Geschlecht erlischt, als Erbschaft seinem Lande den berühmten Erbfolgestreit hinterlassend, der sich durch die geschichtliche Ohrfeige, die der eine der Erbprätendenten, Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg bei einem Bankette zu Düsseldorf dem andern, Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg gab, so sehr verbitterte. Der wilde durch Religionshader vergiftete Kampf dauerte, bis 1666 eine friedliche Teilung zustande kam, worin Brandenburg Cleve und Mark nebst Ravensberg, die Pfalz aber Jülich und Berg erhielt.

Für uns Westfalen liegt die Hauptbedeutung der Reihe kluger, und ohne Ausnahme markiger Männer, die von unserm Altena ausgingen, darin, daß sie durch ihre oft wilde Kraft innerhalb unseres Landes ein großes geschlossenes weltliches Gebiet schufen. Dies ist auch der Grund, weshalb es der Reformation möglich wurde, sich innerhalb Westfalens zu behaupten, während sie in den geistlichen Herrschaften unseres Landes überall sehr bald wieder unterliegen mußte — mit Ausnahme von geringen Strecken, die am östlichen Saum liegend den aus Osten kommenden Einflüssen zunächst ausgesetzt waren. —

Wie für die Geschichte Westfalens, ist Altena aber auch für das blühende Gewerbe unsres Landes ein höchst wichtiger Punkt. Es ist besonders die Bearbeitung des Eisens, welche hier seit je und bis auf unsre Tage eifrige Pflege fand. Die Schmiedung des Osemunds* und die Ziehung des Drahtes hat seit uralter Zeit in

* Osemund, benannt nach einer schwedischen Eisenhütte, bezeichnet ein zweimal geschmiedetes, deshalb festeres und zäheres Stabeisen. Infolge des Aufschwunges der Chemie und der dadurch veränderten und vervollkommneten Bearbeitung der Metalle hat die Osemundschmiede keine Bedeutung mehr; an deren Stelle ist besonders das Puddlingsverfahren getreten.

diesen Thälern geblüht und würde in den letzten Jahrhunderten bereits einen noch weit größeren Aufschwung erhalten haben, wenn sich dem nicht die seltsamen volkswirtschaftlichen Grundsätze jener Zeit widersetzt hätten, denen zufolge man nicht wie heute: viel und wohlfeil, sondern: wenig und teuer zu schaffen für löblich und gewinnbringend hielt. Von diesem Grundsatz geleitet, sorgte die hohe Obrigkeit dafür, daß vier Monate im Jahre hindurch die Hämmer und Drahtrollen still standen — unterdes mußten die Arbeiter sich beim Ackerbau oder bei andern Beschäftigungen schadlos zu halten suchen! Aber auch während der „Campagne“, wie auch heute noch der Ausdruck für Gewerbe ist, die zeitweise ruhen, gab es noch eine Menge „Stillstandstage“ und „Stillstandszeiten“, in welchen die Arbeit ruhen mußte; namentlich wurde der Freitag zu einem zweiten Sabbath gemacht; zwei Predigten, welche die Geistlichkeit an diesem Tage abhielt, machten ihn dazu. Heute sind alle die Hemmnisse der freien Thätigkeit beseitigt. In den Kirchen Altenas wird nicht mehr am Freitage zweimal gepredigt, die „Reidemeister“, welche die Drahtzieherei (Reidungbereitung) (engl. ready) betreiben, sind nicht mehr gezwungen, ihre Ware für einen festgesetzten Preis nur an eine mit dem ausschließlichen Alleinverkauf beliehene Stapelgesellschaft zu verkaufen; die „Zöger“ (=Zieher) sind nicht mehr eine Art Leibeigene der Reidemeister; keine „Klovenmeister“ oder obrigkeitliche Aufseher mischen sich mehr in die künstliche Art des Betriebes; desto großartiger ist der Aufschwung dieses Gewerbezweiges geworden — heute darf man den Wert des allein im Kreise Altena jährlich angefertigten Eisen- und Stahldrahts in guten Jahren auf mehrere Millionen Thaler schätzen. In neuester Zeit gewinnt Altena immer mehr an Ruf auf dem Gebiete der kunstvollen Arbeiten in Gold und Silber, die nicht so sehr für kirchliche, um so mehr für weltliche Zwecke dort sowohl aus freier Hand als in der Fabrik gefertigt werden.

Eine Geschichte aber aus jenen Zeiten des gefesselten Betriebsfleißes ist für die Bürger von Altena zu rühmlich, als daß sie hier nicht Platz finden sollte. Den Drahtziehern war Freiheit vom Soldatendienst bewilligt, und sie mußten dieserhalb von den Werbeoffizieren um so stärkere Nachstellung erleiden, je mehr denselben der stattliche Wuchs der riesenhaften Männer in die Augen stach. Zuletzt kam der Heißhunger des zu Hamm stehenden, mit seinem Kanton auf die Grafschaft gewiesenen Regiments nach einem so vorzüglichen Kanonenfutter in einer höchst merkwürdigen Weise zum Ausbruch. Der General von Wolffersdorff nahm sich vor, das Süderland mit dem Helwege in militärischer Hinsicht auf einen und denselben Fuß zu setzen. Um indes ohne alles Aufsehen die Örtlichkeit und die Leute genauer kennen zu lernen und, was er vorhatte, einzuleiten, ritt er zuerst selbst mit einem Offizier von Hamm nach Altena. Dort sah er nun mit eigenen Augen die riesigen Männer, wie sie mit

nervigem Arme die Hämmer schwangen, als wären es Federposen, wie leicht ihre Bewegung, wie groß, stark und schlank ihr Körperbau war, und wie aus dem geschwärzten Gesichte feurige und mutige Augen blickten. Der General, dem bei diesem Anblick das Herz von seiner heimlichen Absicht voll und immer voller ward, konnte sich nicht enthalten, die Worte fallen zu lassen: „Schöne, kräftige Leute! Schade, daß sie nicht Soldaten sind!" Es folgten noch einige: Leider! Leider! so daß man Unrat merkte. Das Gerücht verbreitete sich im Volke wie ein Lauffeuer und erregte eine dumpfe Gärung; Notwehr im Falle der Gewalt wurde beschlossen, Notwehr bis zum äußersten. Und er kam wirklich, der General, mit seiner Leibkompagnie, um selbst eine Aushebung vorzunehmen. Er schlug den Weg nach Neuenrade hin ein, über den Wicksberg, an dessen Fuß Altena liegt; er hoffte mit seiner heranrückenden Macht, von der Höhe herab, die Stadt einzuschüchtern. Aber die kräftigen Altenaer ließen sich im Gefühl ihrer Stärke und ihrer gerechten Sache nicht angst machen. Kaum hatten sie auf den Höhen des Wicksberges den Hammschen General mit seinen Soldaten und den blitzenden Gewehren und den Bajonetten gesehen, als sie zu ihren Wehren rannten. Sie, die an Feueressen lebten und glühendes Eisen zwangen, waren nun Enakskinder und Cyklopen. An Unterwerfen wurde nicht gedacht, Gewalt mußte mit Gewalt vertrieben werden. Mit allen Kirchenglocken wurde Sturm geläutet, und von allen Seiten schrie es in und durcheinander. — Wolffersdorff rückte mit seinen Soldaten vom hohen Wicksberge aus vor; seiner Sache gewiß, rückte er näher und näher. Von dieser Seite her führt aber nur eine enge Gasse in die Stadt, in welcher kaum ein zweirädriger Wagen durchkann, und kaum drei Menschen nebeneinander zu gehen imstande sind. Diesen schmalen Paß, ein wahres Thermopylä, hatten die Altenaer Drahtzieher besetzt, vom Anfang bis zum Ende. Glühende lange Stangen hielten sie vor, wie diese kalt wurden, traten funkensprühende andere an die Stelle. Die Alten blieben in den Feueressen am Glühen: die Jungen im Kampfe. Die Weiber gossen von den Dächern und den an der Bergwand sich hinziehenden Gärten siedendes Wasser den Soldaten auf die Köpfe und die Kinder trugen es kochend vom Feuerherd hinzu. Das Läuten aller Glocken, das Geschrei der empörten Städter, das Rufen und Schimpfen tönte im wilden Lärm durcheinander. Der Kampf dauerte zwei Stunden: die Altenaer wichen nicht — und der General von Wolffersdorff kam nicht in die Stadt! Von beiden Seiten wurden viele verwundet; vorzüglich auf seiten der Soldaten, denen das spritzende, heiße Wasser Brandflecken beigebracht hatte. Zum Glück hatten sie nicht scharf geladen; an solchen Widerstand war nicht gedacht, der Held des siebenjährigen Krieges glaubte sich nur zeigen zu dürfen, um alles gehorsam und unterwürfig zu finden. Aber er

hatte sich geirrt, er mußte schimpflich unverrichteter Sache mit seinen verwundeten Soldaten abziehen. Die Altenaer aber jubelten und jauchzten, und am nächsten Sonntage wurde ein Dankfest gehalten und der Text war: „Weil du wider mich tobst und dein Übermut vor meinen Ohren heraufgekommen ist, so will ich dir einen Ring durch die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und ich will dich den Weg wieder zurückführen, den du gekommen bist".

Die Sache machte im ganzen Lande Aufsehen und es wurde viel davon gesprochen. So viel Mühe man sich auch seitens des Regiments gab, sie zu vertuschen, so wollte es doch damit nicht gelingen. Die Behörden zu Altena zeigten den ganzen Hergang dem Könige an. Dieser erteilte zwar keinen Bescheid darauf; an den General-Lieutenant von Wolffersdorff erließ er aber folgende Kabinetts-Ordre:

„Mein lieber General-Lieutenant von Wolffersdorff! Es ist speziell angezeigt worden, welche Disturbationen Er in dem Städtchen Altena in der Grafschaft Mark gemacht hat. In Erwägung Seiner sonstigen Meriten will ich diese mauvaise Geschichte für diesmal pardonniren, werde Ihn aber nach Spandau schicken, wenn Er je eine ähnliche Abnormität sich sollte zu Schulden kommen lassen.

Sans-Souci, den 11. August 1770.

Friedrich."

Ein Bildnis des für jene Zeit bemerkenswerten Generals von Wolffersdorff besitzt der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in seinem Museum zu Münster.

Unter Altena bis zu dem Thal der Grüne, verengert sich das Lennethal und wird immer reicher an den schönsten und anziehendsten Landschaften; gewaltige Felswände, freundliche Häusergruppen spiegeln sich im Flusse, der Turm von Letmathe und sein Rittersitz taucht vor uns auf in dem schönsten aller Thäler, senkrecht stehen am rechten Gestade zwei Steinkolosse von 45 m Höhe, den schroffen Bergen des linken Ufers gegenüber; man nennt sie Mönch und Nonne und findet eine schmale Grotte in dem letztern. Unterhalb Letmathe, am Saume eines weiten Bergkessels, steht auf kühner Höhe eine feste Bauernwohnung, deren Fenster den herrlichsten Anblick auf den Fluß gewähren; die Lenne durchfließt unten das geräumige Thal von Letmathe Genna und Östrich und sendet Arme seitwärts, um Mühlen und Metallfabriken zu treiben, die unter Baumgruppen versteckt nur hie und da mit einzelnen weißglänzenden Landhäusern sichtbar werden, umher Wald, Fluren oder verwitterte Felsenmassen und Steinbrüche, aus denen die Sprengungen herüber donnern, und über den grauen Klippen oder dem frischen Baumgrün wirbelt der Rauch empor, den schwarz, wolkenhaft geballt, die hohen Röhren der Essen emporsenden.



Mönch und Nonne bei Letmathe.

Endlich nach einer Wanderung von drei Stunden trägt uns die steinerne Bogenbrücke über die Lenne ans linke Ufer, nach Hohenlimburg, und wir stehn in einer Gegend, deren Reize zu beschreiben ein vergeblich Unternehmen wäre. Die Landschaft des Lennethals von Altena bis Hohenlimburg ist wohl die schönste Westfalens; es sind zwei Kleinode, zwei Edelsteine, jene Punkte, welche der Silberreifen der Lenne einfaßt, welchen dunkle Blätter aus dem Buche alter Geschichte untergelegt sind. Eine Gegend wie diese kann nicht beschrieben werden, weil sie wie Musik auf uns wirkt, durch alle Poren des Gemüts auf alles Seelenleben eindringend und es in jeder Regung erfassend; dies Ausatmen von Musik einer schönen Natur ist es, was man den unnennbaren Reiz einer Landschaft nennt, was man Zauberhaftes darin fühlt, das unsrer festesten Körperlichkeit wie mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach Auflösung in das All, nach einer vollen Hingabe an die Natur droht. Das Betrachten von Werken der Kunst kann ermüden, wie der Gedanke ermüdet; sie heischen ein geistiges Arbeiten; die Natur ermüdet nie, denn sie trägt und wiegt unser bewußtes und unbewußtes gesamtes Seelenleben wie auf den Harmonieen der Musik. Die Weisheit der Kindeseinfalt, die Sehergabe der Sage hat zuerst diese Musik der Natur entdeckt und belauscht; die Sage hat den Ausdruck dafür in der Einbildung geschaffen, daß aus dem Lurlei in den Untergang hinabziehende Töne klängen, daß aus den Elementen, aus dem

rauschenden Strome, der Nixe schwermütiges Lied töne; sie läßt die Geistertöne der Glocke von Aragonien durch die Sommernacht einer Huerta von Valladolid schwirren; die romantische Poesie lernte von ihr, das Klingen der Sonnenstrahlen im Gelaub der Wälder, die Äolsharfentöne des Windes in einsamen Felsbuchten zu belauschen. — Ein zweites, worin die Musik der Natur einen Ausdruck gefunden, sind die Weisen der Volkslieder. Das ist das Geheimnis des namenlos ergreifenden Zaubers, der in diesen so einfachen und doch so tief poetischen Klängen liegt. In die Musik einer schönen, farbenreichen, freudigen Natur wird auch das Lied des in ihr angesiedelten Volkes lebendig bewegt und froh sich einfugen; in der großartigen Öde von Landschaften, wie sie Hochschottland und der weite Norden besitzt, tönt es so einfach wehmütig und doch so durchschauernd wie eine geheimnisvolle Vorhersagung vom nahen Tode, wie eine mahnungreiche Geschichte von ewigem Scheiden und Sterben. Die jetzt meist untergegangenen Volkslieder des einst so heidenreichen nördlichen Münster- und Emselandes sind so durchdringend schwermütig wie der einsame Schrei des Kiebitzes, der über die Heide hinfährt; aber die Einbildungskraft hat in der Öde desto schrankenloseren Raum zu ihren Schöpfungen gefunden und aus dem Rahmen der einfachen Weisen steigt vorgebildet die ganze Welt der späteren Romantik auf, mit ihren Königskindern, ihren Seefahrern, ihren Prinzen, die um Hirtinnen freien.

Wollen wir sie belauschen, die Musik der Natur, die Stimmen der Wasserfeien, die Melodieen des Elements, so müssen wir uns auf die Brücke von Hohenlimburg setzen, wenn es Nacht ist, wenn der Mond geisterweckend seine Strahlenpfeile in die krausen Wellen der kleinen Wehren hinabschießt; über die Breite der Lenne, scheint es, ist eine Reihe von Metallglöcklein gespannt und die Feien läuten sie, sie läuten mit allen Glocken die Mondnacht ein; das ist für das lebendig rührige Geschlecht was der Sonntag den Menschen; dazwischen hört man sie lachen und jauchzen und wehklagen und seufzen, ohne Rast, ohne Ruh ihrer Wasserorgeln Cadenzen durchlaufend, eine wundersame Vesper, über welche die Strahlenmonstranz am Himmel von oben her ihren Segen ausgießt. Man kann sich nicht losreißen von dieser sonderbaren Musik, die unverkennbar, keine Dichter-Einbildung und Schilderung, in unser Ohr dringt; man möchte ihr lauschen, bis im Glanze des Morgens das Thal von Hohenlimburg vor uns auftauchte. Dann freilich, beim Tageslichte würde man vergessen auf der Wasser Rauschen, Singen und Läuten zu horchen. Man vergäße es über der Schönheit dieses Landschaftsbildes. Es ist nichts als zwei Reihen hoher Berge, dazwischen ein Fluß, an seinem linken Ufer eine Stadt und über der Stadt ein Schloß; aber aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf nichtsbedeutenden Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste, die ergreifendste Rede zusammengesetzt, die der Schöpfer zur



Hohenlimburg.

Menschen sprechen kann, wenn er uns einmal ins Herz prägen will: es ist nicht wahr, was sie sagen, der große Pan sei tot! — Aber ich vergesse, daß ich den Führer hier machen muß und hinaufführen auf das Schloß Hohenlimburg. Geebnete Pfade durch sorgfältig gepflegte Anlagen leiten bis zu der Fläche, wo eiserne Geschütze unter hohen Linden in die friedliche Landschaft drohen; dann öffnet sich das feste Burgthor mit seinen Adler- und Falkenklauen, seinen eisenbeschlagenen massiven Eichenbohlen vor uns, und nachdem wir einen Blick auf die Wappen darüber geworfen, treten wir durch den langen gewölbten Thorweg in das Innere. Das Wohngebäude links, von Graf Moritz Kasimir von Bentheim-Tecklenburg-Rheda in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hergestellt, ist einfach; außer ihm sind einige Türme in den Ecken, eine Wohnung des Wärters die einzigen Baulichkeiten, welche die auffallend hohe Ringmauer umschließt; aber von dem Zinnengang, welcher diese Ringmauer krönt, wo man überrascht einen neuen Fluß, die Nahmer, wie vom Schlosse zu Altena die Nette, entdeckt, hat man eine Aussicht, welche an die erinnert, deren man von der großen Terrasse des Heidelberger Schlosses genießt. Auffallend ist überhaupt die Ähnlichkeit zwischen Hohenlimburg und Heidelberg, wenn auch Heidelberg so viel großartiger ist durch Strom und Stadt, nicht durch die Gestaltung seiner weniger schönen Berge. Jedenfalls träumt man sich unwillkürlich zurück in die fröhliche Musenstadt, wenn man auf der Lennebrücke über das breite Flußthal nach den blauen Ruhrbergen

und den Ruinen von Hohensyburg ausschaut; es ist als läge die üppige Neckarebene vor dem Auge da, begrenzt von den azurnen Höhenzügen des Hardtgebirges. Vor allem andern freundlich liegt Limburg selbst zu unsern Füßen, wenn wir auf der Galerie der Schloßmauer, in ihrer „schönen Ansicht“ stehn; doch ist der Ort, einst so blank und niedlich, als habe ein Kind seine Stadt aus der Nürnberger Schachtel zwischen Baumgruppen und Blumengärtchen zusammengestellt, jetzt sehr durch seine Fabriken verunstaltet.

Das Schloß ist von dem Grafen Heinrich von Limburg in den Niederlanden um das Jahr 1230 erbaut worden. Es hatten, sahen wir oben, die Brüder Friedrich und Arnold von Altena ihr Erbe sich geteilt: Arnold bekam außer Isenburg und Nienbrügge Rechte zu Limburg an der Lenne. Wir werden weiter unten erzählen, wie Arnolds Sohn Friedrich den heiligen Engelbert erschlug und zur Strafe geächtet und seiner Güter beraubt wurde; „da ist sein Sohn Theodorich, sagt ein alter Chronist, bei dem Herzogen von Limburg und Grafen von dem Berge, seiner Mutter Bruder, aufgewachsen und männlich worden. Da gedachte gemeldeter Herzog Heinrich von Limburg, wie er seinen Vettern in sein väterliches Erbe, welches Graf Adolf ingenommen hatte, wiederumb insetzen möchte, machte sich derwegen auf mit einem ansehnlichen Kriegsheer, kame auf die Lehnne, bauete daselbst auf einem hohen Berg ein Schloß oder starke Festung, welches er nach seinem Namen und Schlosse Limburg nennete. Er hatte daselbst so mennigen Kriegsmann, als Steine und Balken am Hause seyn und das Schloß sollte allezeit seyn und bleiben den Grafen von dem Berge zu sicherer Zuflucht ab und an zu ziehen und offen zu stehen.“

Nun wurde Theodorich der Ahn eines Grafengeschlechtes von Neu-Limburg, das 1459 mit dem Grafen Wilhelm erlosch, dessen Erbtochter Amöna die Besitzung an ihren Gemahl Graf Gumprecht von Neuenahr brachte, bei dessen Stamme sie bis 1573 blieb, wo eine Erbtochter Magdalene von Neuenahr, mit Graf Arnold von Tecklenburg vermählt, Limburg diesem letztern Hause zubrachte, dessen Enkel aus der Rhedaschen Linie seitdem im Besitz geblieben und jetzige Standesherren der Grafschaft sind; das Schloß dient ihnen zum neidenswerten Sommeraufenthalt.

Ein höchst romantischer Weg führt von Hohenlimburg an der Höhe, die einst die Feste Raffenberg trug, an den Felsen der Hünenpforte und des nahen Weißensteins her nach Hagen. Auf dem Raffenberge, erzählt die Sage, hauste einst ein arger Raubritter, Graf Humbert, der seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen ließ, um seine zahlreichen Feinde zu täuschen. Von einem Heere derselben belagert, trotzte er auf die Stärke seiner Burg und die Menge seiner Vorräte; da sagte ein altes Mütterchen den Belagerern: Nehmt einen Esel, so man drei Tage hat dürsten lassen,

und führt ihn an den Berg; wo er stehen bleiben und mit den Füßen scharren wird, liegt der Brunnen, aus dem Röhren das Wasser in die Burg leiten. Der Alten Wort bewährte sich und der Burgherr ward aufs Trockne gesetzt; da ließ er durch einen Herold sagen, er wolle sich ergeben, wenn man sein Gemahl frei abziehen lasse mit dem, was sie in dreien Malen aus dem Schlosse tragen könne. Dies ward ihm gewährt, und sieh, die Gräfin, ein starkes Weib, kam zum erstenmale mit dem Gemahl auf den Schultern, zum andernmale mit dem Sohne, der eben so arg wie der Vater, und zum drittenmale mit einer solchen Last von Gold und Geschmeide, daß sie am Fuße des Berges angekommen elendiglich zusammenstürzte. — Ein andrer Weg zieht am rechten Ufer der Lenne durch Elsey nach Hohensyburg. Wir schreiten über die Lennebrücke, der gegenüber auf der Berghöhe einst das Schloß Eickel stand und jetzt das Denkmal Möllers, dann links ab dem einst hochadligen freiweltlichen Damenstift Elsey zu. Über das Pfarrhaus zu Elsey breitet die Erinnerung an die beiden Möller eine idyllische Poesie, die vergessene und doch so rührende Poesie des Landpredigerlebens, die hinter den rebenumsponnenen Fenstern der stillen sommerlichen Studierstube, unter der blühenden Geisblattlaube des trauten Familienmahles, an dem von Heimchen umzirpten Herde der blankgescheuerten Küche wohnt, wie es die Dichter unserer empfindsamen Litteraturperiode so sinnig geschildert haben. Man denkt dabei an Vossens Luise; wer Johann Friedrich Möller kannte, denkt bei seinem Namen an eine reale Gestalt, an Justus Möser. In derselben Zeit wurzelnd, aus gleicher Denkrichtung „patriotische Phantasieen“ nährend, müssen beide zusammen genannt werden, wenn Westfalen die Männer aufzählt, auf welche es stolz ist. Möllers Geist beweisen die Kinder seines Geistes, seine Schriften; sein nachhaltiges Wirken seine andern Kinder, die guten freundlichen Leute von Elsey. In der Pfarrkirche von Elsey erinnert an ihn ein Chorfenster, welches Kaiser Wilhelm I. im Andenken an die Verdienste des Pfarrers geschenkt hat. Als Beispiel von der Sprachweise und dem Geiste dieses edlen Pfarrers von Elsey folgen hier zwei Abschnitte aus einem Flugblatt: Die westfälische Mark.

„Die milde Natur hat die westfälische Mark mit den notwendigsten und besten ihrer Segnungen begabt. Rein ist die Luft, die wir atmen. Keine Sümpfe vergiften sie. Rein ist das Wasser, das wir trinken. Rauh, hoch und kalt sind Süderlands Gebirge, doch holzbewachsen und nützlich. Wir haben keine öden Sandwüsten. Des Helwegs meilenlange, flache Korngefilde, deren Fruchtbarkeit an Magdeburgs Ebenen reicht, ernähren mit ihrer Fülle des Süderlands Gebirgsbewohner und einen Teil benachbarter Provinzen. Oben gehet der Pflug, unter ihm fördert der Bergmann die Steinkohlen. Eine Quelle des Glücks, uns und den Ländern umher mehr wert,

als westlichen Reichen ihre, jeden Keim des Fleißes vergiftende Gold- und Silbergruben. Die Haine des Ardeys, die Wälder am Ruhrstrom, mit ihren Eichen und Buchen, sie bauen unsere Wohnung, unsere Schächte, unsere Werkstätten, sie brennen auf unsern Herden, sie schmelzen unsere Metalle, wir geben von unserm Überflusse noch an fremde Länder ab. In unsern Bergen gehet nur einzeln das Wild, es wird nicht geheget. Unsere Könige hassen Fürstenlust, welche die Unterthanen verfluchen. Im schönen Ruhrthale, an der Lippe und auf unsern andern Triften weiden einige tausend Rinder. Sie werden zum Teil aus Dänemark und Norddeutschland im ersten Frühlinge hergebracht und im späten Herbst den volkreichen Gegenden jenseits des Rheines verkauft. Ein alter sicherer Handelszweig unseres Volkes." –

„Die Ruhr — schnell fließt ihr grüner Strom in manchen Krümmen dem Rheine zu. Vater Friedrich der Einzige machte sie uns unterwärts schiffbar. Ein bleibend Denkmal seiner im Alter noch uns zugewandten Liebe! Die Ruhr — rauschend und klar stürzt in sie die Lenne, welche in Süderlands Thälern zwischen hohen Bergrücken sich durchpreßt. Wo die Flüsse sich einigen, liegt auf jähen Klippen die alte Siegburg, der Vorzeit berühmte Trümmer, durchwachsen von jungen Buchen. Weit beherrscht die Aussicht von dort aus die schöne Naturgegend umher. Hier wohnte vor einem Jahrtausend Wittekind, der Deutschen König, des alten Welfenstammes Ahnherr. Noch mehrere Trümmer des Altertums hat die westfälische Mark. Dauernd stehn sie noch einzeln auf unsern Felsen, in den Gebirgen, in einsamen Thälern; zerstört, unkenntlich, mit Moos bewachsen, liegen die meisten in den Gebüschen. Sie tragen noch den Namen der alten Geschlechter, die sie erbauten. Aber die Geschlechter sind erloschen. Italien und das Morgenland wurden ihr Grab. Viele hundert edle Krieger aus der westfälischen Mark waren im Altertum in den Heeren der Deutschen. Einzelne ihrer Nachkommen leben noch in unserem und in dem Adel im Osten." —

Möller war es auch, der in den Drangsalen des Jahres 1806 die Befürchtungen der Grafschaft Mark, von der Krone Preußens losgerissen zu werden, aussprach und des Königs hochherziges beruhigendes Wort zur Antwort darauf erhielt.

Bevor wir das nahe Ruhrthal wiedergewinnen, folgen wir dem Eisenbahnstrang, der nach Iserlohn führt, um die Dechenhöhle zu sehen, die größte Naturmerkwürdigkeit unseres Landes neben den Externsteinen und den Bruchhauser Riesen. Wir kommen nach Letmathe zurück, wo die schöne Ebbinghaussche Anlage die Stelle der alten Burg Letmathe einnimmt — man kann den Geist der Gegenwart nicht besser versinnbildet sehen als durch diese neuartige, lichte, gastliche, blumenumgebene Schöpfung, die sich auf der Stätte der engen, winkligen, dunklen Ritterburg erhebt.



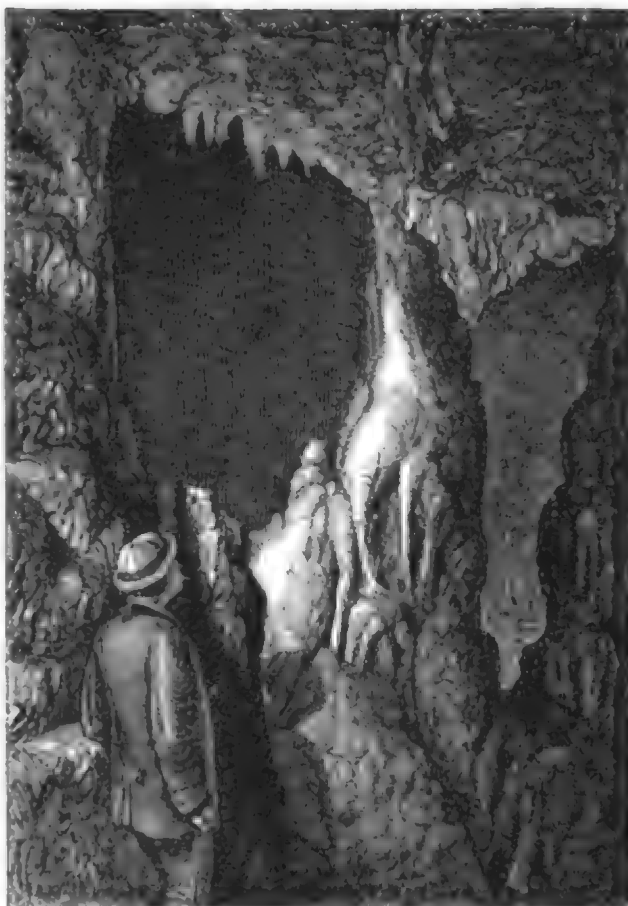
Dechenhöhle I.

Die Höhle öffnet sich eine kurze Strecke hinter dem Orte, in dem schönen, dicht bevölkerten Thal der Grüne; erst 1868 hat bei Gelegenheit der Eisenbahnarbeiten ein Zufall sie entdecken lassen, und kurz nachher lockten die Beschreibungen der ersten Besucher, deren eine wir folgen lassen, von fern und nah die Schauer herbei:

„Wir betraten, ein jeder sein Grubenlicht in der Hand, die weiten Gänge der Höhle, die sich, in einer Länge von nahezu 300 m, durchschnittlich 5 m breit und 3 m hoch, längs der Bahnlinie hinziehen. Gleich der erste Eindruck, der sich unser bemächtigte, war der des Großartigen und Erhabenen: wie klein doch der Mensch und das Erdenleben gegenüber der rastlos fortwirkenden Natur, die hier von niemandem gesehen und gekannt, vielleicht seit Jahrtausenden durch kleine, dem Auge kaum bemerkbare Antropfungen die wunderbarsten Formen schuf. Uns ergriff es wie ein Gefühl der eigenen Schwäche und Nichtigkeit, als seien die weiten Hallen mit schwebenden Schatten der Geister uralter Vergangenheit erfüllt. Weithin tiefe, fast schauerliche Stille, nur unterbrochen durch die hier und da vorsichtiger suchenden Schritte oder die unwillkürlichen Bewunderungsrufe, zumal der Besucherinnen: „Nein, feenhaft, einzig, wunderbar! So etwas hätte man nicht gedacht!"

Der Reichtum der verschiedenartigsten wundersamen Formen und Bilder stellt sich, wie wir in diesen kühlen Steingrotten und Hallen weiter vorschreiten, in der That so überraschend, in solcher Verschwendung dar, daß das Auge, wie verwirrt über die geheime Pracht der Tiefe, unstet von einem schönen Punkte zum andern schweift. Überall Neues und Seltenes in bald mächtig großartigen, bald wunderlieblichen Bildungen. Dort ragen mächtige Stämme empor, ihr Geäst über sich wölbend und zu breitem Dache verzweigend, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Da liegen kannellierte Säulenschäfte zu Boden, da dräut es wie ein ganzer Wald ungeheurer Eiszapfen auf

uns nieder. Da entsenden durchbrochene Kuppeln ihre Kronleuchter oder zierliche Ampeln, daran krauses Gewinde und seltsames Schlinggewächs emporrankt. Hier ist es, an Wänden und Decken, als hätten Genien den Stein mit Stickereien bedeckt, ihn wie einen Teppich gewebt, wie die feinsten Spitzen gehäkelt. Und wie rosig schimmert dort das Licht hinter den durchscheinenden Vorhängen, als müßte sich uns da ein neues, noch schöneres Zaubergemach enthüllen. Wir meinen, die an Zieraten so reiche Baukunst der Mauren zu sehen, wie sie der Wanderer noch heutzutage in den Wundersälen der Alhambra erstaunt betrachtet. Und vielleicht noch mehr wie dort, wiegt es hier, „tief unter der Erd',“ den Geist in poetische Träume und umfängt ihn wie eine Märchenwelt. Als ein besonders schönes Naturschauspiel erschien uns die sogenante „Orgel“ mit ihren übereinander geordneten Reihen Pfeifen, welche, die Täuschung zu vollenden, mit einem Stabe gestrichen, ähnlich einer Schalmei, fast die volle Oktave durchklingen lassen. Gleich anziehend sind: die wirklich massige „Kanzel“, ein die sitzende Figur eines alten Ritters darstellender Block, worin man, nach der Umgebung, leicht einen „alten Barbarossa“ erkennen mag, u. s. w. In einer etwas höher gelegenen Nebengrotte sehen wir das mit klarem rheingrünem Wasser gefüllte „Bassin“.



Dechenhöhle II.

Wie nach und nach die ganze Höhle durch auf hohen Leuchtern aufgestellte Lichter erleuchtet wurde, so erschienen besonders die eben genannten Punkte: Orgel, Kanzel, Bassin &c. durch Magnesiumlicht in blendender Helle und es gewährte einen ganz großartigen Anblick, wie das Licht in fliegenden Strahlen um diese seltsame Welt auf- und niederspielte, noch einige phantastische Wiederscheine warf, und nun wieder alles in jähe Nacht versank.

Ein sehr hübscher Anblick war es auch, wie ein Teil der Gesellschaft, im irren Schein der Lichter, die aus der höheren, „zweiten Abteilung“ zurückführende

Galerie hinabstieg. Nach anderthalbstündigem Umherwandeln nähern wir uns wieder dem Ausgange, und mit einem letzten Rückblicke den geheimen Mächten der Tiefe Lebewohl sagend, schauen wir freudig des Tages goldenes Licht. Wohl meinen wir da, wie wir die bunt wechselnden Bilder durch die Erinnerung spielen lassen, einen wunderbaren Traum gelebt zu haben, sähen wir nicht noch um uns die Wände vielgestaltig überdeckt und am Boden die roheren Stalaktitenformen, wie Kegel, Muscheln, Bienenkörbe zc., unbeachtet umherliegen — alles reine, greifbare Wirklichkeit. Wir freuen uns, eine neue, unstreitig bedeutsame Sehenswürdigkeit auf roter Erde kennen gelernt zu haben, und voll gerechten Stolzes auf die schöne Heimat fügen wir in unser Denkbuch ein frisches Ehrenblatt fürs „malerische und romantische Westfalen".

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Höhle, zu Ehren des um den Bergbau und die geologische Wissenschaft verdienten, jüngst verstorbenen Berghauptmanns von Dechen die „Dechen-Höhle" genannt, weiter durchforscht und ausführlich beschrieben worden. Eine Gasleitung für 150 Flammen bringt Licht bis in ihre tiefsten Gründe. Als einen der schönsten Punkte darin haben wir noch das Venusbad hervorzuheben, eine reizende Grotte, halb versteckt zwischen schimmernden Säulen und durchscheinenden Spitzenvorhängen, mit krystallhellem rundlichem Wasserbecken, so klar, friedlich und einladend, daß man es nach der Göttin der Schönheit genannt hat, die freilich die Tochter der leuchtenden Meeresflut und des hellen Sonnenlichtes der Oberwelt ist. Jedenfalls ist es ein Punkt, wo die beschreibende Prosa gern einhält, um der Poesie Raum zu geben, wenn sie so wie die nachstehenden Verse von E. Rittershaus es thun, die Verkünderin des Eindrucks wird, den die märchenhafte Welt um uns her macht:

— — — — — — — — — — —

Hell war der Tag. Am grünen Tannenzweig
Hing klarer Tau; noch stand des Waldes Reich
Im bunten Schmuck. An dem Wacholderstämmchen
Tiefblaue Beeren, Vogelkirschen dort,
Und an dem Birkenbusch an Waldesbord
Ein jedes Blatt gleich einem goldnen Flämmchen.

Hell war der Tag, doch was dem Blick er bot,
Was war es? Nur der buntgeschmückte Tod!
Auf dem Paradebett des Sommers Leiche!
Die Lichter her! Dort ist der Höhle Thor,
Schon blitzt es schimmernd aus dem Spalt hervor —
Auf! Frisch gewagt die Fahrt zum Gnomenreiche!

Wir treten ein. Jahrtausende hindurch
War fest verschlossen diese Felsenburg —
Ha, welche Pracht! Schau nach der Decke droben!
Ein Domgewölb' von funkelndem Krystall —
Und dort ein eisgewordner Wasserfall,
Ein Schleier dort, von der Natur gewoben.

Ein Palmenwald, dort eine Orgel gar,
Und hier ein Wasserbecken, silberklar
Darin die Flut und silberklar die Säulen,
Die es umstehn! Und hier von blankem Kalk —
O, schaut nur — eines Bischofs Katafalk!
Und dort — o seht — sind es nicht Riesenkeulen?

So schafft Natur: im hellen Sonnenglanz
Da droben schafft sie bunten Blütenkranz
Und Laub und Frucht, schafft das Vergänglich-Schöne.
Sie ruft die Sänger in den grünen Hain —
Da kommt der Herbst und alles schlummert ein!
Verwelkt die Pracht, verstummt des Liedes Töne!

Dort, wo sie schaffend in die Tiefen steigt,
Dahin kein Strahl des Sonnenballes reicht,
Da weiß sie Ewig-Schönes zu gestalten!
Da baut sie diese mächt'gen Säulen auf,
Krystall der Sockel und Krystall der Knauf,
Da bietet Trotz sie allen Zeitgewalten!

Dort oben auf dem Berg' — wie lang ist's her? —
Da standen dort mit Schild und scharfer Wehr
Die Mannen Wittekinds, zum Thale lugend
Nach Kaiser Karl und seiner Kämpfer Spur —
Und unter ihren Füßen schuf Natur,
Langsam zum Dom die Stalaktiten fugend.

Dann auf dem Hügel heller Hörnerklang!
Auf stolzem Rappen sprengt hinab den Hang
Der Burgherr, ihm zur Seite seine Reiter.
„Mein ist dies alles! Mein durch meine Kraft!" —
Und unter seinen Sohlen wirkt und schafft
Mutter Natur an ihrem Werke weiter.

Held Wittekind, der Ritter — längst verweht
Die letzte Spur, doch herrlich prangend steht,
Was die Natur geschaffen in den Tiefen.
Wir treten ein in ihr Studiergemach;
Wir zieh'n hervor, die unterm Säulendach
In Nacht und Dunkel manch' Jahrtausend schliefen,

Die Zeugen alter Zeit! Es rufet dreist
Ein Sonntagskind — es heißt der Menschengeist:
„Empor! Empor! Ihr sollt mir Rede stehen!
Erzählen sollt ihr mir von dem, was war!
Genug geträumt! Mit Augen, hell und klar
Will ich, Natur, jetzt in dein Lehrbuch sehen!“

Stein und Gebein — und doch ein reicher Schatz!
Das Reich der Vorzeit — aus den Trümmern hat's
Neu aufgebaut der Geist der Welt von heute!
Wir sehn's: Aus Moorgrund sprossen Farn und Schwamm;
Schwerhufig stampft des Mammuts Fuß den Schlamm;
Bär und Hyäne jagen nach der Beute.

Die Lichter flirrten. — Nun zurück zum Pfad. . . .

Das nahe Iserlohn bietet eines der freundlichsten Städtebilder, wenn wir die Höhe des Akenbrock (den Schützenhof) ersteigen und die hochliegende Stadt (sie liegt 250 m über der Meeresfläche) auf ihrer Bergfläche am Fuße des Frönnenbergs überschauen. Auf einem erhöhten Kalkfelsen ruhend zeigt sich ein Teil mit malerisch zerstreuten Gebäudegruppen, mit seinen Dächern von roten oder schwarzen Ziegeln und Schiefern wie eine Hoch- oder Oberstadt, und den dichten Kern des Orts umgeben zahllose Einzelhäuser in einer grünen Gartenwelt, die sich mit ihren hübschen Baumgruppen und Gartenhäusern und kleinen Landhäusern und Parkanlagen weithin nach Norden, nach dem sogenannten Tirol hin ausdehnt. Das ganze anziehende Bild, dessen Mittelpunkt drei stattliche Türme bezeichnen, ist von den schöngezeichneten Linien der nahen Bergzüge umgeben. Namentlich ziehen im Süden die letzten hohen Ausläufer der süderländischen Ketten das Auge an.

Iserlohn, wie schon der Name sagt, ist ein alter Mittelpunkt westfälischer Eisenarbeiten, und wenn es in alter Zeit auch nie sehr volkreich gewesen scheint und nach dem dreißigjährigen Kriege nicht 1200 Einwohner zählte, so hat doch eben dieses Gewerbe durch seinen heutigen Aufschwung seine Einwohnerzahl auf über 20000 Seelen gesteigert und es vor vielen unsrer Städte wohlhabend gemacht. Entstanden auf dem Grund und Boden eines Sitzes der Herren von Loen (später Burgmänner von Rüthen; Loh ist Wald und Iserlohn Eisenwald) hat es anfangs diesen Grundherren gehört, und als ihren Wohnsitz bezeichnet die Überlieferung den Ort vor der Stadt, der noch jetzt die Burg heißt. Den letzten dieser Herren zu Iserlohn überfiel Graf Friedrich von Isenburg, nahm ihn gefangen und sperrte ihn in den in neuerer Zeit abgetragenen sogenannten „runden Turm“ neben der Kirche, den er ihm eigens zum Gefängnis bauen ließ — ein; darin ist der arme Grundherr nach fünf Jahren Todes



Schloß Schnellenberg.

verblichen, ohne den Trost, zu ahnen, wie gründlich er an seinem Verfolger, der bekanntlich auf dem Rade endete, gerächt werden sollte. Iserlohn aber ist seitdem mit der Mark vereinigt geblieben; sie hatten eine feste Faust, diese märkischen Grafen, die nicht leicht wieder sich entschlüpfen ließ, was sie einmal erfaßt. In der Mitte des 13. Jahrhunderts verlieh Graf Engelbert I. Iserlohn die Stadtrechte. Die Soester Fehde, von der wir erzählt haben, gab seinem Aufblühen einen harten Stoß. Es hatte der Junker von Cleve des Bischofs von Köln Bundesgenossen, die Dortmunder, geschädigt und geschlagen; der Erzbischof rächte sich dadurch, daß er des Junkers von Cleve und der Mark Stadt Iserlohn verbrannte und verwüstete — nach der einfachen und doch so eigentümlichen Folgerung jener viel gepriesenen Zeit und ihrem Rechtssatz vom geschlagenen Juden. Im Jahre 1616 war Iserlohn durch Brand und Pest so verödet, daß die wenigen übrig gebliebenen Frauen ihre Spinnrocken auf den Markt trugen, um sich da eines geselligen Zusammenseins bei der Arbeit zu erfreuen und die einzigen sieben Junggesellen sieben Linden pflanzten, von denen noch eine zu sehen sein soll. Die Reformation führte 1526 der Prediger Joh. Varnhagen aus jenem Geschlechte der Varnhagen und der Schnidewindt von Ense (bei Werl) ein, welchem der berühmte Biograph Blüchers, Bülows und unseres Theodor von Neuhof angehört. Es haben die Varnhagen seitdem eine Reihe Iserlohnische Pfarrherrn geliefert. — Eine Scene, welche uns alle Greuel des 30jährigen Krieges vor Augen bringt, erzählt die Iserlohner Chronik: Es hatte der kaiserliche General von Bönninghausen sich vor der Stadt gelagert. Der Bürgermeister der Stadt, Duisburg genannt, hatte dem kaiserlichen Heerführer, der in Iserlohn aufgewachsen und erzogen war, einst als Knaben wegen kindischen Fürwitzes eine Zurechtweisung erteilt. Als er jetzt mit diesem wegen der Übergabe unterhandelte, entstand Aufruhr in der Stadt und die Bürger schossen auf die Kaiserlichen. Im jähen Zorn griff nun der General, der seinen alten Groll nicht vergessen, zu einer Hellebarde und erschlug damit den Bürgermeister. Die Leiche ließ er aufknüpfen, die drei Töchter des Erschlagenen aber wurden herbeigeschleppt und gezwungen, dreimal um die Leiche zu tanzen. Dann sollten sie im Zelte des Generals mit ihm auf das Wohl des Vaters trinken; hier aber ergriff die älteste, ein Mädchen von 21 Jahren, das abgeschnallte Schwert des Wüterichs und führte damit einen Hieb nach ihm, der nur leicht seine rechte Schulter verwundete. Sie wurde dafür unter dem Baume, der ihres unglücklichen Vaters Körper trug, lebendig verbrannt; die andern Töchter wurden mißhandelt, halb nackt nach Hause gejagt und die Stadt der Plünderung preisgegeben. Man zeigt als Stelle des Geschehenen noch auf dem „Jungfernbläck“ eine alte Buche, unter der weder Kraut noch Gras wächst. —

Iserlohn hatte einst zahlreiche Burgmannshöfe, der Familien von Letmathe, Ohle, Wulf von Lüdinghausen, Varnhagen von Ense, zur Megede, u. s. w.: sie sind sämtlich vom Erdboden verschwunden wie die alten Mauertürme auch. Die einzigen alten Bauwerke der Stadt sind die Kirchspiels- und die Stadtkirche. Die Kirchspielskirche ist seltsamer Weise fünfeckig in ihrem Grundriß angelegt, und daher entstand vielleicht mehrerer altertumssüchtiger Geschichtsschreiber Ansicht, sie sei ein alter Heidentempel gewesen, wie auch klärlich ein in der Höhe des Glockenstuhls in den Turm eingemauerter Hundekopf mit Sonne, Mond und Sternen umher darthue. Ein andrer eingemauerter Kopf stelle Wittekind dar.

Es ist möglich, daß die Stiftung der Kirche in die Zeiten Wittekinds hinaufreicht; das Gebäude aber ist schwerlich älter als das 13. Jahrhundert und weit unansehnlicher als die Stadtkirche, die, erhöht auf einem Felsen liegend, mit ihren Doppeltürmen ein bedeutend stattlicherer Bau ist. Sie wird zuerst 1330 als „Capella unserer lewen frouven ope dem hilligen berge" genannt, und ist mit einem Anbau von 1431 später zur Stadtkirche erwachsen. Ein geharnischtes Standbild an der Nordecke des Chores und des Hauptschiffes hält man für das Engelberts III.; bemerkenswert ist, daß der Schild dieses Standbildes, von dem man weiß, daß es 1710 „von Neuem illuminiret worden", die deutschen Farben rot-schwarz-gold zeigt.* Als ein bedeutendes Kunstwerk ist ein Flügelaltar mit schönen Schnitzarbeiten zu erwähnen. — Dringend zu raten wäre die Freistellung der Kirche nach Süden hin.

Wie das nahe Fröndenberg die Geburtsstätte des großen Juristen Gothofredus Antonius, ist Iserlohn Geburtsort des berühmten Staatsrechtslehrers Joh. Stephan Pütter, der 1725, sowie des Pfarrers Joh. Dietrich von Steinen, des Verfassers der Westfälischen Geschichte, der einige Jahre früher hier geboren wurde.

In der Geschichte der gewerblichen Entwicklung Iserlohns spielt als ältestes Gewerbe das der Panzerschmiede die hervorragendste Rolle, wenn auch heute nur noch die Panzerglocke im Turme der Stadtkirche an sie erinnert. Schon im 13. Jahrhundert war die Panzerarbeit durch eine Zunftverfassung geregelt, die aus Draht verfertigten Sachen werden deshalb auch heute noch Panzerwaren genannt; dann kam die Osemundfrischerei, die oben erwähnte besondere Schmiedeart des Eisens aus Schweden über Lübeck nach Iserlohn; es folgt seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Ziehung des feinen Drahtes, des sog. Kratzendrahtes, zuerst von Hermann Schmöle 1615 nach

* Eine andere Abbildung Engelberts III., ein Reiterstandbild, befindet sich in dem Dorfe Valbert bei Olpe. Sie war früher in der uralten, vor 1072 schon vorhandenen und 1870 abgebrochenen Kirche aufgestellt; der hohle Bauch des Pferdes diente als kleines Archiv, das die wichtigeren Urkunden enthielt. —

Iserlohn gebracht, der dann sich bald der Märkte in Holland und den Nordseehäfen, dann derer in Spanien und Portugal bemächtigte. Schnallen, Nadeln und Bronzewarenfabrikation kam bald hinzu, und daneben entwickelte sich der Bergbau, namentlich auf Galmei, der schon in den ältesten Zeiten betrieben, doch erst 1749 zur Gründung einer Messinggewerkschaft führte, endlich die Weberei von Sammet, Seide und Bändern. Übrigens verteilt sich die gewerbliche Thätigkeit auf den ganzen Kreis; sie gipfelt in der Witteschen Näh- und Stricknadelfabrik, die wöchentlich 10 Millionen Stück Nähnadeln, 400 000 Stück Fischangeln und 1000 Groß Stricknadeln verfertigt. Als eines der Hauptförderer der Iserlohner und westfälischer Industrie überhaupt ist der Name eines ursprünglich blutarmen, weder des Schreibens noch Lesens kundigen Arbeiters, C. D. Piepenstock zu nennen, der sich durch Fleiß, Betriebsamkeit und Sparsamkeit vom Hausierer mit selbstgemachten Haarnadeln, die er in Holland absetzte, zum großen Gewerbe-Baron, zum Gründer höchst bedeutender Werke aufschwang, während sein Sohn Hermann 1839 eines der größten unsrer Eisenwerke, die berühmte Hermannshütte bei Hörde ins Leben rief. —

Wir nehmen von Iserlohn Abschied, indem wir zum Schluß seines Sagenreichtums erwähnen. Nach einer dieser Sagen hatte König Wittekind neben dem Sitze auf Hohensyburg noch eine Burg zu Iserlohn; auf derselben weissagte ein heidnisches Orakel, zu dem man aus weiter Gegend sich um seine Sprüche wandte. Die Burg stand östlich von der Stadt an einem Platze, der noch heute die Königsburg genannt wird; es führte von da nach Syburg ein besonderer Weg, der Königsweg, und noch immer sprengt zu gewissen Zeiten der alte Heidenherzog mit feurigen Rossen über jenen Weg nach Syburg und gen Soest. Zuweilen aber begegnen sich zwei Geisterwagen im Norden der Stadt; der von Soest kommende setzt dann seinen Weg fort, der von Hohensyburg verschwindet in dem Berge, welcher „die Säuler" heißt.

Wenden wir uns jetzt zur Ruhr zurück und nehmen wir die Verfolgung ihrer Ufer bei Villigst wieder auf — das weiter aufwärts liegende Ardey, neben dem auf einem bewaldeten Bergvorsprung sich schwache Spuren der Burg des längst erloschenen Dynastengeschlechts von Ardey befinden, hat nicht genug, um so weit hinauf zu locken. Villigst, früher Vilgeste, erhebt sich in anziehender Lage am linken Ufer — es hatte einst einen berühmten Freistuhl und ein altes Burghaus derer von Sobbe, denen darin jetzt eine erloschene Bastardlinie des Hauses von der Mark folgte. Jetzt besitzt das schöne Gut die Familie von Elverfeld. Bedeutsamer ist das Städtchen Schwerte, Hermann Fley's, genannt Stangefol, des Verfassers der annales circuli Westphalici (gest. 1655) Geburtsort. Die Stadtkirche besitzt einen höchst sehenswerten Hochaltar mit einem Schnitzwerk, das neben dem der Petrikirche zu Dortmund



Vinckedenkmal.

das westfälische Männer hier einem um das Vaterland hochverdienten Beamten, dem verstorbenen Oberpräsidenten unsrer Provinz, Freiherrn Ludwig Vincke errichtet hatten. In Gestalt eines gotischen Turmes mit einer Gedenktafel ist es dicht neben den Ruinen der alten Burg erbaut und bietet von seiner Plattform herab eine schöne umfassende Aussicht, in deren Kreis auch das Rittergut Haus Busch fällt, — das Gut, wo der letzte Sproß einer Linie des alten Ministerialengeschlechtes von Syburg, das so lange die alte Burg da oben hütete, endete und sein neueres Stammerbe seinem Schwiegersohne, dem durch das Denkmal Gefeierten, hinterließ.

Es folgt Herdecke mit dem Kaisberge und der Ruhrbrücke — unglücklichen Angedenkens durch den verhängnisvollen Einsturz im Jahre 1824. Der Kaisberg trägt seit 1869 das Stein-Denkmal, einen 28 m hohen Turm, der durch die Bemühungen Harkorts und anderer edler Männer, errichtet wurde. Der Turm gewährt vielleicht die prachtvollste Aussicht am ganzen Ruhrstrom. Er erhebt sich angesichts der altberühmten Burg zu Wetter, in deren Mauern Stein vier Jahre lang als Vorstand des märkischen Bergwesens (von 1784—1788) wohnte, und ist das erste Denkmal, welches auf deutscher Erde dem wahrhaft ritterlichen Manne errichtet ward. Das gereicht der Grafschaft Mark und den wackeren Männern, die an der Spitze des Unternehmens standen, zur Ehre!

Herdecke selbst, ein ziemlich düster aussehender Ort, besitzt ein altes hochliegendes Stift, zu dem man mit Treppen aus der Stadt hinaufsteigt. Hat man die Höhe erreicht, so sieht man zunächst vor sich die alte Stiftskirche, rechts davon die reformierte und mehr rückwärts die katholische Kirche. Umher gruppieren sich die Abtei, die Kurien der Stiftsdamen und andere Gebäude. Die Stiftskirche, mit einem elenden hölzernen Dachreiter versehen, sieht öde und verfallen aus, auch zeigt sich das Innere sehr verwüstet. Von dem ältesten Bau aus der karolingischen Zeit finden sich keine Reste mehr; die jetzige Kirche bildet eine gewöhnliche Pfeiler-Basilika ohne Kreuzschiff, etwa aus dem Jahre 1200. Die Sage läßt an der Stelle des Stifts eine heilige Eiche der Hertha sich erheben und „Herthas Eiche" soll „Herdecke" sein. Leider hat nur J. Grimm gezeigt, daß es keine Hertha, nur eine Nerthus gab. Richtiger mag sein, daß die Stifterin des Klosters Frederuna hieß, auch, daß sie eine Verwandte Karls des Großen war. Eine andere fromme Frau, Alswet, beteiligte sich an dem Werke durch Schenkungen und beide Namen deuten auf alte, wie es scheint, karolingische Zeiten hin. In den frühesten Tagen des Mittelalters wird, wie andere Klosterstiftungen, auch die zu Herdecke ihren wohlthätigen Einfluß zur Verbreitung christlicher Gesittung, Bildung und Menschlichkeit ausgeübt haben. In der späteren Zeit aber wurde auch hier aus Frederunens Kloster eine Versorgungsanstalt für die Töchter des benachbarten Adels. Die Fräulein kamen aus den Burgen der wilden Fehde- und Raubritter ins Kloster und blieben mit der Heimat in steter Verbindung. Wie toll es zuweilen herging, zeigt ein von Kindlinger (Geschichte von Volmestein S. 352) aus einer Heessenschen Rechnung vom Jahre 1281 mitgeteilter Ausgabeposten: III. Fl. dede ich (der Rentmeister) mynen heren (dem verschwenderischen Diedrich von Volmestein IV.) do he red . . . mit Lob. van Varsen und Joh. van Summeren to Horde . . . und reden vort den avend to Heyrdecke in dat Closter. Dar vunden se Nevelinghe van dem Hardenberge und Bernd Ovelaker, und Ostinge und Herman van dem Vorste; und bleven drey Nacht to Heyrdecke, und danßeden und tereden in dem Clostere. — Solche Besuche der lustigen Vettern mußten allerdings einen üblen Einfluß auf die guten Stiftsfrauen ausüben! — Die Reformation spaltete das Stift in eine lutherische, eine reformierte und eine katholische Abteilung. Die drei Konfessionen bestanden, mit getrenntem Gottesdienste, aber noch immer zu einem Kapitel vereinigt, bis zur Aufhebung des Stiftes und bis zur Union von 1826. Die drei Kirchen stehen noch da als ein Denkmal der Religionstrennung und eines Religionsfriedens, wie wir ihn heute kaum noch kennen. — Die lieblichste Rundsicht über das Ruhrthal wird uns hier gewährt von dem Bahnhofe der rheinischen Bahn. Diese Bahn, seit 1879 eröffnet, bietet auf der kurzen Strecke Hörde-Hagen eine Reihe der



Schloß Nordkirchen.

schönsten landschaftlichen Reize. Zwischen Hörde und Herdecke wird die mächtige Höhe der Haar, hier das Ardey genannt, in scharfen Einschnitten und langem Tunnel (947 m.) durchfahren, und ein stattlicher Viadukt führt uns über das Ruhrthal in scharfer Krümmung um den Kaisberg in das Volmethal nach Hagen zu. Kaum eine Eisenbahnstation mag soviel landschaftliche Schönheit bieten, als diese zu Herdecke, und die Verwaltung der Eisenbahn hat dazu alles aufgeboten, um durch ihre Bauten und Anlagen den Eindruck zu erhöhen. Daher versäume es kein Besucher dieser schönen Thäler, in Herdecke auszusteigen und dann in lustvoller Wanderung die weiteren Schönheiten der Ruhrgegend bei Wetter und Volmarstein zu genießen.

Die Ruhr strömt in silbernen Windungen, rechts die Höhen des Ardeygebirges bespülend, und schlägt jetzt ihren Bogen um die Freiheit Wetter, die von dem alten Schloß überragt wird, das, einst eine Burg der Grafen von der Mark, in späterer Zeit ein Amtshaus, heute eine Eisengießerei des 1880 gestorbenen Volksmannes Harkort in sich aufgenommen hat. Ihm zu Ehren ist auf dem „alten Stamm“ ein hochragendes Denkmal errichtet. Unmittelbar darauf, Wetter gegenüber und am linken Ufer, folgt das schöne Volmarstein.

Die Burg Volmarstein, in wenigen Trümmern erhalten, steht auf einem Felsen an der Ruhr, da wo ein älteres Bette der Volme gemündet haben muß. Sitz des alten, vielleicht schon altsächsischen Geschlechts der Edlen von Volmarstein, ward es zuerst, wie oben gesagt, 1287, dann, neu erbaut, im Jahre 1324 abermals zerstört. Diese Zerstörung steht im Zusammenhang mit jener Reihe großer Kämpfe infolge der zweispältigen Kaiserwahl von Friedrich dem Schönen von Österreich und Ludwig dem Bayer, die seit 1314 in Deutschland tobten und auch hier im nordwestlichen Deutschland ihren Nachhall fanden. Der Graf von der Mark Engelbert II., sonst fast immer mit Heinrich von Virneburg, dem Erzbischofe von Köln, verfeindet, hatte doch mit diesem zusammen zu Friedrich dem Schönen gehalten, der ihm die Schutzherrschaft über Dortmund zugesagt. Als aber der Bayer in der Schlacht bei Ampfing mit Hülfe des tapferen Schweppermann gesiegt, da wandte sich Graf Engelbert auf die Seite des Stärkeren und half dem Kaiser, den Erzbischof Heinrich, der sich in seiner festen Stadt Soest verschanzt hatte, für seine Anhänglichkeit an den Habsburger strafen. So begann er die Fehde gegen des Bischofs treue Vasallen, die Dynasten von Volmarstein. Im Sommer des Jahres 1324 erschien er mit großer Heeresmacht vor Volmarstein und umschloß es mit seinen Scharen, zu denen als Helfer König Johann von Böhmen, die Grafen von Hennegau, Holland und Berg stießen. Trotz dieser Macht hielt der junge, damals noch minderjährige Burgherr Theodorich III. die Veste zwei Monate lang bis zum 25. Juli. Weder der Erzbischof Heinrich, noch


Steindenkmal.

sein Neffe Ruprecht von Virneburg, der Marschall von Westfalen, die mit Heeresmacht bei Soest und Werl standen, wagten den Entsatz. Am St. Jakobi-Tage zog siegreich der Graf Engelbert in die Burg ein und zerbrach sie. Das ist der kurze Bericht der Zeitgenossen Levold von Northof über das traurige Ende von Volmarstein. Hören wir noch, wie Gert van der Schüren dasselbe nach Northof erzählt: In den Jair duysent CCC ind XXIV up den Maenedag voer unses Hern Himmelfarts Dag bestalde Greve Engelbrecht dat Slott Volmensteyn ind up Sente Jokabs Dag darnae quam hey darinne, und thoebraeck dat. In wulke Belegh de Koning van Bohem unde die Greve van Hennegawen, uit oer selfs Bewegen quamen, ind sy ind oick die Greve van den Berge stonden daer den Greven van der Marke truwelicken by, bis then Ende thoe, ind die Ertzbisschop tho Cölne ind die Greve van Virnenberg lagen disse Tyt lang tho Soist und tho Werle, inde hadden Volmenstein gerne onsatt, hedden sy gekont.

Der lange Widerstand, welchen die Burg der vereinigten Macht eines Königs und mehrerer mächtigen Fürsten leistete, beweist ihre Stärke. Wie die treuen Volmarsteinschen Burgleute und Vasallen sich verteidigt, welche Proben der Tapferkeit sie abgelegt, welche Not sie erduldet und wie sie nach oft getäuschter Hoffnung auf Entsatz endlich überwältigt wurden, das wird uns leider nicht berichtet. Levold von Northof, welcher mit dem Grafen Engelbert in enger Verbindung stand und zwei Jahre nach der Begebenheit mit demselben nach Rom reiste, wußte gewiß manches darüber; aber er ist hier wie in seiner ganzen Chronik trocken kurz, und überläßt es unserer Einbildung, sich die näheren Umstände des verhängnisvollen Entscheidungskampfes nach Belieben auszumalen. Die Familie von Volmarstein aber sah sich der Burg ihrer Väter und ihrer alten Herrschaft für immer beraubt. Die Grafen von der Mark konnten zwar die Eroberung nicht sofort in ihr Eigentum verwandeln, sie

ließen aber dieselbe nicht wieder aus den Händen und wußten später durch Pfandschaften und Kauf sich auch den gehörigen Rechtstitel zu verschaffen.



Harkortdenkmal.

Das Geschlecht der Volmarsteine bestand nach der Zerstörung der Burg noch gegen hundert Jahre. Es war ein besonderes Glück, daß gerade in dem Augenblicke, als alle Stammgüter verloren gingen, sich Theodorich III. eine Zuflucht auf das Erbe seiner Mutter, der Gostie von Rinkerode darbot. Die frühere Geschichte Gostiens bietet ein Beispiel von der Habsucht und Gewaltthätigkeit der Zeit und ihrer verkommenen Ritterschaft. Der letzte Rinkerode, Ritter Gerwin, welcher auf der Burg Haus Borg bei Rinkerode, jetzt Besitz der Freiherrn von Kerkerink (in der Nähe von Münster), wohnte, hatte dort, in Drensteinfurt und der Umgegend sehr ausgedehnte Güter. Gostie war ein einziges Kind und hatte deshalb früh vieler Augen auf sich gezogen. Ein verwegener Ritter, Bernard Bitter, raubte am Montage vor Johanni 1297, wie uns Northof erzählt, die Jungfrau auf dem Wege von Fröndenberg nach Heessen und vermählte sie seinem Bruder Engelbert, obwohl sie noch Kind war. Der Vater, in Verbindung mit dem Grafen Engelbert von der Mark, griff die Räuber an und erzwang die Herausgabe seiner Tochter. Später gab er sie dem Theodorich II. von Volmarstein als Gemahlin. Jetzt nach Zerstörung der Burg kehrte sie als Witwe mit ihren Kindern nach der Burg ihres Vaters zurück. Mit dem Verluste der Herrschaft Volmarstein trat das Geschlecht auch aus dem Range des höheren Adels: die folgenden Volmesteine nennen sich nicht mehr Edelherren (vir nobilis, dominus). Theodorich III. 1324—1350 war nur Knappe und starb, ehe er zur Ritterwürde gelangte. Sein Sohn Theodorich IV. 1350—1396 ist Ritter. Dieser hinterläßt eine Tochter Neise oder Agnes und einen Sohn Johann 1396—1429. Johann starb kinderlos als letzter des Volmarsteinschen Stammes. Agnes aber vermählte sich mit dem Ritter Godert von der Reck zu Heeren. So gelangte das Geschlecht

von der Reck in den Besitz der Rinkerodeschen Güter und dessen, was von den Volmarsteinschen Besitzungen noch geblieben war, der Lehnkammer. Bei v. Steinen ist die noch in späterer Zeit sehr lange Reihe der Reckschen Vasallen zu lesen. Die Nachkommen der Agnes von Volmarstein und des Godert von der Reck leben noch heute als Grafen von der Recke-Volmarstein.

Das Volmethal, das bei Volmarstein mündet, ist reich an Sagen; da ist die Finkinger Lei, eine Felswand mit einer kleinen Höhle, worin einst die Zwerge hausten, treue Hirten und emsige Diener in Küche und Stall für den gegenüberliegenden Finkinghof; einem der Zwerge, der besonders treu sein Vieh gepflegt und gehütet, legte der Hofherr zum Danke einst einen neuen Anzug auf den Pfosten des Hofthores, als jener die Herde hindurchtrieb; da ward der Zwerg traurig, denn er glaubte, man wolle seiner los sein, nahm den Anzug und entfernte sich und mit ihm verschwanden die Zwerge für immer. — Bei Dahl war einst ein Schloß, Bollwerk geheißen, der Dynastenfamilie von Dale gehörend, die hochnotpeinliches Gericht darin hegte mit spanischer Jungfrau und Verließen voll scharfer Messerklingen: darin hat auch der Blaubart gehaust, ein gar gewaltiger Unhold gegen Nachbarn und Untersassen; noch sind die Überbleibsel von Türmen und Mauern sichtbar. Weiter hinauf im Goldberg bei Hagen hat man in alten Zeiten Gold und Silber gegraben, was eine Lehnsurkunde zwischen Erzbischof Adolf von Köln und Arnold von Altena von 1200 erhärtet. In jener Zeit kam eines Tages ein armes unbekanntes Weib mit einem Säugling, einem wunderschönen Knaben nach Hagen, und des Dorfes Vorsteher nahm sie freundlich auf, gewährte ihr eine Hütte und ließ sogar ihren Knaben, den er lieb gewann, mit seiner einzigen Tochter erziehen. Als der Sohn der fremden Frau nun groß und ein schmucker Bergmann geworden und mit ihm seine Liebe zu des Vorstehers Kind gewachsen war, da entschloß er sich endlich, um das Mädchen bei dem Vater zu werben; der aber versetzte, schnöde seine Armut höhnend, daß er seine Tochter nur durch einen kostbaren Schmuck aus Gold und Diamanten gewinnen könne. — Das war eine harte Antwort, denn woher sollte der Sohn der fremden armen Frau einen Goldschmuck bekommen? Hoffnungslos ging er an seine Arbeit und befuhr den Schacht und führte das Fäustel — aber sein Arm wurde kraftlos und sein junges Blut stockte in den düstern Felsenkammern vor Traurigkeit. Eines Morgens, als er aus seiner Hütte schritt und an einem hohlen Baume vorbeikam, sah er einen Glanz daraus hervorleuchten; er schaute näher hin und — war es ein Traum? da lag das kostbare Geschmeide von Golde strotzend, von Diamanten blitzend, in dem hohlen Baume! — Er nimmt es und stürmt damit zum Vater seiner Geliebten — der wundert sich nicht minder, aber hält sein Wort und verlobt ihm

seine Tochter. Nun war ein böser Mensch in Hagen, der Sohn eines reichen Försters; der war des Bräutigams Nebenbuhler gewesen, und als sich das Gerücht von dem Goldschmuck verbreitete, da beteuerte er, das Kleinod sei sein, und brachte zwei Zeugen, die schwuren, daß der Bergmann ihn darum beraubt habe. Das Wahre an der Sache war, daß der junge Förster heimtückisch den Schmuck hatte in den hohlen Baum am Wege gelegt, um seinen Feind verderben zu können. Dieser wurde nun auch verurteilt; er wird auf einen Scheiterhaufen gebunden, der Holzstoß entzündet, und bald hüllt ihn die Lohe und der Qualm ein, aus dem eine weiße Taube aufflattert und zum Himmel emporsteigt, bis sie den Augen entschwindet.

Darauf verhüllen schwarze Donnerwolken die Luft; wutschäumend tritt die Mutter des Gemordeten aus ihrer Hütte hervor, einen Korb voll Mohnsamen auf ihrem Haupte, um das die wildaufgelösten Haare flattern; so schreitet sie durch den niedergießenden Regen eines furchtbaren Gewitters den Goldberg hinan, geht dreimal im Kreise um den Hügel und spricht dabei zu dreien malen einen schrecklichen Fluch aus: verfluchtes Gold, das meinen Sohn gemordet, sei verwünscht in den Abgrund, soviel tausend Jahre, als Mohnkörner auf meinem Kopfe sind! Und bei den letzten Worten stürzt sie den Korb und dann sich selbst in den Schacht hinab: aus dem fahren rote und blaue Flammen empor, die Erde erbebt und Schacht und Stollen stürzen donnernd zusammen. Seitdem ist jede Spur von Gold daraus verschwunden.

Von Volmarstein an weiter hinab zeigt die Ruhr eine Reihe wenig wechselnder, aber heiterster und anziehendster Landschaftsbilder. An Mallinkrodt, dem Stammhaus des alten Geschlechts, das nach ihm sich nannte, an Hove vorbei, strömt sie nach Witten, das hart am rechten Ufer liegt, einst eine Burg und Freiheit derer von Witten, jetzt ein großer, reger Fabrikort mit 24 000 Einwohnern; fast gegenüber zur Linken auf der Höhe das Gut Steinhausen, in Gartenanlagen und Gebüschen, eine reizende neidenswerte Besitzung; das weißglänzende Herrenhaus liegt auf der Stelle einer Burg, die von den Edlen von Witten erbaut und im 15. Jahrhundert von den Dortmundern zerstört worden ist: Anno 1434, heißt es in der Dortmunder Chronik, hadde wy van Dortmundt 12 Leddern-Wagen und voeren dahmit over de Ruhr wol mit 700 Man und 50 Ruiters und Braken Herrmann von Witten dat Steenhueß nedder. — Die Herren von Witten waren reichsunmittelbar und zugleich Vasallen der Grafen von der Mark; erst 1825 zur Stadt erhoben, zählte der Ort nur 1880 Einwohner. Die älteste Straße vom Rhein gen Osten, der Helweg, ging bei Witten über die Ruhr, und den Flußübergang schützte schon sehr frühe jedenfalls eine Befestigung. Der Besitzer der Herrschaft Witten hatte sie zu erhalten und zu schirmen; daraus erklärt sich die Ausstattung mit reichem Besitz und vielen Rechten, deren die auf

dem Hause Berge sitzenden Grundherren, (von Witten, von Stael, von Brempt, von der Recke) genossen. Das Haus Berge, eine stattliche Gebäude-Masse, liegt unterhalb der Stadt Witten auf einem Felsen 50 Fuß über der Ruhr, am rechten Flußufer. Es waren nicht weniger als 20 Rittersitze und noch 6 Mannlehen damit verbunden, deren Insassen wohl ursprünglich unter die Herren von Witten als Mannschaft zum Schutz und Schirm des Ruhrübergangs gestellt worden. Die Bewohner der Herrschaft waren freie Reichsleute und mit vielen Freiheiten begabt. — Sehenswert ist in Witten der unmittelbar an der Ruhr liegende schöne und große Lohmannsche Park, dessen Anlagen sich an den Ruhrbergen hinaufziehen, bis empor zum „Helenenturm“, einem ausgezeichneten Aussichtspunkte. Danach kam Steinhausen an die Familie Staël von Holstein, von dieser an die Freiherrn von Elverfeldt. Hinter Steinhausen erblickt man, versteckt von einer Bergwand, unten am Ufer, fast vom Flusse bespült, die malerischen Trümmer von Hardenstein, einem Rittersitze derer von Hardenberg, von ihnen ebenfalls an die Staël von Holstein übergegangen, die aber bald von dort Steinhausen bezogen. — Über den einstigen rätselhaften Bewohner Hardensteins mag hier folgen, was Gobelin Persona über ihn in seinem Cosmodromium erzählt: zur Zeit Kaisers Wenzeslaus hat sich ein Erdmängen, welches sich König Goldemer nennete, einem gewissen Manne, welcher mit nichts, als weltlichen Händeln beschäftigt war, Namens Neveling Hardenberg*, aus der Grafschaft Mark bürtig, und unweit der Ruhr auf einem Schlosse wohnhaft, vertraulich zugesellet. Besagter Goldemer redete mit ihm und andern Menschen, er spielete sehr lieblich auf Saitenspiel, imgleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein und schlief oft bei Neveling in einem Bette. Als nun viele, sowohl Geist- als Weltliche, ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohl gefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oft schamrot machte. Neveling, welchen er Schwager zu nennen pflegte, warnete er oft für seinen Feinden, und zeigete ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrete er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen und zu sagen: Unerschaffen ist der Vater; Unerschaffen ist der Sohn; Unerschaffen ist der Heilige Geist. Er pflegte zu sagen; die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. Seine Hände, welche mager, und wie ein Frosch und Maus, kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen, keiner aber konte ihn sehen. Nachdem er nun drey Jahr bei Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne jemand zu beleidigen, weggegangen. Dieses habe ich zu der Zeit von vielen gehört, nach 26 Jahren aber von Neveling selber verstanden.

* Neveling von Hardenberg kommt in Urkunden 1396—1419 vor; er war der vorletzte Herr des alten Geschlechts, das auf Hardenstein wohnte.

Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen viele argwohnten, daß sich dieses Erdmängen bei ihm aufgehalten hatte.

Eine andere Nachricht über König Goldemer teilt v. Steinen, der sie bei Reiner von Laer, in dessen Familiengeschichte fand, mit; darin heißt es:

Von dem Hause Hardenstein wird die heydnische Fabel erzählt, daß sich vorzeiten ein Erdmängen aufgehalten; welches sich König Volmar genennet und diejenige Kammer bewohnet hätte, welche von den heydnischen Zeiten an bis auf den heutigen Tag Volmars Kammer heißet. Dieser Volmar mußte jederzeit einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben, da denn auch jederzeit die Speisen, wie auch Haber und Heu verzehret wurden, von Menschen und Pferde aber sahe man nichts als Schatten. Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig seyende, diesen Volmar, wenigstens seine Fußstapfen, zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche streuete, um ihn solchergestalt fallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlet; denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Volmar, brach ihm den Hals und hieb ihn zu Stücken, da er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte. Als der Koch bey seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken und durfte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichter fertig, wurden solche auf Volmars Kammer getragen, da man denn hörete, daß sie unter Freudengeschrei und einer schönen Musik verzehret wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Volmar nicht mehr verspüret, über seiner Kammerthür aber war geschrieben: daß das Haus künftig so unglücklich seyn sollte, als es bishero glücklich gewesen wäre, auch daß die Güter versplittert und nicht ehnder wieder zusammen kommen sollten, bis daß drey Hardenberge von Hardenberg im Leben sein würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtnis verwahret, aber 1651, als die Lotharinger in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden, der Topf aber, der auf der Küche eingemauert ist, ist noch vorhanden. — Steinen fügt diesem hinzu: „Ich habe den Topf, in welchen ohngefähr 4 Maß gingen und welcher von gelbem Metall, aber unten zerbrochen war, selber auf der Abtei zu Fröndenberg gesehen, als ihn die verwitwete Frau von Laer, geborene von Keppel, für etlichen Jahren von Hardenstein weg und mit sich nach Holland nahm.“ Die Abbildung, welche Steinen davon liefert, zeigt jedoch keinen Kochtopf, sondern einen Bierkrug mit Henkel, also jedenfalls ein Gefäß, aus dessen Form sich wenig schließen läßt. Wir müssen überhaupt bemerken, daß Reiner von Laer, der die Geschichte seiner Familie in Quart 1679 im Haag herausgab, allerdings nicht ein zuverlässiger Schriftsteller ist: dies zeigt sich schon durch die von ihm entworfene Ahnentafel, an deren Spitze er höchst ungeniert Minister

König Philipp Augusts von Frankreich, Präsidenten des Gerichtshofs der Provence, Bischöfe von Marseille und andere hohe Personen grauer Urzeiten stellt. Die Familie von Laer war eine Zeitlang im Besitze des Hardensteins und ist später in Holland ausgestorben.

In der Nähe von Hardenstein liegt eine jener Zechen, welche in so großer Menge den Kohlenreichtum des Ardeys und der Ruhrufer ausbeuten und auch ohne Erzadern und Stufen Goldminen für das emsig betriebsame Land sind. Von Witten an wird die Ruhr schiffbar, und trägt auf wimpelflatternden Fahrzeugen den Reichtum ihrer Gestade in vielen Millionen Centnern dem Rhein, dem Westen und Süden Deutschlands und den Niederlanden zu; diese Barken, die Kohlenniederlagen, die Eisenhämmer und andre Anlagen eines großartigen Gewerbes machen von nun an bis zur Mündung bei Ruhrort den Fluß zur Pulsader eines bewegten lauten Lebens. Zunächst in der lieblichen Landschaft von Hardenstein bis Hattingen; man kommt an Herbede vorüber, sieht weiter unten im Thale auf frischen Wiesenflächen die Burg Kemnade, um 1008 von einer Gräfin Imma von Stypel erbaut, dann Sitz derer von Kemnade, rechts das Dörfchen Stiepel mit Gärten, Baumgruppen und Kirchturm, lieblich und malerisch auf dem Hang des Berges gelagert, links endlich die Ruinen von Blankenstein, einen festen hohen Turm und niedre Ringmauertrümmer. Neben den Ruinen, hoch oben auf der Bergfläche liegt der freundliche Flecken Blankenstein; vor ihm auf dem Plane, der von den schmucken Wohnungen bis an den Rand des abschüssigen Berghanges, welchen unmittelbar die Ruhr bespült, sich dehnt, ist mit sinnigem Geschmack eine Gartenanlage geschaffen, welche wie selten eine andre die Natur begünstigte. Es ist der Gethmannsche Garten mit seinen Grotten und Hügeln und schönen Aussichten, fast 80 m hoch über dem rauschenden Strom, der sich unten durch das breite ausgedehnte Thal schlängelt, daß man fast stundenweit hinauf und hinab seinem Laufe folgen kann. Die Berge umher sind reich bewaldet oder bebaut, unten die saftigsten Wiesengründe, im Flusse schäumende Wehren, Schleusen mit Pappelgruppen, tosende Stahlhämmer, eine Eisenbahn für die nahe Karl-Friedrich-Zeche, rechts auf der nahen Höhe die Ruinen von Blankenstein, in der Ferne die Trümmer von Altendorf, des Klyffs, Hattingen und der Isenberg. Das Schloß Blankenstein ward im Jahre 1227 von Ludolf von Boenen, dem schon früher genannten Vasallen der Grafen von der Mark, erbaut. Als Friedrich von Isenbergs That durch Heinrich von Molenark, den Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Engelbert, gerächt war, verlieh dieser, wie wir schon oben erwähnten, des Mörders Land und Leute an Adolf von Altena; für ihn baute aus den Trümmern der geschleiften Burg auf dem Isenberg der Ritter von Boenen den Blankenstein, den wir mehrere Jahrhunderte hindurch



König Philipp Augusts von Frankreich. Präsidenten des Gerichtshofs der Provence





Blankenstein.

von Burggrafen und Drosten, zuweilen auch von den Landesherren selbst bewohnt finden. Im Jahre 1664 wurde die Feste nach dem Willen des neuen Landesherrn, des Kurfürsten von Brandenburg, eingerissen. Unterhalb Blankenstein fließt die Ruhr träger an den Trümmerspuren der Burg Ruendael vorüber, gebaut von den von Hardenberg, 1287 von den Grafen von der Mark zerstört; in dem Thalgrunde umher soll es nicht geheuer und einst Crodo verehrt worden sein; das aus Stein gemeißelte Haupt des Gottes, das hier gefunden ward, wird in Bonn aufbewahrt: im Jahre 1803 wurde eine altgermanische Grabstätte mit vielen Urnen, Gebeinen, Geschirren und Waffenstücken entdeckt, als man eine neue Kohlenniederlage bereitete. Links, dem Ruendael gegenüber, liegt das Haus Bruch; dann folgt die Ruine des Klyffs, Clivs (clivis), im vorigen Jahrhundert erst dem Verfall überlassen, unmittelbar danach das freundliche Städtchen Hattingen, lebhaft, gewerkthätig, nach dem Fluß hinab sich drängend, als wolle es den Ruß seiner Kohlenöfen in den blinkenden Wellen abwaschen. Hattingen wird schon im 10. Jahrhundert als ein Reichshof genannt; Kaiser Heinrich II. schenkte ihn im 11. Jahrhundert der Abtei Deutz; auch die Burg Klyff ging bei dem Abte von Deutz zu Lehen. Sonst ist von Hattingen noch zu berichten, daß es im 30jährigen Kriege gewaltige Feldherren aufzunehmen hatte, 1622 den Spanier Don Gonzalez Fernando de Cordova und 1625 Tilly. Das Thal weitet

sich bei Hattingen, die Berge am rechten Ruhrufer werden flacher und sinken zu Hügeln herab; nur die Höhen des linken behalten steilere Wände; auf einer derselben, unterhalb der Stadt, liegt die Ruine der Isenburg, der einstige Sitz der Altenaischen Nebenlinie, den nebst Nienbrügge an der Lippe der entsetzte Erzbischof Adolf I. von Köln, des Altenaer Grafen Engelbert I. Sohn, am Ende des 12. Jahrhunderts erbauete oder neu befestigte und seinem jüngeren Bruder Arnold gab, der sie auf seinen Sohn Friedrich vererbte. Nach Friedrichs Mordthat belagerten die Kölner Stiftsmannen die Feste im Jahre 1226; Friedrich hatte des Reiches Acht und der Bann auf heimlichen Pfaden nach Rom und in die Irre getrieben und seine für unbezwinglich geltende, wohlbesetzte Burg wurde genommen, verbrannt und die Besatzung gehängt. Über die Beschaffenheit des Baues finde ich folgende Nachricht: das Schloß bestand aus zwei Gebäuden; das erste, die untere Burg, hatte acht Türme mit breiten Steinmauern und Wohnungen für 400 reisige Knechte, Ställe für die Rosse u. s. w. Von dieser Unterburg stieg man über fünfzehn Treppen, durch einen gewaltigen Turm mit Zugbrücke und Fallgatter zur obern Burg, des Schloßherrn Wohnung, die vier Türme deckten, einer an der Vorderseite beschützte; dieser, nach Norden gerichtet, deckte auch den einzigen Zugang, der über die Zugbrücke vor demselben führte; tiefe Gräben umzogen die Ringmauern. Auch in diesem Gebäude fanden über 400 Menschen Raum; aus seinen Hallen sah man über die ganze Ruhrgegend fort. In der Mitte zwischen beiden Häusern lag der Brunnen, wie die Keller tief in den Felsen gehauen; trocknete anhaltende Dürre ihn aus, dann mußte man zum Wasserschöpfen 214 Stufen von der untern Burg zur Ruhr hinab. — Es ist heute jedoch sehr schwer, sich im Geiste diesen alten Prachtbau von einer Fürstenburg des zwölften Jahrhunderts wieder aufzurichten und sich ein Bild des alten Zusammenhangs der Bauteile zu machen. Nur so viel ist klar, daß das Ganze sich auffallend langhin erstreckte, gewaltig in seinen Verhältnissen war und in einem ungeheuren Bergfried gipfelte — die noch umher liegenden Trümmer desselben gleichen zerrissenen Felsblöcken; von den übrigen Steinmassen der verfallenen Isenburg ist die Burg Blankenstein erbaut worden.

An der Stelle der alten Dynastenherrlichkeit winkt dem Wanderer, der den Isenberg ersteigt, jetzt gastlich ein bürgerlicher Wirtshausbau mit Aussichtsturm und Balkon.

Unterhalb Hattingen, rechtsab, auf dem rechten Ufer der Ruhr und dem Wege nach Dahlhausen liegt der Horkenstein; man thut diesem alten Block wohl nicht zu sehr Unrecht, wenn man ihn für einen Opferstein unsrer heidnischen Väter ausgiebt und in den noch erkennbaren Einkerbungen desselben die Rinnen erblickt für den Abfluß des Blutes der Himmel weiß welcher hingeschlachteten Geschöpfe Gottes. Was Hork,

Horken bedeutet, ist bis jetzt noch nicht enträtselt; vielleicht läßt das Wort sich auf den Stamm „horchen" zurückführen.

Wir kommen an Berghügeln, deren Gipfel einst fast sämtlich Burgen, Sitze ausgestorbener Geschlechter trugen, entlang (Bruch, Horst, Altendorf) über die alte Grenzscheide der Grafschaft Mark nach Steele, das einst dem kleinen (2 Quadratmeilen großen) Gebiete der Abtei Essen gehörte. Aus den Tagen der Stiftsherrschaft besitzt es das ansehnliche Schloß, das ums Jahr 1761 Franziska Christina, des heiligen Römischen Reichs Fürstin und vorletzte Äbtissin der kaiserlichen freiweltlichen Stifter Essen und Thorn, geborne Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Bayern, die Muhme Karl Theodors von Pfalz-Bayern, erbauen ließ. Ursprünglich dem Jesuitenorden bestimmt, wurde der Bau, da bei seiner Vollendung der Orden der Gesellschaft Jesu aufgehoben war, den katholischen Waisen des Stifs gewidmet und ist jetzt vielleicht eins der schönsten Waisenhäuser; es enthält Räume für 120 Zöglinge. Die Hülle der edlen Stifterin ruht in der Kirche ihrer Schöpfung, die ihr Testament zur Gesamterbin einsetzte. Das Städtchen Steele ist auf dem Grunde eines alten Oberhofes entstanden, auf welchem schon 938 Kaiser Otto I. eine Reichsversammlung — »universalis populi conventus« — abhielt. Es folgt Rellinghausen, in seiner Nähe die Burg Baldenei, eine zweite in Trümmern liegende Isenburg, wie die obere einst Sitz Friedrichs von Isenburg, wenn ihn seine Schirmvogteirechte in die Nähe von Essen führten, und das Schloß Schellenberg. Auf Baldenei saßen die von Leyte, Schirmherren von Rellinghausen, Erbkämmerer von Essen und Erbmarschälle von Werden; auf Schellenberg aber sitzt eine Linie der Vittinghof, genannt Schell zu Schellenberg, Erbdrosten von Essen.

Schon bei Königssteele haben wir Westfalens Grenze überschritten, aber wir gehen noch weiter nach Westen und verlassen die Ruhr hier, um einen Blick auf das eine Stunde landeinwärts liegende kohlenstaubgeschwärzte Essen zu werfen, die Stadt der hochragenden dampfumwirbelten Essen. Die Stadt gehört jetzt der Rheinprovinz an, jedoch ist sie in ihrer ganzen Geschichte von Anfang an mit Westfalen innigst verwachsen; schon der Name zeigt sächsischen Ursprung. Auch bezüglich der Justizverfassung gehörte und gehört heute noch der Kreis Essen zur Provinz Westfalen, ein Umstand, der uns noch jetzt die innigen Beziehungen des Stiftes und seiner Umgebung zum sächsischen Lande erkennen läßt. Esse oder Asse ist Esche; diesen Namen trug vor tausend Jahren in der ursprünglichern Form Assinde oder Essende, ein Oberhof, dessen Anerbe Alfried sich dem geistlichen Stande widmete und ins Kloster Corvey eintrat, aus dem er um 847 zum Bistume von Hildesheim gelangte. Auf seinem väterlichen Hofe erbaute er ein steinernes Kirchlein, dem hl. Quintinus gewidmet, das vor Jahren abgebrochene

„Quintinchen“ dicht an der heutigen Stiftskirche; und daneben errichtete er ein Frauenkloster nach Sankt Benedikts Regel, dessen erste Vorsteherin seine Schwester Gerswinda wurde. Als 873 der neuerbaute Dom zu Köln geweiht und dabei eine Synode gehalten wurde, las Bischof Alfried der Versammlung dort die Stiftungsurkunde vor, die uns in einer Abschrift aus dem 10. Jahrhundert noch erhalten ist. Und da diese Synode am Tage der Martyrer Cosmas und Damianus gehalten wurde, gab der Bischof diese Heiligen seiner Stiftung zu Patronen. Das ursprüngliche Kloster lag auf der südöstlichen Seite der Stadt in der Nähe des Brunnens, der noch jetzt der Alfredsbrunnen heißt. Nachdem Alfried 877 in Essen gestorben, ward er, wohl auf sein Verlangen, unter dem „krausen Bäumchen“, einer uralten Linde, in der Nähe von Rellinghausen beigesetzt. Dieser uralte Baum ist vor einigen Jahren durch Blitzstrahl zerstört worden. Eine junge Linde wurde an Stelle der alten wieder angepflanzt, welche das dort aufgerichtete Steinkreuz beschattet. Eine schöne Parabel von Krummacher, der 1807–12 in Kettwig lebte, hat das segensvolle Wirken des Alfriedus unter den heidnischen Sachsen verherrlicht. — Als das Stift ungefähr 50 Jahre bestanden und Äbtissin die Schwester König Heinrichs I., des Städtegründers, war, Agina oder Hagena nennt sie eine lateinische Chronik, ließ diese zum Schutz wider die Ungarneinfälle, in denselben Tagen, worin auch Soest sich ummauerte, das um die Klosterstiftung entstandene Dorf Assende oder Essen mit Mauer und Pfahlhecke umgeben; das war der Anfang der Stadt, die also mit Soest die älteste Westfalens ist. Als erste Äbtissinnen werden aufgeführt Gerswinda, Adelwiff, Gerswinda II., Pinnusa, Agina und Ludgardis, beide Töchter Otto des Erlauchten von Sachsen und Schwestern König Heinrichs I., Gerberge, Tochter Heinrichs I., Hadwigis und ferner Adelheid, die Tochter Kaiser Ottos I. und jener italienischen Königstochter Adelheid, die Kaiser Otto sich von seinem romantischen Zuge ins Lombardenland heimgebracht.

In den Tagen, als diese letztgenannte Kaiserstochter zu Essen Alfreds Stift regierte, geschah es, daß in dessen Mauern ein junges Herz sich bergen mußte, um eine Leidenschaft zu vergessen, die den strengen Eltern zu wenig geborgen geblieben war. Die Novize war Mathilde, die Nichte der Äbtissin, Kaiser Ottos II. und der griechischen Prinzessin Theophano Tochter. Theophanos Günstling am Kaiserhofe zu Aachen war der Pfalzgraf Ezzo, der Sieger über den übermütigen Frankenkönig Lothar, ein Mann von glänzenden Eigenschaften im Kriege wie im Frieden. Mathilde liebte Ezzo; er nährte die gleiche Leidenschaft, er hatte sie ihr gestanden, und beide hatten vergessen, daß eine tiefe Kluft sie trenne; damit sie ihrer inne werde und sich eines Besseren besinne, hatte Theophano ihre Tochter der Muhme Äbtissin nach Essen zugesendet. Diese that, was in ihrer Macht stand, sie durch Gebet und

strenge Zucht zu heilen — doch, wie es scheint, so vergebens, daß des armen Kaiser-Kindes Glück um nichts gemindert war, als sich plötzlich in eigentümlicher Weise sein Schicksal wendete. Kaiser Otto III., Mathildens gekrönter Bruder, war ein Freund des Schachspieles und Ezzo war oft sein Partner. Einst waren sie drei Partieen eingegangen, und dabei sollte der Preis für Ezzo, wenn er sie gewinne, die Gewährung jeder Bitte sein, die er vom Kaiser verlange.

„Drei Spiele laß uns spielen, seit Monden spiel ich sie
Und spielte schon mit vielen und traf den Meister nie.
Kannst Du mich dreimal schlagen, gewinnen Spiel um Spiel,
Will ich Dir nichts versagen und wär' es noch so viel.
Das liebste Pfand erdenke, wonach das Herz Dir ringt,
Wie gern ich es Dir schenke, wenn mich Dein Spiel bezwingt!"
Da schlug das Herz dem Grafen: er wußt' ein liebes Pfand —
Gar selten ließ ihn schlafen, daß es so hoch ihm stand.
Herrn Otto saß zu Essen sein Schwesterlein Mathild,
Die konnt er nicht vergessen, noch sie des Jünglings Bild.
Erwerben nimmer mocht' er, als ein geringer Graf,
Die edle Königstochter, das scheucht' ihm so den Schlaf.
Zwar darf er jetzt nicht trauern, denn Hoffnung ist genug;
Der König schiebt zwei Bauern voran im ersten Zug.
Doch nimmt vielleicht die Stunde sein Glück, sein Leben hin;
Da zog er aus dem Grunde hervor die Königin.
Er hätte gern geblutet für sie im Schlachtensturm;
Da raubt er unvermutet dem König seinen Turm.
Für sie dem kühnsten Kaufer sich in den Weg gestellt;
Da nahm er auch den Laufer und rückt' ihm scharf ins Feld.
Für sie im tiefsten Zwinger erlitten Ungemach;
Da schlug er gar den Springer und bot ihm Schach auf Schach" u. s. w.

Und das Glück stand so ihm bei bis ans Ende. Da jubelte sein Herz, in sein Auge traten die Thränen der Freude, und vor allen Rittern des Hofes sprach er es aus, was er verlange. Die Chronik, die uns diese wahre Geschichte erzählt, hat uns die Mienen Ottos und der stolzen im Purpur geborenen Kaiserin-Mutter nicht beschrieben, die sie bei diesem hochfliegenden Verlangen des jungen Mannes gemacht. Wir wissen nur, daß Theophano ihren Sohn bestimmte, an seinem kaiserlichen Worte nicht zu deuteln und zu mäkeln. Der Pfalzgraf aber sprengte mit einem Schildknappen von dannen in das waldesdunkle Land der Westfalen; er kam vor der Klosterpforte an, als die Morgensonne sich erhob und die frommen Jungfrauen aus der Frühmesse heimkehrten. Im Namen des Kaisers verlangte er Einlaß. Er hatte ja einen Brief des Kaisers an die Frau Abbatissa, und während er sein im Spiel

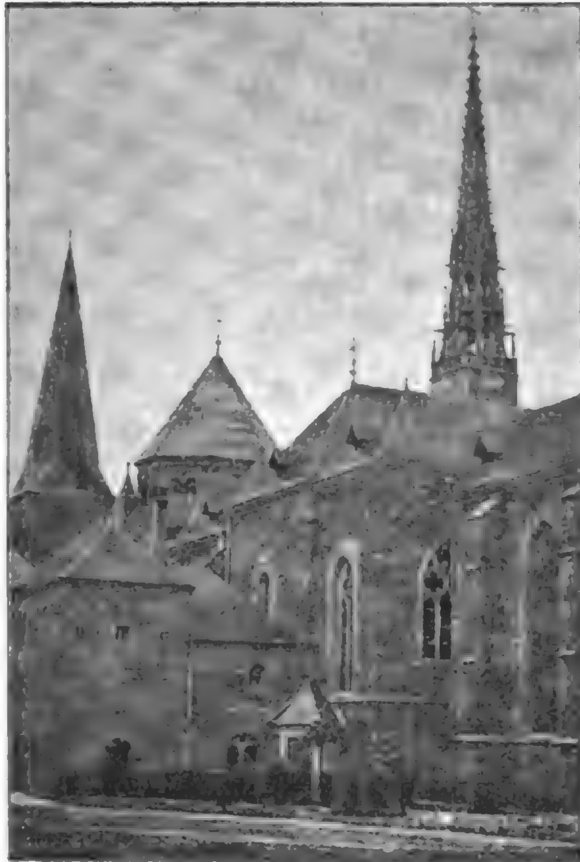
gewonnenes Kaiserkind jubelnd umarmte, mußte die Äbtissin widerstrebend einwilligen, sie als seine Braut mit ihm ziehen zu lassen in die Kaiserpfalz zu Aachen. Beide wurden später die Stifter der berühmten Abtei Brauweiler.

Auf die Äbtissin Adelheid folgte Mechtildis II., Kaiser Ottos I. Tochter, die Stifterin des freiadligen Stifts Rellinghausen, das eine Pröpstin aus dem Mutterstift Essen verwaltete und das ganz nach dessen Regel lebte; sie starb 997. Ihr folgte Sophia, die Tochter Ottos II. und dieser wieder Theophano, Tochter des großen Schachspielers, des Pfalzgrafen Ehrenfried oder Ezzo, dem seine Gattin Mathilde noch den Sohn Herimann, der Erzbischof von Köln, und die Tochter Richenza, welche Königin von Polen wurde, geschenkt hatte. Theophano, nach der griechischen Großmutter genannt, baute die Krypta der Stiftskirche und starb 1054.

Wir sehen also, in diesen ersten Jahrhunderten ist die Abtei Essen eine Art Hauspfründe für die Töchter des sächsischen Kaiserhauses.

Neben dem Zuwachs an reichen Besitzungen der Abtei, besonders am Niederrhein, bilden die Verhältnisse zu den verschiedenen Schirmvögten den Gegenstand, um welchen sich die Geschichte der Stiftung bewegt; dabei tritt ganz besonders als Quälgeist und Dränger der schlimme Friedrich von Isenburg, den wir in Iserlohn kennen lernten, hervor — seine Verhältnisse zu Essen legten den Keim, aus dem sein trauriges Schicksal sich entwickelte. Nach seinem Tode ließ sich die Äbtissin mit der Vogtei selbst belehnen; es war der erste Schritt zur reichsfürstlichen Würde. Mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts vollzog sich zugleich die Umwandlung des eigentlichen Klosters in ein freiweltliches Stift; während Kaiser Heinrich schon 1231 die Äbtissin princeps abbatissa nannte, findet sich in einer päpstlichen Bulle von 1247 der Ausdruck saecularis ecclesia Essendiensis. Die unvermeidlichen Streitigkeiten mit der aufblühenden Stadt erfüllen die Zeit des 14. Jahrhunderts und ziehen sich durch alle folgenden; die Stadt stützte Ansprüche auf die Reichsunmittelbarkeit, die ihr schon Kaiser Karl IV. 1377 zuerkannt hatte, auf vielfache kaiserliche Freiheiten. Dann kamen die durch die Glaubenstrennung erzeugten Reibungen; damals soll eine der Äbtissinnen die neue Lehre angenommen, sich mit dem Bürgermeister verheiratet haben und in der lutherischen Kirche beigesetzt sein. Der Streit, den das Stift um die Landeshoheit mit der Stadt führte, konnte sich jetzt nur noch verschärfen und verbittern. Daraus erklärt sich denn auch wohl, daß die Fürstinnen von Essen — obwohl der Reichtum des Stifts so groß war, daß er für die Aufnahme von 52 Stiftsfräulein und 20 Stiftsherren ausreichte, — doch wenig Freude an der Residenz in der Stadt fanden und nicht für einen ihrer würdigern Wohnsitz dort sorgten. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts hatten sie auch in Borbeck einen Sitz; in seinem

jetzigen — dem Freiherrn von Fürstenberg gehörenden — Schlosse mit dem herrlichen Park wohnte noch die letzte Fürstin-Äbtissin. Das in Essen noch vorhandene Abtei- (jetzt Gerichts-) Gebäude ist 1691 notdürftig ausgebaut und seitdem ist nichts Bedeutendes mehr dafür geschehen. Die letzte Fürstin lebte am Hofe ihres Bruders, des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, und zu Schönbornslust bei Coblenz. Neue Nahrung fand der lange Streit zwischen Stift und Stadt durch das Urteil des Reichskammergerichts von 1670, wodurch der Fürstin die Landeshoheit zuerkannt wurde, während der Bürgerschaft so viele Rechte und Befreiungen, z. B. von der Huldigung und von Steuer und Schatzung, vorbehalten blieben, daß die Stadt von nun an allerdings aus der Reihe der Reichsstädte gestrichen, aber denjenigen Städten zugesellt war, welche man civitates mixtae nannte, Freistädte unter einem Landesherrn. Essen behielt z. B. alle niedere und hohe Justiz, nur blieben der Fürstin das Begnadigungsrecht, die Bestätigung der Todesurteile und deren Vollstreckung durch den fürstlichen Scharfrichter. Dagegen wurde das Richtschwert auf dem Rathause bewahrt; und als Fürstin Kunigunde, die letzte, vierundsechzigste, dieser regierenden Frauen, um 1787 versuchte, ein neues Beil mit ihrem Namenszuge darauf einzuführen, erfolgte lauter Widerspruch von seiten der Stadt.



Die Münsterkirche zu Essen.

Die erwähnte Fürstin Kunigunde, geborene Prinzessin in Polen und Litthauen und Herzogin von Sachsen, starb 1826 zu Wien, nachdem das Hochstift weltlich geworden und am 3. August 1803 in preußische Landeshoheit übergegangen war. Als seit 1806 zu Gunsten Joachim Murats von Napoleon aus den Ländern Cleve und Berg ein Großherzogtum Berg geschaffen worden, hatten die französischen Machthaber wegen alter Rechte, welche Cleve auf die Stifter Essen, Werden und Elten besessen haben sollte, diese letztern zu dem neuen Staate geschlagen, und seitdem ist Essen in der Verwaltung von Westfalen getrennt und dem bergischen Lande zugeteilt geblieben. —

Das Münster zu Essen, eine der für die Kunstgeschichte merkwürdigsten Kirchenanlagen, besteht eigentlich aus zwei Kirchen, der des heil Johannes des Täufers und der Hauptkirche, welche durch einen Zwischenhof mit kleinen Säulenhallen an den Seiten verbunden sind. Das eigentliche Münster, erbaut in den Jahren 1265—1316, ist eine dreischiffige Hallenkirche, die so wie der Chorabschluß gotisch ist, während die Kreuzarme und Krypta romanisch sind — der östliche Teil der Krypta ist zudem von merkwürdiger, höchst altertümlicher Bauart.

Der westliche Anschluß an das Mittelschiff der Kirche, das ursprünglich für die Stiftsdamen bestimmte Chor, zeigt große Ähnlichkeit mit der Anlage des karolingischen Münsters zu Aachen, es trägt im hohen Grade zu dem fremdartigen und phantastischen Eindrucke, den das ganze Bauwerk macht, bei. Im Äußern wird dasselbe durch einen achtseitigen Oberbau überstiegen, der gleichfalls dem Münster zu Aachen nachgebildet und um so eigenartiger ist, weil einige Teile hier in ihrer Ursprünglichkeit erhalten sind, während sie in Aachen im 12. und 13. Jahrhundert verändert und entstellt wurden.

Die Kirche in Essen hat in jüngster Zeit eine gründliche Erneuerung erfahren.

Das Münster besitzt eine „goldene Kammer" mit reichen alten Kirchengeräten von sehr bemerkenswerter Arbeit, darunter eine 14 Pfund schwere Monstranz, einen großen Leuchter vom Jahre 998, den sogenannten Johannisleuchter, eine Schenkung der Äbtissin Mechtilde, der Tochter des Kaisers Otto II., ferner ein „goldenes Evangelienbuch", ein großes Schwert mit einer von Goldplatten überzogenen Scheide und wertvolle kirchliche Gewänder.

Essen selbst ist eine häßliche Stadt, der nur die vor ihren Thoren liegenden Landhäuser reicher Fabrikherren einigen Schmuck geben. Sie ist so schwarz von Kohlenstaub wie London von seinem Nebelqualm. Der Bergbau auf Kohlen, dessen Mittelpunkt Essen ist, wird schon um 1317 erwähnt; von 1663 an läßt sich in den Urkunden des städtischen Archivs seine Entwicklung verfolgen; von der Einführung der Dampfmaschinen an beginnt sein riesenhafter Aufschwung, den schon die Schiffbarmachung der Ruhr wesentlich gefördert hatte, eine Unternehmung, welche, unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege von einem Schullehrer und Berggeschworenen J. G. Möser in Blankenstein angeregt und betrieben, im Jahre 1780 zur Beschiffung der Ruhr mit Kohlennachen bis Hardenstein gelangte und dann mit zäher westfälischer Ausdauer viele Jahre hindurch fortgesetzt, endlich durch die kräftige Teilnahme des Oberpräsidenten v. Vincke vollendet und durchgeführt wurde. Ist aber die Ausbeutung des Kohlenreichtums der Gegend um Essen zu riesenhaftem Aufschwunge gediehen, noch riesenhafter erscheint uns die Ausbeutung der Maschinenkräfte, welche mit dieser



Krupps Werke.

Kohle genährt werden — in dem weltberühmten Industrie-Colosseum, welches an der Westseite von Essen liegt, in der größten aller Fabriken, welche menschliche Betriebsamkeit geschaffen hat — in dieser merkwürdigen Anstalt, wo, wie im Mittelalter sich das Handwerk mit der Kunst, so heute das Gewerbe sich aufs engste mit der Wissenschaft verbindet und verschmilzt. Wir brauchten den Namen des Schöpfers dieser Anstalt nicht zu nennen, die Welt kennt ihn; aber wir wollen ihn nennen, um einmal in diesem Buche, in welchem so viel die Rede gewesen von den alten Kaisern und ihrer oft so melancholischen Herrlichkeit, auch die frohe Herrlichkeit des ersten glorreichen Kaisers des neugegründeten Deutschen Reiches und seines Kanzlers erwähnen zu können und zu sagen: wo man die großen Namen von 1870 und 1871 nennt, da muß man auch den Namen Krupps nennen, des großen deutschen Erfinders, dessen Thatkraft, Ausdauer und Scharfsinn es gelang, jene Waffen von alles zerschmetternder Wirkung zu schaffen, welche die beispiellose Heeresrüstung unsres Volkes so glänzend vervollständigten. Jeder Feldsoldat von 1870 erinnert sich mit freudiger Genugthuung, wie vom ersten Tage ab, an dem man der französischen Artillerie begegnete, das Vertrauen in die Überlegenheit der eigenen Waffe der feindlichen gegenüber wuchs. Dieses Bewußtsein, eine weitaus überlegene Waffe in Händen zu haben, gab unserer Artillerie so recht das Gefühl der Sicherheit und jederzeit ohne Zaudern den Mut

zu dem frischen fröhlichen Draufgehen, welches den Deutschen so manche bange Stunde erspart hat, und von den anderen Waffen, namentlich von der durch das weit überlegene Chassepotgewehr viel und schwerbedrängten Infanterie hundertfach stürmisch bejubelt worden ist. Gar häufig hat so die Artillerie mit dem Kruppschen Geschütz der Infanterie den Siegeslorbeer vorweggepflückt. In diesem Sinne recht eigentlich eine Artillerie-Schlacht und zwar bisher die größte — und hoffentlich die letzte! — unsers Jahrhunderts war die Schlacht von Sedan. Das preußische Generalstabswerk berichtet es mit einfachen Worten, wie die deutsche Artillerie im Höhepunkte der Schlacht das ganze Feld beherrschte und alles in ihrem höllischen Feuerbann zermalmte. Hat doch auch Napoleon III. gewissermaßen entschuldigend erklärt, wie schließlich bei Sedan keine Truppe mehr ins Feuer, keine Batterie mehr zum Abprotzen gebracht werden konnte, ohne sofort unrettbar den deutschen Granaten zum Opfer zu fallen. Gegen diese Artillerie, sagte er, hätte keine Armee der Welt Stand halten können. An dem Tage von Sedan feierte die ultima ratio regum ihren höchsten Triumph mit dem Hinterlader Alfred Krupps.

Alfred Krupp, der die Fabrik gegründet und ihr einen Weltruf geschaffen hat, wurde geboren am 26. April 1812. Schon sein Vater Friedrich Krupp, der in der Nähe von Essen ein kleines, durch Wasser getriebenes Hammerwerk besaß, suchte durch fortgesetzte Versuche ein Verfahren zu entdecken, um Tiegelgußstahl herzustellen. Nach langjährigen Versuchen gründete er 1819 im Mittelpunkte der jetzigen Fabrikanlagen ein kleines Werk, das aber nicht viel Erfolg hatte; beim Tode des Gründers 1826 konnte es nur wenig Leute beschäftigen, da es an Aufträgen fehlte. Unter dem Namen des Vaters führten die Mutter und der heranwachsende Alfred das Werk mit vielen Schwierigkeiten weiter; trotz der mannigfachen Versuche, mit dem englischen Gußstahl in Wettbewerbung zu treten, war der Erfolg bis zum Jahre 1848 nur gering; erst als Alfred unter den größten Anstrengungen auf seinen Reisen in England neue Erfahrungen gesammelt hatte, gelang es im Jahre 1851 auf der Londoner Weltausstellung mit einem Stahlblock von 2000 Kilogramm seiner Fabrik Ruf zu verschaffen, dem dann die große Ausdehnung derselben rasch folgte; die Thätigkeit verdoppelte sich von Jahr zu Jahr. 1848 war der erste Dreipfünder nach Berlin gebracht, 1851 der erste Sechspfünder in London gezeigt, bis zum 14. Juli 1887 aber waren 23000 Geschütze für fast alle Staaten der Erde, sogar für England, angefertigt. Jede andere Bestrebung, gleich tüchtige Feld- und Festungsgeschütze herzustellen, hat Krupp bisher stets aus dem Felde geschlagen. Die deutsche Armee ist nach dem deutsch-französischen Kriege mit dem von Krupp erfundenen Feldgeschütze völlig ausgerüstet, die Küsten und Festungen sind ebenfalls mit seinen gezogenen

Kanonen, die zum Teil große Riesengeschütze sind, versehen. Ein solches Riesengeschütz, dessen Rohr 20 000, die vier aufgezogenen Ringe 30 000 Kilogramm wiegen, erregte 1867 auf der Pariser Weltausstellung berechtigte Verwunderung. Auch für den Gebirgskrieg werden in Essen kleinere Geschütze geschaffen, die von Maultieren auf den Höhen bequem getragen werden. Im Juli 1888 waren auf der Gußstahlfabrik beschäftigt 13 626 Arbeiter, in den Hütten und Bergwerken 7334, also 20 960 Männer mit 52 809 Familienangehörigen, darunter 15 520 schulpflichtigen Kindern, im Ganzen 73 769 Personen. Damit ist die Großartigkeit der Werke hinreichend gezeichnet. Mit warmem Herzen lebte und sorgte Alfred Krupp für alle seine Arbeiter; die Einrichtungen, welche er im Laufe der Zeit für ihr Wohl getroffen hat, sichern ihm nicht nur das dankbare Andenken derselben, sondern haben seinen Namen auch auf dem Gebiete der Humanitätsbestrebungen rühmlichst emporgehoben. Schulen, Verkehrsanstalten, Sterbe-, Kranken- und Unterstützungskassen sind alle nach seinen Plänen entstanden und aufgeblüht. Zwei Stunden von Essen entfernt, auf einem kleinen Hügel bei Bredenei, erhebt sich ein kleines Schloß mit anmutigen Parkanlagen, das seit ungefähr zehn Jahren der Wohnsitz des Eisenkönigs war. Dort war sein Geist bis in die letzten Lebenstage mit Entwürfen und Plänen beschäftigt, seinem Grundsatze getreu: „Der Mensch findet erst dann seine Ruhe, seine Rast, wenn die Seele frei von der leiblichen Last.“ Am 14. Juli 1887 endete hier in Bredenei sein thätiges, an großen Erfolgen reiches Leben. Sein Nachfolger ist sein einziger Sohn Friedrich Krupp, der schon seit mehreren Jahren eifrigst mitarbeitete in der Verwaltung der ausgedehnten Werke. — Noch immer sind diese Verhältnisse in rascher dauernder Fortentwicklung begriffen und so durch ihre Riesenhaftigkeit in unser Gebiet, das romantische, hinübergewachsen; bei solchen Schöpfungen werden auch die hohen Essen mit ihren Hütten- und Hammerwerken poetisch. In einer vortrefflichen Lebensbeschreibung hat Dietrich Baedeker uns genauer das Wirken und Streben dieses Arbeiter- und „Kanonenkönigs“ geschildert, der in seinen glänzendsten Jahren im Verkehr mit den höchsten Herrschern, Generalen und Staatsmännern der schlichte Alfred Krupp geblieben ist, trotz seiner 35 hohen Orden.

Wir werfen, bevor wir das Ruhrthal ganz verlassen, noch einen Blick auf die Nachbar-Abtei Essens, auf „Werethina“, die Stiftung des heiligen Liudger, dem auf sein Gebet ein Orkan an dieser Stelle den undurchdringlichen Urwald lichtete, auf daß er Raum gewinne zu seiner neuen Anlage und Überfluß von Holz auch für sein Bauwerk. Es war um dieselbe Zeit (etwa 798), wo er auch die Abtei Helmstedt gründete. Kurz vor dem Tode des heil. Liudger, noch durch ihn selbst begonnen,



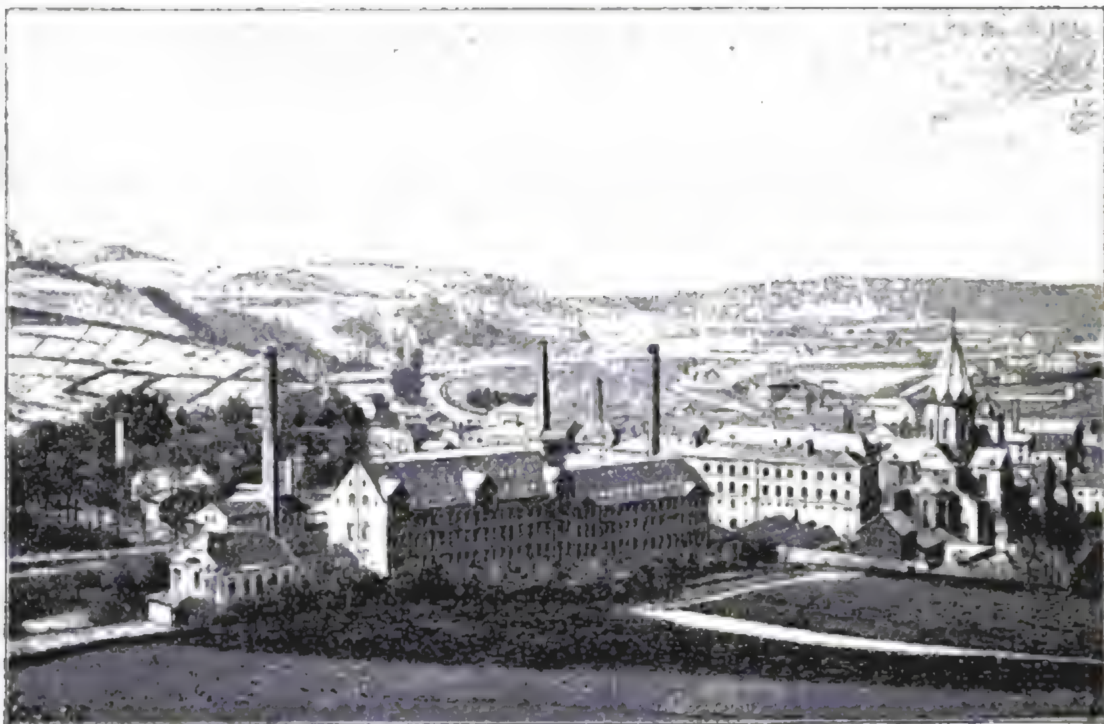
Die Abteikirche zu Werden.

wurde der Münsterbau im Jahre 875 eingeweiht. Aus jener Zeit sind in dem gegenwärtigen Bau nur noch einige Teile erhalten. Danach war die Kirche eine dreischiffige basilicale Anlage in der Form des lateinischen Kreuzes mit zweigeschossigen Seitenräumen neben dem Chor und einer Krypta unter der Apsis. Eine kunstgeschichtliche Darstellung der ältesten romanischen Bauten Westfalens werden wir demnächst erhalten von einem eifrigen Forscher und Kenner karolingischer und romanischer Bauwerke, einem Werdener, in einem bald erscheinenden Werke.* Merkwürdig ist die von vier Säulen getragene Krypta, die den steinernen Sarg des heiligen Liudger enthält, der am 25. März 809 zu Billerbeck starb, zuerst in seiner Bischofsstadt Mimigardeford beigesetzt und dann auf seines Bruders, des Bischofs Hildegrim von Chalons, Geheiß gen Werden geführt wurde, wie er im Leben es selbst angeordnet hatte — die Stiftung nämlich war ein persönliches Eigentum Liudgers, die ersten Schenkungen sind persönlich ihm gemacht und die nächsten Vorsteher derselben waren sämtlich aus seinem edlen friesischen Geschlechte. Der Körper des Heiligen selbst ruht jedoch nicht mehr in der Krypta, sondern in einem silbernen Sarge auf dem Altare, hinter dem Altarblatt; dort, in der Krypta, halten an seiner früheren Grabstätte nur noch die uralten Standbilder der vierzehn Nothelfer Wacht. Ein altes karolingisches Kunstwerk, ein Kreuz, befindet sich in der Sakristei. An dem Chorlettner

* Werden und Korvey, von W. Effmann, Paderborn, Schöningh.

verkünden Inschriften die Größe des Ordens des heiligen Benedikt, dessen Regel in Werden galt: wir lesen da, daß dem Orden angehörten 15 700 durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit hervorragende Äbte, 4600 Bischöfe, 243 Mönche aus Fürstenhäusern und eine unzählige Menge heiliggesprochener Mönche. — Das große Konventsgebäude dient jetzt zur Strafanstalt.

Während die benachbarte Abtei Essen durch ihre Verbindung mit dem sächsischen Kaiserhause sich zu einer glänzenden Stellung und reichen Besitzungen aufschwang, erwarb auch Werden bald Güter und Rechte in der Nähe und in der Ferne, namentlich in Westfriesland, und dann auch die Landeshoheit über einen vielleicht eine Quadratmeile großen Besitz; dazu ist es von hervorragender Bedeutung geworden für die deutsche Kulturgeschichte. In Werden entstand die Lebensgeschichte Liudgers von seinem Neffen, dem Abte und Bischofe Altfried, und ergänzend dazu ist uns ein Cartularium Werthinense aufbewahrt, welches alle die Schenkungen, Kauf- und Tauschverträge enthält, die in Liudgers Gegenwart selbst abgeschlossen und von ihm und den Zeugen vollzogen sind. Die darin gesammelten 61 Urkunden sind ein treuer Spiegel der damaligen Zeit- und Ortsverhältnisse, der Rechtsformen, in denen verhandelt wurde, der uralten Orts- und Personennamen, der Fluß- und Flurbezeichnungen — es liegt eine Fülle von Mitteilungen in diesem alten Buche, wie es kaum irgendwo sonst zu finden. Er wird heute aufbewahrt auf der Universitäts-Bibliothek zu Leyden, unter den Handschriften des Isaak Vossius, und ist abgedruckt in Lacomblets Niederrheinischem Urkundenbuch. Die Beschaffenheit des Buches und die Eigenart der Schrift deuten auf das 9. und 10. Jahrhundert. Sodann steht Werden in nächster Beziehung zu zwei wichtigsten Denkmälern unserer ältesten Litteratur, zu des Ulfilas gotischer Bibelübersetzung und zu der altsächsischen Evangelienharmonie, dem Heliand. Die ausgezeichnetste und vollständigste Handschrift des Ulfilas, der berühmte Codex argenteus, wurde seit je in Werden aufbewahrt, bis man ihn im 30jährigen Kriege nach Prag flüchtete, wo ihn 1648 die Schweden erbeuteten, um ihn nach Upsala zu bringen. Man muß annehmen, daß das merkwürdige Buch in Italien, vielleicht in Bobbio, in einem Kloster, auf welches die Schrift zurückweiset, in die Hände eines Werdener Abtes oder gar des heiligen Liudger selbst gekommen ist — 782 hatte Liudger eine Reise nach Rom und nach Benevent gemacht, um hier des heiligen Benedikt Ordensregel kennen zu lernen — oder daß es in den Besitz Kaiser Karls übergegangen, und daß dieser es einer neuen kirchlichen Stiftung übergab, welche vorzugsweise berufen war, den niederdeutschen Volksstamm zu bilden, dessen Mundart, wie Grimm nachgewiesen hat, damals noch so nahe verwandt mit der gotischen Sprache war.



Werden an der Ruhr.

Der Heliand ist um 825—30, also zur selben Zeit, wo am Weserufer im östlichen Westfalen das Kloster Corvey gegründet wurde, in altsächsischer Mundart geschrieben, ein Gedicht, dessen uralte Laute nicht an unser Ohr schlagen, ohne daß wir, wie das ureigenste Bild dazu, das in Fels gehauene Bildwerk der Externsteine vor uns sehen. Vielleicht ist auch der Heliand auf die Thätigkeit der Werdener Mönche, welche das Christentum im benachbarten Sachsenlande verkündeten, zurückzuführen. Daß die Gegend von Billerbeck und Notteln seit der Wirksamkeit Liudgers in enger Beziehung zu Werden stand, ist gewiß; dort in den fruchtbaren Hängen der Bomberge ist die Heimat unsers altsächsischen christlichen Heldengedichtes, das neben der dichterischen Schönheit uns einen deutlichen Einblick in das ureigenste sächsische Volks- und Heldenleben gewährt und uns ein Zeugnis dafür bietet, wie tief und innig schon fünfzig Jahre nach des Großen Karls erstem Zuge ins Sachsenland die christlichen Lehren ins Herz seiner Bewohner gedrungen sind.

In den späteren Jahrhunderten hat Werden diese litterarische Bedeutung bald verloren. Auch das religiöse Leben sank unter den nur aus adligen Geschlechtern genommenen Stifsherren immer tiefer, bis im 15. Jahrhundert — 1490 — die Verbesserung des Ordens eintrat, welche auch in Werden die klösterliche Zucht wieder hob. Es endete das Stift unter denselben Umständen und im selben Zeitpunkt wie das Nachbarstift Essen. —

Um einen Überblick über die freundliche Lage der Stadt zu gewinnen, besucht man am besten die es beherrschenden Höhen auf dem südlichen Ufer der Ruhr. Man kommt am ehemaligen Pfarrhofe vorüber, dessen Garten die freieste Aussicht bietet über die Stadt, den Fluß, der an seinen zwei Inseln vorüberströmt und rauschend über Wehren schießt, und das von Steinwegen durchzogene Thalgelände. Der mächtige Turm, welcher uns am Ende der Stadt ins Auge fällt, ist ein Rest der alten Befestigungen. Eine vielleicht noch schönere Aussicht bietet das weiter abwärts liegende Landhaus, die „Engelsburg", von ihren Anlagen aus. Der Name des Ortes weiset auf den bekannten Wortstamm: Ward, Word, Werder, hin und bedeutet ein vom Wasser umschlossenes Gebiet.

Aber wir müssen die Ruhr hier verlassen; Haus Oefte, Sitz des Grafen von der Schulenburg, das hübsche Kettwig mit seinen gewerblichen Anlagen, das so verlockend am Fuße seiner bewaldeten Bergwand liegt, wo Krummacher zu Anfang dieses Jahrhunderts seine schönen Parabeln dichtete, das Freiherrlich von Fürstenbergsche stattlich wiederhergestellte Schloß Hugenpoet, das malerische Landsberg mit seinen Türmen und seiner wahrhaft ländlich anmutigen Umgebung — Stammhaus der Grafen von Landsberg-Velen und Gemen — dann das ehemalige Kloster Saarn, ferner das letzte romantische Ruhrstädtchen Mülheim, nur noch zwei Meilen von der Mündung entfernt, wo Gerhard Tersteegen im vorigen Jahrhundert seine mystischen Erbauungsbücher schrieb; und endlich Schloß Broich, wo die Königin Luise in ihrer Jugend längere Zeit geweilt hat — alles das liegt aber schon jenseits der Grenze des Westfalen- und Sachsenlandes. Schon ist die Mundart, die um uns geredet wird, eine andere und zeigt uns, daß wir das Land der Sigambrer oder der ripuarischen Franken betreten haben — wenn auch weiter im Bergischen noch kleine Sprachinseln der westfälischen Mundart auftauchen, die Ansiedelungen der Nachkommen von ausgewanderten Arbeitern aus der Mark, die sich einst vor der preußischen Soldatenwerbung in das Bergische zu flüchten pflegten. Der Sprachenunterschied tritt besonders in einem Ausdrucke häufig hervor. In der Bezeichnung des gemeinsten Vogels, des Sperlings, der bei den Westfalen „Lünink", bei den Franken „Müsch" oder „Mösch" genannt wird, unterscheiden sich hier die Grenzbewohner beider Nachbarprovinzen. —

Versetzen wir zunächst uns zurück in das Thal der Volme, zuerst nach Hagen, dem mächtig aufblühenden Fabrikort, und dann auf die Enneper Straße, die in den Tagen vor der Erfindung des Dampfrosses vielleicht die belebteste Deutschlands war; sie führt an dem Flüßchen Ennepe entlang und an unzähligen Eisenhämmern vorüber, wo fast aus jeder Baumgruppe, unter jedem geschwärzten Dache her Hammerschläge und der Schall arbeitender Maschinen in den Lärm des ganzen Thales einstimmen.



Kettwig.

Wir gelangen nach Gevelsberg und seinem Stifte, einem zur Sühne errichteten ehemaligen Cistercienfernonnenkloster. In seiner Nähe, in einem Hohlwege, „im Lindengraben" genannt, stand bis 1836 ein Steinkreuz zur Erinnerung an die That, welche am 7. November 1225 in der Abenddämmerung hier verübt wurde, und die so unselige Folgen für unser ganzes Land haben sollte, die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln. Engelbert, geborener Graf von Berg, 1185 geboren, früh dem geistlichen Stande bestimmt, als junger Stiftsherr zu Köln doch ziemlich weltlichen Sinnes und einer ehrgeizigen Sinnesart sich erweisend, wurde 1216 zum Erzbischof von Köln erwählt und nahm sich mit ernster Thatkraft der verworrenen Angelegenheit seines Stiftes und Landes an; ein Mann, der zum Herrscher von der Natur bestimmt schien, eine hohe Heldengestalt von seltener männlicher Schönheit, von durchdringendem Verstande und ebenso schneller Beurteilungskraft und rascher Entschlossenheit. So mußte seine neue Stellung ihm bald den weitreichendsten Einfluß in allen Angelegenheiten des Reichs verschaffen; er wurde Reichsverweser, als Kaiser Friedrich II. 1221 jenseits der Alpen verweilte, und Pfleger des jungen Königs Heinrich, den er 1222 zu Aachen krönte; er waltete des Reichs in diesen Tagen mit solchem Lobe, daß Herr Walter von der Vogelweide von ihm sang:



[illegible]

Wir gelangen nach Gevelsberg mit seinen [illegible], einem [illegible] In seiner Nähe, in einem Hohlwege, „[illegible]“ genannt, stand bis 1880 ein Denkmal zur Erinnerung an die That, [illegible] am 7. November 1225 in der Abenddämmerung hier verübt wurde, und [illegible] Folgen für unser ganzes Land haben sollte, die Ermordung des [illegible] Engelbert von Köln. Engelbert, geborener Graf von Berg, 1186 geboren, [illegible] zu Köln [illegible]



Preiswerter Bischof Kölns, ihr mögt wohl fröhlich sein,
Ihr habt dem Reich so wol gedient, wir räumen's ein,
Daß euer Lob stieg wunderhoch empor und schwebt allein.
Kann nun ein feiger Neider nicht von eurem Wert genesen,
Fürstenmeister, laßt euch das nicht kümmern, achtet's klein,
Getreuer Königspfleger, hoch ist euer Wesen,
Kanzler zu Kaisers Ehren, wie er nie gewesen,
Elftausend Mägde, dreier Könige Kämmrer auserlesen.

Dieser mächtige und hochgebietende Mann war im Jahre 1218 auch noch zum Besitze der ganzen, dicht an seine Stiftslande sich schließenden Grafschaft Berg gekommen; denn in diesem Jahre war auch sein älterer Bruder, Graf Adolf, vor Damiette in Ägypten gestorben, nachdem schon sein Vater auf dem Kreuzzuge Friedrichs des Rotbarts erlegen, sein Oheim Adolf nach tapfrem Kampfe in den Gärten von Damaskus durch das Schwert der Ungläubigen umgekommen war. Der letzte Graf von Berg hatte nur eine Erbtochter hinterlassen, Irmgard, vermählt mit Heinrich, dem Erben des Herzogtums Limburg. Es hätte nun die Grafschaft Berg an diesen, Herzog Heinrich von Limburg, fallen müssen; wir sahen auf diese Weise Arnsberg an Gottfried von Kuyk, Bentheim an Arnold von Götterswyck, Tecklenburg zweimal an Bentheimer Grafen, Stromberg an die Rodenberg fallen; aber Erzbischof Engelbert, der mit den Herzogen von Limburg schon früher in vielerlei Span und Hader geraten, legte seine mächtige Hand auf das bergische Erbe. Erst nach seinem Tode sollte es an Heinrich von Limburg fallen — bis dahin hielt Engelbert neben der geistlichen Hochwürde auch noch den weltlichen Besitz der Grafschaft Berg mit all ihren reichen Einkünften und ihren zahlreichen Vasallen und Dienstleuten fest. Wir wissen von keinem Beispiel solcher geistlichen und weltlichen Doppelstellung eines Fürsten in der Geschichte unsres Reichs. Die Limburger, mit Kleve verbündet, warfen zwar das Fehdebanner auf, hatten aber nicht die Macht, an der Sache etwas zu ändern, und wurden gezwungen, sich zu fügen.

Mit um so größerer Thatkraft konnte jetzt Engelbert wie am Rhein so auch in den westfälischen Landen die Besitzungen der Kirche zu vermehren und die Herzogsgewalt der Erzbischöfe von Köln über diesen Teil Sachsens zur Anerkennung und durchgreifendster Wirkung zu bringen suchen. Dazu gehörte die Gewinnung von möglichst vielen festen Punkten; er hatte sich 1217 schon die Burg Padberg zwischen Brilon und Stadtberge zum Offenhaus für die Kölner Kirche gewonnen, er befestigte Brilon, Attendorn, ließ sich Marsberg übertragen, faßte festen Fuß an der Weser in Helmarshausen und Krukenburg; er erschien häufig selbst in Westfalen, hielt Kirchenversammlungen ab, saß als Herzog zu Gericht, umgeben von den Bischöfen, Grafen,

Äbten und Dynasten des Landes, entschied ihre Streitigkeiten, suchte mit gewaltiger Hand den Landfrieden aufrecht zu halten und die Schwachen wider die Mächtigen zu schirmen — und waltete das Recht dabei in einer Weise, daß die Sage ja später die Einführung der Vemegerichte mit seinem Namen verband, während als sicher angenommen werden darf, daß er ihre Entwicklung begünstigte und ihnen den Rückhalt der kölnischen Herzogsgewalt gab, ohne den sie sich schwerlich wider die Macht all der Landesherren um sie her aufrecht erhalten hätten.

Zu den Aufgaben, die er sich gestellt, mußte natürlich auch die gehören, die Kirchen und ihre Stiftungen vor den Bedrängungen ihrer Schirmherren zu schützen und die Ansprüche ihrer Vögte niederzuhalten. Unter diesen hatte vor vielen andern das Stift Essen zu leiden, dessen Schirmvogtei als Reichslehen den Grafen von Altena zustand; in Engelberts Tagen wurde sie ausgeführt von einer Nebenlinie des Hauses Altena. Graf Engelberts I. von Altena Bruder Everhard hatte diese Linie gestiftet; ihr gehörte die Burg Isenburg und Nienbrügge an der Lippe; und um 1220 hauste auf der stolzen hochragenden, alle Burgen des Landes an Größe und Stärke übertreffenden Isenburg Everhards Enkel, Friedrich, anfangs dem geistlichen Stande bestimmt und Domherr zu Köln, dann nach eines älteren Bruders Tod zur Erbfolge berufen. Er war ein roher, gewaltthätiger Mann — grade solche Laien, die früher dem Klerus angehört, waren, wie der Mönch Cäsarius von Heisterbach, der Lebensbeschreiber Engelberts, versichert, die schlimmsten von allen. Schon die Soester Kirche hatte den Schutz des Papstes wider ihn angerufen; gegen die von Essen aber handelte er mit einer schrankenlosen Willkür, die nur mit dem Verderben des ganzen Stiftes hätte enden können. — Graf Friedrich von Isenburg schien des Glaubens zu leben, daß mit ihm, dem nahen Verwandten und Blutsfreunde, der mächtige Prälat von Köln, der für seine Brüder schon so treu und freigebig gesorgt, niemals ernstlich ins Gericht gehen werde. Und so legte sich Friedrich von Isenburg denn keine Zügel an, bis Papst Honorius III. und der Kaiser Friedrich II. dem Erzbischofe anbefahlen, seinem Schalten und Walten über die Stiftsgüter endlich gründlich Einhalt zu thun. Erzbischof Engelbert versuchte dennoch durch Glimpf und Güte zum Ziele zu kommen. Aber Friedrich hatte einen besondern Grund, sich dem mahnenden Erzbischofe aufsässig und verstockt zu zeigen. Er war der Gatte der Sophia, der Schwester jenes Herzogs Heinrich von Limburg, dem Engelbert die Grafschaft Berg vorenthalten hatte; er stand unter dem Einfluß dieser Frau und ihrer nächsten Verwandten . . . mochte immerhin Erzbischof Engelbert Friedrichs Brüdern Dietrich zur Inful von Münster, Engelbert zur Inful von Osnabrück, der zahlreichen Sippe zu den reichsten Pfründen verholfen haben — die Entziehung der Grafschaft Berg wog schwerer. Des

Erzbischofs mächtiges Walten in Westfalen hatte diesem dazu zahlreiche Feinde geweckt, die in Friedrich von Isenburg den Haß und den Wiedervergeltungstrieb schürten. Zu Anfang November 1225 kam der Erzbischof nach Soest zur Beratung der Landesangelegenheiten und zur Schlichtung der Essener Sache. Der Tag blieb fruchtlos. In dem Grafen Friedrich kochte der Groll wider den Erzbischof; dieser bedrohte ihn mit der Entziehung der Schirmvogtei über Essen, ohne ihn dadurch zu einem friedlichen Austrage und zur Unterwerfung unter billige Bedingungen bringen zu können. Wir wissen nicht, ob unter einem Teile der Versammlung, der am meisten durch des Erzbischofs Vorgehn gereizt worden, eine Verschwörung wider sein Leben entstand; man nahm es später an, und die ganze Wirksamkeit des großen Kirchenfürsten war jedenfalls so, um es für jene Zeit erklärlich erscheinen zu lassen, daß sie ihm auf allen Seiten eine solcher Entschlüsse fähige Feindschaft erweckte. Friedrich wenigstens hat schon zu Soest den Beschluß gefaßt, durch die Ermordung des Erzbischofs der Entziehung seines Reichslehens zuvorzukommen, und dort die dazu tauglichen Dienstmannen, etwa 25, auszusuchen begonnen. Er ging alsdann scheinbar, um des Friedens willen, auf des Erzbischofs Vorschläge ein; man wollte nun zu Martini in Köln die völlige Ausgleichung zu Ende führen. Engelbert brach mit schwachem Gefolge von Soest auf und begab sich heim — zunächst auf den Weg nach Schwelm, wo er am 8. November eine Kirche weihen wollte. Auf dem Ritte dahin folgte ihm Friedrich; er setzte bei Westheim durch die Ruhr; dann stieß er während des Tages drei Mal zu ihm, um ihm eine Strecke weit das Geleit zu geben; zuletzt nicht mehr auf seinem Zelter, sondern auf seinem gewappneten Streitrosse erscheinend. So kam man um die Abenddämmerung dem Orte nahe, wo Graf Friedrich die Schar seiner Dienstleute im Hinterhalte liegen hatte, während die meisten von den kölnischen Dienstleuten schon früher mit den Köchen vorausgeeilt waren, um das Nachtlager in Schwelm zuzurüsten; nur wenige ritten noch mit ihrem Herrn; unter ihnen war der Graf Konrad von Dortmund; ein Junker von Hemmersbach führte dem Erzbischof das Streitroß nach.

Den vor ihnen oben auf der Höhe des Gevelsberges versteckten Dienstleuten sandte Graf Friedrich jetzt noch seine Mannen Heribert von Sweren und Heribert von Rinkerode zu, um sie anzuführen; als der Erzbischof in einen tiefen Hohlweg gekommen, besetzten die da oben auf Rinkerodes gellenden Pfiff den Ausgang; mit gezogenen Schwertern stürzten die Mörder dem Reisezug entgegen; während der Erzbischof sich eilig auf sein Streitroß warf, wurde er ins Knie gehauen; Graf Konrad von Dortmund, der unerschrocken die ritterliche Wehre schwang, wurde schwer an der Stirn getroffen, dann durch einen zweiten Stoß zwischen den Schultern

verwundet; sein Fall gab den übrigen Begleitern des Erzbischofs das Zeichen zur Flucht .... die Entwicklung der weitern traurigen Ereignisse aber mag uns die Dichtung schildern:

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß,
Und stemmend gen der Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
Und wieder eins und wieder zwei,
Bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Heid und Wald,
Und wo sich wüst das Dickicht ballt,
Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
Um einen Ast den Arm geschlungen,
Der Isenburger steht und sinnt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
Ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leise wie mit Vögelzungen? —

„Graf, flüstert es, Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll' es euch bethören;
Bei Christi Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt eure Hand,
Den freien Stegreif euch verrannt?" —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf, flüstert es, wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Rose* paßte?
Wer machte euren Schwäher dann
In seinem eignen Land zu Gaste?
Und, Graf, wer höhnte euer Recht,
Wer stempelt euch zum Pfaffenknecht?" —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

* Zu dem Kreuz von Köln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Isenburgs Gemahlin vorenthielt.

„Und wer, wer hat euch zuerkannt,
Im härnen Sünderhemd zu stehen,
Die Schandekerz in eurer Hand,
Und alte Vetteln anzuflehen
Um Kyrie und Litanei?“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
Und meinst du denn, ich sei begraben?
O laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, still, ich höre traben!“
Sie stehen lauschend, vorgebeugt;
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
Und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
An neblichten Novembertagen,
Wie wunderlich die Wildnis hallt
Von Astgestöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr, ein Vogel sang,
Von Sturmesflügeln hergetragen.“ —

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbischof von Köllen,
Er, den der Kaiser sich zum Rat
Und Reichsverweser mochte stellen,
Die ehrne Hand der Klerisei, —
Zwei Edelknaben, Reis'ger zwei
Und noch drei Äbte als Gesellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,*
Auf seines Rosses Hals den Zaum,
Er streicht ihm sanft die dichte Mähne,
Die Windesodem senkt und schwellt, —
Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Laub und Ast, des Nebels Thräne.

* Engelbert hatte zuerst den Plan der Erbauung des Kölner Domes gefaßt.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
Schon bilden sich die krausen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und hui, ein Griff,
Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Äbte fliehn wie Spreu, und dann
Mit Reisigen sich Reis'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! zwei gegen zehn;
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Roß und mit Gestöhn
Hat's über'n Hohlweg sich geschwungen.
Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —
Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussah, hussah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und, eine Meute,
Fährt's in den Wald, es schließt ein Rund,
Dann vor- und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Isenburg: „Es ist genug,
Es ist zuviel!“ und greift die Zügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg geschwind!“ —
Fort sind sie und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was knistert nieder von der Höh'
Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
O armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunde dort
Und hier und drüben, immer fort,
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho hollah ho!“ — dann beugt er sich
Und späht, ob noch der Odem rege:
War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
Als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho hollah ho!“ — „Hollah hoho!“
Schallt's wiederum, des war er froh,
„'s sind unsre Reuter allewege!“ —

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabensteine unterm Rade,
Und überm Rade liegt ein Leib,
An dem sich weiden Kräh' und Made;
Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchsschwelen —
Um seinen qualmt der Moderhauch
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor,
Und ein Tedeum stieg empor
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
Dann läßt er rasch sein Rößlein traben,
Doch eine bleiche Frau die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und ach, der Vater ihrer Knaben!

Auffallend sind die nächsten Thatsachen, nachdem das rückkehrende Gefolge des Erzbischofs dessen von den Raubgesellen nach der Ermordung gar noch ausgeplünderte Leiche aufgefunden hat. Der Pfarrer von Schwelm verweigert derselben die Niedersetzung in seiner Kirche; man bringt sie zur Feste Neuenburg, dem Herrschersitz der Grafen von Berg. Aber die Dienstmannen verweigern ihr den Einlaß; sie, obwohl des Erzbischofs Burgmänner, fühlen doch so sehr, daß ihre Feste dem Herzoge von Limburg gehört und zu eigen ist, daß sie ihre Thore schließen vor dem toten Feinde Limburgs. So wird die Leiche ins Kloster Altenberg gebracht, und hier erst zeigt sich, wie fürchterlich die Mörder gewütet; es werden an ihr hier nicht weniger als sieben und vierzig Verwundungen gefunden. Und dann, nachdem der Erschlagene nach Köln übergeführt, beginnt das Walten der Vergeltung, ein jahrelanges entsetzliches und ganze Striche Westfalens schwer heimsuchendes Walten. Wenige Tage, nachdem die That geschehen, erscheinen Edle und Dienstmannen der Kölner Kirche, um Klage zu erheben vor dem Könige Heinrich in seiner Burg zu Nürnberg. Der König selbst saß zu Gerichte, die Kläger zeigten die zerrissenen blutbefleckten Kleider ihres Herrn und forderten laut und ungestüm Gerechtigkeit; unter des Königs Rittern aber erhob sich ein heftiger Streit darüber, ob der Mörder sofort zu ächten sei oder ob er erst vor das Gericht zu heischen. Dieser Streit ging in Aufruhr und Verwirrung über, Schwerter wurden entblößt, alle stürzten dem Ausgange zu und drängten sich stürmisch die Treppe hinunter, so daß diese brach und einstürzte und an fünfzig Menschen, unter ihnen dreiundzwanzig Ritter erdrückt wurden und elend ums Leben kamen. Über Isenburg wurde dennoch die Reichsacht ausgesprochen und kurz nachher auf einem Tage zu Frankfurt erneuert, wohin man die Leiche selber in einem Trauerzuge, geleitet von des Stifts Mannen mit entblößten Schwertern vor den König und die versammelten Fürsten getragen; wieder wurden die blutigen Kleider gezeigt; der junge, dreizehnjährige König brach dabei in bitterliche Thränen aus und beweinte den Erschlagenen wie ein Sohn seinen Vater, ein Unmündiger seinen Schützer. Die Acht wider Friedrich von Isenburg wurde verschärft durch die Aussetzung eines Lohnes von 1000 Mark für den, welcher den Geächteten finge. Die Brüder desselben, die Bischöfe von



Altena a. d. Lenne.

Münster und Osnabrück, wurden von einem Legaten des Papstes auf einem Kirchentage zu Lüttich ihrer Würden entsetzt und zur Aburteilung nach Rom gesandt. Einige der Helfer Friedrichs, deren man habhaft wurde, erlitten unbarmherzige Strafe. Die Isenburg wurde erobert und von Grund aus zerstört; ebenso Nienbrügge; Friedrichs Weib Sophia, die sich zu ihrem Bruder Heinrich von Limburg geflüchtet, starb mit ihrem jüngsten Kinde an gebrochenem Herzen. Friedrich selbst aber trieb sich flüchtig und unstät in der Irre umher; als Kaufmann verkleidet kam er mit zwei Begleitern nach Lüttich; hier wurde er erkannt, gefangen und von dem Ritter von Gennep, der ihn bestrickt, für 2100 Mark ausgeliefert. Man führte ihn in Ketten nach Köln, wo er nach drei Tagen auf einem Hügel vor dem Severinsthor seine fürchterliche Strafe mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, ohne unter den Radstößen des Henkers einen Laut der Klage von sich zu geben, erlitt. Aufs Rad geflochten lebte er bis zum folgenden Morgen, unaufhörlich betend und die Umstehenden auffordernd, Fürbitte zu thun für seine arme Seele.*

Wie Westfalen, wo so viele Große des Landes unter dem Verdacht der Teilnahme an der Schuld standen, zu leiden hatte an den Folgen der ruchlosen That, übergehen wir; es ist merkwürdig, wie den größten Vorteil das Haus der Altenaer Grafen selbst hatte, deren ältere Linie in Graf Adolf III. sich als eifrigen Vollstrecker der Reichsacht wider den unglücklichen Vetter erwies und fast alle seine Besitzungen mit Ausnahme der Vogtei an sich brachte, um so das mächtigste Geschlecht in Westfalen zu werden. Mit den Quadern des niedergebrochenen Nienbrügge befestigte sich Graf Adolf seine neue Stadt Hamm — aus den Steinen der mächtigen Isenburg schuf er sich sein trotziges Blankenstein, und mit kluger Zunge gewann er Engelberts Nachfolger auf dem Stuhle von Köln die schönsten Belehnungen mit den Gütern des Ächters ab. —

Nachdem wir bis Gevelsberg gekommen sind, ist es schwer, auf die kurze Weiterwanderung zu verzichten und uns einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in das Land jenseits der Höhen, die die Grenze unsres eigentlichen Gebiets bilden, zu versagen. An der „Klutert“, einer bedeutenden, seitwärts in der Nähe von Vörde sich öffnenden Höhle, die sich stundenweit ins Gebirge erstreckt mit einem Gewirr von über 60 Gängen, doch gerade nicht sehenswürdiger ist als jene, in deren Tiefen wir früher drangen, und dann an einem eben so heilsamen als freundlichen Sauerbrunnen vorüber, immer durch ein lachendes eng bevölkertes Höhenland, bringt der Steinweg uns in das gewerbreiche Schwelm. Der Gesundbrunnen wurde im Jahre 1706 an dem Rotenberge, auf

* Vergl. Dr. J. Ficker, Engelbert der Heilige, Köln 1853.



Schloß Matfeld.

den Gründen des Hauses Matfeld oder besser Martfeld entdeckt; die fürstliche Kammer zur Cleve hielt die Besitzer dieses Gutes an, für seine Fassung und die Errichtung von Badehäusern und Gasthäusern zu sorgen, und so fand die Heilquelle auch bald Anerkennung; nach und nach mit zweckmäßigen und feinen Häusern und Parkanlagen umgeben, sah sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in jedem Sommer zahlreiche Kurgäste um sich versammelt, namentlich die Gelehrten und Dichter Westfalens. — Haus Martfeld ist ein alter Sitz einer Familie von Ilem, nach deren Aussterben es 1687 an die Staël von Holstein zu Steinhausen, dann an die Gysenberg kam; nach mancherlei Besitzwechsel ist es jetzt in die Hände derer von Elverfeld gelangt.

Nur eine kurze Wegstrecke noch und wir sind in dem berühmten Thale der Wupper. Durch die endlosen Häuserreihen von Barmen, wo Stadt und Land einen freundlichen Kampf mit einander führen, bald die Stadt ihre schweren Häusertruppen vorschiebt, bald das Land mit Garten, Wiese und Gebüsch dazwischen dringt und seine Herrschaft behauptet — durch die belebten Straßen des unmittelbar an Barmen sich anschließenden älteren Elberfeld, das — dennoch auch von neuerer Bauart — durch

keine geschichtliche Erinnerung und durch kein großes Denkmal alter Kunst, wohl aber durch einzelne neue Gebäude, wozu wir vor allen das Rathaus mit seinem Freskenschmuck im Innern zählen, uns fesseln kann, erreichen wir, uns zur Rechten wendend, die Höhe, welche gen Nordwesten das Wupperthal begrenzt, die Haardt, und suchen hier, um eine Übersicht zu gewinnen, den Turm der „Elisenhöhe" zur Fernsicht aus. Eine ähnliche mag sich kaum an einer Stelle des Festlandes wieder bieten, denn eine Gegend so dicht bevölkert, wie dies Wupperthal, das vor uns liegt mit dem schmalen Fluß in der Mitte, mit seinen Städten und Flecken und dichtgedrängten Siedlungen, Fabriken, Mühlen, Bleichen und großartigen neuen Eisenbahnanlagen, mag nur sich wieder finden, wo der schottische Clyde durch die gewerbreichen Bezirke von Glasgow strömt. Daher sind die beiden Schwesterstädte Elberfeld-Barmen zu einer Großstadt mit 240 000 Einwohnern verwachsen, wiewohl die Verwaltung eine getrennte ist. — Elberfeld war einst ein Rittergut der Dynasten von Elverfeld mit einem Schlosse von großem Umfange, das 1421 erst dem Lande Berg einverleibt wurde, worauf thätige Ansiedler um das Schloß her sich anbauten, bis ein Ort entstand, der 1619 Stadtrechte erhielt. Auf den Höfen und Grundstücken, welche unter der Gesamtbenennung „das Barmen" 1244 durch Kauf von dem Grafen Ludwig von Ravensberg an die Grafen von Berg kamen, wurden, ebenso wie in Elberfeld, am Ende des 15. Jahrhunderts die Garnbleichereien eingeführt, womit damals bereits die Bewohner von Werden, Hattingen und Witten sich Wohlstand erworben hatten; 1527 erhielten Elberfeld und Barmen ein ausschließliches Privilegium von dem Landesherrn Johann Herzog von Jülich-Cleve-Berg dafür. Das ist der erste Anfang der Gewerbe des Wupperthales, die jedoch erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. von Preußen blühenden Aufschwung bekamen, als sich die rüstigsten und kräftigsten jungen Männer der gewerbthätigen Grafschaft Mark hierher flüchteten, um dadurch den Soldaten-Aushebungen zu entgehen; denn Berg war seit 1629 Pfalz-Bayerisches Gebiet. Noch in den ersten zehn Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand Barmen bloß aus 36 „Höfen" und etwa 200 ebenfalls zerstreut stehenden und meist kleinen andern Häusern, was noch nicht wohl der Anfang einer Stadt genannt werden kann. Von da an aber entwickelte es eine solche Regsamkeit und selbstschöpferische Kraft, daß es schon bald nachher aus mehreren ansehnlichen Flecken — Gemarke, Wupperfeld, Rittershausen, Wichlinghausen — bestand und jetzt zu einer zwei Stunden weit im Thale der Wupper sich hinziehenden Fabrik- und Handelsstadt ersten Ranges herangewachsen ist und jetzt 130 000 Einwohner zählt. — Die Zunahme Elberfelds war während desselben Zeitraums nicht minder groß und nur darum nicht so auffallend, weil, wie wir oben gesehen haben, es schon lange vorher eine Stadt war. Elberfeld wetteifert, wenn

auch nicht in demselben Maße, als es älter ist, mit der freundlicheren blanken Schwesterstadt Barmen noch jetzt in gewerblicher Bedeutung, im Reichtum und in der Einwohnerzahl, welche letztere sich gegenwärtig auf 110 000 beläuft.

Wir sind in doppelter Abirrung aus dem Gebiete der Romantik in das Reich der Gewerbe geraten, aber das grüne Hügelland von Berg ist der nahen roten Erde unseres Westfalenlandes innig verwandt; die Söhne des Wupperthales, wenn sie auch der sonst fränkischen Rheinprovinz angehören, zeigen noch die echte kernige, kräftige Westfalennatur, wie sie uns erfreut hat in den Bergen des Süderlandes und in den gewerblichen Thälern der Volme und Ruhr, in der Grafschaft Mark. Und deshalb begrüßen wir hier noch den Dichter, den wir den westfälischen nennen können, weil dessen Lieder und Gedichte in unserm Gemüte so heimatlich wiederklingen, den in Barmen wohnenden Emil Rittershaus. Wir wollen die grünen Hügel des bergischen Landes nicht verlassen, ohne unsere Leser mit dem Gruße zu erfreuen, den uns der Dichter gesungen hat in seinem prächtigen „Westfalenlied“:

Ihr mögt den Rhein, den stolzen, preisen,
Der in dem Schoß der Reben liegt,
Wo in den Bergen ruht das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt.
Hoch auf dem Fels die Tannen stehn,
Im grünen Thal die Herden gehn,
Als Wächter an des Hofes Saum
Reckt sich empor der Eichenbaum.
Da ist's, wo meine Wiege stand!
O, grüß' dich Gott, Westfalenland!

Wir haben keine süßen Reden
Und schöner Worte Überfluß,
Wir haben nicht so bald für jeden
Den Brudergruß und Bruderkuß.
Wenn du uns willst willkommen sein,
So schau aufs Herz, nicht auf den Schein,
Und sieh uns grad' hinein ins Aug'!
Gradaus, das ist Westfalenbrauch!
Es fragen nichts nach Spiel und Tand
Die Männer aus Westfalenland!

Und unsre Frauen, unsre Mädchen,
Mit Augen, blau wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherz nur für die müß'ge Stund'!
Ein frommer Engel hält die Wacht
In ihrer Seele Tag und Nacht,
Und treu in Wonne, treu im Schmerz
Bleibt bis zum Tod ein liebend Herz!
Glückselig, wessen Arm umspannt
Ein Mädchen aus Westfalenland!

Behüt' dich Gott, du rote Erde,
Du Land von Wittekind und Teut!
Bis ich zu Staub und Asche werde,
Mein Herz sich seiner Heimat freut.
Du Land Westfalen, Land der Mark,
Wie deine Eichenstämme stark,
Dich segnet noch der blasse Mund
Im Sterben, in der letzten Stund'!
Du Land, wo meine Wiege stand,
O, grüß dich Gott, Westfalenland!

Und nach diesem innigen Gruße, den auch wir dem lieben Heimatlande zurufen, wandern wir wieder zurück, zunächst in das romantische tiefe Thal von Beyenburg oberhalb Barmen, dann weiter in Westfalen hinein, in die wildschönen Schluchten des Ebbegebirges, über ein trotziges, einsames Höhenland, immer dem Südosten zu, bis wir endlich von einer hohen Wasserscheide, die, von Winterberg her sich nach Südwesten ziehend, das Thal der Lenne von dem der Eder, das der Bigge von dem der Sieg trennt, zuletzt noch einen Blick ins Thal dieses letztern Flusses werfen. Wir stehen auf der Straße, die von Meinerzhagen über Olpe nach Siegen führt, auf der Höhe bei Krombach. Das Land der Sieg liegt vor uns wie ein Garten; schmale Thäler, hohe Berge, unter der Decke von Wald oder wogenden Kornfluren; Krombach, teils verwittert, teils neu und schmuck gebaut in reizender Lage unter Obstbaumhainen am Berghange; zur Rechten das Städtchen Freudenberg mit seinen zahlreichen Gerbereien, dann den hohen Giebelwald (510 m) an der rheinländischen Grenze, weiter unten im Thale eine Menge von Hüttengruppen mit moosigem Strohdach, Hochöfen mit

ihren Kohlenschuppen und der Hüttenbesitzer freundliche Häuser daneben. Die Thäler der Sieg und der kleinsten Bäche sind durch die schönsten saftigsten Wiesen ausgezeichnet, die man sehen kann — der Siegener Wiesenbau ist ja berühmt nah und fern: über ihnen, bis an den Gipfel beackert, stehen die Hauberge, die 15 Jahre lang Holzung für den Kohlenbedarf der Eisenschmelzen des Landes tragen, dann, mit Ausnahme einzelner Samenbäume, abgeholzt und zu Äckern umgeschaffen werden — nicht durch den Pflug, sondern durch das Feuer, das an den gelockerten Rasen, das Moos und Heidekraut der rasierten Bergflächen und Hänge gebracht wird, damit die Asche den Boden dünge. Man sieht dann im Frühjahr und Herbst dichten Rauch wie schwarzgelbe Nebelschichten in den Thälern stehen; die höchsten Gipfel nur schweben über dem Gewölke, so einsam ernst, als dächten sie und blickten voll Sinnens über ihre stürmischeren Geburtstage in vulkanischen Zeiten, dem feuerschürenden Geschlechte auf ihren Halden zu. An dunklen Abenden macht die Menge der kleinen Feuer, die an den Abhängen flammen, deren roter Schein wie ein blutiger Glast auf den Seiten der einzelnen Rauchsäulen liegt, bis diese sich höher in schwarze Wolken verdichten, einen zauberhaften Eindruck. Diese Haubergsordnung, die sogen. goldene Jahns-Ordnung, ist für jede Gemeinde eine besondere, und jeder Eigentümer hat an dem Ertrage seinen bestimmten Anteil. Den größten Ertrag haben die Hauberge durch die Lohe, die von den kräftig anwachsenden Eichenheistern gewonnen wird. Durch die Gewinnung der Lohe ist die Gerberei des Leders ein wichtiger Gewerbzweig im Siegener Lande geworden. Mehr als 70 Gerbereien arbeiten dort, welche ihren Bedarf an Häuten aus Südamerika beziehen. — Die Hauberge selbst wie auch die schönen Wiesenanlagen stehen unter Aufsicht der Regierung, zumal beide Gemeingut der in ihnen liegenden Ortschaften sind. Da neben den üppigen Wiesen der Thäler auch die Hauberge nach ihrer Entholzung im Sommer den Viehherden reichliches Futter bieten, so ist der Viehstand im Kreise Siegen ein ansehnlicher.

Der Kreis Siegen ist nach außen hin von einer meist ununterbrochenen Kette hoher Gebirge umschlossen, die ihre Quellen fast alle dem Innern zusenden, wo übrigens die Thalpunkte noch immer eine Erhöhung von etwa 300 m über der Meeresfläche haben. Die südlichen Grenzen werden durch die Höhen des eigentlichen Westerwaldes und der Kalteiche — 563 m — gebildet; von ihnen und den andren Grenzgebirgen laufen zusammenhängende Ketten nach allen Richtungen hin durch das Innere des Kreises, wo das Gehäu, der Pfaffenhayn, Giller, Kindelsberg, die Altenburg, Martinshard, Eisenhard u. s. w. am höchsten sich aufrecken. Die Thäler dazwischen sind anmutig geformt, von mäßiger Ausdehnung, wenige so schmal und kesselförmig, daß sie, wie das Dorf Grund, im Winter die Sonne nicht mehr bescheint.

In diesen Thälern wohnt ein fleißiges Volk, blüht ein reges Leben; was das etwas rauhe Klima und der magre Boden versagen, ersetzen die erzglänzenden Früchte, die im Schoße der Erde keimen, tief unter Grauwacke, Schiefer oder Basalt.

Besuchen wir zuerst von Krombach aus den Stahlberg bei Müsen an der Martinshard. Das offene Thal beleben wie überall im Siegerlande Pochwerke und Erzschmelzen und russige Essen, Bergleute in roten, eisenockergefärbten Grubenkleidern, schwere Karren, von gewaltigen Ochsen gezogen, die das Erz zu den Öfen, andere, die das fertige Eisen in die Ferne bringen. An der Grube reicht euch ein freundlicher Steiger die Kleider, den Schurz und die dichte Filzmütze für die unterirdische Fahrt; in einen kühnen Knappen verwandelt sprecht ihr Novalis': „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt", als Segenssprüchlein und fahrt dann wohlgemut, mit Grubenlichtern versehen, in das Stollenmundloch unsern Müsen an, durchschreitet auf schwanken Brettern, unter denen das Wasser seinen Abzug hat, den langen hallenden Stollen, bis ihr die Fäustelschläge der Bergleute hört und aus der fernen Nacht die roten Grubenlichter schimmern seht. Die Fahrt geht, wenn ihr bis in die letzte der „Teufen" wollt, auf schwankenden Leitern durch zehn Stockwerke, eine wundersame Welt erzschimmernder, nachtbrütender Hallen, von gewaltigen Pfeilern getragen, in denen das Hammergepoch, das Rauschen herabrieselnder Wasser, der felsensprengende Erzschuß im fernen Gange tausenfach wiederhallt. „Über hundert Bergleute arbeiten für den Betrieb der Grube und fördern etwa 4000 Tonnen Stahlstein, 4500 Centner Bleierze, 150 Centner Kupfererze, ferner Spießglanzbleierze und einen geringen Teil Silbererze jährlich zu Tage; die Ausbeute mag in den letzten 20 Jahren 150 000 Thaler betragen haben." So war es vor fünfzig Jahren. Jetzt, wo das Land der Sieg durch Eisenbahnen aufgeschlossen ist, entwickeln sich die Verhältnisse nach ganz anderem Maßstabe. Die wichtigsten Erze sind hier die Spat- oder Stahleisenerze, daneben finden sich überall in dem Gebiete, das bis Dahlbusch und Wilgersdorf sich erstreckt, Zink-, Blei- und Kupfererze in Fülle; Kobalt, Nickel und sogar gediegenes Silber findet man bei Müsen und Wilnsdorf. — Die Gänge setzen im Grauwackenschiefer auf; die Gangmasse der meisten ist Quarz, Schwerspat, Spateisenstein, mit welchem Bleiglanz, Spießglanzbleierz, Fahlerz, Kupferkies, Blende und Kobaltkies in mehr oder minder bedeutender Menge brechen. Der Betrieb des Stahlbergs ist sehr alt; die erste Erwähnung desselben geschieht in einer Urkunde zwischen dem Grafen von Nassau und einem Edlen von Hainchen von 1313.

Nordöstlich von Müsen liegt Hilchenbach mit der romantischen Kirche und einem Denkmale Jung Stillings; hier besuchte der später berühmte Augenarzt, Professor und Hofrat die lateinische Schule und versuchte sich im Schneiderhandwerk; in seiner

Lebensgeschichte nennt er das Städtchen Hilchenbach Florenburg. Über den nahen Ginsberg, auf dem Trümmer eines alten Berghauses liegen, und dessen Gipfel eine herrliche Sicht auf die Kuppen und Thäler des Siegerlandes und die sieben Berge am Rheine bietet, dann auf Fußpfaden berghinab, durch den schönen Hochwald, kommt man in das reizend liegende Dörfchen Grund, in tiefem Waldthal unter Obstbäumen und Gärtchen, eine liebliche Idylle, ein stilles Gartengehege für eine weiche, träumerische, von so zarten Farben überhauchte Menschenblüte, wie Jung Stilling war. Die Ruinen des Ginsberges bilden den Hauptschauplatz der Begebenheiten in Jung Stillings Jugend, ebenso das Dörflein Grund, in der Lebensbeschreibung Tiefenbach genannt. Das Haus, worin Stillings Eltern lebten, ist eine bescheidene, verfallene Dorfwohnung; an einem gegenüberstehenden Wirtschaftsgebäude sieht man den Namen Eberhard Stilling in den Stein gehauen. Auf der Höhe, wo der Steinweg nach Siegen sich in das Dorf hinabsenkt, erinnert jetzt ein einfaches Denkmal an den Mann mit dem milden Auge, dessen Blicke nach etwas „jenseits dieser Welt" auszuschweifen und zurückzukommen schienen mit der „Kunde der Geister".

Wir lassen links hinter uns den 600 m hohen Ederkopf, auf dem dicht nebeneinander die südwärts gewendete Lahn, die westwärts strömende Sieg und die Eder entspringen, welche nordöstlich in das waldige Bergland dahinzieht, um in das dahinter liegende Gebiet der Fürsten von Sayn, die zu Wittgenstein und Berleburg, auf hohen schönliegenden Schlössern ihre Sitze haben, zu fließen. Die Eder, welche wie Sieg und Lahn nur in ihrer Quelle der westfälischen Provinz angehört, führte aus ihren Bergen früher gar Goldkörner in den herabrinnenden Wellen mit sich, so viele, daß hessische Landgrafen Dukaten daraus schlagen ließen mit der Umschrift: Sic fulgent litora Adranae auriflUae. Auch noch in neuer Zeit hat man versucht, aus dem tief in die Berge eingeschnittenen Flußbette Gold zu gewinnen.

Folgen wir der jungen Eder bis nach Raumland, einem Örtchen, das eine bemerkenswerte romanische Kirche und die besten Schiefergruben Westfalens besitzt, und biegen wir dann nach Norden in ein Seitenthal, dessen Wässerchen, die Odeborn, uns den Weg zu einem alten Bekannten, dem Kahlen Astenberg, hinaufweist. Zuerst müssen wir im Städtchen Berleburg Einkehr halten, wo uns das hochgelegene und prächtige, im Renaissance-Stil erbaute Schloß des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg anlockt. Wir besichtigen die Gewehrkammer, aber noch mehr erfreut uns der herrliche Baumschlag des sauberen, wohlgepflegten Schloßparkes. Dann folgen wir weiter der Odeborn bis nach Girkhausen und Neuastenberg; in diesem Bezirke ist ein eigenartiges Gewerbe im Betriebe, das uns an die Bewohner der bayrischen und Tyroler Alpen erinnert. Hier ist das Ackerfeld schmal und der Ertrag gering,



Schloß Rheda.





[illegible] an der [illegible]

Depinirt.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn



Siegen.

aber das Holz des Waldes in Fülle vorhanden, aus welchem der Fleiß und die Geschicklichkeit der Bewohner vielerlei Holzschnitzwaren verfertigt, nicht gerade künstlerisch, aber für den Gebrauch in Küche und Keller geeignet. Diese Gefäße und Geschirre aus Buchen- und Ahornholz bilden einen wichtigen Erwerbszweig des ärmlichen, aber schönen Thälchens.

Wir wenden uns wieder nach Süden, am hohen Horstberge vorbei über Saßmannshausen, eine Colonie von Zigeunern, welche unter dem Schutze der Grafen und Fürsten von Wittgenstein sich hier angesiedelt und arbeiten gelernt haben, nach Laasphe, einem kleinen Städtchen in anmutiger Umgebung mit Eisenwerken, Fabriken und Gerbereien. Das in der Nähe liegende Schloß Wittgenstein, dessen Ursprung ins neunte Jahrhundert und dessen Name auf Wittekind zurückgeführt wird, hat eine sehenswerte Kapelle und Gemäldesammlung. Die Umgebung des Schlosses ist außerordentlich romantisch. Nicht weit von demselben auf einem mit hohen Buchen bestandenen Hügel ist eine altgermanische Verschanzung in der Form eines kreisrunden Erdwalles erhalten, sie wird die „alte Burg" genannt. Das Geschlecht der Wittgensteiner Grafen, das um 1170 zuerst in der Geschichte auftritt, erwarb um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Berleburger Land vom Kloster Grafschaft. Dort wurde die Stadt Berleburg gegründet. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts vermählte sich die Tochter des letzten Grafen mit dem Grafen Salentin von Sayn, in dessen Besitz die Wittgenstein-Berleburger Güter übergingen. Dessen Nachkommen teilten sich 1605 in den Besitz. Die Wittgensteiner Linie ist im Jahre 1806, die Berleburger 1796 in den Fürstenstand erhoben. —

Doch wir kehren zurück nach Westen und wandern wieder durch emsig bebaute Thalflächen, bis in der Ferne auf hohem Bergrücken das altertümliche und verwitterte Siegen sichtbar wird. Den Gipfel der Höhe krönt das alte Schloß; die Stadt zieht jenseits den Bergrücken hinab bis ins Thal der Sieg, über welche zwei steinerne Brücken führen; dicht am Ufer des Flusses liegt das neue Schloß, geräumig, von hohen Mauern geschützt, mit einer hübschen Kirche und einfachen Räumen, die jetzt als Räume der Behörden dienen. Es ward im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Graf Friedrich Wilhelm Adolf aus der reformirten Linie Nassau-Siegen erbaut, während das alte Schloß die Residenz der katholischen Linie war. Unter der Schloßkapelle in der fürstlichen Familiengruft, zu der man unter der Säulenreihe der Vorderseite durch ein schweres eisernes Thor hinabsteigt, ruhen neben andern Gebeinen Nassau-Siegenscher Fürsten die Überreste des merkwürdigsten und größten von ihnen allen in reich verziertem Mausoleum — es sind die von Johann Moritz von Nassau-Siegen, der am 17. Juni 1604 zu Dillenburg geboren wurde und 1679 zu Cleve sein vielbewegtes Leben schloß. Er hatte in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges seine Studien auf den Hochschulen zu Basel und Genf unterbrochen, um, erst 16 Jahre alt, als Freiwilliger in das Heer der Generalstaaten einzutreten. In den Kämpfen wider die Spanier, wider Spinola und seine Räuberscharen in der Pfalz und am Rhein, dann in dem Treffen bei Grol (1627), Herzogenbusch (1629) und im weitern Verlaufe des Krieges zum Tage von Rheinberg (1633) hatte er sich Ruhm und Ehren erworben; im Jahre 1636 ernannte ihn die holländische westindische Kompagnie auf fünf Jahre zum Generalgouverneur und Ober-Admiral aller ihrer Besitzungen in Brasilien. In diesem Lande, wo er nun acht Jahre lang verwaltete, eroberte und ordnete, war seine Regierung musterhaft durch Staatsklugheit, Weisheit und Duldung. Er wurde der Erbauer von Freiburg, Boavista, Recief, Moritzstadt und Moritzschloß; er erbaute die erste Sternwarte in der neuen Welt. Die Ergebnisse seiner, den Naturwissenschaften zugewandten Studien legte er nieder in der zu Amsterdam 1643 gedruckten Historia naturalis Brasiliae und einem im Berliner Museum befindlichen handschriftlichem Werke, von seiner eigenen Hand geschrieben. Als 1644 sich unter den Leitern der westindischen Kompagnie kurzsichtige Eifersucht und politische Reibungen geltend machten, welche dahin führten, daß Johann Moritz aus seiner Stellung abberufen wurde, war der baldige Verfall der Ansiedlung die Folge dieser unvernünftigen Maßregel. Der Fürst aber wurde von den Generalstaaten zum Generallieutenant ihrer Kavallerie ernannt; in dieser Stellung erbaute er sich das Moritzhaus im Haag, welches noch heute die Altertümer und Kunstschätze der holländischen Residenz enthält. Aber nur drei Jahre blieb Johann Moritz in dieser

letzteren, da der große Kurfürst von Brandenburg ihn zu seinem Statthalter in den Landen Cleve, Mark und Ravensberg ernannte. Zehn Jahre später kam noch die Verwaltung des Fürstentums Minden hinzu. Das Walten des großen Staatsmannes erstrebte mit dem glücklichsten Erfolge das, was diesen durch den 30jährigen Krieg so stark mitgenommenen Ländern zunächst not that, die Rettung aus Zuständen von unsäglicher Verwirrung und Elend und sodann ihre organische Verbindung mit dem brandenburgisch-preußischen Staatswesen. Die hier erworbenen Verdienste des großen Statthalters wurden 1652 gelohnt durch das Herrnmeistertum des Johanniter-Ordens zu Sonnenburg. Ohne sein Ansuchen wurde er zugleich von Kaiser Ferdinand III. mit den übrigen Gliedern des Hauses Nassau in den Reichsfürstenstand erhoben, — den Elefanten-Orden, den man auf allen seinen Bildnissen sieht, hat ihm 1657 der König von Dänemark verliehen.

Als die Niederländer in ihren Krieg mit dem Bischof Christoph Bernard von Galen gerieten, wurde Johann Moritz mit der Führung ihrer Truppen betraut und drängte den kriegerischen Kirchenfürsten siegreich zurück. Im Jahre 1672 rettete er Amsterdam selbst durch die heldenmütige Verteidigung des zwei Stunden davon entfernt liegenden Forts von Muiders, das mit Hülfe der Wasserfluten, die durch die durchstochenen Deiche sich um den Ort ergossen, wider ein Heer von 140 000 Franzosen unter Condé und Turenne behauptet wurde. In der blutigen Schlacht von Senef (1674), in welcher er als Feldmarschall befehligte, gewann Johann Moritz die letzten Lorbeern; er zog sich bald nachher nach seinem Statthaltersitz in Cleve zurück, wo er in seiner bescheidenen Wohnung, „zu Berg und Thal," Bergenthal, am 20. Dezember 1679 starb. Als Erinnerung an ihn bewahrt noch die Nikolaikirche zu Siegen eine von ihm geschenkte silberne Taufschüssel auf, welche er von einem bekehrten afrikanischen Könige am Kongo erhielt, und die wegen einer hieroglyphischen Randschrift merkwürdig ist. Johann Moritz hat auch den Turm dieser Nikolai-Kirche mit einem offenen, bequem zu ersteigenden Rundgang versehen lassen, welcher ein prachtvolles Landschaftsbild überschauen läßt.

Siegen ist bekanntlich, wie es die neueste Forschung unzweifelhaft festgestellt, der Geburtsort von Peter Paul Rubens, der hier am 29. Juni 1577 das Licht der Welt erblickte. Zur Erinnerung an ihn ziert eine Gedenktafel das Rathaus. Ebenfalls zu Siegen geboren (29. October 1790) ist der Schulmann Diesterweg, der einen großen Einfluß auf die Gestaltung des Volksschulwesens in Preußen ausgeübt hat. In einem gewissen Gegensatze zu Overberg stehend, hat er doch große Verdienste um den Unterricht in den sogenannten „Realien". In der Kölner Straße bezeichnet eine Tafel sein Geburtshaus, und im nächsten Jahre, an seinem hundertsten



Kirche und Rathaus zu Siegen.

Geburtstage, soll ihm ein Denkmal gesetzt werden. — Schmucke neue Gebäude außerhalb der alten Stadtmauern. Gartenanlagen und Baumpflanzungen machen das Thal der Sieg äußerst freundlich; weiter hinab wird es von immer höheren Bergen umgeben, die teils felsig, teils von Eichen- und Buchenwaldungen bedeckt, von Dörfern, Mühlen und Hüttenwerken umlagert, ihren Fuß auf den Teppich frischgrüner Wiesen stellen. Rechts abwärts liegt der Hohenseelbach mit seinen Säulenfelsen, sechsseitigen Riesenkrystallen, die den abgeschnittenen Kegel des Berges überragen und tönen wie eine gewaltige Äolsharfe, wenn der Wind den hellen Silberklang des Basalts weckt. Siegen gegenüber am linken Ufer der Sieg steht der Heusling mit der schönen Aussicht auf die Türme und Schlösser und schieferbedeckten Häuser der steilen Bergstadt, das lebenerfüllte Sieg- und das Weißthal und die Ferndorf, auf den Kindelsberg und die Martinshard gen Norden und Osten; auf den Giebelwald mit hochragenden Fichten; im Südwesten seitwärts daneben das gebogene Horn der Gemswart, von der man sagt, daß sich ihre gerade Felsenspitze an einem Ostermorgen bei Sonnenaufgang nach Nordosten geneigt habe, um für einen Ritter in Schelden, der mit einem andren Ritter im Rechtsstreite lag, so ein Zeugnis, ein Gottesurteil abzugeben.

Die Ufer der Sieg werden abwärts immer schöner, höher und steiler, auf den Kuppen ihrer Berge mächtige Basaltmassen tragend; besonders zu bemerken ist der Herkersdorfer Köppel, auch Druidenstein genannt, wo durch die Grauwacke sich eine Basaltmasse emporgeschoben hat, deren fächerförmig angeordnete Säulen eine

Höhe von 20 m über die Bergkuppe erreichen. Auf einem steilen Berggipfel, dessen Fuß der Fluß benetzt, liegt die alte noch bewohnbare Veste Freusburg, die letzte, die wir ersteigen, um ihrer Aussicht auf das Siegthal, das Städtchen Kirchen, die Höhen des Siegerlandes und des Westerwaldes willen; sie ist ein Schloß der Grafen von Sayn, in der Sayn-Altenkirchenschen Hälfte des Siegener Landes, die einst Sachsen-Eisenach und nach ihm Brandenburg-Onolzbach besaß. Die Geschichte ihrer alten Besitzer bietet eine Verwirrung in den Stammtafeln dar, fast ebenso kraus, wie jene der frühern Herren der Grafschaft Siegen, die schon den Grafen von Laurenburg gehörte, als sie 1159 anfingen, sich von Nassau zu schreiben. Vielfach unter verschiedene Linien geteilt, sah sie sich 1806 unter Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau vereinigt, der aber durch einen Staatsvertrag 1815 seine nassauischen Länder (gegen das Großherzogtum Luxemburg) an die Krone Preußen abtrat, welche endlich 1817 aus dem ganzen Siegerlande einen Kreis bildete und ihn zum Regierungsbezirk Arnsberg schlug. —

Wir stehen am Ende unsrer Wanderung; die Wünschelrute in unsrer Hand, die von der alten Domstadt Minden bis hierher, über die eigentlichen Marken des Vaterlandes hinaus, auf so manchen hellsprudelnden Quell der Poesie und Romantik wies, ist müde geworden und will nicht frisch wie früher mehr anschlagen. Aber weigert sie auch den Dienst als Quellenfinderin, wir bedürfen ihrer nicht, um einen Born immer in frischen Strömen zu finden, den Born des Heimatgefühls und der Heimatliebe in uns selber. Wie der Gedanke den starren Stoff, der innere Sinn die That, hebt das Heimatgefühl das Vaterland in das Reich der Poesie hinauf. Seid ihr ohne dieses Gefühl, hat das Leben es in euch erstickt, so wirft euch der Zufall auf einer fremden Erde, in einer fremden Welt umher, die euch feindlich kalt, dem sehnsüchtigen Suchen eurer Seele stumm bleibt und euch weiter schleudert wie eine Welle, einem fernen unbekannten Meere zu — arme Weltbürger mit einem armen Gotte, der Ersatz bieten soll, dem Pan! Ist dies Gefühl dagegen euch treu geblieben, so wurzelt euer Sein auf einem von der Poesie überschleierten Grunde, über dem wie ein süßer Duft das hoffnungs- und einbildungsreiche Träumen eurer frühesten Tage, alle die frommen Wünsche und Empfindungen eurer reinsten heiligsten Lebensstunden liegen. Eurem Sein, eurem ganzen Leben bleibt mit dem Heimatgefühl etwas wie der Schutz der Mutterbrust. Denn wie euch die liebe Mutter Blut und Leben, so hat die traute Heimat euch ein tiefes Gefühl und inniges Empfinden verliehen, das euch, mögt ihr in der fremden Welt auch buntere Bilder schauen, andere Worte hören und mitreden, andere Regeln und Sitten anlernen, nie verloren gehen wird, das ihr ansehen und achten lernet als einen kostbaren Schatz, der alle fremden

Güter überragt und euch oft festen Halt und Schutz gewährt in den Fährnissen eines stürmischen Lebens. Und wie wohl es euch thut, immer wieder zu leben in den tausend Erinnerungen an die Heimat, die nicht nur die Gedanken des Tages, sondern auch die Träume der Nächte erfüllen; wie zaubrisch klingen sie an euer Ohr, die lieben süßen Laute, die ihr zuerst vernahmet aus dem Munde der Mutter, die ihr zuerst gelallet; wie herzlich begrüßt ihr den lieben Genossen aus der Heimat und tauschet mit ihm die Erlebnisse eurer fröhlichen Jugendzeit! Und in diesem Sinne rufe ich mit allen lieben Landsleuten, besonders mit denen, die in der Ferne unserm schönen und herrlichen Westfalen ein treues Gedenken bewahren, der lieben Heimat den schönen Gruß zu, den ein Sohn des Süderlandes, unser werte Freund Joseph Wormstall gesungen hat.

Gruss an Westfalen.

Westfalenland, Westfalenland,
O Land, wo meine Wiege stand!
Da weilt mein Herz, es kann nicht fort,
Ich find' es ewig wieder dort.
Und wandr' ich über Land und Meer,
Es zieht mich mächtig wieder her
Zu dir, zu dir, Westfalenland,
Zu dir, mein schönes Heimatland,
Zu dir, zu dir, Westfalenland!

Und fahr' ich durch die Porta ein,
Und blinkt der blauen Weser Schein,
Seh' ich den Teutoburger Wald,
Und Hermanns, Wittekinds Gestalt:
Dann bebt das Herz mir in der Brust
Vor heißem Weh und stolzer Lust.
O Weserland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Und durch die Senne licht und weit
Zieh'n Bilder aus der Väter Zeit:
Der Sachsen wilde Sturmgewalt,
Des Frankenkönigs Hochgestalt,
Und Friede dann am Paderquell,
Das erste Glöcklein leutet hell.
O Paderland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Und weiter zwischen Lipp' und Ruhr
Da wölbt sich deine Hochlandsflur;
Da wogt das Korn, da blüht der Lein,
Viel Türme rings aus grünem Stein,
Da steht der Schäfer wie im Traum,
Er schaut die Schlacht am Birkenbaum.
Du Helwegland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Gruß dir im Süden, bergig Land,
In deiner Ströme Silberband,
In deines Eichwalds grüner Nacht,
In deiner Felsen wilder Pracht!
Kapellen schimmern von der Höh,
Am Waldsaum lauschen Hirsch und Reh.
O Süderland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Und komm' ich dann zur stolzen Mark,
Da wohnen Männer eisenstark,
Die schlagen mit des Hammers Macht
Die Schätze aus des Berges Schacht;
Die alte Reichsstadt glänzt darein,
Die Linde grünt am Vemestein:
Du Land der Mark, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Wie schön um Ems' und Lippe spannt
Sich Osnabrück und Münsterland!
Da hebt an Busch und Kamp und Bach
Der Sassenhof sein Giebeldach;
Wallhecken grün und Heiden wild,
Am Wege steht manch Heil'genbild.
Du Emseland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Wie prangt im grünen Lindenkranz
Der schönen Hauptstadt alter Glanz!
Da flog nach dreißigjähr'gem Strauß
Die Taube mit dem Ölzweig aus
Vom Rathausgiebel, hoch im Blau,
Durch Deutschland über Berg und Au.
O Münsterland, Westfalenland,
Ich grüße dich, mein Heimatland,
Ich grüße dich, Westfalenland!

Westfalenvolk, du frei Geschlecht,
Ihr starken Männer, schlicht und echt,
Ihr milden Frauen, treu und zart,
Die ihr bewahrt die deutsche Art
Auf roter Erde weitem Rund,
Ich' grüß euch all aus Herzensgrund.
Du trautes Land, Westfalenland,
O schirm dich Gott, mein Heimatland,
O schirm dich Gott, Westfalenland!



Ortsverzeichnis.

A.

Adolfsburg 333.
Allagen 277.
Alme 296.
Alt-Astenberg 301.
Altena 345 fgd.
Altenbeken 85, 87.
Altenberg 168.
Altenhundem 332, 337.
Angelmodde 230.
Antfeld 298.
Ardey 377.
Arensburg 23.
Arnsberg 309 fgd. u. öfter.
Assen, Haus 278.
Attendorn 115, 334 fgd., 401.
Aulhausen 26.

B.

Babilonie 146.
Baldenei 387.
Balve 328.
Bamenol 337.
Barmen 410.
Belecke 277.
Bentheim 195.
Bentlage, Kloster 195.
Bergkirchen 142.
Berlebeck 130.
Berleburg 416.
Bevergern 154, 195.
Beverungen 59.
Bielefeld 149 fgd.
Billerbeck 19, 235, 241, 396, 398.
Bilstein 333.
Bilstein (bei Warstein) 317.
Binolen 327.
Blankenau 59.
Blankenstein 384.
Bochum 264.
Böddeken, Kloster 291.
Bökendorf 108.
Bonenburg 85.
Borbeck 390.
Borgholzhausen 155, 157.
Borgloh 168.
Borken 153, 238.
Bornstapel 33.
Brackel 350.
Brake, Schloß, 128.
Brakel 95, 101.
Bredenei 395.
Brenken 294.
Brilon 297, 306, 335, 401.
Brochterbeck 182.
Broich, Schloß 399.
Bruchhausen 303, 304.
Bruchhauser Steine 304.
Bruchhausen bei Arnsberg 320.
Brunsberg 57.
Bünde 142, 148.
Büren 294.
Busch, Haus 375.

C.

Cappenberg 241 fgd.
Coesfeld 235.
Corvey 15, 48 fgd. und öfter.

D.

Dahl 380.
Darfeld (Schloß) 235, 236.
Daseburg 76.
Dechenhöhle 364 fgd.
Desenberg 15, 76.
Detmold 113, 122, 130.
Dissen 155.
Dortmund 250 fgd.
Dörenberg 167.
Dörenther Klippen 184.
Driburg 87.
Dringenberg 105, 282.
Drolshagen 337.
Drüggelte 277.
Dünne 148.

E.

Ebbegebirge 338.
Ederkopf 416.
Eggenrode 235.
Eisbergen 17.
Elberfeld 411.
Elsen 279.
Elsey 362.
Emde 95.
Enger 137 fgd.
Erpernburg 294.
Essen 264, 387 fgd.
Eversberg 308.
Everswinkel 230, 324.
Externsteine 115 fgd.

F.

Ferndorf 420.
Freckenhorst 231.
Freienohl 374.
Freudenburg 413.
Freusburg 421.
Fröndenburg 324, 353.
Fürstenberg bei Höxter 58.
Fürstenau 23.

G.

Gehrden 93, 105.
Gemen (Schloß) 238, 239.
Genna 357.
Georgs-Marienhütte 170.
Gesmold 160.
Gevelinghausen 306.
Gevelsberg 400, 409.
Giebelwald 413.
Ginsberg 416.
Girkhausen 416.
Glintfeld 301.
Grafschaft, Kloster 331.
Gravenhorst, Kloster 181, 187.
Greven 168.
Grevenbrück 337.
Grevenburg 112.
Grotenburg 122.
Grund 416.
Grüne 357.
Godelheim 95.

H.

Hachen 314.
Hagen bei Osnabrück 168.
Hagen 399.
Halle 155.
Hameln 15, 40 fgd.
Hamm 249, 261, 349, 353, 409.
Handorf 234.
Hardehausen 85.
Hardenstein 322.
Hattingen 385.
Hausberge 29.
Havixbeck 238.
Heerse 81, 86.
Heiligenkirchen 130.
Hellefeld 314.
Helmarshausen 62.
Hemer 329.
Herdecke 31, 260, 375 fgd.
Herdringen, Schloß 320.
Herford 132 fgd., 146.
Herkersdorf 420.
Hermannsdenkmal 123.
Herstelle 59.
Herzebrock 237.
Herzfeld 287.
Hilchenbach 414.
Hinnenburg 95.
Hirschberg 313, 317.
Hohenbolte 235.
Hohenlimburg 358 fgd.
Hohenseelbach 420.
Hohensyburg 372 fgd.
Hoher Pön 64.
Homert 338.
Hörde 264, 377.
Horkenstein 386.
Horn 115.
Horstmar 199, 235.
Hövel 314.
Hovestadt 278.
Höxter 55 fgd.
Hugenpoet, Schloß 399.
Hülshoff 228.
Hüsten 291, 320.

J.

Jacobsberg 29.
Ibbenbüren 180, 187.
Iburg (bei Driburg) 31, 92.
Iburg (bei Osnabrück), 23, 155, 161 fgd.
Isenburg 386, 402, 409.
Iserlohn 368 fgd.
Isselhorst 137.

K.

Kahler Astenberg 302 fgd., 416.
Kalteiche 414.
Karlshafen 62.
Karlsschanze 84.
Kettwig 388, 399.
Kirchen 421.
Kirchhundem 332.
Kleinenberg 84.
Klusenstein 327.
Klüt 43.
Klutert, Höhle 409.
Köterberg 43.
Krombach 413.
Krukenburg 62.
Krupps Werke 393.
Küstelberg 301.
Kutenhausen 26.

L.

Laasphe 417.
Laër, Schloß 309.
Landsberg, Schloß 399.
Langen, Haus 233.
Ledde 181.
Leeden 168, 181.
Leese 17.
Lemgo 129.
Lengerich 182.
Lenhausen 338.
Letmathe 357.
Liesborn 263, 279.
Lippborg 278.
Lipperode 128.
Lippspringe 279, 280.
Lippstadt 279.
Lohbusch 17.
Lübbecke 146.
Lügde 45, 113.
Lünen 260.
Lütkenbeck 236.

M.

Marienmünster 112.
Mark, Haus 347.
Martinshard 414.
Matfeld, Schloß 410.
Mecklinghausen 277.
Melle 160.
Menden 326.
Meschede 308, 374.
Minden 15 fgd. u. öfter.
Möllenbeck, Kloster 33.
Münster 200 fgd. u. öfter.
Mülheim (Möhne) 277.
Mülheim (Ruhr) 399.
Müsen 414.

N.

Neheim 320.
Neu-Astenberg 416.
Neuenbeken 85.
Neuenheerse 86.
Neuhaus 23, 280.
Neuhoff 342.
Niedereimer 320.
Niedermarsberg 64 fgd.
Nienbrügge 349, 402, 409.
Nordenau 302, 332.
Nordhelle 338.
Nordkirchen, Schloß 239, 341.
Notteln 241, 235, 398.
Nuttlar 306.

O.

Obermarsberg 64 fgd.
Oefte, Haus 399.
Oelde 167.
Oestrich 357.
Oeynhausen 31.
Olpe 333.
Olsberg 303, 306.
Örlinghausen 149.
Osnabrück 171 fgd. u. öfter.
Osning 81.
Ostbevern 233.
Ostenwalde 166.
Ottenstein 22.

P.

Padberg, Burg 401.
Paderborn 280 fgd. u. öfter.
Paschenburg 36.
Pasel 338.
Petershagen 22, 23, 26.
Plettenberg 339.
Pödinghausen 145.
Polle 47.
Porta Westfalica 8, 30, 31.
Pungelscheid 342.
Pyrmont 45 fgd.

R.

Ramsbeck 306.
Raumland 416.
Ravensberg 155.
Ravensburg 156.
Rehme 26, 31.
Rheda, Schloß 237.
Rheder, Schloß 102.
Rheine 154, 168, 195.
Riesenbeck 187.
Rinkerode 379.
Rinteln 35.
Rittershausen 411.
Rodenburg 317.
Rönkhausen 338.
Rothenfelde 159.
Roxel 235.
Rumbeck 309, 374.
Rüschhaus 227.
Rüthen 277.

S.

Saalhausen 332.
Saarn 399.
Salzbergen 196.
Salzkotten 294.
Sanssouci 327.
Sassenberg 232.
Saßmannshausen 417.
Schaumburg 36.
Schelden 420.
Schellenberg, Schloß 387.
Schmallenberg 331.
Schieder 113.
Schildesche 144.
Schmechten 108.
Schnellenberg, Schloß 334.
Schöppingen 235.
Schwalenberg 45.
Schwarzenberg 338.
Schwelm 403, 409.
Schwerte 371.
Sedemünster 42.
Segelhorst 37.
Sieben Quellen 170.
Siebenstern 105.
Siegen 418 fgd.
Silbach 306.
Soest 264 fgd. u. öfter.
Solling 51.
Sparrenburg 149.
Stadtberge 64 fgd., 401.
Steele 387.
Steinhausen 381.
Steinheim 113.
Steinfurt, Burg 198.
Steinmühle 47.
Stemmer 26.
Stockkämpen 159.
Stoppelberg 113.
Stromberg 237.
Südhemmerde 26.
Sundern 314.
Sundwich 329.
Sundwicher Felsenmeer 330.
Süntel 35.
Syburg 372.

T.

Tatenhausen 159.
Tecklenburg 179 fgd.
Thienhausen 109.
Tönsberg 131, 148.
Totenhausen 26.

U.

Ulenburg 160.
Unna 264.

V.

Varenholz 33.
Velmede 306.
Villigst 371.
Vinnenberg, Kloster 233.
Volmarstein 377.
Vornholz 291.
Vlotho 17, 32, 144.

W.

Warburg 69 fgd.
Warendorf 151, 168, 231.
Warstein 317.
Warsteiner Höhle 317 fgd.
Wasserfall 305.
Weddinghausen, Kloster 312.
Wehrden, Schloß 57.
Welda 75.
Werden 395 fgd.

Werdohl 342.
Werl 264.
Weierscharte s. Porta Westf.
Westbevern 233.
Westheim 69, 403.
Westhoven 350, 372.
Wetter 249, 353, 375.
Wewelsburg 288.
Wichlinghausen 411.
Wiedenbrück 237.
Wildewiese 338.
Wilhelmsdorf 153.
Wilkinghege, Schloß 323.
Willebadessen 84, 86.
Wilzenberg 332.
Winterberg 301, 335.
Wittekindsberg 29.
Witten 31, 381.
Wittgenstein, Schloß 417.
Wocklum 374.
Wolbeck, 23, 230.
Wormeln 75.
Wünnenberg 252.
Wupperfeld 411.

Verzeichnis der Vollbilder.

		Seite
1.	Titelbild. Stahlstich.	
2.	Porta Westfalica. Stahlstich	8
3.	Arensburg. Stahlstich	22
4.	Wittekindsberg und Hausberge. Autotypie	30
5.	Steinmühle. Stahlstich	48
6.	Corvey, Schloß. Stahlstich	50
7.	Extersteine. Stahlstich	120
8.	Hermannsdenkmal. Stahlstich	122
9.	Detmold. Lichtdruck	130
10.	Bentheim, Schloß. Lichtdruck	196
11.	Rathaus zu Münster. Stahlstich	210
12.	Hülshoff, Haus. Lichtdruck	228
13.	Darfeld, Schloß. Lichtdruck	236
14.	Rheda, Schloß. Lichtdruck	238
15.	Gemen, Schloß. Lichtdruck	240
16.	Nordkirchen, Schloß. Lichtdruck	240
17.	Cappenberg, Schloß. Lichtdruck	248
18.	Dom zu Paderborn. Stahlstich	284
19.	Wewelsburg. Stahlstich	288
20.	Arnsberg. Autotypie	310
21.	Warsteiner Höhle. Autotypie	318
22.	Herdringen, Schloß. Lichtdruck	320
23.	Klusenstein. Stahlstich	326
24.	Sundwicher Höhle. Stahlstich	330
25.	Bilstein. Stahlstich	332
26.	Schnellenberg, Schloß. Lichtdruck	334
27.	Schwarzenberg, Schloß. Stahlstich	338
28.	Altena. Autotypie	346
29.	Hohenlimburg. Stahlstich	362
30.	Orgelgrotte. Autotypie	366
31.	Wetter. Stahlstich	376
32.	Volmarstein. Stahlstich	380
33.	Hardenstein. Stahlstich	382
34.	Blankenstein. Stahlstich	386
35.	Hagen. Autotypie	400
36.	Freusburg. Stahlstich	420



Verzeichnis der Textbilder.

		Seite
1.	Freistuhl in Dortmund	1
2.	Dom in Minden	24
3.	Kanzel im Dom zu Minden	25
4.	Oeynhausen	32
5.	Kloster Möllenbeck	34
6.	Schaumburg und Paschenburg	36
7.	Rattenfängerhaus in Hameln	41
8.	Aus Pyrmont	44
9.	Schloß zu Pyrmont	45
10.	Levin Schücking	46
11.	Polle an der Weser	47
12.	Krypta zu Corvey	49
13.	Thor von Corvey	52
14.	Schloß Wehrden	58
15.	Karlshafen	62
16.	Ober-Marsberg	65
17.	Nieder-Marsberg	67
18.	Der Sackturm zu Warburg	71
19.	Warburg	74
20.	Der Desenberg	78
21.	Driburg	89
22.	Die Hinnenburg	96
23.	Schloß Rheder	102
24.	Burg Dringenberg	106
25.	Thienhausen	110
26.	F. W. Weber	111
27.	Rottmeister von Horn	114
28.	Die Externsteine vom See aus gesehen	116
29.	Kreuzabnahme	118
30.	Schloß Brake	128
31.	Nikolaikirche zu Lemgo	129
32.	Rathaus zu Lemgo	131
33.	Berlebeck	133
34.	Chor der Stiftskirche in Herford	136
35.	Grab Wittekinds	140
36.	Kirche zu Enger	145
37.	Sparrenberg bei Bielefeld	149
38.	Ravensburg	157
39.	Iburg	161
40.	Hasebrücke bei Osnabrück	167
41.	Osnabrück	171
42.	Der Dom zu Osnabrück	173
43.	Die Marienkirche zu Osnabrück	175
44.	Justus Möser	177
45.	Portal der Tecklenburg	180
46.	Haus Vögeding, ein münsterländischer Bauernhof	190
47.	Burg Steinfurt	197
48.	Königliches Schloß zu Münster	202
49.	Schloßgarten zu Münster	203
50.	Der Dom zu Münster	206
51.	Der Kapitelsaal	208
52.	Der Friedenssaal	209
53.	Der Festsaal des Rathauses zu Münster	212
54.	Die Ludgerikirche zu Münster	219
55.	Christoph Bernard von Galen	224
56.	Rüschhaus	225
57.	Annette von Droste-Hülshoff	227
58.	Grabdenkmal der Fürstin Gallitzin	230
59.	Taufstein i. d. Pfarrkirche zu Freckenhorst	231
60.	Haus Schücking zu Sassenberg	232
61.	Gröningers Kreuzigungsgruppe auf St. Mauritz	234
62.	Dorfkirche zu Eggenrode	236
63.	Rathaus zu Dortmund	257
64.	Die St. Reinoldskirche zu Dortmund	261
65.	Die Liebfrauenkirche zu Dortmund	263
66.	Das Nibelungenthor zu Soest	267
67.	Die Wiesenkirche zu Soest	276
68.	Ruinen der Burg Lippspringe	279
69.	Brunnenhaus zu Lippspringe	280
70.	Das Schloß zu Neuhaus	281
71.	Die Abdinghof-Kirche zu Paderborn	283
72.	Das Rathaus zu Paderborn	287
73.	Die Parapluiebäume bei Salzkotten	293
74.	Das Deckerthor zu Brilon	295

	Seite
75. Das Rathaus zu Brilon	297
76. Die Bruchhauser Steine	304
77. Schloß Laer	309
78. Fröndenberg	323
79. Der Sturzfelsen im Hönnethal	325
80. Die Balver Höhle	328
81. Das Sundwicher Felsenmeer	330
82. Burg Schnellenberg	334
83. Kirche zu Drolshagen	336
84. Mönch und Nonne bei Letmathe	358
85. Hohenlimburg	360
86. Dechenhöhle I.	364
87. Dechenhöhle II.	365
88. Hohensyburg	373
89. Vinckedenkmal	375
90. Steindenkmal	378
91. Harkortdenkmal	379
92. Blankenstein	385
93. Die Münsterkirche zu Essen	391
94. Krupps Werke	393
95. Die Abteikirche zu Werden	396
96. Werden an der Ruhr	398
97. Kettwig	400
98. Schloß Matfeld	410
99. Siegen	417
100. Kirche und Rathaus zu Siegen	420



Zusätze.

Zu S. 28. Der hier erwähnte Lord George Sackville war der dritte Sohn des ersten Herzogs von Dorset; dieser Titel ist mit dem 1843 verstorbenen fünften Herzog erloschen und wird heute nicht mehr in der englischen Peerage aufgeführt.

Zu S. 58. Nicht, wie dort gesagt, war es Franz Arnold Frhr. Wolff-Metternich, sondern sein Oheim Hermann Werner Frhr. Wolff-Metternich, Fürstbischof von Paderborn, welcher, der Sage nach, in dem alten Turm wohnend, dem Ausbau des von ihm von denen von Amelunxen angekauften Schlosses Wehrden zugeschaut hat. Auf ihn und Wehrden bezieht sich auch „der Fundator" von Annette von Droste-Hülshoff.

Zu S. 144. Der Steinsessel Wittekinds, aus einem Granitblock gehauen, mit alten Inschriften und Wappen verziert, ist an dem Wege in der Nähe des Hartwigschen Gehöftes, das im Oktober 1839 durch Feuer zerstört wurde, aufgestellt. Nach einer andern Sage haben über diesem Sessel sich Karl und Wittekind die Hände zum Frieden gereicht und später diente der Stein dem Grafen als Freigerichtsstuhl. So lange derselbe auf dem Hofe von Hartwig stand, war dieser frei vom Zehnten.





